Leibniz und seine Zeit.

Populäre Vorlesungen

gehalten

im Anfange des Jahres 1869

von

Ludwig Grote,
Pastor a. D.

Hannover 1869.
Buchhandlung von Carl Brandes.
(Breitestraße 6.)

Q. F. 548

9. 7. 48

Leibniz und seine Zeit.

Populäre Vorlesungen

gehalten

im Anfange des Jahres 1869

von

Ludwig Grote,
Pastor a. D.

Hannover 1869.
Buchhandlung von Carl Brandes.
(Breitestraße 6.)

Vorwort.

Da ich, während der Verfaßer in Frankreich war, den Druck dieser Vorlesungen besorgt habe, so verstatte man mir, denselben ein kurzes Wort vorauszuschicken.

Es war kühn — niemand weiß das beßer, als er selbst —, daß mein lieber Freund nach seiner Uebersiedelung nach Hannover im vorigen Herbste den Entschluß faßte, im Laufe des Winters dort in einem Rahmen von zwölf Vorlesungen*) ein Bild Leibnizens und seiner Zeit darzubieten. Denn der Gegenstand ist so eigenartig und großartig und der Stoff so reichhaltig und mannigfaltig, daß eingehendere und umfaßendere Studien, als sie in diesem Falle selbst bei angestrengtester Arbeit und völligster Hingebung möglich waren, erforderlich schienen, um aus dem Stoffe ein treues und entsprechendes Bild herzustellen. Die Absicht war deshalb auch nur darauf gerichtet, das zugänglichste des hie und da zerstreuten Stoffes zu sammeln und zu sichten, und das daraus vor der eigenen Seele sich gestaltende Bild durch die persönliche Darstellung in mündlichem Vortrage einem Kreise mitzutheilen, von welchem eine nachsichtige Beurtheilung erwartet werden durfte.

Indessen wurde, schon während der Vorlesungen und als dieselben um Ostern d. J. beendigt waren, aus dem Kreise der

*) Nur zwölf der folgenden Vorlesungen sind gehalten, wobei die vierte und fünfte in eine zusammengefaßt wurden.

Hörer und ſonſt mehrfach der Wunſch ausgeſprochen, daß dieſe Vorleſungen gedruckt werden möchten. Der Verfaßer hatte ſeine Bedenken: manches, meinte er, was beim mündlichen Vortrage ſeinen augenblicklichen Zweck erfülle, zeige ſich als ungenügend, wenn es für die Dauer der Oeffentlichkeit übergeben werden ſolle; und eine Ueberarbeitung des in Eile zuſammengerafften und geſtalteten Stoffs war nicht thunlich, da eine anderweite Berufsthätigkeit hindernd dazwiſchentrat. So blieb nichts übrig, als die ausgeſprochenen Wünſche unerfüllt zu laßen, oder die Vorleſungen faſt ganz in ihrer urſprünglichen Geſtalt dem Drucke zu übergeben.

Auf die Entſcheidung für das letztere iſt mein Rath und mein Eintreten in die noch erforderliche Arbeit nicht ganz ohne Einfluß geweſen, und ich habe deshalb an Lob oder Tadel, welche dieſer Veröffentlichung begegnen mögen, einigen Antheil. Ich hoffe aber auf Dank. Denn nach meiner Meinung ſtellt der Verfaßer in dieſen Vorleſungen das Bild eines großen Mannes und einer merkwürdigen Zeit uns ſo vor Augen, daß deren eigene Züge und deren Beziehungen zur Gegenwart lebendig hervortreten.

Hehlen a. d. Weſer,
im Auguſt 1869.

Ültzen.

Inhalt.

	Seite.
1. Leibnizens Jugendgeschichte und Bildungsgang	1.
2. Leibnizens Wanderjahre	33.
3. Schriftstellerische Thätigkeit in Mainz	60.
4. Die Aegyptische Expedition	98.
5. Das Ausland und die Heimat	121.
6. Der Herzog Johann Friedrich und Leibnizens Berufung nach Hannover	146.
7. Leibnizens Wirksamkeit unter Johann Friedrich	173.
8. Leibniz als Bekämpfer der Hexenprocesse	209.
9. Der Regierungswechsel in Hannover und Leibnizens Persönlichkeit	237.
10. Leibnizens Leben und Wirken unter Ernst August	267.
11. Leibniz als Diener und Geschichtsschreiber des Welfenhauses und als Biograph des Kurfürsten Ernst August	299.
12. Zwei edle Frauengestalten	336.
13. Leibniz als Universalgenie, Polyhistor, Schriftsteller, Politiker und Patriot	378.
14. Leibnizens Unionsbestrebungen und seine Stellung zu Kirche und Christenthum	408.
15. Der Kurfürst Georg Ludwig und die Königin Sophie Charlotte, oder Hannover und Berlin	441.
16. Leibnizens Verhältnis zu Wolfenbüttel, Petersburg, Dresden und Wien	486.
17. Leibnizens letzte Lebensjahre und Lebensende	531.

Erſte Vorleſung.

Leibnizens Jugendgeſchichte und Bildungsgang.

H. V. Der Mann, mit dem wir uns hier beſchäftigen wollen, Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz, ragt durch Geiſt und Gaben, durch umfaßende Kenntniſſe und erfolgreiche Wirkſamkeit nicht nur unter den Menſchen gewöhnlichen Schlages, ſondern unter den erſten Männern unſers Volkes hervor. Er gleicht einem rieſigen Berggipfel, der ſein Haupt in die Wolken hebt und wie ein König des Gebirges alle ihn umlagernden Höhen beherrſcht und auf ſie herniederſchaut. Darum verdient er denn die Beachtung aller nachkommenden Geſchlechter, vorzüglich aber die Beachtung derer, welche ihn im beſonderen Sinne den ihren nennen dürfen. Denn wir Nachgebornen ſind es ja, die auf ſeinen Schultern ſtehen und oft ohne es zu wißen von den Früchten ſeines Fleißes und ſeiner Begabung zehren.

Dieſe Beachtung hat dem großen Manne denn auch in der Stadt, der er die längſte Zeit ſeines Lebens angehörte, nie ganz gefehlt. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vereinigten ſich mehre patriotiſche Hannoveraner, *) um durch freiwillige Beiträge ein Leibnizdenkmal zu begründen. Daſſelbe beſteht aus einer einfachen Büſte in einem ſchirmenden Tempel mit der Inſchrift „genio Leibnitii“ und hat bekanntlich in der Nähe des jetzigen Waterlooplatzes ſeine Stätte gefunden. Sodann im Jahre 1846 wurde zur zweiten Säcularfeier des Leibniziſchen Geburtstages von Dr. Grotefend ein Leibnizalbum herausgegeben, das

*) Es ſind der Kriegsrath v. Reden, die Commerzräthe Patje, Ramberg und Höpfner und der Canzleiſecretair Brandes. Die öffentliche Aufforderung, welche ſich nur an die Bewohner der Kurhannoverſchen Lande wandte, iſt vom 29. Auguſt 1787 datirt.

mehre werthvolle Stücke aus dem reichen Handschriftenschatze der königlichen Bibliothek ans Licht zog und, außer einer Abbildung des Leibnizdenkmals als Titelvignette, auch das Bildnis des großen Mannes selbst und eine Abbildung seines Wohnhauses *) brachte. Eben dieses Wohnhaus Leibnizens — es liegt bekanntlich an der Schmiedestraße (№ 10) und ist durch seine eigenthümliche Bauart eben so merkwürdig, als durch seinen langjährigen Insassen — eben dieses Wohnhaus war kurz vorher durch den hochseligen König Ernst August angekauft, damit es so lange als möglich in unveränderter Gestalt an den treuen Diener des Welfenhauses erinnern möge.

Noch mehr als durch die Errichtung jenes Tempels und durch den Ankauf und die Conservirung dieses Hauses wurde Leibnizens Andenken von Sr. Majestät dem Könige Georg V. durch die Herausgabe seiner meist handschriftlich hinterlaßenen Werke geehrt. Diese durch königliche Munificenz ermöglichte Gesamtausgabe, womit der Archivrath Dr. Onno Klopp beauftragt wurde, begann im Jahre 1864. Bis zum Jahre 1866 lieferte der fleißige und sorgfältige Herausgeber in rascher Reihenfolge fünf prachtvoll ausgestattete Bände in Großoctav, welche sich die Anerkennung des ganzen gelehrten Deutschlands erwarben. Gleichwohl wurde die Fortsetzung dieses nationalen Werkes von der Regierung des Staates unterdrückt, welcher sich rühmt, die Größe der Deutschen Nation, d. h. die freie Entwickelung Deutschen Geistes und Deutschen Wesens, herbeigeführt zu haben oder wenigstens herbeiführen zu wollen.

Sie sehen aus den angeführten Thatsachen, daß, wenn auch die neue Aera dem Andenken des großen Todten nicht sehr günstig ist, wenigstens Hannovers Volk und Fürsten dasselbe geehrt und seine Verdienste allezeit dankbar anerkannt haben. Dennoch ist Leibnizens Leben und Wirken nicht nur vielen Deutschen, sondern auch vielen Hannoveranern eine terra incognita (ein unbekanntes Land). Die Meisten kennen von ihm nicht viel mehr, als seinen berühmten Namen. Leibniz, wiewohl durch und durch ein Mann der Praxis, der fast auf allen Ge-

*) Das Portal, dessen Erbauer Carl von Lüde ist, trägt die Inschrift: Posteritati, Anno 1652.

bieten des Lebens in die Entwickelung der Dinge bald anregend, bald neugestaltend eingegriffen hat, erscheint den Meisten nur als der große Denker, als der gelehrte Philosoph, der auf einsamer Höhe der Wißenschaft isolirt und für gewöhnliche Menschen unnahbar dasteht. So ist es ihm denn vorzugsweise gegangen, wie er selbst das Loos unsrer meisten großen Landsleute beschreibt. „Deutschland, sagt er, ist das einzige Land in der Welt, welches den Ruhm seiner großen Landeskinder weder anzuerkennen noch unsterblich zu machen weiß; es vergißt sich selbst und die Seinen, wenn es nicht von den Fremden an seine Schätze erinnert wird.“ Dieß Wort hat sich an keinem mehr erfüllt, als an dem, der es geschrieben hat. Haben doch Ausländer zuerst seine zerstreuten Schriften gesammelt, und hat doch erst kürzlich ein Preußischer Cultusminister seine unglaubliche Unbekanntschaft mit dem Leben und Wirken eines der größten Deutschen dadurch an den Tag gelegt, daß er in öffentlicher Rede Leibniz als den Begründer der Universität Göttingen bezeichnet hat.

Damit wir nun nicht auch in solcher Weise an diesem Deutschen Landeskinde und einstigen Mitbewohner unsrer Stadt uns versündigen, so habe ich geglaubt, sein Andenken durch einige öffentliche Vorlesungen unter uns wieder auffrischen zu sollen. Doch lautet das Thema, das ich angekündigt habe, nicht Leibniz, sondern Leibniz und seine Zeit, und es so zu faßen, dazu würde ich mich selbst dann berechtigt halten, wenn ich die Absicht hätte, lediglich den Lebensgang dieses Mannes, seine Wirksamkeit und seine Bedeutung auf allen Gebieten des menschlichen Wißens und Strebens ins Auge zu faßen. Denn diese Aufgabe könnte nicht gelöst werden ohne vielfache Rücksichtnahme auf das Zeitalter, dem Leibniz angehörte. Schwerlich möchte ein zweiter Lebenslauf angetroffen werden, in welchem sich das Bild eines ganzes Zeitalters so deutlich und umfaßend abspiegelt, als in unserm Leibniz die Deutsche Zeit in der zweiten Hälfte des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Und wenn ich es mir nun noch besonders zur Aufgabe gestellt habe, auf einzelne interessante Punkte jener Zeit, die zur Sprache kommen werden, möglichst helle Schlaglichter fallen zu laßen, so glaube ich nicht zu viel zu versprechen, wenn ich sage, daß ich Sie mit Leibniz und seiner Zeit bekannt machen will.

Erwarten Sie übrigens von mir, hochverehrte Verſammlung, nichts außerordentliches, ja, nicht einmal etwas neues, auf eignen, tiefer gehenden Forſchungen beruhendes. Schon die Kürze der Zeit, welche mir zur Vorbereitung dieſer Vorleſung vergönnt war, würde es mir unmöglich gemacht haben, den ungeheuren Stoff ſelbſtſtändig zu durchdringen, zu bewältigen und zu geſtalten, ſelbſt wenn die geringe Kraft dazu ausgereicht hätte. Es iſt aber in neueſter Zeit viel geſchehen, um den großen Mann von verſchiedenen Seiten zu beleuchten. Es ſind in beſonderen Monographien, Vorträgen und Abhandlungen einzelne Abſchnitte ſeines Lebens, einzelne Richtungen ſeines Geiſtes und einzelne Erfolge ſeiner Wirkſamkeit bald kürzer, bald ausführlicher zur Sprache gebracht. Meine Aufgabe war es, das Zerſtreute zu ſammeln, zu ſichten und durch eine leichtfaßliche Darſtellung dem Verſtändniſſe auch derer nahe zu bringen, die nicht mit der Sprache der Schule vertraut ſind. Dieſe Aufgabe zu löſen, bin ich ernſtlich bemüht geweſen, und wenn es mir gelingen ſollte, Ihnen ein Geſamtbild von dem Leben und Wirken unſers Leibniz zu geben, das nur einigermaßen der Wirklichkeit entſpricht, ſo darf ich hoffen, daß Sie dieſen Vorträgen nicht ohne alle Befriedigung folgen werden.

Treten wir denn nun unſerm Gegenſtande näher, und ſchenken Sie mir ihre Aufmerkſamkeit, wenn ich Ihnen zunächſt die Jugendgeſchichte und den Bildungsgang unſers Helden vorführe.

Gottfried Wilhelm Leibniz wurde in der Mitte des 17. Jahrhunderts, nämlich am 21. Juni 1646 geboren. Seine Vaterſtadt iſt Leipzig, ſeit der Reformation ein hervorragender Sitz Deutſcher Cultur und Wißenſchaft. Sein Geburtstag war ein Sonntag, und ſchon an ſeinem Tauftage machte der junge Erdenbürger ſolche Kraftanſtrengungen und gab ſolche Zeichen eines nach oben gerichteten Sinnes, daß die Anweſenden ſich dieſelbe Frage vorlegen mochten, die einſt bei der Beſchneidung Johannis des Täufers laut wurde: „Was meineſt du will aus dem Kindlein werden?“ Als nämlich der Knabe am dritten Tage nach ſeiner Geburt getauft werden ſollte, richtete er zur Verwunderung der Umſtehenden in dem Augenblicke, wo die heilige Handlung vollzogen wurde, Haupt und Augen empor und

ließ ſich ſo mit dem gnadenreichen Waßer des Lebens benetzen. Seinem Vater gereichte dieſer Vorfall zu ſo beſonderer Erbauung, daß er ihn in ſeine Hauschronik verzeichnete, und Großes von dem Kinde ahnend, ſetzte er folgende prophetiſche Worte hinzu: „So wünſche und weiſſage ich, daß dieſer Sohn ſein ganzes Leben hindurch mit zu Gott erhobenen Augen ganz göttlich ſein, in Liebe zu Gott brennen und in ihr bewunderungswürdige Thaten thun werde, zur Ehre des Höchſten, wie zu dem Heile und Wachsthum der chriſtlichen Kirche und zu ſeinem und der unſrigen Heile.“

Gar mancher Vater mag den Eintritt ſeines Kindes in das Leben mit ähnlichen Segenswünſchen begleitet haben; doch ſelten ſind ſie in gleicher Weiſe erfüllt. Mehr als einmal hat Leibniz ſpäter, als aus dem Knaben ein Mann geworden war, bekannt, daß das Ziel ſeines Lebens die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der ganzen Chriſtenheit ſei. Und was die Liebe Gottes anbetrifft, ſo wird ſie zwar in den meiſten Philoſophien gelehrt. Sie hat aber bei Leibniz eine weſentlich chriſtliche Färbung und iſt die bewegende Kraft ſeines Lebens und Denkens.

Uebrigens laßen uns die Worte, welche Leibnizens Vater mit einer Art Simeonsfreude in ſeine Hauschronik ſchrieb, einen tiefen Blick in Leibnizens Elternhaus thun; denn ſie legen ein deutliches Zeugnis ab von dem frommen Sinne, der hier herrſchend war. Was jene Worte ahnen laßen, wird uns aber auch von andrer Seite ausdrücklich bezeugt: Leibnizens Eltern waren beide fromme Chriſtenleute.

Sein Vater, welcher 1597 zu Altenburg geboren war, hatte die Rechte zu Leipzig ſtudirt und dann dieſe Stadt zu dem Schauplatze gewählt, wo er ſeine rühmliche Laufbahn an den Gerichten und an der Univerſität vollendete. Zur Zeit, als ihm ſein Sohn Gottfried Wilhelm geboren wurde, war er Beiſitzer und Subſenior der philoſophiſchen Facultät, Profeſſor der Moral und Actuarius der Univerſität. Gleichzeitig bekleidete er das Amt eines Notars und war in ſeinem doppelten Berufe als Gelehrter und practiſcher Geſchäftsmann vor allem ein rechtſchaffener Chriſt und ein frommer Hausvater. Bei ſeinem Tode wurde ihm von dem Rector der Univerſität nachgerühmt: was die Hand dem menſchlichen Leibe ſei, das ſei er der Univerſität geweſen; denn

in böſen und ſchweren Zeiten habe er die wichtigen Geſchäfte, die ihm anvertraut, ſo pünktlich und dabei ſo geſchickt beſorgt, daß man ſagen könne, er habe im Dienſte der Univerſität ſeine Geſundheit und ſeine leiblichen Kräfte und zuletzt das Leben ſelbſt verzehrt. Er ſtarb früh in ſeinem 55. Jahre, als ſein Sohn, auf den er ſo große Hoffnungen ſetzte, kaum 6 Jahr alt war, ſo daß es ihm nicht vergönnt wurde, deren Erfüllung zu ſehen.

Leibnizens Vater war dreimal verheirathet, zuerſt mit Anna Fritzſche, die ihm zwei Kinder gebar, einen Sohn und eine Tochter. Jener, der Halbbruder unſers Leibniz, Namens Johann Friedrich, ſtudirte Theologie und verſtarb im Jahre 1696 als College an der Thomasſchule. Dieſe, Namens Anna Roſine, wurde die Gattin des Superintendenten Dr. th. Freißleben in Orlamünde. Seine zweite Ehe mit einer Tochter des Leipziger Buchhändlers Vogtz blieb kinderlos. Nach dem Tode ſeiner zweiten Frau verheirathete ſich der alte Leibniz zum dritten Male mit Catharine Schmuck, der Tochter eines berühmten Vaters, des Rechtsgelehrten Wilhelm Schmuck, welche die Mutter eines noch berühmteren Sohnes werden ſollte. Außer unſerm Gottfried Wilhelm Leibniz gebar ſie ihrem Manne nur noch eine Tochter, Anna Catharine, welche die Gattin des Archidiaconus Simon Löffler wurde. Sie verſtarb früh, im Jahre 1672, und hinterließ nur einen Sohn, Friedrich Simon Löffler, welcher hernach der einzige Erbe ſeines großen Oheims geworden iſt.

Frau Catharina Leibniz war ein Schmuck und eine Zierde ihres Geſchlechts. Als vater- und mutterloſe Weiſe im Hauſe des Profeſſors der Theologie Johann Höpner mit Sorgfalt erzogen, galt ſie allgemein für eine eben ſo kluge, als fromme und ſanftmüthige Frau. In den bei ihrem Tode 1664 verfaßten Funeralien wird rühmend hervorgehoben, daß ſie ſich von Jugend auf eines ſtillen und ehrbaren Lebens befliße habe. Mit ihrem Gatten habe ſie eine ſehr glückliche und friedliche Ehe geführt. Nachdem ſie aber in den Wittwenſtand verſetzt ſei, habe ſie denſelben, obwohl erſt 31 Jahr alt, nicht wieder verlaßen, ſondern habe ſich 12 Jahre lang mit einem exemplariſchen Lebenswandel als eine rechte Wittwe erwieſen, die einſam geweſen, ihre Hoffnung auf Gott geſtellt und nebſt den Ihrigen

angehalten habe mit Gebet und Flehen. Den Predigten des göttlichen Wortes habe sie fleißig beigewohnt, auch mehrmals im Jahre das h. Abendmahl gefeiert und nicht allein den Ihrigen, sondern auch Andern als ein Muster vorangeleuchtet. In ihrem zugestoßenen Kreuz, Unglück und Widerwärtigkeit sei sie ganz geduldig gewesen; auf keinen Menschen übel gesinnt, habe sie mit ihren Nächsten in Friede und Eintracht gelebt, und obwohl ihr als einer wahren Christin die Auszeichnung zu Theil geworden, daß sie verschiedentlich von bösen Leuten beunruhigt und angefochten sei, so habe sie sich doch nicht erbittern laßen, sondern habe denen, die sie beleidigten, von Herzen verziehen und vergeben. Ganz besonders wird noch hervorgehoben, daß sie für ihre Kinder gute Fürsorge getragen und zu deren „Wohlerziehung" keine Mühe noch Fleiß gespart habe. Dabei habe sie es sich zur besondern Aufgabe gemacht, dahin zu sehen, daß ihre Kinder den von den Vorfahren ererbten Ruhm nicht verdunkelten, sondern erhöhten und vermehrten.

Von einer solchen Mutter wurde Leibniz geboren, und es bestätigt sich also auch an ihm der Erfahrungssatz, daß die meisten großen Männer das beste Erbtheil von ihren ausgezeichneten Müttern empfangen haben. Wenigstens kommen die hervorstehendsten Züge in Leibnizens sittlichem Wesen mit den hier geschilderten Tugenden seiner Mutter überein. Es sind eine sich unter allen Umständen gleichbleibende Ehrfurcht vor dem Göttlichen, ein hohes Maaß christlicher Geduld und Gelaßenheit und ein nie rastender Ehrgeiz, der sich des ihm gesteckten Zieles, den von den Vorfahren ererbten Ruf nicht zu verdunkeln, sondern dem alten Glanze stets neue Ehren hinzuzufügen, bis ans Ende bewußt bleibt.

Es wird hier am Orte sein, auf eine seltsame Behauptung einzugehen, welche erst kürzlich, im Jahre 1862, über Leibnizens Abstammung und Nationalität erhoben ist. Der Franzose Foucher de Careil thut nämlich im vierten Bande seiner Oeuvres de Leibnitz den überraschenden Ausspruch, daß Leibniz nicht Germanisches, sondern Slavisches Blut in seinen Adern gehabt habe und daß diese seine Abstammung mitbestimmend für seine ganze Entwickelung und namentlich für seine politische Anschauung geworden sei. Der Französische Graf rühmt sich dieser

Behauptung als einer ganz neuen, von ihm gemachten Entdeckung. Das Slaviſche Element ſoll nach des Entdeckers Anſicht im 17. Jahrhundert durch zwei große Männer, Peter den Großen und den großen Leibniz, vertreten ſein. „Es iſt ein merkwürdiger Gedanke, ſo lauten die Worte des erfindungsreichen Franzoſen, daß dieſer Ruhm der Deutſchen Nation (nämlich Leibniz) ihr aus Polen kam, und daß dieſes Genie, das univerſellſte der Neuzeit, jener Race angehört, welche beſtimmt iſt, die Welt zu erneuern oder auf den Kopf zu ſtellen (bouleverser). Leibniz hätte zu Peter dem Großen, als dieſer ihm zu Torgau ſeine Pläne für Rußlands Zukunft mittheilte, ſagen können: Unſer Urſprung iſt derſelbe. Wir ſind beide Slaven, nur mit dem Unterſchiede, daß du das größte Reich der Welt der Barbarei abgewonnen haſt, und daß ich ein nicht minder großes Reich durch die Wißenſchaft gegründet habe. Alle beide Herolde der neuen Jahrhunderte, gehören wir der Race an, deren Beſtimmung keiner vorherſagen kann. Er hätte noch hinzuſetzen können im Hinblicke auf Deutſchland, wo ſein Vater ſich niedergelaßen, und auf das undankbare Leipzig, das ihn nicht zu halten verſtand: Deutſchland möge nicht ſtolz ſein! Es iſt kein reindeutſches Genie, das ich bei meiner Geburt mit auf die Welt gebracht habe; es war vielmehr das Genie der Slaviſchen Race das im Lande der Scholaſtik in mir erwachte.“ Ohne Zweifel werden Sie erſtaunt ſein, daß der Franzoſe die Ehre, ein Landsmann des großen Philoſophen zu ſein, welche er gewiſs am liebſten für ſich in Anſpruch genommen hätte, weil das unthunlich war, Peter dem Großen, dem Slavenfürſten, zuſchreibt. Ihre Verwunderung wird aber noch ſteigen, wenn Sie hören, daß der Franzöſiſche Graf als Gewährsmann für dieſe ſeine Entdeckung niemand anders als Leibniz ſelbſt anführt. „Leibniz, ſagt er, war von Geburt ein Slave. Seine Familie ſtammte aus Polen und der Name, den er trug, war Slaviſch. Leibniz ſelbſt iſt es der uns dieß in ſeiner Autobiographie meldet.“

Was hat es mit dieſer Autobiographie Leibnizens und mit der angeblich daraus geſchöpften Behauptung, daß Leibniz Slaviſcher Abſtammung ſei, auf ſich?

Leibniz hat einen kurzen, von ihm ſelbſt in Lateiniſcher Sprache abgefaßten Abriß ſeines Lebens hinterlaßen. Derſelbe

beginnt mit den Worten: „Der Name Leibniz ist ein Slavischer Name; eine Familie in Polen, Böhmen" . . . hier bricht der Satz ab, da etwa sechs Zeilen aus dem Manuscripte herausgeschnitten sind. In der siebenten Zeile fährt Leibniz fort, zu erzählen, daß sein Vater sich aus eignem Antriebe und auf Zureden seiner Freunde, welche ihm am Sächsischen Hofe Gönner verschafft hatten, da sich ihm anderswo keine Aussichten eröffneten, nach Leipzig begab, um hier eine Professur zu übernehmen. Der Französische Graf thut nun so, als ob sich zwischen den beiden getrennten Sätzen nicht eine Lücke von 6 Zeilen, sondern nur von einem einzigen Worte befände. Indem er dann weiter das Wort „Böhmen", das letzte in dem abgebrochenen Satze, ganz übersieht, bringt er die Uebersiedlung des Professors Friedrich Leibniz, der in Altenburg geboren war, von hier nach Leipzig mit dem vorletzten Worte „Polen" in eine solche Verbindung, daß der Schein entsteht, als ob Leibnizens Vater direct aus Polen nach Sachsen eingewandert wäre. Durch dieses eigenthümliche Uebersehen und Verbinden ist die ganze Entdeckung zu Stande gebracht, bei der sich der Französiche Graf gar zu denken scheint, daß der Vater Friedrich Leibniz seinen Sohn Gottfried Wilhelm aus Polen nach Leipzig mitgebracht habe, da er diese Stadt hernach seine Adoptivvaterstadt nennt.

In Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Es ist schon bemerkt, daß gleich im Anfange des Lebensabrißes nicht ein Wort, sondern sechs Zeilen herausgeschnitten sind, und zwar von Leibnizens eigner Hand. Dieß geht deutlich daraus hervor, daß auf der Rückseite, wo ebenfalls die Anfänge von sechs Zeilen verloren gegangen sind, die Schlußworte eines Satzes, welche mit weggeschnitten waren, von Leibniz selbst später wieder übergeschrieben sind. Was nun auch immer der Grund gewesen sein mag, daß Leibniz selbst mit der Scheere jene merkwürdige Correctur seines Lebensabrißes vorgenommen hat: so viel steht fest, daß er niemals gesagt hat, was der Franzose ihn sagen läßt, nämlich daß seine Familie aus Polen stamme. Was er aber gesagt hat und was unwiderleglich dasteht, ist folgendes: „der Name Leibniz ist Slavisch." Und was sich weiter aus der Zusammenstellung der beiden Namen „Polen, Böhmen" vermuthen läßt — denn mit Sicherheit vermag Niemand anzugeben, was

die ausgeſchnittenen Zeilen enthalten haben mögen — was ſich alſo vermuthen läßt, iſt dieſes: Leibniz habe ſagen wollen, der Name ſeiner Familie komme wenigſtens in Polen, Böhmen und andern Slaviſchen Ländern vor. Dieſe Vermuthung wird zur Wahrſcheinlichkeit erhoben durch die Wahrnehmung, daß Leibniz ſelbſt eine reiche Sammlung von ſolchen Orten Slaviſchen Gebiets gemacht hat, wo der Name Leibniz vorkommt. Allein daraus, daß der Name des großen Philoſophen ein Slaviſcher iſt, folgt noch nicht, daß er ſelbſt ſeiner Abſtammung nach ein Slave war, und noch weniger, daß ſein Vater aus Polen nach Sachſen einwanderte und ſeinen Sohn von dort gleich mitbrachte. Leibniz iſt kein Slave, ſondern ein Deutſcher, und Deutſchland iſt nicht im entfernteſten gehalten, den Ruhm, den ihm bis dahin Leibniz als ein Stern erſter Größe eingebracht hat, in Folge einer Franzöſiſchen Entdeckung mit Polen zu theilen. Um dieſe Thatſache unwiderſprechlich feſtzuſtellen, wollen wir Leibnizens Stammbaum wenigſtens bis ins dritte Glied verfolgen und geſchichtlich conſtatiren, wer väterlicher und mütterlicher Seits ſeine nächſten Vorfahren geweſen ſind. Es ſind uns nämlich die Funeralien beider Eltern aufbewahrt, welche uns über deren Herkunft genaue Auskunft geben. Es geht daraus hervor, daß der Urgroßvater, Chriſtoph Leibniz, zuerſt als Richter in Altenburg und dann als Schößer oder Quäſtor in Pirna angeſtellt war, daß der Großvater aber, Ambroſius Leibniz zuerſt als Angeſtellter bei den Sächſiſchen Berkwerken und dann als Actuar in Altenburg fungirte. Die Frau des erſtern, alſo Leibnizens Urgroßmutter, war ein adliges Fräulein Namens Barbara, welches am Däniſchen Hofe in der Umgebung der Prinzeſſin Anna, der ſpäteren Mutter des Kurfürſten Auguſt von Sachſen, erzogen war, während die Frau des zweiten, alſo Leibnizens Großmutter, Anna Deuerlein hieß und einer alten Leipziger Patricierfamilie entſtammte. Leibnizens Vater, der, wie ſchon bemerkt, in Altenburg geboren war, wurde in Meißen erzogen und machte ſeine Laufbahn in Leipzig.

Verfolgen wir Leibnizens mütterliche Ascendenz, ſo ergiebt ſich daſſelbe Reſultat, nämlich daß ſie reindeutſch war. Seine Mutter, Catharine Schmuck, war die Tochter eines Leipziger

Professors, der von Suhl aus der fürstlichen Grafschaft Henneberg stammte. Ihr Großvater, Herr Wendelin Schmuck, war daselbst ein angesehener Handelsmann.

Diese Angaben werden genügen, um die Französische Entdeckung in ein Nichts aufzulösen. Soweit wir Leibnizens Vorfahren verfolgen können, finden wir sie in Deutschland, und zwar so lange, daß nur dieses einen unbestreitbaren Anspruch auf seine Zugehörigkeit hat. Als Gottfried Wilhelm Leibniz geboren wurde, stand sein Vater im 49. Lebensjahre. Mithin ist das Geschlecht der Leibniz da wir auch den Großvater und Urgroßvater unsers Helden in Sachsen finden, mindestens ein Jahrhundert vor der Geburt desselben in Deutschland heimisch gewesen. Ich sage mindestens, denn es können auch zwei und drei Jahrhunderte gewesen sein; ja es braucht sogar an eine Einwanderung gar nicht mit Nothwendigkeit gedacht zu werden. Es giebt noch viele andre Familiennamen, welche die allerdings Slavischen Endung iz haben, ohne daß darum die Familien selbst Slavischen Ursprungs sind. Denn fast das ganze Deutsche Gebiet ostwärts von der Elbe wurde erst nach langem Kampfe den Slaven wieder abgenommen, wobei sich die Slavischen Namen am längsten erhielten und selbst dann noch fortlebten, wenn jeder andre Nachklang einer Slavischen Abstammung längst verschwunden war.

Wir dürfen also getrost sagen: unser Leibniz ist seiner Abstammung nach grunddeutsch, und grunddeutsch war er auch in seiner Gesinnung. Allerdings war Leibniz ein universeller Geist, in welchem sich alle Richtungen und Bestrebungen seines Geschlechts vereinigten. Insofern war er eine kosmopolitische Natur und stand über den Nationalitäten. Allein mochte immerhin sein Denken und Wißen universell sein: mit seinem Fühlen und Wollen gehörte er zunächst uns Deutschen an. Er war durch und durch von Deutschem Patriotismus beseelt, und nimmermehr soll Französische Leichtfertigkeit uns um den Ruhm bringen, daß wir einen der reichsten Geister, den die Menschheit beseßen, in besonderm Sinne den unsern nennen dürfen.

Nehmen wir nun nach dieser Abschweifung, zu der ein Französischer Irrthum uns nöthigte, den Faden der Jugendgeschichte unsers Leibniz wieder auf, so haben wir zunächst den frühen

Tod seines Vaters zu melden. Derselbe starb den 5. September 1652, und der Sohn behielt von ihm nur wenige, aber dem Gedächtnisse desto tiefer eingeprägte Erinnerungen. Besonders waren es zwei Eindrücke, die sich so wenig wieder vergaßen, daß Leibniz selbst sie in seinen Lebensbekenntnissen aufgezeichnet hat. Das eine war, daß der Vater sich eifrig bemühte, dem Knaben, als er kaum das Lesen gelernt hatte, theils durch öfteres Erzählen, theils mit Hülfe eines Deutschen Büchleins Liebe zur biblischen Geschichte wie zur Profangeschichte einzuflößen. Er that dieß mit solchem Erfolge, daß er sich Ausgezeichnetes davon für die Zukunft versprach. Das zweite, was uns Leibniz erzählt, bestand in einer gnädigen Bewahrung Gottes, wie sie in jedem Kinderleben vorkommt.

Es war an einem Sonntag Morgen, und seine Mutter war in die Kirche gegangen. Der Vater aber lag krank zu Hause im Bette. Unser junger Knabe spielte, während nur noch eine Muhme im Zimmer war, an einem Ofen und war noch nicht ganz angezogen. So trippelte er hin und her auf einer an der Wand stehenden Bank, vor welche ein Tisch gerückt war. Am Tische stand die Muhme und wollte ihn ankleiden. Der muthwillige Neffe aber stieg auf den Tisch, und indem jene ihn faßen will, tritt er rückwärts und stürzt auf den Estrich hinab. Der Vater und die Muhme schreien laut auf, fürchtend, der Knabe habe das Genick gebrochen. Als sie sich aber von ihrem Schreck erholt haben, sehen sie den kleinen Wildfang drei Schritte weit vom Tische sitzen, viel weiter, als ein Kind durch einen Sprung hätte erreichen können. Da sitzt er unversehrt und lächelt sie an. Enthielt der Vorfall auch nichts außerordentliches, so hätte der kleine Gottfried Wilhelm doch eben so gut den Hals brechen können, als daß er seinen Eltern erhalten blieb. Der Vater erkannte dankbar die schirmende Hand Gottes und ersuchte daher auf der Stelle durch einen Zettel, den er in die Kirche schickte, den fungirenden Geistlichen, ein Dankgebet für die gnädige Bewahrung seines Kindes zu halten. So wurde der Vorfall in weiteren Kreisen bekannt und in der Stadt viel besprochen. Der Vater aber schöpfte aus diesen und andern Vorzeichen so große Hoffnungen von seinem Sohne, daß er sich durch seine Aeußerungen darüber nicht selten den Spott seiner

Freunde zuzog. Für uns hat dieser Vorfall nur darum ein Interesse, weil er uns abermals einen tiefen Blick in das elterliche Haus unsers Leibniz thun läßt. Der Vater liegt krank zu Bette. Die Mutter läßt sich dadurch vom Besuche des Gottesdienstes nicht abhalten, und als unterdessen ihr Kind einer augenscheinlichen Lebensgefahr entrinnt, zögert der Vater nicht, noch ehe die Mutter Kunde davon hat, ein öffentliches Dankgebet in der Kirche halten zu laßen. Wenn wir später den großen christlichen Philosophen und Staatsmann betrachten, so laßen Sie uns seines Elternhauses nicht vergeßen, das eine Stätte des Gebetes war und in welchem ohne Zweifel nicht nur Dankgebete für seine leibliche Erhaltung, sondern auch Bittgebete für seine geistige Entwickelung zum Throne Gottes emporstiegen. Leibniz ist, wie so viele große Männer, aus dem Schooße einer frommen Christenfamilie hervorgegangen, und seine Jugendgeschichte, wie sein ganzer Lebensgang liefern den Beweis, daß Glaube und Gottesfurcht auf die geistige Entwicklung des Menschen nicht einen hemmenden, sondern einen fördernden, befruchtenden Einfluß üben. Wir erinnern in dieser Beziehung an zwei verwandte Geister, an Lessing, den Sohn eines rechtgläubigen Landpastors, und an Schleiermacher, den Zögling einer Herrnhutercolonie.

Nach des Vaters frühem Tode wuchs unser Gottfried Wilhelm unter den Augen der sorgsamen Mutter heran, welche, jeder andern Verbindung entsagend, sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmete. In noch sehr zartem Alter wurde der Knabe der Nicolaischule übergeben, wo seine außergewöhnlichen Gaben und Anlagen sich früh entwickelten. Sie äußerten sich zunächst, wie zu geschehen pflegt, in einer so unersättlichen Begierde nach geistiger Nahrung, daß der Lehrer seiner Classe ihr ernstlich entgegentreten zu müßen glaubte. Der Knabe verschlang nämlich nicht nur alle Deutschen Bücher, deren er habhaft werden konnte, sondern er machte sich auch auf eigne Hand an die alten Lateinischen Schriftsteller in einem Alter, in welchem ihm noch alle nöthigen Vorkenntnisse fehlten. Dennoch löste er die schwierige Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, ohne fremde Hülfe, durch die Kraft und Erfindungsgabe des eignen Geistes in den Sinn der Lateinischen Autoren einzudringen, in überraschender

Weiſe, und es ſtellte ſich heraus, daß ſchon der achtjährige Knabe ein Autodidact, d. h. Schüler und Lehrer in einer Perſon war. Er fand nämlich in dem Hauſe, worin er wohnte, zwei Lateiniſche Bücher, die ein Student verſetzt hatte. Das eine war der Lateiniſche Geſchichtsſchreiber Livius, das andre der chronologiſche Theſaurus von Sethus Calviſius.

Auch an dieſe beiden Schriftſteller machte ſich nun der wißbegierige Knabe. Mit dem Calviſius gieng es ziemlich leicht, weil er ein Deutſches Geſchichtsbuch in Händen hatte, welches meiſt daſſelbe ſagte. In dem Livius blieb er dagegen häufig ſtecken. Ja er geſteht, daß er anfangs in dem ziemlich ſchweren Lateiniſchen Autor keine Zeile verſtanden habe. Weil es aber eine alte Ausgabe mit Figuren und Holzſchnitten war, ſo betrachtete er dieſe emſig, las hie und da die untergeſetzten Worte, um die dunkleren Stellen wenig bekümmert, und überſchlug das, was er gar nicht verſtand. Als er ſo das ganze Buch durchgeblättert hatte, fieng er es von vorn wieder an. Zu ſeiner Freude wurde er inne, daß er jetzt ſchon mehr verſtand. Er fuhr nun in dieſen Lateiniſchen Studien, ohne auch nur ein Wörterbuch zu benutzen, unermüdlich fort und wiederholte ſeinen Livius ſo lange, bis ihm das Meiſte klar war und er immer tiefer in den Sinn des Geleſenen eindrang. Als er nun eines Tages in der Schule etwas von dem Geleſenen vorbrachte, fragte ihn der erſtaunte Lehrer, wie er zu dieſen Dingen gekommen ſei. Der argloſe Schüler verrieth jetzt die Fundgrube ſeines Wißens und theilte daraus mit, was ihm noch im Gedächtnis war. Der Lehrer ſchwieg für den Augenblick. Weil er aber glaubte — und wir werden ihn dafür nicht ſchelten dürfen — daß die ſchwere geiſtige Nahrung dem achtjährigen Knaben nicht zuträglich ſei und daß ſein Studiengang dadurch nur geſtört werde, ſo gieng er hernach zu Leibnizens nächſten Erziehern, wahrſcheinlich zu ſeiner Mutter und ſeinem Vormunde, und forderte ſie auf, ihn am Leſen des Livius zu verhindern; denn dieſer Schriftſteller paſſe eben ſo wenig für ihn, wie der Cothurn für einen Pygmäen. Man müße dem Knaben die Bücher, welche für ein höheres Alter wären, aus den Händen nehmen und ihm das Bilderbuch des Comenius und den kleinen Katechismus wieder in die Hand geben. Wäre Leibniz ein Kind gewöhnlichen Schlages geweſen,

ſo hätte der Lehrer offenbar Recht gehabt, und hätte nicht ein zufällig bei der Unterredung anweſender Edelmann, ein Freund des Hauſes, der des Knaben außerordentliche Begabung kannte und ſeine hohe Beſtimmung zu ahnen ſchien, ſich deſſelben angenommen, ſo wäre der Lehrer mit ſeinen Forderungen durchgedrungen. Allein tiefer blickend, als der Lehrer, ſetzte der gebildete Edelmann dieſem aus einander, daß man nicht Alle nach ein und demſelben Maaße meßen dürfe, und daß es unbillig und hart ſei, wenn die erſten Keime eines ſich entfaltenden Genies gewaltſam unterdrückt würden. Man müße im Gegentheil den ungewöhnliches verſprechenden Knaben begünſtigen und ihm mit allen Mitteln zu Hülfe kommen. Nachdem er dieſe Fürſprache für den jungen Autodidacten eingelegt hatte, ließ er ihn ſelbſt holen, um ihn zu examiniren, und als er nichts ungereimtes aus des Knaben Munde hörte, ließ er nicht eher ab, bis er den Verwandten deſſelben das Verſprechen abgedrungen hatte, daß ihm nunmehr auch der Zutritt in die Bibliothek ſeines Vaters, die bis dahin unter Schloß und Riegel gehalten war, geſtattet werden ſollte. Der Knabe triumphirte über dieſe Ankündigung, als wenn er einen Schatz gefunden hätte. Denn er brannte vor Begierde, die alten Claſſiker, ſowie die Lateiniſchen und Griechiſchen Kirchenväter, die ihm nur dem Namen nach bekannt waren, in die Hand zu bekommen. Er las nun für ſich die verſchiedenartigſten Schriftſteller, wie ihn der Trieb führte, und fand ſein Vergnügen an der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Dinge. Hier tritt uns nicht nur der Autodidact, ſondern auch der zukünftige Polyhiſtor entgegen, der auf allen Gebieten des menſchlichen Geiſtes zu Hauſe iſt und an allem Wißenswürdigen ſein Vergnügen hat. Es iſt erſtaunlich, wie frühe ſich bei Leibniz alle jene Keime zu entwickeln begannen, die ſich nachher zur herrlichſten Blüthe entfalteten. Ehe er noch ſein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, verſtand er das Lateiniſche geläufig und in der Griechiſchen Sprache hatte er ſchöne Fortſchritte gemacht. Verſe ſchrieb er mit beſonderm Erfolg und erlangte darin eine ſolche Fertigkeit, daß wir ſchon in dem Schüler der Thomasſchule den Lateiniſchen Poeten entdecken, deſſen ſpätere Geiſtesproducte dem Schönſten an die Seite geſetzt zu werden verdienen, was die claſſiſche Literatur der Griechen

und Römer hervorgebracht hat. Seine Schlagfertigkeit und Gewandtheit im Lateiniſchen trat beſonders glänzend bei folgender Veranlaßung hervor. Als einſt einem Schüler aufgegeben war, am Vorabend vor Pfingſten eine Lateiniſche Rede in Verſen zu halten, erkrankte dieſer plötzlich, kaum drei Tage vor dieſem Acte. Es wurde nun ein Stellvertreter geſucht; allein keiner wollte die Aufgabe übernehmen, wenn man ihm nicht die von dem erkrankten Mitſchüler bereits abgefaßte Rede verſchaffte. Da erbot ſich Leibniz, in der kurzen Friſt noch eine eigne Rede zu liefern. Nun ſchloß er ſich in ſein Studirzimmer ein und ſchrieb vom Tagesanbruch bis zum Mittag 300 Hexameter nieder, bei denen er es ſich beſonders angelegen ſein ließ, jede Eliſion zu vermeiden. Die Verſe erhielten den Beifall der Lehrer und wurden an dem feſtgeſetzten Tage auch vorgetragen. Das Erzählte begab ſich im Jahre 1659, als Leibniz 13 Jahr alt war. Dieß Lateiniſche Pfingſtgedicht kann als ſeine erſte ſchriftſtelleriſche Arbeit gelten, und wenn daſſelbe auch nie im Druck erſchienen iſt, ſo hat Leibniz doch oft und gern in ſeinen Briefen davon erzählt.

Die früh gewonnene Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Studirens, welcher Leibniz namentlich die frühe Bekanntſchaft mit den Schriftſtellern des Alterthums verdankt, hat er ſelbſt ſpäter zu wiederholten Malen als eine für ihn unberechenbare Wohlthat bezeichnet. So z. B. ſchreibt er im Jahre 1671 an den Herzog Johann Friedrich: „Zuvörderſt, weil mir meine Eltern zeitig geſtorben und ich faſt ohne einige Direction meiner Studien geweſen, habe ich das Glück gehabt, für mich über Bücher von allerhand Sprachen, Religionen und Wißenſchaften wiewohl ohne gebührende Ordnung, zu kommen und ſolche anfangs nur aus Trieb der Delectation zu leſen, daraus ich aber endlich den Nutzen geſchöpft, daß ich von gemeinen Vorurtheilen befreit worden und auf viele Dinge gekommen bin, deren ich ſonſt nimmer gedacht hätte.“ Noch deutlicher erhellt das Geſagte aus einem philiſophiſchen Aufſatze, in welchem Leibniz ſich ſelbſt unter dem bedeutungsvollen Namen Guilhelmus Pacidius folgendermaßen einführt: „Wilhelm Friedlieb, ein Deutſcher von Geburt, aus Leipzig, welcher in erſter Kindheit ſeinen Vater verloren hatte, ward durch einen angeborenen Drang ſeines

Geiſtes zu dem Studium der Wißenſchaften geführt, und eben ſo groß war die Freiheit, mit welcher er ihnen lebte. Denn da ihm eine Bibliothek im Hauſe zur Hand war, verbarg er ſich, ein achtjähriger Knabe, oft ganze Tage darin, und kaum Lateiniſch ſtammelnd nahm er jedes ihm in die Augen fallende Buch bald in die Hand, bald legte er es weg. Ohne Wahl die Bücher aufſchlagend und wieder ſchließend, naſchte er bald hier, bald dort, vertiefte ſich in das Eine und überſprang das Andre, wie eben die Klarheit des Ausdrucks oder der Inhalt durch Annehmlichkeit ihn feſſelte. Es hatte das Anſehen, als wenn er Fortuna zur Lehrerin gewonnen hätte, oder als wenn ihm das „Nimm und lies" des heil. Auguſtin von einer höhern Stimme zugerufen wäre. Denn dem Knaben, welcher nach einem höhern Geſchick fremden Raths entbehrte, war in dieſem Alter eigne Verwegenheit, welcher Gott zu Hülfe zu kommen pflegt, nothwendig. Und der Zufall hat es wenigſtens geleitet, daß ſein Eifer ihn den Alten zuführte, in welchen er im Anfange nichts, nach und nach aber etwas, endlich das Nothwendigſte verſtand, bis er, gleichwie die, welche in der Sonne wandeln, während ſie mit Andern beſchäftigt ſind, gebräunt werden, eine gewiſſe Färbung nicht nur des Ausdrucks, ſondern auch der Gedanken von den Alten angenommen hatte. Als er daher von dieſen zu den Neuern kam, wie ſie damals in den Buchläden Mode waren, ekelten ſie ihn an mit ihrem ſchwulſtigen, nichtsſagenden Schaume, mit den zuſammengeflickten Lappen, die nur fremdes zum Vorſchein brachten. Denn ohne Anmuth, ohne Kraft und ohne Mark, ja ohne allen Nutzen für das Leben ließen ſie den Leſer ſo kalt, als wären ſie für eine andre Welt geſchrieben, während der Alten männliche und große, treffende und ſchlagende, die Dinge gleichſam überragende und das ganze Leben wie in einem Bilde zuſammenfaßende Gedanken, verbunden mit ihrer natürlichen, klaren, fließenden und den Dingen angemeßenen Ausdrucksweiſe, ganz andre Bewegungen in dem Gemüthe erzeugten. Dieſer ſo hervortretende Gegenſatz bewirkte bei dem Jünglinge, daß er von damals ab die beiden Axiome für ſich feſtſtellte, immer bei den Worten die Klarheit, bei den Dingen aber den Nutzen zu ſuchen. Er hat nachher gelernt, daß jenes die Grundlage des Urtheils, dieſes die

Grundlage der Erfindung ist, und daß die Meisten deshalb irrten, weil sie die von ihnen gebrauchten Worte nicht deutlich genug erkärt und in die letzten Elemente aufgelöst hatten, die Andern aber, weil sie die Versuche, die sie in der Hand hatten, nicht zu gebrauchen verstanden, da ihnen die combinatorische Kunst der Mittel und Wege abgieng und sie das die cur hic, das cui bono und das respice finem nicht beständig übten. *)" Wir hören hier nicht nur aus Leibnizens eignem Munde, warum er in dem berühmten Aufsatze, den er schon als junger Mann über den Stil des Marius Nizelius abfaßte, mit so vielem Eifer auf die Klarheit bei den Philosophen und Physikern gedrungen, sondern wir lernen auch die Bildungselemente kennen, von denen sein eminenter Geist zu der Höhe getragen wurde, auf der er vor unsern erstaunten Blicken dasteht. Es haben bei seiner geistigen Entwicklung von Anfang an zwei Factoren zusammengewirkt, welche, wenn sie richtig verbunden werden, stets die Grundlage aller wahren Bildung und höhern Erziehung sein werden, nämlich das christliche Element und das des classischen Alterthums. Frühzeitig genährt mit der Milch des Evangeliums, wurde sein Geist gebräunt von den hellen Strahlen, welche bald darauf die classische Literatur in seine Seele warf, und indem er beide Bildungselemente in sich verarbeitete und eins mit dem andern harmonisch zu durchdringen verstand, erlangte er nicht nur jene Gymnastik des Geistes, welche großen Männern eigen zu sein pflegt, sondern auch jene practische Klugheit, die ihr Absehn nie auf das Eitle, Nichtige, Vergängliche, sondern auf das wahrhaft Heilsame, auf das Bleibende, Unvergängliche und Ewige gerichtet hat.

Die Schülerpoeten finden gewöhnlich nichts langweiliger, als die Logik. Und gerade dieser Gegenstand nahm Leibnizens ganzes Interesse in Anspruch, sobald er in eine höhere Classe versetzt wurde. Mit einem wahren Heißhunger warf er sich auf die Schullogik, so trocken und geistlos damals auch dieser Gegenstand auf den Schulen behandelt wurde. Ihm wurden die trockenen Regeln lebendig, und mit Leichtigkeit fand er gleich zu jedem Satze des Lehrbuches eine Menge treffender Beispiele.

*) D. h. Grund, Nutzen und Zweck nicht genug ins Auge faßten.

Er durchschaute die Aufgabe der Logik und wie weit sie in der überlieferten Form hinter ihrem Ziele zurückgeblieben war. Sie sollte das ganze Gebiet der menschlichen Gedankenbildung ausmeßen und gleichsam eine Charte des Denkens entwerfen. Sie müßte eine der fruchtbarsten Wißenschaften sein, wenn sie recht betrieben würde, während sie in der damaligen Verfaßung wenig ergiebig zu sein schien. Und doch erinnerte sich Leibniz noch 36 Jahre nach dieser Schulzeit in einem Briefe, den er 1896 an Gabriel Wagner schrieb, mit Vergnügen an die fruchtbaren Anregnungen, die er schon damals von der Logik empfangen, und bekannte, daß ihm dieselbe auch in ihrer damaligen verkümmerten Gestalt zu eben so großem Genuß, als Nutzen gereicht habe. „Ehe ich noch zu einer Schulclasse kam, da man die Logik treibt, schreibt er, war ich ganz in den Historien und Poeten vertieft. Als ich aber die Logik zu hören anfieng, fand ich mich sehr gerührt durch die Vertheilung und Ordnung der Gedanken, die ich darin wahrnahm. Ich begann gleich zu merken, daß ein Großes darin stecken müßte, so viel etwa ein Knabe von dreizehn Jahren in dergleichen merken kann.“ Die größte Lust fand nun der wißbegierige Knabe, wie er selbst weiter erzählt, an den sogenannnten Prädicamenten, d. h. an den Classen, in welche die Logik die einfachen Begriffe ordnet; denn dem nachdenkenden Schüler kamen diese als eine Musterrolle aller Dinge in der Welt vor. Er suchte daher in allerlei Lehrbüchern der Logik nach, nm zu sehen, wo solche Prädicamente oder Begriffstafeln am besten und ausführlichsten zu finden wären. Dabei machte er denn die Entdeckung, daß einige Classen von Begriffen ganz wegfallen könnten, weil sie schon in den vorigen eingeschloßen wären. Auch entdeckte er zu seiner Freude, daß man oft vermittelst der Prädicamente etwas errathen oder sich an etwas erinnern könnte, was dem Gedächtnis entfallen, sobalb man nämlich das Bild davon noch habe, aber es in seinem Hirn nicht sofort ertappen könne. Denn da brauche man sich nur nach gewissen Prädicamenten und deren ferneren Eintheilungen zu befragen und gleichsam zu examiniren, so werde alles ausgeschloßen, was nicht zur Sache diene, und das Werk allmälig dergestalt in die Enge getrieben, daß man zuletzt auf das rechte Schuldige komme.

Dergeſtalt meint, der junge erfindungsreiche Denker, hätte vielleicht auch Nebucadnezar ſeinen vergeßenen Traum wieder erwecken können.

Die Luſt des dreizehnjährigen Schülers an dieſen Dingen war ſo groß, daß er ſich ſelbſt ausführliche Begriffstafeln aus allerlei logiſchen Büchern zuſammentrug. Oft fragte er ſeine Mitſchüler, in welches Prädicament und in welches Fach deſſelben wohl dieſer oder jener Begriff gehören möchte, weil es ihm nicht anſtand, daß man ſo viele Begriffe ganz von den Prädicamenten ausſchloß. Bei dieſem Eintäfeln aller ſeiner Kenntniſſe kam er in die Uebung der Eintheilung, die er als einen Grund der Ordnung und als ein Band der Gedanken kennen lernte. Dabei kamen ihm auch allerlei Zweifel und Bedenken gegen die übliche Schullogik; ja er faßte zu ihrer Verbeßerung eine Menge neuer Ideen, die er aufſchrieb, um ſie nicht wieder zu vergeßen. „An dem allem, erzählt er ſelbſt, hatte ich meine beſondere Luſt, ſchrieb auch allerhand Zeug zuſammen, ſo zwar nicht geachtet wurde, ſondern verloren gieng; doch habe ich lange Jahre hernach etwas davon ohngefähr gefunden, ſo mir noch jetzt nicht ganz misfällt. Den Nutzen dieſer Uebung befand ich hernach, wenn ich eine Materie ausführen wollte. Als mich einſt ein gelehrter Freund befragte, wie mir doch alles, das ich bei einer Arbeit angebracht hatte, beigefallen wäre, antwortete ich, daß es durch Diviſionen und Subdiviſionen geſchehen ſei, die ich gleichſam als ein Netz oder Garn gebrauchte, um das flüchtige Wild zu fangen. Ich fand auch, daß die Eintheilung dazu diene, um den Dingen eine rechte Beſchreibung zu machen, andern Nutzens zu geſchweigen. Zum Glück war ich in den Humanioribus ſchon ziemlich fortgeſchritten, ehe ich zu dieſen Gedanken kam; ſonſt würde ich mich ſchwerlich haben überwinden können, von den Sachen wieder zurück zu den Worten zu gehen.“

Auch ſonſt hatte der ſtrebſame Schüler viele Einfälle, die er zu Zeiten ſeinen Lehrern vortrug. Doch wurde er ſelten von ihnen nach Gebühr gewürdigt. Sie gaben ihm meiſtens die Weiſung, es paſſe nicht für einen Knaben, neues zu unternehmen in Dingen, welche er noch nicht hinlänglich betrieben hätte. So war der Knabe vorzugsweiſe auf ſich ſelbſt angewieſen. Aber wie jedes echte Genie ſich trotz der Ungunſt der

Verhältniſſe dennoch Bahn bricht, ſo gieng es auch unſerm Leibniz. „Zwei Dinge ſagt er ſelbſt, haben mir außerordentlich gedient, obſchon ſie ſonſt zweideutig und vielen ſchädlich zu ſein pflegen: erſtlich, daß ich nachgerade ein Autodidact war, und zweitens, daß ich in einer jeden Wißenſchaft, kaum daß ich an ſie herangetreten war, und oft wenn ich das Gewöhnliche noch nicht hinlänglich verſtand, Neues ſuchte. So aber gewann ich zweierlei: erſtlich, daß ich meinen Geiſt nicht mit leeren und wieder zu verlernenden Dingen, welche mehr durch das Anſehn der Lehrenden als aus Gründen angenommen ſind, gefüllt; zweitens, daß ich nicht geruht habe, als bis ich einer jeden Wißenſchaft Fibern und Wurzeln erkundſchaftet hatte und bis zu den Prinzipien ſelbſt gelangt war, von wo mir ganz unabhängig alles, was ich behandelte, zu finden vergönnt war. Als Kind fand ich ein außerordentliches Vergnügen an dem Leſen der Geſchichten und an den Uebungen des Stils, welche ich in Proſa und in gebundener Rede mit ſolchem Glücke betrieb, daß die Lehrer beſorgten, ich würde über dieſe Ergötzlichkeiten nicht hinauskommen. Als ich aber zur Logik und zur Philoſophie geführt worden war und nur erſt *etwas* in dieſen Dingen zu verſtehen anfieng, Himmel, wie viele Chimären tauchten da ſogleich in meinem Gehirne auf, welche ich zu Papiere brachte und bisweilen die Lehrer damit in Verwunderung ſetzte!“

Inzwiſchen waren es nicht bloß logiſche Uebungen und philoſophiſche Meditationen, denen Leibniz ſich hingab; denn ein Geiſt, wie der ſeinige, konnte nicht durch eine Gattung der Dinge ausgefüllt werden. Lag er in der Schule der Logik und Philoſophie ob, ſo beſchäftigte er ſich zu Hauſe in der Bibliothek ſeines Vaters mit den Scholaſtikern, ſowie mit den Werken der berühmteſten Theologen beider chriſtlicher Kirchen. In den Scholaſtikern brachte er es ſo weit, daß er den Suarez mit eben ſo viel Leichtigkeit las, als man die Mileſiſchen Mährchen oder die ſogenannten Romane lieſt. In der Theologie waren es beſonders die Controverſen zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen, welche des Knaben ganze Theilnahme in Anſpruch nahmen. „Ich habe, ſagt er ſelbſt, von meiner zarten Jugend an, als ich kaum ſolcher Dinge fähig war, über dieſe Materie meditirt, da mir, ehe ich noch ein

Academicus worden, eines Theils Luthers Buch über den freien Willen, andern Theils das Religionsgespräch zu Mömpelgard von Jacob Andreä und die Werke des Aegidius Hunnius zu Händen gekommen. Worauf ich ferner nicht nur viele Streitschriften der Unsrigen (der Lutheraner) und der Reformirten zu lesen begierig gewesen, sondern auch nach der Hand der Jesuiten und Arminianer, der Thomisten und Jansenisten Bücher zu Rathe gezogen. Von dem 16. Jahre meines Alters habe ich mich zu einer an sich selbst schweren und dem Ansehn nach unannehmlichen Untersuchung angetrieben gefühlt. Ich vernachläßigte die Belehrung unsrer Theologen nicht, und das Lesen ihrer Gegner, weit entfernt mich zu verwirren, diente dazu, mich in den gemäßigten Meinungen der Kirche der Augsburgischen Confession zu bestärken.“ Hier tritt uns schon der Theologe entgegen, und wir finden hier nicht nur den Keim zu seiner Theologie, sondern auch die Anlage zu seinen nachherigen Bemühungen um Herstellung des Kirchenfriedens.

Ueberblicken wir das, was wir von den Studien des jungen Leibniz gehört haben, so müßen wir bekennen, daß es ein ungewöhnlicher Reichthum von Kenntnissen war, den er sich schon auf der Schule erworben hatte. Was ihm dabei trefflich zu statten kam, war die Freiheit der Bewegung, der er sich unausgesetzt zu erfreuen hatte. War der achtjährige Knabe nicht ohne Kampf zur Befriedigung seines Wißensdurstes gelangt, so durfte er später ohne irgend welche Beschränkung seiner Freiheit seinen Studien nachgehn und seine ganze Geisteskraft jedesmal dahin richten, wohin seine Neigung ihn zog. Seinen Vormündern, bekennt er selbst, sei er keine größere Verbindlichkeit schuldig, als die, daß sie sich nicht im Geringsten in seine Studien gemischt hätten.

Logisch vollkommen geschult, mit vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet und erfüllt von neuen Ideen, welche nur der rechten Befruchtung harrten, um sich zu großen Plänen und wißenschaftlichen Unternehmungen zu entfalten, bezog der 15jährige Leibniz im Herbst 1661 die Universität Leipzig. Die Wahl eines Berufes hatte keine Zweifel in ihm erregt. Da seine nächsten Vorfahren väterlicher und mütterlicher Seits sich in juristischen und academischen Aemtern befunden hatten, so lag

es nahe, daß dieſe Familientradition ihn auf die juriſtiſche und akademiſche Laufbahn hinwies. Fünf Jahr waren nothwendig, bis er das Ziel der akademiſchen Vorbereitungszeit, die Doctorwürde beider Rechte, erreichen konnte. Sie mochten einem Geiſte, der mit ſolchen Rieſenſchritten verwärts eilte, wie Leibniz, als eine kleine Ewigkeit erſcheinen. Aber ſo außerordentliches Leibniz leiſtete, er mußte ſich doch in die akademiſche Ordnung fügen. Mit Ausnahme eines einzigen Semeſters, das er in Jena zubrachte, hat er ſein Luſtrum in Leipzig ausgehalten, um am Schluße deſſelben, wo ihm das Ziel, die Doctorwürde, ſo nahe lag, den bisherigen Weg zu verlaßen und ſeiner Vaterſtadt für immer den Rücken zu kehren.

Wie Leibniz alles, was er ergriff, in kurzer Zeit bewältigte und ſo vollkommen beherrſchte, daß ſeine Studien mehr einem genußreichen Spiel, als einer ſauren Arbeit glichen, ſo gieng es ihm auch mit der Jurisprudenz. Der junge Student brach ſich auch auf dieſem neuen Arbeitsfelde mit unglaublicher Schnelligkeit Bahn und ſtürmte mit Rieſenſchritten vorwärts. „Als ich mich dem Studium der Rechte beſtimmt wußte, ſo beſchreibt er ſelbſt dieſe neue Entwicklungsphaſe, ließ ich alles andre liegen und richtete meinen Geiſt nach der Seite hin, wo ſich der größere Nutzen der Studien zeigte. Ich gewahrte aber, daß mir aus meinen vorhergegangenen Studien der Geſchichte und der Philoſophie eine große Erleichterung zum Erlernen der Rechtswißenſchaft erwuchs. Dieß machte, daß ich die Geſetze ſehr leicht verſtand und nicht lange bei der Theorie hängen blieb, ſondern mich der Ausübung befliß. Ich hatte einen Freund, welcher Aſſeſſor am Leipziger Hofgerichte war. Dieſer nahm mich oft mit in ſein Haus, gab mir Acten zu leſen und lehrte mich durch Beiſpiele, wie die Urtheile abgefaßt werden müßten. So drang ich frühzeitig in das Innere dieſer Wißenſchaft ein; denn an dem Berufe des Richters fand ich Vergnügen, den Ränken der Advokaten aber war ich abhold. Und dieß iſt der Grund, weshalb ich niemals habe Proceſſe führen wollen, obgleich ich nach dem Urtheile aller auch in der Mutterſprache ſehr gediegen und geſchickt zu ſchreiben verſtand. Auf die Weiſe legte ich mein ſiebenzehntes Jahr zurück, durch nichts glücklicher, als daß ich meine Studien nicht nach der

Andern Meinung, ſondern nach eigner Neigung treiben konnte.“ Zwei Jahre hatten alſo genügt, um aus dem jungen Philoſophen einen vollendeten Juriſten zu machen, der nicht nur ſein corpus juris kannte und in der Theorie zu Hauſe war, ſondern der ſeine Acte zu leſen und mit gewandter Feder ein Urtheil abzufaßen verſtand. Auch hier verfährt Leibniz wieder „nach eigner Neigung,“ und ſo außerordenlich das Ziel iſt, ſo außerordentlich der Weg auf dem es erreicht wird. Der Autodidact verbindet von Anfang an Theorie und Praxis und macht ſich als Student ſchon zum practiſchen Rechtsgelehrten.

Inzwiſchen hatte Leibniz über der Rechtswißenſchaft ſeine philoſophiſchen Studien nicht vergeßen. Mochte er auch anfangs, wie er ſelbſt ſagt, alles andre haben liegen laßen, um ſich des neuen Studienobjectes völlig zu bemeiſtern, ſo kehrte er doch bald zu den philoſophiſchen Studien zurück, die ſchon auf der Schule eine ſo große Anziehungskraft auf ihn geübt hatten und auch nach der damaligen Einrichtung des academiſchen Studienganges in erſter Linie ſtanden.

Schon bei ſeinem Uebergange von der Schule zur Univerſität ein vielſeitiger Gelehrter und ein gründlicher Selbſtdenker, brachte Leibniz einen Reichthum geſchichtsphiloſophiſcher Kenntniſſe mit, die das Bedürfnis hatten, ſich zu erweitern und zu ordnen. Unter den Profeſſoren der Univerſität fand er in Adam Scherzer und Jacob Thomaſius zwei Männer, deren Vorträge in die mannigfaltigen und zerſtreuten Kenntniſſe, die Leibniz ſich in der philoſophiſchen Literatur erworben hatte, Ordnung und Zuſammenhang brachten. Aber bei ſolchen Studien, die nur zur Ergänzung dienten, blieb er nicht ſtehen, ſondern er empfieng ganz neue Impulſe, die ſeinem ganzen Philoſophiren eine neue Richtung gaben. Die alten Philoſophen und die Scholaſtiker hatte Leibniz kennen gelernt; aber die neue Philoſophie war ihm noch ein verſchloßenes Gebiet. Dieſe war von Kopernikus ausgegangen, deſſen Syſtem Galilei bewieſen und Keppler entwickelt und durchgeführt hatte. Den Uebergang von der ſcholaſtiſchen Philoſophie hatten die Italiener des ſechszehnten Jahrhunderts gemacht, Männer wie Cardanus und Campanella. Die neue Philoſophie ſelbſt war begründet worden von Bacon und Descartes. Gleich im Anfange ſeiner academiſchen Studienzeit

fallen unſerm Leibniz nun die Schriften dieſer neuern Philoſophen in die Hände und geben ſeinem Denken neuen Schwung und neue Richtung. „Jetzt trifft es ſich ſo glücklich, heißt es in ſeinem Pacidius, daß die Pläne eines großen Mannes über die Vermehrung der Wißenſchaften, die Pläne des Engliſchen Kanzlers Franz Bacon, daß die höchſten Gedanken des Cardanus und Campanella, daß die Proben einer beßern Philoſophie in den Schriften der Keppler, Galilei, Descartes in die Hände dieſes Jünglings gelangten.“ Was ihm ſogleich einleuchtet, iſt der durchgreifende Gegenſatz zwiſchen der ſcholaſtiſchen und dieſer neuen Vorſtellungsweiſe. Dieſer Gegenſatz läßt ſich in der damaligen Schulſprache am beſten durch folgende Alternative ausdrücken: ſubſtantielle Formen oder Mechanismus? Endurſachen oder mechaniſche Cauſalität? Leibniz verſinkt nun ganz in dieſe Unterſuchung, die ihm keine Ruhe läßt und ihn namentlich auf ſeinen einſamen Spazirgängen beſchäftigt. Er ſoll zwiſchen der alten Schulphiloſophie und der neuen Phyſik wählen, und dieſe Wahl macht ihm Qual und koſtet ihm viel Kopfbrechen. Endlich ſiegt die Ueberzeugung von der Wahrheit der neuen Lehre und nach tagelangem Sinnen und Ueberlegen entſcheidet er ſich für die mechaniſche Erklärungsweiſe. Die Erinnerung an dieſe erſten Zweifel und Kämpfe iſt in Leibniz bis in ſein ſpätes Alter lebendig geblieben, und wir haben darüber von ihm ſelbſt ein ſchriftliches Bekenntnis in einem Briefe an Remond von Montmort, in welchem er ſeine ganze philoſophiſche Entwicklung folgendermaßen beſchreibt: „Ich war noch Kind, als ich den Ariſtoteles kennen lernte, und ſelbſt die Scholaſtiker machten mich nicht ſcheu; und ich bereue dieß jetzt keineswegs. Auch Plato und Plotin gewährten mir einige Befriedigung, um von den andern Philoſophen des Alterthums nicht weiter zu reden, die ich zu Rathe zog. Dann, als ich die Schulclaſſe hinter mir hatte, fiel ich auf die Schriften der neuen Philoſophie, und ich erinnere mich, daß ich damals, ein funfzehnjähriger Knabe, in einem Wäldchen bei Leipzig, das Roſenthal genannt, einſam ſpaziren gieng, um zu überlegen, ob ich die ſubſtantiellen Formen beibehalten ſollte. Endlich ſiegte die mechaniſche Theorie, und das brachte mich dazu, die mathematiſchen Wißenſchaften zu ſtudiren.“

Indes hatte die Universität Leipzig auf dem mathematischen Gebiete nur wenig zu bieten, und der junge Universalgelehrte war auch hier mehr auf seine eigne Strebsamkeit, als auf die Tüchtigkeit seiner Lehrer angewiesen. Die Vorlesungen des Professor Johann Kühn, der eine unbekannte Größe war, reichten nicht weiter, als bis zu den Elementen des Euclid. Dazu war sein Vortrag so dunkel und verworren, daß die Zuhörer ihm nicht zu folgen vermochten. Nur Leibniz faßte die Ansichten des Lehrers richtig auf. Er ließ sich daher mit diesem nicht selten in allerlei Erörterungen ein, um dann seinen Mitschülern die Lehrsätze deutlich zu machen. Dieß hatte aber die Wirkung, daß er nach seiner eignen Aeußerung immer als der erste unter seines Gleichen in allen Vorlesungen und Zusammenkünften, sowohl in den öffentlichen, als in den häuslichen gehalten wurde. Leibniz beruft sich dabei auf das Zeugnis nicht nur der Lehrer, sondern der Commilitonen selbst, welches sie durch die im Drucke erschienenen Glückwünsche und Carmina ablegten.

Um nun das Bedürfnis nach Mathematik, das in Leipzig nur wenig Nahrung fand, beßer zu befriedigen, richtete Leibniz seine Blicke nach dem benachbarten Jena. Die dortige Universität besaß nämlich in dem Professor Erhard Weigel einen Mathematiker von Ruf, der sich nicht bloß auf diesem Gebiete auszeichnete. Dieser Professor der Mathematik war ein Polyhistor und ein erfindungsreicher Kopf, der von allerhand neuen Ideen und Entwürfen bewegt war. Er war zugleich Mechaniker, Astronom, Jurist, Philosoph; er hatte ein neues Naturrecht aufgestellt und in seiner „Tugendschule" einen eigenthümlichen Versuch gemacht, die Zahlenlehre auf die Moral anzuwenden.*) Dieser Mann, dessen orginelle Einfälle nicht selten ans Barocke streiften,**)

*) Leibniz rühmt an der „Tugendschule", daß sie darauf dringe, daß die Jugend in den Schulen nicht nur zu Verbal-, sondern auch Realwißenschaften, und nicht nur zu Wißenschaften, sondern auch zu Tugenden geführt werden möchte.

**) So z. B. erfand er eine Schaukelmaschine, von ihm „Schwebefahrt" genannt, die der Gesundheit dienlich sein sollte. Ein Denkmal Weigels und seiner Barocken Art ist in Jena noch zu sehen, nämlich sein Haus in der Johannisgasse, das zu den „Wundern Jena's" gehört.

lockte unſern Leibniz auf ein halbes Jahr nach Jena. Zuvor aber promovirte er noch in Leipzig, nachdem er den philoſophiſchen Curſus vollendet hatte, zum Baccalaureus der Philoſophie. Er vertheidigte dabei eine Diſſertation de principio individui, die erſte academiſche Handlung und Druckſchrift des damals ſechszehnjährigen Jünglings. Den Vorſitz bei dem academiſchen Acte führte der Profeſſor Jacob Thomaſius, deſſen Aufmerkſamkeit Leibniz ſchon auf der Schule auf ſich gezogen hatte. Auch jetzt führte Thomaſius den jungen Gelehrten durch eine Vorrede in die literariſche Welt ein, in welcher er hervorhob, daß Leibniz trotz ſeiner großen Jugend bereits den ſchwierigſten und verwickeltſten Controverſen gewachſen ſei. Charakteriſtiſch iſt auch hier wieder die Wahl des Gegenſtandes, worüber Leibniz ſeine Diſſertation hielt; denn das ganze philoſophiſche Syſtem, das er ſpäter ausbildete, dreht ſich um das Pricip der Individualität. Zugleich ſcheint er dieſes Thema gewählt zu haben, um den erſtaunlichen Umfang ſeiner Beleſenheit in den Scholaſtikern und die Leichtigkeit, mit der er ſich ihrer Methode bediente, an den Tag zu legen.

Mit den Ehren des erſten academiſchen Grades geſchmückt, ſiedelte dann der junge Baccalaureus um Oſtern 1663 nach Jena über. Es war natürlich, daß ein Mann wie Weigel unſern Leibniz mächtig anzog, da die Geiſteseigenthümlichkeit deſſelben etwas der ſeinigen Verwandtes hatte. Auch ſcheint es, daß er ſich bald eng an Weigel anſchloß und ihm manche Impulſe verdankte. Wie viel er noch im Alter von dieſem ſeinem dereinſtigen Lehrer hielt, zeigt ein Schriftſtück aus dem Jahre 1697, das ſich in Leibnizens Nachlaße fand und worin er einige Vorſchläge beſpricht, die Weigel dem Reichstage in Regensburg gemacht hatte. Was nun insbeſondere die mathemathiſche Bildung betrifft, die Leibniz in Jena ſuchte, ſo ſtand dieſelbe auf den Deutſchen Univerſitäten damals noch nicht auf derſelben Höhe, wie in Frankreich und England, wo die exacten Wißenſchaften unter dem Einfluße der neuen philoſophiſchen Geiſtesrichtung einen raſchen Aufſchwung genommen hatten. In Leipzig war Leibniz nicht über die Elemente des Euclid hinausgekommen. Durch Weigel wurde er in die niedere Analyſis eingeführt. „Die Mathematik, ſagt er einmal in Bezug auf Leipzig und

Jena, wurde an jenen Orten faſt gar nicht betrieben, und wenn ich, wie Pascal, meine Jugend in Paris zugebracht hätte, ſo würde ich vielleicht die Wißenſchaften früher bereichert haben."

Indes waren es nicht nur mathematiſche, ſondern auch philoſophiſche Anregungen, die Leibniz von Weigel empfieng. Weigel war ein entſchiedener Feind der Scholaſtik und hielt es mit den neuen philoſophiſchen Ideen. Doch verwarf er darum den Ariſtoteles nicht völlig, ſondern ſuchte ihn mit der Philoſophie und Phyſik der neuen Zeit zu verſöhnen. Gerade dieſe Aufgabe gehörte zu den Charakterzügen der Philoſophie, welche Leibniz ſpäter begründete und man darf annehmen, daß Weigels Ideen auch in dieſer Rückſicht anregend auf Leibniz gewirkt haben. Jedenfalls befreundete ſich auch Leibniz immer mehr mit der neuen Philoſophie, und während ſein Widerwille gegen die unfruchtbare Scholaſtik immer größer wurde, wurde er durch die anregenden Gedanken eines Baco, Keppler, Gallilei und Carteſius wie in eine andre Welt verſetzt. „Den Ariſtoteles, Plato, Archimedes, Hipparchus, Diophantus und die andern Lehrer des menſchlichen Geſchlechts glaubte ich jetzt von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen und mich mit ihnen zu unterreden. Und erkennend, daß es keinem Jahrhunderte an großen Männern fehlte, beſchloß ich jetzt, durch die Schriften der neuern Philoſophen in meinem Vorhaben beſtärkt, bei dem Begonnenen zu verharren, da ich noch kurz vorher, weil ich überall auf Widerſpruch ſtieß, an der Verbeßerung der Dinge verzweifelt hatte." Es ſind wieder die Worte des Wilhelm Pacidius, den wir ſchon vorhin über ſeinen philoſophiſchen Bildungsgang reden hörten, und der hier, wie in einer Vorahnung ſeines großen Berufes, den größten Geiſtern des Alterthums als Genoße ihrer Arbeit und Fortſetzer ihres Werks die Hand reicht.

Schon nach halbjährigem Aufenthalte in Jena, im Herbſt des Jahres 1663 kehrte Leibniz nach ſeiner Vaterſtadt Leipzig zurück. Es ſcheint, daß er ſich hier neben den philoſophiſchen und mathematiſchen Studien mit erneuertem Eifer auf ſeine juriſtiſchen Fachſtudien legte. Zugleich aber machte er Streifzüge in die entlegenſten Gebiete der verſchiedenartigſten Wißenſchaften und ſammelte dadurch jenen Reichthum von Kenntniſſen, der ihn zum Wunder Aller machte, die ihn näher kennen lernten.

Nicht lange nach seiner Rückkehr von Jena, am 28. Januar 1664, erlangte Leibniz nach rühmlichst bestandener Prüfung den zweiten academischen Grad, den Grad eines Magisters der Philosophie. Es war noch eine letzte Freude für seine treue, sorgsame Mutter. Sie starb gleich darauf am 6. Februar 1664.

Der junge Gelehrte sollte von nun an auch im Leben eine selbstständigere Stellung einnehmen. Mit dem Tode der Mutter war das festeste Band zerschnitten, das ihn an Leipzig fesselte, und erhob sich ein günstiger Wind, so hinderte ihn nichts, sein Schiff in die weite Welt hinauszusteuern. Fürs erste fand sich Veranlaßung zu einer Reise nach Braunschweig. Hier wohnte seiner Mutter Schwester, die Frau des Syndicus Johann Strauch, mit welcher Leibniz sich über die nicht eben bedeutende, aber sehr verwickelte Hinterlaßenschaft seiner Mutter mündlich zu besprechen wünschte. Dadurch machte er denn auch die persönliche Bekanntschaft seines Oheims, eines berühmten Rechtsgelehrten, welche für ihn nicht ohne Anregung und Aufmunterung blieb. Der Syndicus Strauch lernte die Fähigkeiten seines Neffen so sehr schätzen, daß er einige Zeit nachher eine gelehrte Zuschrift an ihn richtete, welche Leibniz im nächsten Jahre seiner Abhandlung de conditionibus vordrucken ließ. Leider hörte damit die Berührung zwischen den beiden Gelehrten für immer auf. Denn da die Braunschweigschen Verwandten sich in der Erbschaftsangelegenheit benachtheiligt glaubten, so entstanden Mishelligkeiten zwischen den beiden Familien, die nie wieder ausgeglichen wurden.

Noch zu Ende desselben Jahrs, am 3. December 1664, habilitirte sich Leibniz als Magister der Philosophie durch eine Abhandlung über die Berührungspunkte der Philosophie und Jurisprudenz, und im folgenden Jahre 1665 vertheidigte er nach einander zwei Abhandlungen, welche die Bereicherung der juridischen Logik betrafen. Das folgende Jahr, den 7. März 1666, disputirte Leibniz pro loco, d. h. in der Absicht, einen Lehrstuhl in der philosophischen Facultät zu erhalten. In dem nämlichen Jahre ließ er, nunmehr schon ohne alle Beziehung zur Universität, eine Abhandlung unter den Titel de arte combinatoria erscheinen, welche sich dadurch vor den vorangegangenen Arbeiten auszeichnet, daß die mannigfaltigen und vielseitigen

Richtungen des jungen Philoſophen ſich in ihr wie in einem Brennpunkte vereinigen, und daß ſie die Keime zu einigen ſeiner größten Entdeckungen und Entwürfen enthält. Auch iſt es bemerkenswerth, daß dieſer Schrift ein Beweis vom Daſein Gottes angehängt iſt, weil daraus die von Anfang an auf das Höchſte gerichtete Forſchung des jungen Philoſophen hervorleuchtet.

Unter dieſen Beſtrebungen hatte Leibniz das zwanzigſte Jahr erreicht, und es blieb ihm nun noch übrig, den höchſten academiſchen Grad zu erwerben, welcher zugleich den Uebergang zu einer practiſchen Lebensſtellung vermitteln ſollte, den Grad eines Doctors der beiden Rechte. Die Erreichung dieſes Zieles ſchien nicht ſchwierig zu ſein; denn der Name Leibniz war bereits nicht allein in ſeiner Vaterſtadt, ſondern auch über deren Grenzen hinaus den gelehrteſten Männern bekannt geworden. Dennoch wurde ihm die Doctorwürde von der juriſtiſchen Facultät ſeiner Vaterſtadt abgeſchlagen Die eigentlichen Gründe dieſer Zurückſetzung blieben lange Zeit verborgen, und ſo wurde Raum für die verſchiedenſten Vermuthungen gelaßen. Die Löſung des Räthſels iſt aber nach Leibnizens eignen Aufzeichnungen ſehr einfach. Mit der Juriſtenfacultät in Leipzig war ein Schöppenſtuhl oder ein Spruchcollegium verbunden, das aus zwölf Mitgliedern oder Aſſeſſoren beſtand, welche nur zum Theil als Profeſſoren fungirten. Die erledigten Stellen dieſes Spruchcollegiums wurden durch Doctoren der Rechte, die in Leipzig ſtudirt hatten, wieder beſetzt, wobei ſich die Anſprüche nach der ſogenannten Anciennetät, d. h. nach der Zeitfolge der Promotion richteten. Wir haben vorhin aus Leibnizens eignem Munde gehört, daß er an dem Berufe eines Richters Vergnügen fand. Hier war alſo ein Platz, wie er Leibniz für ſeine künftige Lebensſtellung zuſagte. Sein Wunſch war, ſobald als möglich in jenes Spruchcollegium aufgenommen zu werden, und da die Vorbedingung dazu die juriſtiſche Promotion war, ſo meldete ſich Leibniz zu dieſer, ſobald ſein Luſtrum abgelaufen war. Mit ihm zugleich bewarben ſich aber Andre in einer wie es ſcheint ungewöhnlich großen Anzahl, darunter ſolche, die älter waren, als er, und denen nicht weniger darauf ankam, den Doctorhut, mit welchem jene Anſprüche verbunden waren, ſo zeitig als möglich zu erwerben. Die älteren Candidaten, welche verlangten,

daß die jüngeren zurücktreten und eine andre Promotion abwarten sollten, wurden von Seiten der Facultät begünstigt, und so mußte Leibniz, als zu jung, von der Bewerbung zurücktreten. Verstimmt über diese Zurücksetzung und ungeduldig über den Zeitverlust, beschloß Leibniz, auszuwandern. Die fünf Jahre, die er bis zur Bewerbung um die Doctorwürde hatte warten müssen, waren ihm so schon viel zu lang erschienen. In seiner methodus nova jurisprudentiae, welche schon jetzt in seinem Kopfe heranreifte, fordert er, daß die Vorbereitungszeit zur Doctorwürde von fünf auf zwei Jahre zurückgeführt werde. Er fühlte sich längst diesem Ziele gewachsen. Endlich war der Zeitpunkt da, und man wies ihn ab, weil er zu jung sei. Noch länger zu warten, war ihm unmöglich, und er hätte es seiner unwürdig gehalten. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Der Doctorhut war nicht bloß in Leipzig zu haben, und kein unlösbares Band knüpfte ihn an diese seine Vaterstadt. In seinen Lebensbekenntnissen sagt er: „Als ich die Ränke meiner Mitbewerber bemerkt hatte, so änderte ich meinen Entschluß; ich wollte auf Reisen gehn und Mathematik studiren. Denn ich hielt es eines jungen Mannes für unwürdig, wie angenagelt an der Scholle zu haften, und mein Geist brannte vor Begierde, größeren Ruhm in den Wißenschaften zu gewinnen und — die Welt kennen zu lernen."

Ueberblicken wir nun noch einmal den Bildungsgang, den dieser zwanzigjährige Jüngling zurückgelegt hat, so müßen wir gestehn, daß seine Entwicklung eine ungewöhnlich rasche und reiche gewesen ist. Anhebend mit der biblischen Geschichte verschlingt er zuerst Deutsche Bücher, liest sich dann ohne alle Hülfsmittel in die classischen Autoren und in die Lateinischen und Griechischen Kirchenväter hinein und vertieft sich darauf mit demselben Eifer, ja mit einer gewissen Andacht in die Lehrbücher der Logik und ihre Prädicamente. Er gilt für ein ausgemachtes poetisches Talent, und seine Lehrer fürchten schon, daß er der ernsteren Studien überdrüssig werden möchte. Da wirft er sich mit der ganzen Kraft seines Geistes auf die trockenen Regeln der Schullogik, und dieselben Leute, welche früher die Besorgnis gehegt, er möge sich ganz in die Poeterei verlieren, geben nun der Befürchtung Raum, daß er in den Spitzfindigkeiten der

Scholaſtik ſtecken bleibe. Allein ſein Geiſt, der nicht durch eine Art der Dinge ausgefüllt werden kann, durchmißt wie im Fluge die ungeheuren Gebiete des menſchlichen Wißens. Von den Geſchichtsſchreibern zu den Poeten, von den Poeten zu den Philoſophen und Scholaſtikern, von den Philoſophen zu den Theologen und Kirchenvätern, von den Theologen zu den Juriſten, von den Juriſten zu den Mathematikern, von den Mathematikern wieder zu den Philoſophen und Juriſten, das ſind gleichſam die Stationen in dem Bildungsgange unſers Leibniz. Wir ſind ihm von einer Station zur andern gefolgt, um an der Grenze, welche ſein zwanzigſtes Jahr bildet, angekommen zu bekennen, daß dieſer zwanzigjährige Jüngling ein ungewöhnlicher Menſch iſt.

Zweite Vorlesung.

Leibnizens Wanderjahre.

H. V. Es war im Herbst des Jahres 1666, als ein junger Deutscher Gelehrter aus den Thoren von Leipzig ritt und den Weg nach Süden einschlug. Er war unansehnlich von Person, seine Haltung war nicht cavaliermäßig, seine Kleidung, wo nicht ärmlich, doch einfach, und der ganze Aufzug hatte nichts stattliches und Aufsehn erregendes. Allein der zwanzigjährige Jüngling trug in sich ein reiches Wißen, ein warmes Herz für das Wohl seines Vaterlandes und der ganzen Christenheit und einen hochfliegenden Geist voll großer Pläne und Entwürfe.

Es war der Magister Leibniz, den wir seine Wanderjahre antreten sehen. „Brennend vor Begierde, größeren Ruhm in den Wißenschaften zu gewinnen und die Welt kennen zu lernen", erträgt er es nicht länger, an der Scholle zu kleben, und da der geringe Ertrag seines mütterlichen Vermögens ihn vor augenblicklichem Mangel schützt, so überläßt er sich einem ungewissen Schicksale und einer gewissen Hoffnung. Ohne einen festen Plan für die Zukunft gefaßt zu haben, wendet er sich nach der Universität Altorf.

So verlor Leipzig den großen Mann, welcher der Stolz der Deutschen Nation werden sollte. Wir sehen Leibniz im Begriff auszuwandern, und hier wird es am Platze sein, einige Worte über das Verhältnis zwischen ihm und seiner Vaterstadt zu sagen. Man hat dieser den Vorwurf gemacht, daß sie Leibniz nicht nach Gebühr geehrt habe, und erst kürzlich hat der Franzose Foucher de Careil von dem undankbaren Leipzig geredet, das seinen größten Adoptivsohn nicht zu halten verstanden. Andrerseits hat man Leibniz eine Abneigung oder gar einen Groll gegen seine Vaterstadt zugeschrieben, welcher geeignet ist, einen falschen Schein auf seinen

Charakter zu werfen. Prüfen wir daher die bis auf den heutigen Tag fortwuchernde Meinung von einem Misverhältniſſe zwiſchen Leibniz und ſeiner Vaterſtadt Leipzig.

So viel iſt zuzugeben, daß die juriſtiſche Facultät in Leipzig nichts that, um den jungen, aufſtrebenden Gelehrten zu halten. Sie ließ ihn ziehen, und die Errinnerung an ihn iſt ſeitdem in Leipzig wie eine verſchollene Sage. Niemand kennt in Leipzig das Haus, oder auch nur die Straße, wo Leibniz das Licht der Welt erblickt hat. Allein von einem poſitiven Unrechte, das ſeine Vaterſtadt oder auch nur die juriſtiſche Facultät derſelben an ihm geübt hätte, kann doch mit Recht nicht die Rede ſein. Denn dieß angebliche Unrecht beſtand darin, daß Leibniz unter einer großen Anzahl von Bewerbern um die juriſtiſche Doctorwürde als der jüngſten einer und wahrſcheinlich als der jüngſte von Allen bis zur nächſten Promotion zurücktreten mußte. Daß Leibniz wegen dieſer unverdienten Zurückſetzung ein augenblickliches Gefühl des Unmuthes beſchlichen hat, ſoll nicht geleugnet werden. Es geht aus ſeinen eignen Worten und noch mehr aus der That des Auswanderns hervor. Allein ganz aus der Luft gegriffen iſt es, daß ſich bei Leibniz ein bleibender Groll gegen ſeine Vaterſtadt feſtgeſetzt haben ſoll. Vielmehr läßt ſich das gerade Gegentheil aus ſeinen eignen Worten darthun. Wie ſeiner Mutter, Frau Cathrine Leibniz, nachgerühmt wird, daß ſie erlittene Beleidigungen ſchnell und leicht vergeben und verziehen habe, ſo liegen deutliche Beweiſe vor, daß auch ihr großer Sohn ſeiner Vaterſtadt nichts nachgetragen, ſondern ihrer nur im Guten gedacht hat. Gleich nach ſeiner Abreiſe ſchrieb der junge Gelehrte unterwegs in den Wirtshäuſern, ohne alle andern Hülfsmittel als ſein Gedächtnis, ſeine Schrift Methodus nova docendi discendique juris, welche ihn nothwendig auf die juriſtiſche Facultät führte und ihm reiche Gelegenheit bot, ſeinem Unmuthe, wenn derſelbe ſich bei im feſtgeſetzt und zum Grolle geſteigert hätte, Luft zu machen. Allein der junge Leibniz war ſo fern davon, das Verfahren der Facultät gegen ihn zu rügen, daß er dieſelbe vielmehr eben zu jener Zeit und in eben jener Schrift mit Lob überſchüttete. Denn er ſagt § 82: „Lobenswürdig iſt die Sitte, wonach die Sächſiſchen Facultäten, beſonders die zu Leipzig, in ihren Deutſchen Urtheilen die Gründe auf

beiden Seiten mit größter Kürze und Gedrungenheit abwägen.“ Aber wir haben ein noch deutlicheres Zeugnis dafür, daß Leibniz gegen seine Vaterstadt nicht nur keinen Groll hegte, sondern ihr bis an sein hohes Alter von ganzem Herzen zugethan war. Im Jahre 1708 schrieb der Leipziger Professor Adam Rechenberg an Leibniz: „Es sind schon acht Lustra (also vierzig Jahre) verflossen, seitdem Du Deiner undankbaren Vaterstadt den Rücken kehrtest.“ Und was antwortete Leibniz? „Ich freue mich, daß die Stadt Leipzig nach schwerer Drangsalen wieder aufblüht. Ich liebe sie, wie man billig seine Vaterstadt lieben soll, und habe ihren Undank gegen mich nie gespürt; denn ich habe keinerlei Grund, mich darüber zu beklagen, daß ich, als ich noch ein Jüngling, ja fast noch ein Knabe war, unter so vielen durch Alter und Gelehrsamkeit hervorragenden Männern vernachläßigt sei. Ebenso wenig habe ich aber Ursache, meine Ungeduld zu bereuen; denn auch die Verirrungen der Menschen werden durch Gottes Vorsehung regiert, so daß selbst das, was sie thöricht begonnen haben, nicht selten ein gutes Ende gewinnt.“ Dieses Zeugnis aus Leibnizens eigner Feder beweist hinlänglich, daß keinerlei Grund vorhanden ist, Leibniz oder seine Vaterstadt anzuklagen. Und eben so wenig ist es zu beklagen, daß er sich von der Heimat losgerißen. Denn er betrat damit die Laufbahn, welche ihn einem hohen Ziele entgegenführte.

Gleich unterwegs auf der Reise schreibt er eine Schrift, welche bald sehr folgenreiche Verbindungen herbeiführen sollte. Es ist die schon erwähnte Methodus nova juris, wozu er die Ideen schon längst genährt hatte. Merkwürdig, während er in Leipzig für zu jung gehalten wird, um Doctor der Rechte zu werden, fühlt er sich schon reif genug, um die Rechtswißenschaft durch eine neue Methode der Behandlung zu verbeßern. Mit dem frischen Manuscripte in der Tasche, mit frischem Muth im Herzen und hohen Entwürfen im Kopfe kommt er in Altorf an und wird hier sofort zur juristischen Prüfung und zur Vertheidigung seiner längst ausgearbeiteten Abhandlung de casibus perplexis (über die verwickelten Rechtsfälle) zugelaßen. Mit einer glänzenden Disputation, die alle Welt in Erstaunen setzt, erwirbt er den Doctorhut am 5. November 1666. Seine Gelehrsamkeit, Klarheit und Beredsamkeit erregen die größte

Bewunderung. Es war Sitte jener Zeit, daß der Doctorandus bei dem academiſchen Acte zwei Lateiniſche Reden las, eine in Proſa und eine in Verſen. Auch Leibniz beſteigt das Katheder und trägt die erſte Rede in Proſa ſo fertig vor, als ob er ſie vom Papiere abläſe. Dann zieht er aber wirklich ein Papier hervor, um ſeine Verſe vorzutragen. Die Zuhörer ſind erſtaunt; ſie haben geglaubt, er habe die erſte Rede abgeleſen; nun überzeugen ſie ſich, daß er ſie freigeſprochen hat. Sie glauben nicht anders, als daß er ſie auswendiggelernt hat, und wundern ſich nur, warum er nicht lieber die Verſe memorirt hat, da dieſe leichter zu behalten ſind, als die Proſa. Jetzt erklärt Leibniz ſeinen Zuhörern, daß ſie ſich in einem neuen Irrthume befinden. Er hat die Rede in Proſa nicht auswendig gelernt, ſondern frei aus dem Stegreif gehalten. Solche Rednergabe will Vielen unglaublich erſcheinen. Da zieht Leibniz auch das zweite Manuſcript hervor und überzeugt die Zweifler, daß daſſelbe ganz andere Worte enthalte, als die, welche er vorgetragen hatte. Mit einer behaglichen Ausführlichkeit erzählt uns Leibniz ſelbſt dieſe ſeine Altdorfer Promotion, und man kann ihm dabei das Vergnügen nachempfinden, womit er ſich noch im Alter dieſen erſten großen Triumpf ſeiner Jugend vergegenwärtigt.

Leibnizens aufgehender Stern wird nun in weiten Kreiſen beſprochen. Sein erſtes Auftreten in Altorf macht ſolches Aufſehn, daß die Gelehrten in Privatbriefen und in öffentlichen Vorträgen ihre Verwunderung über ſeine Gaben und Kenntniſſe ausſprechen. Leibniz ſelbſt bekommt Briefe zu leſen, die ſeines Lobes ſo voll ſind, daß ſie ihn ſchamroth machen. Selbſt der Dekan der juriſtiſchen Facultät, Johann Wolfgang Textor, ſchreibt an den Nürnberger Hauptpaſtor Dilher, daß Leibniz mit dem höchſten Ruhme diſputirt habe. Ja, ein andrer Profeſſor bezeugte öffentlich auf dem Katheder, daß noch niemals bei einer Doctorpromotion ſolche Verſe vorgetragen wären, wie die, welche Leibniz ſelbſt gemacht und recitirt hätte. Da der Kanzler und Syndicus der freien Reichsſtadt Nürnberg, zu deren Gebiete Altorf gehörte, mit zwei Schulvorſtehern der Promotion unſers Leibniz beigewohnt hatte, ſo verbreitete ſich ſein Ruhm auch bald unter den gebietenden Herrn von Nürnberg. Die Folge davon war, daß der dortige

Paſtor primarius Dilher im Auftrage der Vorſteher des Unterrichts ihm anzeigte, daß wenn er Neigung hätte, die Stelle eines Profeſſors in Altorf zu bekleiden, die Ernennung dazu nicht lange auf ſich warten laßen ſollte.

Allein Leibniz hatte andre Pläne, und ſein Geiſt bewegte ſich in andern Richtungen. Daß es ihn weder an den innern noch an den äußern Mitteln zu dem ihm angetragenen Berufe fehlte, daß ihm namentlich die dazu nöthige Reduergabe und Geiſtesgegenwart zu Theil geworden war, darüber konnte Niemand nach den abgelegten Proben in Zweifel ſein, und Leibniz ſelbſt konnte ſich darüber nicht täuſchen. Aber ſeine aufſtrebenden und ihrer bewußten Kräfte wollten mehr Spielraum haben, als ein academiſcher Lehrſtuhl gewährt. Wir haben aus dem Jahre 1669 einen Aufſatz aus Leibnizens Feder über die Urſachen, warum Cannſtadt zur Hauptſtadt Würtenbergs zu erheben ſei. In dieſem Aufſatze ſpricht Leibniz von der bisherigen Univerſitätsgelehrſamkeit als von einer „mönchiſchen, in leeren Gedanken und Grillen befangenen," und ſchlägt deshalb eine Verlegung der Univerſitäten in die Reſidenzen vor. Und in ähnlichem Sinne ſchreibt er 1679 von Hannover aus an Conring: „Wie auf Deutſchen Univerſitäten die Wißenſchaften behandelt werden, laßen ſie ſolchen Geiſtern, welche ihren eignen Flug zu nehmen berufen ſind, das Meiſte zu thun übrig." Hier haben wir den Grund, warum Leibniz ein academiſches Lehramt ausſchlug. Er ſcheute ſich vor den Grillen einer mönchiſchen Gelehrſamkeit, durch die er ans Katheder gefeſſelt wäre. Er war ein Geiſt, der ſich berufen fühlte, ſeinen eignen Flug zu nehmen. Darum beſchloß er, ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen.

Ohne einen feſten Plan für ſeine Zukunft gemacht zu haben, überläßt ſich Leibniz auch jetzt ſeinem Geniuſſe. Das academiſche Leben liegt hinter ihm. In Altorf will er nicht bleiben, nach Leipzig will er nicht zurückkehren. Wohin ſoll er ſich wenden? Er entſcheidet ſich für Nürnberg, die nächſte bedeutende Reichsſtadt, und wir würden dieſe Wahl auch dann ſehr begreiflich finden, wenn der Senior des dortigen geiſtlichen Miniſteriums, Juſtus Jakob Leibniz, nicht ſein Verwandter geweſen wäre. Denn ſein Ruf war ihm bereits von Altorf nach Nürnberg

vorangeeilt. Auch mußte die kleine wohlhabende Republik auf den jungen, ſtrebſamen Gelehrten eine beſondere Anziehungskraft üben.

Die freie Reichsſtadt Nürnberg, welche damals außer Altorf noch ſechs andre Städte und eine Menge von Burgen und Dörfern beſaß, war der Mittelpunkt eines bewegten öffentlichen Lebens. Zu einer Zeit, wo in ganz Deutſchland der Kunſtfleiß zu Boden lag, war außer Augsburg nur noch Nürnberg der Zufluchtsort des alten Deutſchen Kunſtfleißes. Hier, in der Vaterſtadt eines Hans Sachs und Albrecht Dürer, hatte ſich noch Deutſches Weſen, Deutſche Geſinnung und Geſittung erhalten, während an allen übrigen Orten die Nachäffung der Franzoſen, von den Fürſtenhöfen begünſtigt, den alten guten Geiſt verderbt hatte. Durch den Kunſtfleiß und die Betriebſamkeit der Nürnberger hatte der Wohlſtand der Stadt eine ſo hohe Stufe erreicht, daß dieſelbe das Schauſpiel eines zwar kleinen, aber bewegten und in ſeiner Eigenthümiichkeit anziehenden Gemeinweſens gewährte. Es ließ ſich vorausſehn, daß Nürnberg unſern Leibniz auf die Dauer eben ſo wenig feſſeln würde, als Altorf. Doch fühlt er ſich für einige Zeit von dem altdeutſchen Weſen, das ihm hier entgegentritt, angezogen, und die Haltung der freien Reichsſtadt in Sitte und Lebensart macht auf ihn einen ſolchen Eindruck, daß er ſich dafür begeiſtern kann. Es tritt dieß noch in dem einige Jahre ſpäter verfaßten Bedenken über die Securitas publica hervor, worin er für die Unabhängigkeit der Deutſchen Nation von ihrem weſtlichen Nachbar eifert. „Man ſehe Nürnberg an, ruft er aus, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, ob nicht der meiſte Luxus beſchnitten und nicht ſolches die Haupturſache ihres annoch dauernden Flors iſt?“ Auch in Mittheilungen aus ſpäterer Zeit verweilt Leibniz gern bei der Schilderung von Städten wie Nürnberg und Augsburg, die er mit unverkennbarer Vorliebe als Sitze nützlicher Künſte und Wißenſchaften, blühenden Handels, einfacher Sitten und tüchtiger Bürgentugenden darſtellt. Wir ſehen aus ſolchen Schilderungen, was für eine Anziehungskraft das reichsſtädtiſche Weſen auf ihn ausübte.

Faſt mehr noch als das öffentliche Leben der kleinen Republik zog ihn aber eine geheime Geſellſchaft an, welche damals

auch in Nürnberg, wie in vielen andern Deutſchen Städten, in Blüthe ſtand. Es war die Geſellſchaft der Roſenkreuzer, deren Mitglieder ſich für Adepten hielten und das, was ſie nie beſaßen, wenigſtens eifrig ſuchten. Denn indem ſie ſich mit den noch in den Windeln liegenden Naturwißenſchaften beſchäftigten und ſich namentlich auf chemiſche Unterſuchungen legten, glaubten ſie auf dem beſten Wege zu ſein, den Stein der Weiſen zu finden und die Kunſt des Goldmachens zu entdecken. Auch in Nürnberg gab es eine ſolche Geſellſchaft von Adepten und Alchymiſten, an deren Spitze ſogar ein Geiſtlicher, Daniel Wölfer, Prediger an der herrlichen Lorenzkirche, ſtand. Das Geheimnisvolle, womit ſich die Roſenkreuzer umgaben, mußte auf einen ſo wißensdurſtigen Mann, wie Leibniz, eine große Anziehungskraft üben. Wir wißen aus der Lebensgeſchichte des Franzöſiſchen Philoſophen Descartes, mit welcher Begierde er vergebens geſucht hat, ein Mitglied dieſer geheimen Geſellſchaft kennen zu lernen. Leibniz befindet ſich in Nürnberg mitten unter Roſenkreuzern, deren er einige perſönlich kennt. Seine Neugierde iſt rege gemacht, ſeine Phantaſie ſpiegelt ihm Außerordentliches vor, und es reizt ihn, ſelbſt in die Geheimniſſe dieſes myſtiſchen Bundes eingeweiht zu werden. Aber es iſt ſehr ſchwer, Zutritt in dieſe geheime Geſellſchaft zu gewinnen. Leibniz nimmt daher ſeine Zuflucht zu einer Liſt. Er muß den Roſenkreuzern weiß machen, daß er bereits vollkommen eingeweiht iſt, und er weiß ſeine Rolle ſo glänzend zu ſpielen, daß die Betrogenen nichts merken, und während ſie von ihm als einem Meiſter zu lernen glauben, ſich alle ihre Geheimniſſe entlocken laßen. Leibniz weiß ſich eine Menge alchymiſtiſcher Bücher zu verſchaffen, macht ſich einen Auszug der dunkelſten Redensarten und ſetzt aus denſelben ein Schreiben an den Vorſtand der Geſellſchaft zuſammen, von dem er ſelbſt nichts verſteht. Die Liſt glückt vollkommen. Leibniz gilt den Roſenkreuzern, die von ſeinem Briefe nicht mehr verſtehn, als die Bitte um Aufnahme in ihre Geſellſchaft, von Stund an als ausgemachter Adept und wird nicht bloß in die Geſellſchaft aufgenommen, ſondern ſogleich zum beſoldeten Secretair derſelben gemacht, alſo zum Verwalter ihrer Geheimniſſe. Als ſolcher lernte er nun ſehr viel bei ihnen, indem ſie alle glaubten, daß

ſie von ihm lernten, und vor allen that er einen Blick in die Geheimniskrämerei der Roſenkreuzer und erkannte, daß ihre gerühmte Kunſt nichts andres, als eine große Marktſchreierei war. Noch in ſeinem Alter konnte er ſich des Lachens nicht enthalten, wenn er ſeinen Freunden erzählte, wie er dieſe Geheimniskrämer an der Naſe herumgeführt habe, indem er ihre eignen dunklen Redensarten als Narrenſeil gebrauchte und ſeine natürlichen Gaben für ſchwer erworbene Kenntniſſe ausgab. Doch hatte der Spaß auch ſeine ernſte Seite, und Leibniz bereute die Zeit nicht, die er auf das Einſtudiren ſeiner Rolle verwandt hatte. Es iſt bekannt, wie oft es gewandten Betrügern gelang, ſich durch alchymiſtiſche Künſte und namentlich durch Vorſpiegelung der Goldmacherei in das Vertrauen fürſtlicher Perſonen und anderer reicher und vornehmer Leute einzuſchleichen, nur um die Leichtgläubigkeit derſelben auszubeuten und ſich ſelbſt zu bereichern. Da nun Leibniz die Selbſttäuſchung durchſchaute, in welcher ſich ſeine neuen Bundesbrüder befanden, und von der innerlichen Hohlheit der Alchimiſterei völlig überzeugt war, ſo konnte er ſpäter Andre, Fürſten und Privatmänner, mit Erfolg warnen, den Alchymiſten nicht in die Falle zu gehn. Er ſelbſt ſchrieb darüber fünfundzwanzig Jahre ſpäter an einen Nürnberger Arzt, Dr. Gottfried Thomaſius, einen jüngern Bruder des berühmteren Profeſſor Chriſtian Thomaſius, folgende merkwürdige Worte: „Mich hat Nürnberg zuerſt in chemiſche Studien eingeweiht, und es reut mich nicht, in der Jugend gelernt zu haben, was mir als Mann zur Vorſicht gedeihen ſollte. Denn in ſpätern Jahren wurde ich oft, weniger aus eignem Antriebe als von Fürſten, bei denen ich Zutritt hatte, zu dergleichen Verſuchen angeregt. Ich blieb mit meiner Neugierde nicht zurück, doch nicht ohne ſie durch Vorſicht zu mäßigen. Wie viele von mir ſehr gut gekannte Perſonen ſind daran geſcheitert in dem Augenblicke, wo ſie mit günſtigem Winde zu ſegeln glaubten.“

Ueber dieſen chemiſchen und alchymiſtiſchen Beſchäftigungen vergieng der Winter, und wer weiß, ob nicht auch Leibnizens Schiff, wenn auch nicht geſcheitert, doch lange noch durch die Sandbank der unfruchtbaren Alchymiſterei von einer glücklichen Fahrt zurückgehalten wäre, wenn er nicht wie von ohngefähr an öffentlicher Wirtshaustafel einen Mann kennen gelernt hätte,

der sein Fahrzeug wieder flott machte. Es war dieß der Baron von Boineburg, der dazu ausersehn war, unsern Leibniz auf den Schauplatz der großen Welt zu führen. Laßen Sie uns darum auch erst die Bekanntschaft dieses Mannes machen, dessen zufälliges Zusammentreffen mit Leibniz für dessen nächste Zukunft, ja für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden sollte.

Der Baron von Boineburg war in der Kraft des männlichen Alters, als Leibniz ihn kennen lernte. Er war damals ein Vierundvierzigjähriger, aber seine glänzende öffentliche Laufbahn lag schon hinter ihm. Sie hatte vier Jahre vor dem Westphälischen Frieden begonnen und nach einer zwanzigjährigen, einflußreichen Wirksamkeit mit einem jähen Falle geendet. Johann Christian von Boineburg stammte aus Thüringen und war der Sprößling eines alten adligen Geschlechts. Sein Vater war Präsident des geheimen Raths und Obermarschall in Eisenach gewesen, seine Familie war lutherischen Glaubens. Mit ungewöhnlichen Gaben ausgerüstet, hatte der junge Edelmann in Jena und Helmstedt studirt, und namentlich hatte er am letztgenannten Orte unter Hermann Conring, einem berühmten Staatsrechtslehrer, mit dem er lebenslänglich befreundet blieb, seine staatswißenschaftlichen Studien gemacht und dann in den Diensten des Landgrafen von Hessen-Braubach seine diplomatische Laufbahn begonnen. Dieser Fürst hatte eine Forderung an die Königin von Schweden. Boineburg wurde mit dem Geschäfte beauftragt und gieng als Gesandter nach Stockholm. Hier lebte er in näherem Verkehr mit dem Schwedischen Kanzler Axel Oxenstierna. Als er im Jahre 1650 nach Deutschland zurückkehrte, galt er bereits für einen Diplomaten von ausgezeichnetem Rufe, der einen größeren Wirkungskreis verdiente, als den eines Hofraths in Hessen-Braubach. Da berief ihn der Kurfürst von Mainz im Jahre 1652 in seine Dienste und eröffnete ihm damit eine glänzende Carrière. Der Kurfürst von Mainz ist der erste Mann im Reiche nach dem Kaiser, und Boineburg ist mit dreißig Jahren am Hofe von Mainz der erste Mann nach dem Kurfürsten. Er ist hier, was sein Vater in Eisenach war, Präsident des geheimen Raths und Obermarschall. Ein Protestant in der Stelle eines ersten Ministers am Hofe des ersten katholischen Kirchenfürsten — das war ein Widerspruch, den die

damaligen Verhältniſſe auf die Dauer nicht ertragen konnten. Durch die Macht der Verhältniſſe und ſeinen religiös beweglichen Sinn, welche gleichmäßig auf ſeine religiöſe Ueberzeugung einwirken, wird Boineburg hier in Mainz dahin gebracht, den Glauben ſeiner Väter zu verleugnen uud zur Römiſchen Kirche überzutreten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer Uebertritt ſeine politiſche Stellung in Mainz befeſtigen mußte. Zwölf Jahre ſteht Boineburg dort an der Spitze der Staatsgeſchäfte, und da Mainz als die erſte Deutſche Kurmacht zugleich die Führung der Reichsgeſchäfte zu beſorgen hat, ſo erſtreckt ſich ſein Einfluß auf die wichtigſten Fragen der Deutſchen und Europäiſchen Angelegenheiten. Beſonders in dem Jahrzehend von 1653—63 erreicht ſeine Thätigkeit und ſein Einfluß den weiteſten Umfaug; denn in dieſen kurzen Zeitraum drängen ſich eine Menge der wichtigſten Ereigniſſe: der Tod des Kaiſers Ferdinand III. im Jahre 1657, die Wahl ſeines Sohnes Leopold I. im Juli 1658, die Gründung des Rheiniſchen Bundes im Auguſt desſelben Jahres, der Pyrenäiſche Friede im Jahre 1659, der Tod Mazarins und der Beginu der Alleinherrſchaft Ludwigs XIV. im Jahre 1661, der Türkenkrieg in Ungarn im Jahre 1663. In allen dieſen großen Zeitfragen finden wir Boineburg wirkſam. Er ſpielt eine hervorrageude Rolle bei der Kaiſerwahl; er iſt Geſandter beim Abſchluß des Pyrenäiſchen Friedens, wobei er ſich mit Mazarin befreundet; er verſchafft dem Kaiſer die Hülfe des Reichs gegen die Türken; er iſt der Mitbegründer und Träger eines politiſchen Syſtems, welches in Mainz ſeinen Stützpunkt hat und ſich die Aufgabe ſtellt, den Weſtphäliſchen Frieden zu erhalten, das Gleichgewicht zwiſchen Frankreich und der Habsburgiſchen Macht zu befeſtigen und dadurch das wankende Deutſche Reich zu kräftigen und zu ſichern.

Schon auf dem Reichstage zu Regensburg 1653 war Boineburg zum Römiſchen Ritter geſchlagen und der Kaiſer ſelbſt hatte ihm Ausſicht auf die Stelle des Reichsvicekanzlers gegebeu. Aber die nächſte Kaiſerwahl brachte Boineburg in eine Stellung, welche ihm die Gunſt des Wiener Hofes entzog. Ferdinand III. hatte auf der Seite Spaniens gegen Frankreich, auf der Seite Polens gegen Schweden geſtanden. Das war der Grund, warum Frankreich und Schweden nach ſeinem Tode

alles aufboten, um die Wahl eines Kaisers aus dem Hause Habsburg zu hindern. Am liebsten hätte Ludwig XIV. die Deutsche Kaiserkrone auf seinem eignen Haupte gesehen. Da seine Bewerbung keinen Erfolg hat, so unterstützt er die Wahl des Kurfürsten von Bayern. Boineburg steht in diesen Wahlumtrieben auf Französischer, der Mainzische Kanzler auf Oesterreichischer Seite, der Kurfürst selbst schwankt zwischen beiden. Endlich siegt die Oesterreische Partei, und am 18. Juli 1658 wird Leopold zum Kaiser gewählt. Aber zugleich wird in Rücksicht auf die auswärtige Lage der Dinge die Macht des neuen Kaisers zu Gunsten Frankreichs beschränkt. Es soll dem Kaiser nicht erlaubt sein, den Spaniern durch Deutsche Länder hindurch Hülfe zu senden. Gleich nach der Kaiserwahl wird in Mainz der Rheinische Bund gegründet, dessen Stifter und Haupt der Kurfürst von Mainz ist. Zu diesem Bunde gehören außer Frankreich und Schweden das Lüneburgsche Gesamthaus, Hessen-Kassel, Münster, Pfalzneuburg, mehre süddeutsche Fürsten, seit 1659 auch Würtemberg, Darmstadt, der Bischof von Basel, Zweibrücken, und endlich seit 1661 auch Brandenburg. Das Bündnis dauert bis zum Jahre 1667.

Was Boineburgs Politik sowohl bei der Kaiserwahl, als auch bei der Gründung des Rheinbundes leitete, war keine feile Abhängigkeit von Frankreich; es war vielmehr die besonnene Einsicht in die damalige Lage der Dinge, in die Nothwendigkeit eines gesicherten Gleichgewichts zwischen der Französischen und Oesterreichen Weltmacht. Daher diese anscheinend undeutsche Politik, welche den Forderungen Frankreichs Rechnung tragen läßt. Es war begreiflich, daß Boineburg sich dadurch die Gunst des Wiener Hofes nicht erwarb. Er zog sich vielmehr die Ungnade des Kaisers zu. Das hinderte ihn aber nicht, dem Kaiser im Interesse des Reichs und des Europäischen Friedens einen großen Dienst zu leisten. Die Türken waren schon 1660 verheerend in Ungarn eingefallen, und der Kaiser begehrte auf dem Reichstage zu Regensburg 1663 dringend die Hülfe der Deutschen Reichsstände. Allein diese waren in einem Falle, der keinen Reichskrieg betraf, wenig geneigt, die verlangte Hülfe zu gewähren. Da war es Boineburg, der seinen ganzen Einfluß dahin geltend machte, daß die Reichsstände des Kaisers Forderung bewilligten,

und die Folge war der glänzende Sieg bei St. Gotthard 1664, welcher für dießmal dem Kriege ein Ende machte.

Der Sieg über die Türken bei St. Gotthard war ein Sieg der Boineburgſchen Politik geweſen, aber ſein letzter Sieg; denn ſchon lagen die Mienen bereit zum Sturze des vielvermögenden Staatsmannes. Auf dem letzten Reichstage in Regensburg hatte ſich Boineburg freimüthig gegen die Politik Ludwigs XIV. erklärt und den Franzöſiſchen Hof gegen ſich aufgebracht. Dazu kam, daß der Franzöſiſche Miniſter Lionne, der Nachfolger Mazarins ſich perſönlich von ihm verletzt glaubte. Auch am Wiener Hofe war und blieb ihm die Stimmung abgeneigt. Seine nächſten und ſchlimmſten Feinde waren aber in Mainz. Der Bruder des Kurfürſten begünſtigte den Hauptgegner Boineburgs, und es gelang, den Kurfürſten ſelbſt dergeſtalt gegen Boineburg einzunehmen, daß dieſer bei der erſten Gelegenheit — es handelte ſich um eine Geſandtſchaft an Ludwig XIV. — auffallend zurückgeſetzt und ſein Gegner vorgezogen wurde. Boineburg ſchrieb einen leidenſchaftlichen Brief an Lionne, welchen dieſer dem Gegner mittheilte. Nun glaubte der Kurfürſt in Boineburg einen Verräther zu erblicken, der im Geheimen falſches Spiel gegen ihn getrieben habe. Er entſetzte ihn daher aller ſeiner Aemter, ließ ihn verhaften und auf die Feſtung Königſtein bringen. Hier blieb Boineburg mehre Monate Gefangener. Als die Unterſuchung ſeine völlige Unſchuld an den Tag brachte, wurde er im Anfange des Frühjahrs 1665 ſeiner Haft entlaßen, und der Kurfürſt bot ihm zu wiederholten Malen die ehrenvollſte Wiedereinſetzung an. Allein Boineburg ſchlug ſie aus im tiefgekränkten Gefühle erlittenen Undanks. Er lebte ſeitdem als Privatmann in Frankfurt am Main in beſchaulicher Muße, mit religiöſen Betrachtungen und literariſchen Arbeiten beſchäftigt. Indeſſen reifte allmälig die Verſöhnung zwiſchen ihm und dem Kurfürſten, und das geſtörte Verhältnis wurde zuletzt ſogar durch ein verwandtſchaftliches Band für immer wiederhergeſtellt, da Boineburgs Tochter einen Neffen des Kurfürſten, den Obermarſchall Melchior Friedrich von Schönborn, heirathete. Seit 1668 lebte Boineburg wieder in Mainz im vollkommenſten Anſehn, aber ohne amtliche Stellung.

Es war zwei Jahre nach seiner Freilaßung, als der Baron von Boineburg auf einer seiner gelegentlichen Reisen durch Nürnberg kam und hier an öffentlicher Tafel die Bekanntschaft des jungen Leibniz machte. Die beiden verwandten Geister fühlten sich sofort zu einander hingezogen, und jeder erkannte den Werth des Andern. Boineburg sah in Leibniz den jungen, aufstrebenden Rechtsgelehrten, der mit einer Fülle des Wißens und einem Reichthum neuer Ideen zugleich eine erstaunliche Arbeitskraft und eine glänzende Gabe der Darstellung vereinigte. Und Leibniz lernte in Boineburg sofort den älteren, erfahrenen Staatsmann schätzen, der mit scharfem, weitblickenden Geiste alle politischen Fragen der damaligen Zeit durchschaute und beherrschte. Beide Männer schienen für einander gemacht, und in beiden erwachte derselbe Wunsch, sich näher kennen zu lernen. Boineburg erkannte außerdem, daß Leibniz als Sekretair der Rosenkreuzer nicht am rechten Platze war. Er lud ihn daher ein, Nürnberg mit Frankfurt zu vertauschen, und mit Freuden gieng Leibniz auf diesen Vorschlag ein.

Es war im Frühjahre 1667, als Leibniz sich in Frankfurt einrichtete. Er war hierhergezogen auf gut Glück, ohne alle gewisse Aussichten für die Zukunft. Dennoch brachte ihm die Uebersiedelung nach Frankfurt reichen Gewinn. Was er zunächst gewonnen hatte, war der vertraute Verkehr mit einem Staatsmanne wie Boineburg, dem es in seiner damaligen Lage weder an Muße noch an Neigung fehlte, sich dem neuen Freunde mit einer gewissen Begeisterung hinzugeben. Denn die junge Bekanntschaft hatte sich bald in ein sehr inniges Freundschaftsverhältnis verwandelt, aus welchem unser Leibniz offenbar den größten Gewinn zog. Er erkannte in dem älteren Freunde bald den weltkundigen Meister, dessen Jünger zu werden er sich nicht zu schämen brauchte. So schloß er sich denn aufs engste dem großen Staatsmann an, und der tägliche Verkehr mit ihm hatte den Erfolg, daß sich sein Gesichtskreis bedeutend erweiterte, daß er aus der bisherigen gelehrten Enge herauskam und den ersten Einblick in die großen Weltverhältnisse gewann, den ersten Antrieb, seine eignen Kräfte in einer staatsmännischen Thätigkeit zu versuchen.

Ein zweiter Gewinn, den die Ueberſiedelung nach Frankfurt unſerm Leibniz einbrachte, war der Verkehr mit dem erſt kürzlich dorthin berufenen Philipp Jacob Spener, jenem bekannten Theologen, der auf die kirchliche Entwicklung ſeiner Zeit einen ſo bedeutenden Einfluß üben ſollte. Auch zu Spener trat Leibniz bald in ein ſehr intimes Verhältnis, und der Einfluß, welchen der elf Jahre ältere und ſchon damals berühmte Theologe auf ihn ausübte, iſt nicht gering anzuſchlagen. Daß er ſpäter die Liebe Gottes zum Mittelpunkte ſeiner Philoſophie machte, war vielleicht eine Nachwirkung von dem Umgange mit dem wahrhaft frommen Spener. Die beiden Männer kamen ſpäter weit aus einander; aber Leibniz hörte nie auf, Speners weitere Entwickelung zu beachten und ſtand noch lange mit ihm in brieflichem Verkehr.

Es iſt begreiflich, daß Leibniz trotz des erwünſchten Verkehrs mit Männern, wie Boineburg und Spener, auch in Frankfurt auf die Dauer keine Befriedigung fand. Je mehr ſich ſein Blick erweiterte, deſto lebendiger mußte in ihm der Wunſch werden, einen ſeinen Gaben entſprechenden Wirkungskreis zu finden, und wo ließ ſich eine beßere Carrière machen, als an dem nahen Hofe zu Mainz? Es war kaum nöthig, daß Boineburg, der dort ſo reiche Erfahrungen gemacht hatte, ſeinen jungen Freund auf den Mainziſchen Hof hinwies. Denn der Kurfürſt von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, war ein Mann, der ganz von ſelbſt die Blicke aller ſtrebſamen Köpfe, ja die Blicke von ganz Deutſchland auf ſich zog. Laßen Sie uns denn auch dieſes Mannes Bekanntſchaft machen, da unſer Leibniz bald zu demſelben in ein näheres Verhältnis treten ſollte.

Der Kurfürſt von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, war nicht nur dem Range nach der erſte unter den Fürſten des damaligen Reiches, ſondern auch nach ſeinem perſönlichen Werthe nahm er eine ſehr hervorragende Stellung ein. Der Sohn eines einfachen Landedelmannes im Weſterwalde, „ein Weſterwälder Bauer", wie er ſich ſelbſt gern nannte, war er auf der Leiter der geiſtlichen Würden ſchnell emporgeſtiegen, vom Canonikus zum Fürſtbiſchof in Würzburg, und fünf Jahr ſpäter vom Fürſtbiſchof zum Kurfürſten in Mainz. Er war damals, als Leibniz ihm näher trat (1667), zweiundſechzig Jahre alt.

In politiſcher Rückſicht haben wir ihn ſchon kennen gelernt als den Stifter und das Haupt des Rheinbundes, deſſen innerer Zweck die Sicherheit des Reiches, deſſen äußerer Zweck das Gleichgewicht zwiſchen Oeſterreich und Frankreich war. In religiöſen Dingen war er tolerant und human geſinnt. Er war einer der erſten Deutſchen Fürſten, der die Hexenverbrennungen in ſeinem Lande abſchaffen ließ. Dazu war er ein eifriger Beförderer alles Großen und Edlen und hatte ſeine Freude daran, jedes wahre Talent aufzumuntern und zu belohnen. Als ſolchen hat ihn Niemand beßer geſchildert, als unſer Leibniz ſelbſt, der in einem lange nach des Kurfürſten Tode geſchriebenen Briefe folgendermaßen über ihn urtheilt: „Johann Philipp von Schönborn war einer der hellſehendſten Fürſten, die Deutſchland je gehabt hat. Er war ein Geiſt von hohen Ideen, der die Angelegenheiten der ganzen Chriſtenheit im Auge hatte. Seine Abſichten waren gut. Er ſuchte die Grundlage ſeines Ruhmes in der Sicherheit und Ruhe ſeines Vaterlandes und glaubte, das eigne Intereſſe in Uebereinſtimmung bringen zu können mit dem des Reichs. Ich will glauben, daß er damals nicht der Meinung war, daß ſich das Gleichgewicht der beiden Großmächte Europas ſo leicht ändern und daß Frankreich ſo ſchnell das Uebergewicht bekommen würde. Wie dem auch ſei, er hatte das Elend Deutſchlands geſehen, deſſen Trümmer noch rauchten. Er gehörte zu denen, die alles aufboten, dem Lande die Ruhe wieder zu geben. Kaum fieng Deutſchland an, etwas aufzuathmen, es war faſt nur von unmündiger Jugend bevölkert. Wenn der Krieg von neuem ausbrach, ſo hatte man zu beſorgen, daß dann das nachwachſende Geſchlecht im Keime vernichtet und ein großer Theil des unglücklichen Deutſchlands faſt zur Wüſte würde gemacht werden. Um nun die beiden bei der Kaiſerwahl Leopolds widerſtreitenden Mächte einigermaßen zu befriedigen und den Frieden zu erhalten, ſchien es ihm nothwendig, dem Kaiſer durch eine Wahlcapitulation die Hände zu binden und dieſe Capitulation durch das ſogenannte Rheinbündnis zu ſichern.“

Da haben wir in wenigen markirten Zügen das Bild des Mannes, dem näher zu treten unſers Leibniz glühendſter Wunſch war. Boineburg muß ihm dabei als Rathgeber und Wegweiſer

dienen. Leibniz hat dem erfahrenen Staatmanne und durchgebildeten Juriſten das Manuſcript jener Schrift über die neue Methode der Rechtswißenſchaft mitgetheilt, die er unterwegs auf ſeiner Reiſe von Leipzig nach Altorf mehr aufs Papier geworfen als geſchrieben hatte. Es iſt keine wißenſchaftliche Fachſchrift, welche ihren Gegenſtand nach allen Seiten hin erſchöpfend behandelt und mit objectiver Ruhe durchführt, ſondern mehr eine juriſtiſche Flugſchrift, voll ſubjectiver Gährung und Unruhe, wie ſie der Altersſtufe und der augenblicklichen Situation des wandernden Verfaßers völlig entſprechend war. Aber ſie war voll neuer Ideen und origineller Gedanken und ſagte dem Baron von Boineburg in ſolchem Grade zu, daß er Leibniz rieth, ſie zu veröffentlichen und dem Kurfürſten von Mainz zu widmen. Leibniz folgte dem Rathe und übergab ſeine Methodus nova dem Drucke. Wir haben in ihr ſeine erſte reformatiſche Schrift, in welcher der junge Dr. juris das bisher übliche Verfahren in der Jurisprudenz beſpricht und dem Alten ein Neues entgegenſetzt. Wie ſchon bemerkt trägt die Schrift mehr den Character einer Skizze, als einer durchgeführten Arbeit; es iſt alles unfertig, rhapſodiſch und entwurfartig. Allein das Buch zeigt neben einer außerordentlichen Beleſenheit und dem ungewöhnlich kühnen Scharfſinn, womit die bisherigen Mängel aufgedeckt und Vorſchläge zum Beßern gemacht werden, einen Enthuſiasmus, welcher des Verfaßers reformatoriſchen Beruf bekundet. Es ſpricht ſich eine unbedingte Bewunderung des Römiſchen Rechts darin aus. Aber mit der Abfaßung des corpus juris iſt Leibniz keineswegs zufrieden. Er verlangt eine Anordnung nach der Zeitfolge, damit man den Gang der Rechtsentwicklung hiſtoriſch verfolgen könne. Dann verzeichnet er eine Reihe ſyſtematiſcher Handbücher, die nöthig wären, um das Studium des Rechts fruchtbar zu machen, ein neues corpus juris, eine Geſchichte der Wandelungen des Rechts, eine Philologie des Rechts, eine Arithmetik des Rechts, juriſtiſche Concordanzen, Inſtitutionen des allgemeinen Rechts, eine Deutſche Ueberſetzung der Geſetze, eine Hermeneutik, demonſtrative Elemente des Naturrechts, u. ſ. w. im Ganzen ſiebenunddreißig noch fehlende Hauptſtücke, wobei doch, wie der Verfaßer bemerkt, noch lange nicht

alles gesagt worden, obschon er bereits mit mehrem hervorgekommen sei, als anfangs sein Wille gewesen. Und der kühne Reformator verzeichnet nicht nur das Fehlende, sondern er verspricht auch, die vielen aufgedeckten Lücken und Mängel selbst auszufüllen und zu ergänzen, eine Arbeit, die für sich hingereicht hätte, das reichste Menschenleben auszufüllen, weshalb denn Leibniz diese freiwillig übernommene Schuld auch nie abgetragen hat. Allein wenn er in dieser Beziehung mit seinen spätern Leistungen hinter dem Versprochenen zurückblieb, so bleibt ihm doch unbestritten das Verdienst, die bisherigen Mängel in der Jurisprudenz rücksichtslos aufgedeckt und die geeigneten Mittel zu ihrer Beseitigung angegeben zu haben. „Kein Paragraph, sagt er selbst, ist ohne eine neue Erfindung, wenigstens ohne neue Betrachtung vorbeigegangen. Ich suche dabei nicht Ruhm, sondern den allgemeinen Nutzen, darum habe ich mich nicht genannt. Werde ich sehen, daß es einige Wirkung thut, so werde ich suchen, das vorgeschlagene Verzeichnis der desiderata (Wünsche) nächstens abzukürzen; wo nicht, so habe ich doch wenigstens meinen Tribut entrichtet. Meinen Verächtern gereiche ihre Unwißenheit zur Strafe. Vielleicht kommt einst die Zeit, würdiger als die Gegenwart, wo der Hass zum Schweigen gebracht wird und die Wahrheit triumphirt."

Wie aus dem Gesagten erhellt, kam die Schrift anonym heraus. Ihrem Zwecke gemäß war sie dem Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn gewidmet, dessen Verdienste der ungenannte Autor nach Gebühr herauszustreichen versteht. Besonders rühmt er die Bemühungen des Kirchenfürsten um Herstellung des Kirchenfriedens und betritt damit schon jetzt ein Gebiet, auf dem er später selbst einer der eifrigsten und thätigsten Arbeiter geworden ist. „Es ist wahrlich ein größeres Werk, heißt es in der Widmung seiner Schrift an den Kurfürsten, Federn als Waffen zur Ruhe zu bringen. Aber nichts ist unmöglich, wenn die Gemüther der Mächtigen einstimmig sind, sie bedürfen nur eines Führers. Da dich Verdienst und Glück auf den ersten Platz gesetzt haben, so fahre fort, deine von Gott hierzu bestimmte Macht und Weisheit zu gebrauchen. Der Himmel ist günstig, die Besten von beiden Seiten bezeugen Beifall, die Widerspenstigkeit Andrer dient nur dazu, die Guten zu ermuntern. Unvergleichliche Männer haben den Weg gebahnt.

O möchte mein Leben bis zum äußerſten Ziele ſich ausdehnen, um die Wunde Deutſchlands (die Kirchentrennung) geheilt zu ſehn. Dann wird den Tempeln ihr Schmuck, den Gemüthern die Liebe, der Natur *) ihre Kraft, den Fremden die Scheu, Allen aber die Wohlfahrt zurückkehren.“ Als die Schrift fertig war, reiſte Leibniz nach Mainz und überreichte ſie ſelbſt dem Kurfürſten. Der Erfolg entſprach völlig der Erwartung. Der Kurfürſt erkannte ſofort die Genialität und unermeßliche Gelehrſamkeit des jungen Autors und beſchloß, denſelben in ſeine Dienſte zu ziehen. Noch im Jahre 1668 wurde Leibniz nach Mainz berufen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Schrift, welche nichts geringeres, als den Plan einer Reform der ganzen Rechtsgeſetzgebung und des ganzen Rechtsſtudiums enthielt, in weiteſten Kreiſen Aufſehn erregte. Die einige Jahr ſpäter erſcheinenden pia desideria (fromme Wünſche) ſeines theologiſchen Freundes Spener machten unter den Theologen kaum mehr Aufſehn, als Leibnizens catalogus desideratorum (Wunſchverzeichnis) in der Juriſtenwelt. Es war eine gährende Zeit, in der ſich auf allen Gebieten des Lebens und der Wißenſchaft Reformen anbahnten. Ein Zuſammenſtoßen der Geiſter war dabei unausbleiblich. Auch Leibniz blieb nicht unangefochten, und in der That hatte ſeine reformatoriſche Schrift auch ihre ſchwachen Seiten. Namentlich von practiſcher Seite ließ ſich manches gegen ſeine Vorſchläge einwenden, da er manche Nebenumſtände außer Rechnung gelaßen hatte, welche ſich der Ausführung in den Weg ſtellten. Dieß wurde von ſeinen Gegnern, zu denen beſonders der Jenaer Profeſſor Lynker gehörte, ſcharf betont. Andere, und darunter bedeutende Staatsmänner, gaben den neuen Ideen Beifall, und während ſelbſt Leibnizens Gegner in der Stille ſeine reformatoriſche Schrift benutzten, erkannte man überall den großen Geiſt an, der ſich in ihr ausſprach und der in dem unbekannten Verfaßer eine Zierde der Deutſchen Wißenſchaft ahnen ließ.

Der kühne Wurf, den Leibniz mit ſeiner Methodus nova gethan, war glänzend gelungen. Mit der Empfehlung, die er ſich ſelbſt in ſeiner Schrift ausgeſtellt hatte, betrat er nun den

*) Es iſt wohl der Staat als ein natürliches Gebiet gemeint.

erſten Schauplatz ſeiner practiſchen und amtlichen Wirkſamkeit. Zugleich ſah er ſich durch ſeine Ueberſiedelung nach Mainz mitten in den Kreis nicht nur der Deutſchen, ſondern auch der Europäiſchen Politik verſetzt und betrat damit einen Schauplatz, auf welchem er ſeine glänzenden Gaben in einer neuen Richtung zu entfalten und zu bethätigen Gelegenheit hatte. Dem Kurfürſten, der ſchon wohl durch Boineburg auf den jungen Gelehrten aufmerkſam gemacht ſein mochte, gefielen deſſen juriſtiſche Reformvorſchläge um ſo mehr, als er ſelbſt eine Verbeßerung des Römiſchen Geſetzbuches wünſchte und bereits den Hofrath Dr. Laſſer mit einer Reviſion desſelben gemäß den Bedürfniſſen des Reiches beauftragt hatte. Dieſem wurde nun unſer Leibniz zunächſt als Hülfsarbeiter beigeordnet, wofür er aus der Kurfürſtlichen Kammer wöchentlich eine Vergütung erhalten ſollte. Wir ſehen daraus, ſeine Stellung war nur eine proviſoriſche, und dazu mußte Leibniz bald klagen, daß ihm ſeine Beſoldung nicht pünktlich ausbezahlt werde. Dennoch gieng er mit dem ihm eigenthümlichen Eifer, mit welchem er jedes neue Unternehmen angriff, auf die Laſſerſche Arbeit ein und hatte ſich derſelben bald ſo völlig bemächtigt, daß ſie ſeine eigne wurde. Schon im Jahre 1668 erſchien das Lateiniſche Program des großartigen Werkes unter dem Titel: Ratio corporis juris reconcinnandi, (Vorſchlag einer Verbeßerung des corpus juris) das aus Leibnizens Feder gefloßen war. Gleichzeitig ſetzte Leibniz eine handſchriftliche Denkſchrift in Deutſcher Sprache über denſelben Gegenſtand in Umlauf, welche, wie die meiſten ſeiner derartigen Ausarbeitungen, erſt nach ſeinem Tode im Druck erſchienen iſt. Allein gleich hier beim Beginne ſeiner öffentlichen Laufbahn mußte er die ſchmerzliche Erfahrung machen, daß ſeine beſten Bemühungen ihres Erfolges ermangelten und weder ihm ſelbſt noch dem Gemeinweſen die gehofften Früchte brachten. Leibniz war trotz der vielen Unterbrechungen, welche ſeine Arbeit durch Reiſen, durch anderweitige amtliche Thätigkeit und durch die verſchiedenartigſten Studien erlitt, aufs eifrigſte um deren Vollendung bemüht, und noch in ſpäteren Jahren wurde dieſer Lieblingsgedanke ſeiner Jugend wieder von ihm aufgenommen. Allein die Ausführung des Planes iſt von ihm nicht erreicht worden, was in dieſem Falle weniger zu beklagen iſt, als in

manchem andern, weil die ſpätere Umgeſtaltung der Geſetzgebung ein Werk, wie Leibniz es im Sinne hatte, überflüßig machte.

Leibniz war in Mainz völlig unbekannt und hatte am dortigen Hofe keinen, auf deſſen Protection er rechnen konnte. Indeſſen that der Baron von Boineburg, der ſeit 1668 wieder als Privatmann in Mainz lebte, alles mögliche, um ſeinen Liebling aus dem Dunkel hervorzuziehn und nach allen Seiten hin zu empfehlen. Gleich nach dem Erſcheinen der Methodus nova hatte er dieß Buch ſeinem alten Lehrer, dem berühmten Polyhiſtor und Staatsrechtslehrer Hermann Conring in Helmſtadt zugeſchickt und dabei dem Verfaßer desſelben folgendes Zeugnis ausgeſtellt: „Der Autor iſt mir perſönlich wohl bekannt. Es iſt ein Dr. juris von zweiundzwanzig Jahren, gelehrt, ſehr philoſophiſch gebildet, fleißig, tüchtig und fertig in der Speculation. Er iſt ein Mann von großer Gelehrſamkeit, ſcharfem Urtheil und erſtaunlicher Thätigkeit. Er lebt jetzt in Mainz, nicht ohne daß ich mich ſeiner annehme.“ Der Brief war noch von Frankfurt aus geſchrieben und vom 22. April 1668 datirt. Conring hatte nicht geantwortet, aber Boineburg ließ ihm keine Ruhe. Auf ſein wiederholtes Drängen um ein Urtheil fragt endlich Conring, wer denn eigentlich dieſer Dr. Leibniz ſei, und Boineburg, der inzwiſchen hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte, ſeinen jungen Freund und Schützling nach allen Seiten hin kennen zu lernen, entwirft nun im April 1670 von demſelben eine Schilderung, die an Enthuſiasmus gränzt. „Er iſt ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, ſchreibt er, aus Leipzig, Dr. juris und gelehrt über alles, was ſich nur ſagen oder glauben läßt. Die Philoſophie verſteht er ganz, ein glücklicher Vermittler der alten mit der neuen Philoſophie. Er iſt Mathematiker, Kenner der Phyſik, der Medicin, der ganzen Mechanik und lebt ganz in dieſen Wißenſchaften; er iſt arbeitſam und feurig. In der Religion iſt er ſehr ſelbſtſtändig, übrigens ein Mitglied eurer (der Lutheriſchen) Kirche. Die Philoſophie des Rechts und was zu bewundern iſt, auch die Rechtspraxis ſteht ihm zu Gebote. Dir iſt er mit Liebe und Verehrung zugethan. Er hält ſich zu Mainz auf und wohnt bei dem Kürfürſtlichen Rath Laſſer, mit welchem er für die richtigere Anordnung des Geſetzbuches thätig iſt.“ Doch nicht

zufrieden mit einer so günstigen Schilderung, ruhte Boineburg nicht eher, bis Conring selbst mit Leibniz in einen Briefwechsel trat, welcher zeigt, daß auch der bejahrte Polyhistor den jungen, so eben erst auftauchenden Gelehrten zu schätzen anfieng. In einem Briefe Conrings an Leibniz vom 20. Februar 1671 drückt sich jener folgendermaßen aus: „Daß Du des Sporns nicht bedarfst, freut mich. Daß Du aber in Zukunft die im Ueberfluße ausströmende Kraft ein wenig einhalten willst, lobe ich ganz. Denn so ist es: die großen Talente muß man oft weit mehr zurückhalten, als antreiben, damit sie sowohl für ein reiferes Alter die Gesundheit schonen, als auch für ihren Ruf bei der Nachwelt bedacht seien."

Ohne Zweifel wäre es für Leibniz ein großer Gewinn gewesen, wenn er den Vorsatz der Selbstbeschränkung, in welchem der erfahrene Helmstedter Gelehrte ihn zu bestärken suchte, auch ausgeführt hätte. Allein dahin ließ es sein vornehmer Gönner und Bewunderer, Baron von Boineburg, nicht kommen. Er gab dem von ihm entdeckten und hervorgezogenen Universalgenie so viel Gelegenheit und Anreizung zu den verschiedenartigsten Arbeiten, daß Leibniz seine Thätigkeit selten lange Zeit auf einen Gegenstand concentriren konnte, sondern von einer geistigen Thätigkeit zur andern übergehen und nicht selten die verschiedenartigsten Aufgaben zu ein und derselben Zeit angreifen mußte. Für einen Theil dieser Arbeiten und Aufgaben, die er Leibniz übertrug, muß die Nachwelt ihm nur Dank wißen. Doch der bei weiten größere Theil gieng fast ganz in die persönlichen Angelegenheiten des Barons auf, welcher ein so außerordentliches Talent, wie Leibniz es besaß, eben so sehr zu benutzen, als anzuerkennen verstand, und zwar lange Zeit ohne alle äußere Belohnung seiner Mühe. Wir haben eine merkwürdige Denkschrift Leibnizens über dieß sein mehrjähriges Verhältnis zu Boineburg, welche er nach dessen Tode zur Beseitigung gewisser Misverhältnisse und Misverständnisse von Paris aus an die Freiin von Boineburg erlaßen hat. „Man wird nicht in Abrede stellen können, sagt er darin, daß ich erstlich unterschiedliche Verschreibungen, Memoriale, Judiciale und andre Schriften concipirt; daß ich insonderheit eine gewisse, mir nach Düsseldorf mitgegebene Vollmacht verrichtet und in einem von der Familie

geführten Proceſſe nicht anders als ein Advocat gedient und alle Artikel, Wechſelſchriften und Deductionen aufgeſetzt, welche ſich noch unter den Acten befinden. Sonſt aber kann ich nicht aufzählen, wie oft ich dem Baron über allerhand vorfallende Religions- und Staatsangelegenheiten mein Bedenken ſchriftlich gegeben habe, deſſen er ſich am gehörigen Orte bediente; wie oft ich ihm Auszüge aus Anderer Schriften ſamt meinen Bemerkungen darüber zugeſtellt; wie oft ich auf ſein Begehren Briefe hin und wieder habe abgehn laßen."

Nach dieſer mehr allgemeinen Schilderung ſeiner Thätigkeit für Boineburg hebt Leibniz noch zwei beſondere Dienſte hervor, die er ſeinem Gönner mit dankbarer Bereitwilligkeit und Opferwilligkeit geleiſtet hatte. Der eine beſtand in der Abfaßung von allerlei Schriften für Boineburgs Miſſion an den Polniſchen Reichstag, auf die wir ſpäter zurückkommen werden, da ſie keine geringe litarariſche Bedeutung gewonnen haben. Dieſen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten war der ganze Winter von 1668 auf 69 gewidmet. Der zweite Dienſt beſtand in einer Arbeit, welche, obwohl ſie noch mehr Zeit in Anſpruch nahm, niemals zur nähern Kunde der Nachwelt gekommen iſt. Es war dieß ein Katalog der ſehr zahlreichen Bibliothek des Barons, der nach einer beſonderen Erfindung Leibnizens eingerichtet und ſehr ſorgfältig ausgearbeitet war. Leibniz war mit dieſer mühſamen Arbeit beſonders während der Polniſchen Reiſe des Barons beſchäftigt; denn wie er in einem Memorial an den Kurfürſten vom 22. November 1668 ſagt, hatte der Baron ihm bei ſeiner Abreiſe die Schlüßel zu ſeiner Bibliothek gelaßen und ihm deren vollſtändige Ordnung aufgetragen. So kam denn ein Index zu Stande, welchen er über die ganze Bibliothek des Barons dergeſtalt verfertigte, daß dergleichen nach ſeiner eignen Ausſage zuvor noch nicht geſehen worden, „maßen alles, wie er hinzuſetzt, aufs genauſte darin verzeichnet iſt, und zwar ſo, daß über alle Materien die einzelnen davon handelnden Autores zu finden ſind und ein einziger Tractat oft an mehr als zehn Orten allegirt wird. Wer die Menge der Bücher und ſonderlich die unzähligen kleinen zuſammengebundenen Tractate kennt, wird dabei die Größe ſolcher Arbeit abnehmen können."

Aus dieſen Anführungen geht wohl zur Genüge hervor, in wie

mannigfaltiger Weise der Baron von Boineburg die Zeit und Kraft seines Schützlings für sich in Anspruch nahm. Leibniz war kurz gesagt seines vornehmen Gönners Secretair, Gehülfe, Bibliothekar, Advocat und Rathgeber, bald abwechselnd, bald zu gleicher Zeit, und legte eine durch nichts zu schwächende Anhänglichkeit an den Baron und dessen Familie an den Tag. Es läßt sich nicht leugnen, daß Leibniz viel mehr für seinen Ruhm und seinen Vortheil hätte wirken können, wenn er mehr Selbstsucht und weniger Selbstverleugnung und Opferwilligkeit besetzen, wenn er mit mehr selbstständiger Zurückhaltung und weniger dankbarem Entgegenkommen die Zumuthungen seines hohen Gönners abgelehnt hätte. Andrerseits konnte die Bildung seines Characters und die Weckung seiner Anlagen durch den täglichen Verkehr mit einem Manne, wie Boineburg, und dadurch, daß er sich nicht nur in dessen Dienst begab, sondern sein Sachwalter und Mitarbeiter wurde, nur gefördert werden. Auch ist es deutlich wahrzunehmen, daß sein Blick sich erweiterte, daß sein Talent einen höheren, freiern Aufschwung nahm, und daß er namentlich anfieng, die politischen Fragen jener Zeit, die Zustände des Reichs und die Lage von ganz Europa in den Kreis seiner Beobachtungen und Betrachtungen zu ziehen. Im täglichen Verkehre mit einem Manne, wie Boineburg, bildete sich Leibniz zu einem Politiker und Staatsmanne heran, der dem Meister bald würdig an die Seite trat. Wir haben aus dieser Zeit „einige politische Gedanken", die auf ein einzelnes Blättchen niedergeschrieben in der neuesten Ausgabe seiner Werke nur zwei Seiten füllen. Allein diese wenigen Zeilen zeigen uns, wie gelehrig der Jünger in die Gedanken und Anschauungen des Meisters eingeht und wie er längst angefangen hat, sich ein politisches Urtheil zu bilden. Ich kann es mir daher auch nicht versagen, einige dieser politischen Gedanken mit wenigen Worten hervorzuheben.

Von Spanien, womit die politische Rundschau beginnt, sagt Leibniz: „Hispani civiliter mortui" (die Spanier sind bürgerlich todt), und es ist noch sehr die Frage, ob der Zustand des Spanischen Volkes selbst heute, wo es so deutliche Lebenszeichen von sich giebt, sich besser charakterisiren läßt, als Leibniz es mit jenen drei Worten gethan hat. Oesterreich wird mit fünf Worten charakterisirt: „Zu Wien panem et Circenses"

(Brot und Spiele). Doch unterläßt Leibniz es nicht, eine sehr günstige Schilderung von dem neuen Kaiser zu entwerfen, von dem er ersichtlich eine Beßerung des krankenden Reichskörpers erwartet. „Der Kaiser, sagt er, hat mehr als man meint gewonnen, und kann sich furchtbar (formidabilem) machen. Er ist ein frommer Herr, redet perfect Italienisch und Spanisch, hat ein gut Gedächtnis, liest und studirt cum applicatione (mit Fleiß) und kann eine Sache wohl faßen, deutlich und distinct erzählen und wiederholen. Doch pflegt er nicht leicht decisive zu reden (ein entscheidendes Wort zu sprechen). In Gefahren ist er standhaft und generös. Als er an Todes Enden (in agone) lag, fragte er seinen Arzt Dr. Rechberger, was er hoffte, er sollte es rund herausſagen. Dieser antwortete: Allergnädigster Herr, es ist gefährlich; doch nicht ohne Hoffnung. Wohl, sagte der Kaiser mit starker Stimme, thut ihr eur Amt, es hat keine Noth, und von dem Moment an wurde es zusehends je länger je beßer.“ Ueber Ungarn macht Leibniz einige Bemerkungen, welche eine interessante Geschichtsparallele zur Gegenwart bilden. „Gott hat der Ungarn unmenschliche Consilia gestürzt, sagt er. Sie haben vorgehabt mitten in Deutschland einen Angriff zu thun und alles weit und breit zu massacriren, so groß war ihr Hass. Man sagt, bei den Ungarn seien Briefe von Brandenburg gefunden, incentoria (Brandbriefe). Ungarn kann sich der Kaiser sehr zu Nutz machen; denn alles ist in Ungarn schön und groß. Und wenn der Kaiser das thut, ist er fast so mächtig, als der König in Frankreich.“ Zu Frankreich übergehend bemerkt der scharfblickende Politiker: „Frankreich hat von keinem Menschen Gewalt zu befahren. Sollte mit Holland nimmermehr brechen, in England den König gegen das Parlament, in Holland den Prinzen gegen die Republik begünstigen, Polen und Kaiser zu einem Türkenkriege durch wirkliche Hülfe realiter aufmuntern, den Türken gegen Polen anhetzen, das Haus Oesterreich zum Succurs ermahnen und unterdessen die Levante angreifen.“ Endlich macht Leibniz noch eine sehr zutreffende und geistreiche Bemerkung über Brandenburg, die der Geschichtsforscher mehr als einmal im Laufe der Jahrhunderte bestätigt finden dürfte. „Brandenburg, sagt er, marschandirt: wer mir das meiste giebt, dem adhärire ich.“ Diese Haltung Brandenburgs

im Kriege zwiſchen Polen und Schweden, welche unſerm Politiker eben ſo wenig klug als ehrenvoll zu ſein ſcheint, giebt ihm dann noch Veranlaßung zu der folgenden pikanten Schlußbemerkung: „Die Neutralen gleichen dem, der im mittelſten Stock wohnt. Der wird nämlich von dem Unterſten beraucht und von dem Oberſten mit Urin perfundirt.“

In der Zeit, aus welcher dieſe politiſchen Gedanken ſtammen, wurden unſerm Leibniz von dem Schwediſchen Geſandten Habbeus von Lichtenſtern, den er in Frankfurt hatte kennen lernen, und der zu ſeinen eifrigſten Bewunderern und Lobrednern gehörte, zwei Anträge gemacht. Der eine gieng von dem Herzoge Johann Friedrich von Hannover aus, dem Habbeus erſt kürzlich auf einer Durchreiſe durch Hannover die glänzenden Talente unſers Leibniz angeprieſen hatte; der andre kam dagegen von dem regierenden Fürſten von Durlach. Beide Fürſten hatten den Wunſch, den jungen Gelehrten, der ſo großes Aufſehn machte, für ihre Dienſte zu gewinnen. Allein Leibniz lehnte in beiden Fällen ab. Zwar war ſeine Stellung am Mainzer Hofe noch immer eine proviſoriſche, und es dauerte lange, ehe ſeine Gaben und Leiſtungen eine gebührende Anerkennung fanden. Doch hatte Leibniz verſchiedene Gründe, die ihn abhielten, dem an ihm ergangenen Rufe Folge zu leiſten. Einmal that der Hofrath Dr. Laſſer, bei dem er wohnte und zu dem er in ein ſehr freundſchaftliches Verhältnis getreten zu ſein ſcheint, alles mögliche, um ihn in Mainz zu halten. Sodann hatte Leibniz eben in dieſer Zeit den Plan zu einem neuen Unternehmen gefaßt und weiter ausgebildet, von deſſen Ausführung er nicht nur großen Nutzen für das gemeine Wohl, ſondern auch „anderweitige Ergötzung“, d. h. eine unabhängige, ſelbſtſtändige und ſorgenfreie Stellung hoffte. Er gieng damit um, eine Art periodiſcher Zeitſchrift zu gründen, die er Nucleus librarius semestralis, d. h. halbjähriger Bücherkern, nennen wollte und wozu er ein Kaiſerliches Privilegium zu erlangen hoffte. Nicht blos Leibniz ſelbſt, ſondern auch ſein Patron, Herr von Boineburg, verfolgte dieſen Plan mit großer Ausdauer mehre Jahre hindurch, und der neuſte Herausgeber von Leibnizens Werken hat nicht weniger als 21 bis dahin unbekannte Schriftſtücke ans Licht gezogen, welche ſich alle auf dieſen großartigen Plan beziehen, der von ſeinem Urheber

immer mehr erweitert wurde. Schon daraus geht hervor, wie viel Zeit und Kraft Leibniz auch auf dieſe Sache verwandt hat. Leider ſcheiterte der Plan, wie ſo mancher andre, weil das Kaiſerliche Privilegium hartnäckig verſagt wurde. Dennoch lohnt es ſich der Mühe, auf dieß journaliſtiſche Unternehmen etwas näher einzugehn, weil ſchon hier jene practiſch-realiſtiſche Tendenz hervortaucht, welche ſpäter bei Leibniz immer mehr die Ueberhand gewinnt und beſonders in ſeinen verſchiedenen Denkſchriften über die Errichtung gelehrter Geſellſchaften weiter ausgebildet wird.

Zweierlei war es, was unſerm Leibniz die erſte Anregung zu dem fraglichen Plane gegeben hatte, nämlich ſeine Beſchäftigung mit der Bibliothek des Baron von Boineburg und die Bekanntſchaft, die er einige Zeit vorher mit dem Deutſchen Buchhandel in Frankfurt gemacht hatte. Frankfurt war damals neben Leipzig die Hauptempore für dieſen Handelszweig. Zweimal im Jahre wurde hier eine große Menge neuer Bücher, die ſich auf mehre Hunderte belief, auf den Markt gebracht, nämlich zur Oſter- und Herbſtmeſſe. Die Titel der neu erſchienenen Werke wurden dann jedesmal in einen Katalog gebracht, der aber nichts enthielt, als eben eine dürre Aufzählung der Titel. Leibniz kam nun auf den Gedanken, eine wißenſchaftliche Zeitſchrift zu gründen, welche halbjährlich unmittelbar nach der Meſſe erſcheinen und nicht nur nach Art eines Katalogs die neuen literariſchen Erſcheinungen verzeichnen, ſondern ſie auch kurz beſprechen ſollte, wenigſtens in der Art, daß der Zweck, der Inhalt und die denkwürdigſten Sachen, alſo der Kern eines jeden Buches, hervorgehoben würde. Daher der auf den erſten Blick etwas auffallende Titel „halbjährlicher Bücherkern“.

Leibniz ſuchte nun den Plan ſeinen „Semestria“, wie er auch ſein Unternehmen nannte, dadurch zu verwirklichen, daß er ſich in einem exposé vom Jahre 1668 an den Kurfürſten wandte und dieſem den Vorſchlag machte, die ganze „Direction des Deutſchen Bücherweſens“ an Kurmainz zu ziehen. In dieſem exposé erzählt er zuerſt, daß die beiden Kaiſerlichen Commiſſarien in Frankfurt, welche die Aufſicht über das dortige Bücherweſen hatten, in Streit gerathen wären und ſogar einen Injurienproceſs mit einander angefangen hätten. Darüber hätten ſie ihr Amt der Art vernach-

läßigt und in Verachtung gebracht, daß man in Wien geneigt sei, diese Sache dem Kurfürsten von Mainz als dem Erzkanzler zu übertragen, und zwar dergestalt, daß das fragliche Amt mit dem Mainzischen Hofrathscollegio verbunden und einer bestimmten Person aus dessen Mitte aufgetragen werden sollte. Würde auf diese Weise die Oberdirection des ganzen Deutschen Bücherwesens an Kurmainz gezogen — so lautet nun Leibnizens Auseinandersetzung weiter — so würde der Erzkanzler eine gewisse Censur üben und dadurch großen Einfluß gewinnen. Er würde dann im Stande sein, solche Schriften, welche gegen die Religion, die geistlichen Fürsten und das Reich gerichtet wären, mehr und mehr einzuspannen, den Buchführern, oder wie man jetzt sagt Buchhändlern, und Buchdruckern gewisse Maße vorzuschreiben und das ganze Deutsche Bücherwesen unter seine Leitung zu bringen, woran offenbar mehr gelegen sei, als an der Inspection über die Keßelflicker, welche die Pfalz sich zugeeignet habe. Da die Gemüther in Wien, wie er es aus dem vertrauten Schreiben eines guten Freundes ersehn, diesem Plane sehr geneigt seien, so gelte es, das Eisen zu schmieden, ehe es erkalte.

Leibniz setzt dann weiter aus einander, daß es sich hier nicht bloß um Bücherprivilegien handele, worauf die Kaiserlichen Commissarien bisher fast ausschließlich ihr Augenmerk gerichtet hätten, sondern das neue, dem Erzkanzler zu übertragende Commissariat solle die ganze Aufsicht über das das Deutsche Bücherwesen umfaßen, so viel der Bücher durch den Druck veröffentlicht würden. Sei auch das Commissariat zunächst nur auf Frankfurt gerichtet, weil hier der Hauptmarkt für den Deutschen Buchhandel sei, so sei dieß etwas zufälliges. Die Aufsicht laße sich allmälig über ganz Deutschland ausdehnen, und die Nähe von Frankfurt mache es dem Kurfürsten von Mainz leicht, die Sache in die Hand zu nehmen. Die Einführung einer gewissen Censur sei aber durchaus nöthig, damit nichts schädliches verbreitet werde; denn ein paar Bücher könnten großen Schaden anrichten. Schon von diesem Gesichtspunkte aus sei die Sache empfehlenswerth, zu geschweigen, wie viele dem gemeinen Besten nützliche, ja nöthige Dinge, Ordnungen und Anstalten in Betreff der Bücher, Schriftsteller, Buchhändler, Correctoren, Buchdrucker und überhaupt in

Betreff der Studien durch des Kurfürsten Autorität eingeführt werden könnten.

Dieſe Gedanken, welche zuerſt in dem für den Kurfürſten beſtimmten exposé auftauchen, werden dann von Leibniz weiter verfolgt und vervollſtändigt in einer kleinen Abhandlung vom Jahre 1668, welche die Ueberſchrift trägt: „Meditationen über die beſte Art, das Bücherweſen zu reformiren.“ Geſtatten Sie mir, auch aus dieſer Schrift einige Sätze hervorzuheben.

„Der Kurfürſt, ſagt Leibniz, möge zwei Subdelegaten anſtellen, einen von der Römiſch katholiſchen und einen von der Augsburgſchen Confeſſion. Um der Leipziger Meſſe willen ſetze er ſich auch mit dem Kurfürſten von Sachſen in Verbindung. Sodann laße er eine Bücherordnung abfaßen und auf dem Reichstage approbiren. Um der Sache einen feſten Grund zu geben, gründe er eine Geſellſchaft von Gelehrten, deren Director er ſelber iſt. Dieſe Geſellſchaft mache es ſich zur Aufgabe, eine Correſpondenz mit allen Deutſchen Gelehrten zu unterhalten, eine allgemeine Bibliothek zu gründen, allgemeine Indices zu verfertigen und mit den gelehrten Geſellſchaften des Auslandes Verbindungen anzuknüpfen. Zur Beſoldung der Mitglieder dieſer Societät, welche in Frankfurt regelmäßige Verſammlungen abzuhalten hat, werde eine Papierſteuer eingerichtet, deren eine Hälfte dem Fürſten, in deſſen Territorio ſie erhoben wird, deren andre Hälfte der Geſellſchaft zufließt. Von dieſer Steuer, welche nur die reicheren Stände trifft, ſei niemand ausgenommen, nicht einmal der Kurfürſt oder einer der Miniſter. Denn wie der Kurfürſt von Mainz das Brückengeld zahlt, ſo unterwerfe er ſich auch der Papierſteuer, welche ihm das Hundertfache von dem einträgt, was er dafür ausgiebt, und außerdem noch den großen Vortheil bringt, daß dadurch der Vielſchreiberei (scribacitas) geſteuert wird. Da das Bücherweſen ſehr im Argen liegt — das Beſte bleibt ungedruckt, dagegen wird viel ſchlechtes, noch mehr überflüßiges und alles confuſe gedruckt — ſo ſind Mittel zu ergreifen, durch welche der Druck und die Verbreitung ſchlechter Bücher verhindert, überflüßiger erſchwert, guter befördert wird. Es werde kein Buch gedruckt, in welchem der Autor nicht an einer beſtimmten Stelle anzeigt, was für einen bis dahin noch unbekannten Nutzen es dem Gemeinweſen bringt.

Das wird viele von der Abfaßung thörichter Bücher abhalten. Es unterſtehe ſich ferner kein Drucker, ein Buch zu drucken, es habe denn die Cenſur paſſirt. Die Cenſur, welche von der nächſten Univerſität zu handhaben iſt, beſtehe darin, daß ein Buch nichts gegen Frömmigkeit und gute Sitten enthalten darf."

Dieſe Vorſchläge zeigen uns, was für weitgreifende Gedanken in dem Kopfe des jungen Gelehrten ausgebrütet wurden, welche ſich dann zu immer höheren und umfaßenderen Entwürfen ausgeſtalteten. Wir ſehen daraus, daß er auch der Vater der Cenſur genannt zu werden verdient, welche er anfangs dem Erzkanzler, nachher den Univerſitäten übertragen wißen will. Leibniz ahnte damals wohl nicht, welche Geiſtesfeſſel aus der Cenſur gemacht werden kann; dagegen hatte er eine ſehr beſtimmte Ahnung von der Flut des Verderbens, welches durch eine zügelloſe Preſſe ſchon damals hineinzubrechen drohte. Er kannte die Neigungen des Volks nur zu gut und wußte, daß von dem Gedruckten nur das Unbedeutende, Lächerliche und beſonders das Schädliche verkauft wurde, daß dagegen die beſten Bücher unverkauft liegen blieben. Daher ſann er auf ein wirkſames Mittel, dieſem Unweſen zu ſteuern, und glaubte es in der Cenſur gefunden zu haben. Der Liberalismus unſrer Tage hat dieſes Mittel verworfen und die Cenſur als eine unerträgliche Geiſtesfeſſel verurtheilt. Dagegen hat unſre Zeit viele von den Gedanken, die Leibniz hier und in unzähligen ähnlichen Denkſchriften zuerſt ausgeſprochen, adoptirt und manchen Plan ausgeführt, der von Leibniz zuerſt entworfen wurde, ohne daß es ihm vergönnt geweſen wäre, deſſen Ausführung zu ſehen.

Leibniz hatte ſich mit ſeinen Vorſchlägen zunächſt an den Kurfürſten gewandt, der aber nicht darauf eingegangen zu ſein ſcheint, wie ſchon daraus hervorgeht, daß Leibniz in ſeinen Meditationen die Cenſur nicht mehr dem Erzkanzler, ſondern den Univerſitäten übertragen wißen will. Da er bei dem Erzkanzler kein Gehör findet, ſo trennt er ſein Intereſſe von dem ſeines Herrn und wendet ſich in einer Eingabe vom 22. October 1668 unmittelbar an des Kaiſers Majeſtät mit der Bitte, ihm auf den beabſichtigten Nucleus librarius semestralis ein immerwährendes Privilegium für ſich und die Seinen zu ertheilen. Er legt dem Kaiſer ſeinen ganzen Plan ausführlich dar und

fügt seiner Supplication gleich eine Probe der Besprechung von zehn der besten, in der letzten Herbstmesse herausgekommenen Bücher bei. Leibniz hegt die feste Hoffnung, daß der Kaiser ihm das erbetene Privilegium gewähren werde. Gleichwohl wendet er sich vier Wochen später wieder mit einem Memorial an den Kurfürsten und bittet diesen, sein Vorhaben dem Kaiser zu empfehlen.

Inzwischen erweitert er den Plan seines Nucleus librarius zu einer halbjährigen Literaturzeitung (Semestria literaria), welche in zwei bis drei Quartbänden bestehn soll. Darin sollen erscheinen Berichte von allerhand Erfindungen, Bedenken, Anmerkungen und andern schönen, nützlichen und neuen Gedanken, so von den Autoren zu gemeinem Besten mitgetheilt werden möchten. Sodann ein Bericht über die neuherausgekommenen Bücher, womit ein Nachweisungsbüreau verbunden werden soll für junge Leute, die keinen Verleger finden können, ein bureau d'adresse général des gens de lettres. Ferner sollen Auszüge gebracht werden aus alten guten Büchern, um so einen Generalextract aller Bücher festzustellen, weil bei der unsäglichen Menge der Bücher das Beste vor dem Schlechten nicht mehr zu finden ist. Auch soll die Zeitschrift eine Niederlage bilden für Manuscripte, Briefe, nachgelaßene Dissertationen und andre Cimelia literaria (literarische Kostbarkeiten), zu denen namentlich selten gewordene Bücher gezählt werden. Sodann soll eine genaue Beschreibung alles dessen gegeben werden, was noch nicht genugsam bekannt ist, als da sind Künste, Wißenschaften, Reisen, Begebenheiten, Kriegsstratageme, Kriegs- und Friedensactionen, Rechte, Gewohnheiten, Kunststücke, Kunstspiele, Antiquitäten, Raritäten, Kräuter, Thiere, Instrumente, Maschinen, Professionen, Handtierungen, Handwerke und dergleichen. Durch genaue General- und Particular-Register sollen die Semestria literaria zu einer Schatzkammer des gesammten menschlichen Wißens gemacht werden. So soll die ganze menschliche Erfahrung zu Papier gebracht und der Grund zu einer Encyclopaedia perfecta gelegt werden. Zugegeben werden soll ein Atlas universalis, der eine Menge von Tafeln, Figuren, illuminirter Zeichnungen und Abrißen enthalten soll. Wenn dieß alles zu Werk gerichtet ist, so bleibt nichts anders übrig, als daß die hohe Obrigkeit gute Anstalt mache zu fleißiger

Aufzeichnung aller sich begebender Denkwürdigkeiten, zu Untersuchung der Natur, Erziehung der Jugend, Ermunterung der Gemüther und Herbeischaffung aller Lehrmittel, als da sind Schulen, Universitäten, Academien, Collegien, Societäten, Orden, Observatorien, Laboratorien, Bergwerke, Werkstätten, Bibliotheken, Kunstcabinette, Raritäten-Kammern, Gärten, Thiergärten, Fischereien, Zeughäuser, Hospitäler, und andre dergleichen Fundgruben menschlicher Wißenschaft. Alles was nun dergestalt durch Fleiß und Glück Tag für Tag entdeckt wird, soll in die Semestralia aufgenommen und endlich jedes an seinem Orte in die allgemeine Encyclopädie eingetragen werden.

Leibniz verhehlt sich die Schwierigkeiten eines so großartigen Unternehmens nicht. Allein gleichwie die Berge mit Körben endlich durch wiederholte Arbeit zu versetzen sind, so kann auch dieß große Werk, wenn es unter viele Jahre und Menschen vertheilt wird, endlich gehoben werden. Sollte nun auch in dem laufenden Jahrhunderte nicht alles zur Vollkommenheit gebracht werden können, so hält es Leibniz doch für die Schuldigkeit seiner Zeitgenoßen, das Werk nicht länger zu verschieben, sondern dasselbe in Angriff zu nehmen und in Gang zu bringen, daß es sich endlich selbst durch seinen eignen Lauf werde vollenden können. „Gleichwohl aber möchte ich wünschen, setzt er hinzu, daß wir selbst unsrer Arbeit Ausgang erleben und die Früchte der Bäume, so wir pflanzen, genießen möchten. Welches auch wohl geschehen könnte, wenn hohe Personen nicht nur des menschlichen Geschlechts, sondern auch ihre eigne Wohlfahrt genugsam bedenken möchten."

Leibniz fand nun wenigstens eine hohe Person, die sich seines großartigen Projectes mit Begeisterung annahm, das war sein Freund, Gönner und Bewunderer, der Baron von Boineburg. Dieser versuchte alles mögliche, um seinen Günstling in Wien zu empfehlen, und Leibniz selbst schrieb einen Brief nach dem andern und eine Denkschrift nach der andern. Allein Boineburgs Name war am Kaiserlichen Hofe keine Empfehlung. Dazu war man in Wien freisinniger, als unser Leibniz. Man antwortete ihm: die Sache sehe dem magisterium sacri palatii in Rom zu ähnlich, und ein Privilegium würde nur dazu dienen, solche Ingenia, welche mit ähnlichen Unternehmungen umgiengen, zu unterdrücken. Leibniz möge die Sache auch ohne Privilegium

getroſt in Angriff nehmen; fände ſie dann Anklang, ſo würde ſich das Weitere finden. Leibniz widerlegte nun alle Einwendungen, die ihm von Wien aus gemacht waren, in neuen Briefen und Eingaben und erwiederte: er ſei anfangs allerdings Willens geweſen, das Werk auch ohne Privilegium anzugreifen; allein gute Freunde hätten ihm abgerathen. Denn wenn er ſeine Invention erſt bekannt gemacht, ehe er feſten Fuß gefaßt und gewiſſen Schutz gefunden hätte, ſo würden ſich hundert Andre finden, die ſeinem Unternehmen den größten Eintrag thäten.

Leibniz wandte ſich daher unterm 18. November 1669 mit einer zweiten, meiſterhaft abgefaßten Supplication unmittelbar an den Kaiſer und wiederholte ſeine Bitte um ein Privilegium. Auch dieſe zweite Eingabe hatte keinen Erfolg, und die Herausgabe der Zeitſchrift mußte unterbleiben. Allein Leibniz gab darum ſeinen Plan nicht auf. Vielmehr haben wir aus den nächſten Jahren (1660—72) zwei Pläne zu Societäten, welche nichts anderes ſind, als eine Erweiterung des Gedankens, der in dem Plane der Semestria ſich bereits auf verſchiedene Weiſe kund gegeben hatte. Dieſer Gedanke ſchwillt hier rieſenhaft empor und wird nach allen Seiten hin ausgeführt und durchgearbeitet. Die Grundidee iſt die einer Genoßenſchaft, welche mit vereinten Kräften das ganze ungeheure Gebiet des Wißens anbauen, ordnen und beherrſchen ſoll. Hat auch die Wirklichkeit des praktiſchen Lebens den idealen Flug dieſer Entwürfe zurückgewieſen, ſo taucht doch jene Grundidee bei Leibniz in den verſchiedenſten Lebenslagen immer aufs neue wieder empor und ſucht zur Förderung des Gemeinwohls immer neue Geſtalt zu gewinnen.

So ſah denn Leibniz die Hoffnung, ſich auf literariſchem Wege eine ſelbſtſtändige und unabhängige Stellung zu begründen, durch Verſagung des Kaiſerlichen Privilegiums vereitelt. Doch ſollte ſeine Beharrlichkeit und Ausdauer auf andre Weiſe wenigſtens in etwas belohnt werden. Im Jahre 1670 wurde er, damals kaum vierundzwanzig Jahr alt, als ordentlicher Rath am Kurfürſtlichen Ober-Reviſions-Collegio angeſtellt, welches das höchſte Tribunal des Erzbisthums war und das jus de non appellando hatte. Leibniz hatte nun wenigſtens eine feſte Stellung gewonnen

und konnte sorgenfrei in die Zukunft sehen. Daß er Protestant war, mochte ihm viele Gegner und Neider unter den katholischen Hofleuten erwecken. Ja, es waren darüber sogar nach seiner Vaterstadt Leipzig so schlimme Gerüchte gedrungen, daß die Seinigen sich große Sorge um ihn machten. Jedoch seine enge Verbindung mit dem Baron v. Boineburg, dessen Ansehn und Einfluß in Mainz wieder sehr hoch gestiegen waren, trug dazu bei, daß auch Leibnizens Ansehn bei den höchsten Männern im Staate sich immer mehr befestigte und sein Ruf sich immer mehr verbreitete.

Dritte Vorlesung.

Schriftstellerische Thätigkeit in Mainz.

H. V. Wir haben in der ersten Vorlesung Leibnizens Jugendgeschichte und Bildungsgang betrachtet und in der zweiten ihn während seiner Wanderjahre begleitet. Wir haben gehört, wie er als zwanzigjähriger Magister seinen ersten Ausflug nach Altorf machte, um sich hier den Doctorhut zu holen und seine ersten öffentlichen Triumphe zu feiern; wie er in Nürnberg sich kurze Zeit an dem reichsstädtischen Wesen erfreute und an der Rosenkreuzerei sich ergötzte; wie er dann, durch ein günstiges Geschick mit dem Baron von Boineburg zusammengeführt, von diesem bewogen wurde, nach Frankfurt überzusiedeln, und endlich, wie er von hier seine Blicke und dann auch seine Schritte nach dem nahen Hofe des Kurfürsten von Mainz richtete.

In Mainz schließen sich die Wanderjahre unsers Leibniz; denn wenn er später auch noch eine längere Reise ins Ausland machte, so schweifte er doch nicht mehr planlos und fesselos ins Weite, sondern es waren bestimmte Zwecke, politische Aufträge und diplomatische Missionen, die ihn nach Paris und London führten.

Zwar auch in Mainz ist Leibniz noch lange nicht am Ziele seines Strebens angelangt. Es ist nur ein Uebergangspunkt, bei dem die Entwicklung seines äußern und innern Lebens angekommen ist; aber es ist doch ein vorläufiger Ruhepunkt erreicht. Leibniz hat ein öffentliches Amt angetreten; er ist Rath an der Revisionskammer geworden und hat fürstliche Dienste genommen. Damit ist wenigstens ein vorläufiger Abschluß seiner Wanderjahre gegeben, und die gährende Unruhe und Bewegung seines Geistes ist zu einem Stillstand gekommen, welcher es ihm gestattet, seine Gedanken zu sammeln und schriftlich zu fixiren. Leibniz tritt in Mainz zuerst als Schriftsteller auf.

Man hat die hochbegabten Geister, deren Blick hinausreicht über ihre Zeit, verglichen mit den schneebedeckten Gipfeln der Alpen, die zuerst vom Strahle der aufsteigenden Sonne getroffen werden. Sie glühen und leuchten und verkünden den nahenden Tag, während die Thäler tief unten und die ferne Ebene noch von Nacht bedeckt sind. Das Alpenglühen der Riesengeister wird nirgends beßer angeschaut, als in ihren Schriften.

Werfen wir also heute einen kurzen Blick auf die schriftstellerische Thätigkeit, welche Leibniz während seiner Mainzischen Periode entfaltete. Es sind politische, theologische und philosophische Schriften, die wir zu verzeichnen haben. Wir stellen die politischen darum voran, weil sie die wichtigste Seite seiner Mainzischen Wirksamkeit bezeichnen. Leibniz ist in Mainz Politiker, Staatsmann geworden, und das Hauptziel, das er mit Boineburg verfolgt, ist die Sicherheit des Deutschen Reiches, bedingt durch das Europäische Gleichgewicht. Die Mächte, welche dieses Gleichgewicht bedrohen, sind im Westen Frankreich, im Osten Rußland und die Türkei. Es wird sich also darum handeln, im Interesse der Deutschen Sicherheit nach beiden Seiten hin die richtige Schutzwehr zu finden. In diese Aufgabe vertieft sich Leibniz mit einem Eifer, welchem sein erfinderischer Verstand sehr zu statten kommt und welcher seiner patriotischen Gesinnung alle Ehre macht. Von diesem Gesichtspunkte aus sind seine Mainzischen Staatsschriften zu beurtheilen.

Die erste Schrift, welche hier in Betracht kommt, ist eine Denkschrift zur Polnischen Königswahl. Das Factum, welches dazu Veranlaßung gab, ist folgendes. Johann Casimir von Polen war freiwillig vom Throne gestiegen. Unter den Bewerbern um die erledigte Krone war auch ein Deutscher Fürst, der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg. Oesterreich und Frankreich sind ihm entgegen, weil beide Mächte einen eignen Candidaten aufgestellt haben, Frankreich den Prinzen Condé und Oesterreich den Prinzen Karl von Lotharingen. Aber der Kurfürst von Brandenburg steht auf der Seite des Pfalzgrafen von Neuburg, und um der Bewerbung desselben Nachdruck zu verschaffen, wünscht er, daß die Sache seines Candidaten auf dem Polnischen Reichstage durch einen Gesandten vertreten werde, der durch Geltung und Talent den Gegnern gewachsen ist.

Die Blicke richteten ſich auf Boineburg, der, auch als Privatmann der Rathgeber der Deutſchen Fürſten, allgemein in hohem Anſehn ſtand und noch immer ohne amtliche Stellung in Mainz wohnte. Die Aufgabe, um die es ſich handelte, war ſchwierig, aber lohnend und lockend. Boineburg unterzog ſich derſelben und gieng im März 1669 zur Königswahl nach Warſchau. Es war ſeine letzte diplomatiſche Miſſion, und Leibniz, ſein Schützling, der inzwiſchen ſein ebenbürtiger Mitarbeiter geworden war, mußte ihm dabei hülfreich zur Seite ſtehn und ihm inſonderheit ſeine Feder leihen. Leibniz hat in dieſer Angelegenheit mehrfach für den Baron die Feder geführt. In einem Briefe an Orban ſagt er: „Multa a me conscripta sunt“, es iſt vieles von mir geſchrieben, nämlich in Beziehung auf die Polniſche Königswahl. Die Hauptarbeit iſt ſein Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo rege Polonorum, novo scribendi genere ad claram certitudinem exactum, zu Deutſch: Eine Probe politiſcher Beweiſe, die zum Behuf der Polniſchen Königswahl geführt und durch eine neue Methode der Darſtellung zur klaren Gewiſſheit gebracht ſind. Dieſe Schrift, welche Boineburgs Wirkſamkeit auf dem Reichstage in Warſchau unterſtützen ſollte, gab alle Motive an die Hand, welche für die Wahl des Pfalzgrafen von Neuburg ſprachen. Dieſe Motive ſind aus dem Standpunkte eines Polniſchen katholiſchen Edelmanns entwickelt. Daher nennt der Verfaßer der Schrift ſich auf dem Titel derſelben Georgius Ulicovius Littuanus, indem er durch die Anfangsbuchſtaben dieſes Polniſchen Namens G, U oder W, und L die Initialen des wirklichen Verfaßers andeutet, bezeichnet Wilna als Druckort und giebt die falſche Jahreszahl 1659 an, damit die Schrift ſchon zehn Jahre alt und darum der Tagesfrage und den Wahlumtrieben gegenüber vollkommen unparteiiſch erſcheine. In Wirklichkeit wurde die Schrift im Frühjahre 1669 in Danzig gedruckt. Wir haben es hier mit Leibnizens erſter Staatsſchrift zu thun, und wir dürfen von vornherein annehmen, daß er ſeine Aufgabe glänzend gelöſt habe. Er wußte die Rolle eines Polniſchen Edelmanns ſo täuſchend durchzuführen, daß niemand die diplomatiſche Liſt ahnte. Der Verfaßer blieb völlig unbekannt. Selbſt der Pfalzgraf, für welchen Leibniz in die Schranken trat, hat den Namen des verkappten Autors

nie erfahren, und erst vierzig Jahre später, als das Pfälzische Haus längst zur Kurwürde gelangt war, hat Leibniz sich demselben bei schicklicher Gelegenheit als Verfaßer des Specimen demonstrationum politicarum*) entdeckt.

In dem charakteristischen Titel der Schrift heißt es, daß die hier geführten Beweise durch eine neue Methode der Darstellung zur klaren Gewissheit gebracht seien. Und in der That ist diese Schrift der erste Versuch, die Methode der mathematischen Demonstration von der Philosophie und dem Naturrechte, wo sie bislang üblich waren, auf eine politische Frage zu übertragen. Leibniz empfiehlt nicht nur die Wahl des Pfalzgrafen, sondern er beweist deren Nothwendigkeit im Interesse Polens mit mathematischer Evidenz. Es wird alles in dieser Schrift, bis auf das Kleinste, „more geometrico“ (in geometrischer Weise) demonstrirt. Die Reihenfolge der sechzig Propositionen schreitet vorwärts in streng synthetischer Ordnung und spitzt sich immer genauer zu, je näher sie dem Ziele kommt. Der erste Satz bestimmt den allgemeinen Begriff und Zweck des Polnischen Reiches, der letzte Schluß folgert aus allem Vorhergehenden, daß in dem gegebenen Falle die Wahl des Pfalzgrafen zum Könige unerläßlich sei. Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen ein Beispiel der Schreibart und Methode dieser merkwürdigen Denkschrift zu geben, und wähle dazu die sechszehnte Proposition, welche den Satz aufstellt: Die demokratische Staatsform ist in Polen unmöglich. Dieser Satz wird in folgender Weise durchgeführt: Die Demokratie ist diejenige Staatsform, in welcher die höchste Gewalt beim Volke ist. Das Volk ist die Summe der Bürger. Bürger sind alle, die an der Regierung Theil nehmen oder Theil nehmen würden, wenn die Regierungsgewalt nicht anderweitig übertragen worden. Die Polnischen Bürger sind die Edelleute. In einer Polnischen Demokratie müßte daher die Ausübung der höchsten Gewalt bei den Edelleuten sein. Also müßten diese in der Lage sein, sich jeden Augenblick gemein-

*) In einer Schrift vom 2. October 1704, in welcher Leibniz den Gedanken einer Societät in Wien anregt, heißt es: „Ich habe das Glück gehabt, dem Durchlauchtigsten Kurfürstlichen Hause Pfalzneuburgischer Linie bereits in meiner Jugend einige obschon geringfügige Dienste zu leisten“ u. s. w. S. Klopp I., Seite 331 und Einleitung XXV.

ſchaftlich zu berathen. Zu dieſem Zwecke müßten ſie ſofort zuſammenkommen können. Es müßte möglich ſein, daß ſolche Verſammlungen auf der Stelle ſtattfänden. Dieß aber iſt bei der ungeheuren Anzahl der Polniſchen Edelleute nicht möglich. Daher iſt die demokratiſche Staatsform in Polen praktiſch unmöglich.“ So die Demonſtration des ſechszehnten Satzes, in welcher wir ſogleich den logiſch und methodiſch geſchulten Philoſophen wiedererkennen, als welcher uns Leibniz von der Schule und Univerſität her bekannt iſt. Es giebt wohl keine zweite politiſche Denk- und Gelegenheitsſchrift, die gleich dieſer wie ein mathematiſches Lehrbuch verfaßt wäre. Leibniz ſelbſt ſagt in dieſer Beziehung von dieſer ſeiner Probe politiſcher Beweiſe: „Ich entnehme die Form der Verbindung der Sätze von den Mathematikern, welche faſt allein von allen Sterblichen nichts ſagen, was ſie nicht beweiſen. Der Faden meiner Darlegung beſteht in einer ununterbrochenen Kette von Schlüßen, die an einander hängen durch die Ringe der Propoſitionen. Ich wage zu behaupten, daß ich zuerſt ſo ſchreibe. Denn ſelbſt nicht die Geometer halten dieſe Strenge der Beweisführung feſt, da ja die Evidenz des Gegenſtandes manche Worte überflüßig macht.“

In der That iſt das Leibniziſche Memorial zur Polniſchen Königswahl in dieſer Beziehung einzig in ſeiner Art und darum doppelt merkwürdig. Dazu kommt, daß Leibniz in der Hauptſache mit einem Feuer der Begeiſterung ſpricht, welches auch den kälteſten Leſer zu entzünden geeignet iſt. Daß er ſich anheiſchig macht, die Unfehlbarkeit des katholiſchen Dogma nachzuweiſen, gehört natürlich zu der von ihm übernommen Rolle eines bigotten Polniſchen Edelmanns. Ungewiſs des nächſten praktiſchen Erfolges ſeiner Schrift ſcheint Leibniz ſich in derſelben wenigſtens ein wißenſchaftliches Denkmal haben ſetzen zu wollen. Denn wir ſehen ihn ſchon hier, wie auch ſpäter bei ähnlichen Arbeiten, mit dem nächſten beſchränkten Zwecke ſeiner Betrachtungen allgemeinere Geſichtspunkte von der größten Tragweite verbinden. Die ſchon hier eingeſchalteten Propoſitionen aus der Lehre vom Naturrechte und manche Begriffe aus der Moral und Politik waren es, welche unſerm Leibniz ſelbſt dieſe Schrift noch im Alter werth machten.

Doch wir müßen noch einmal zu dem Hauptinhalte der Schrift zurückkehren, um zu zeigen, mit welcher logiſchen Schärfe und unerbittlichen Conſequenz Leibniz ſein Ziel, die Wahl des Pfalzgrafen, verfolgt. In der vierzigſten Propoſition demonſtrirt Leibniz die perſönlichen Eigenſchaften, die der zu wählende König haben muß: Erfahren, der Lateiniſchen Sprache kundig, (nicht eben ſo nothwendig der Polniſchen), kein Knabe, rüſtig an Körperkraft, noch klüger an Geiſt, reif an Jahren, geduldig und leutſelig, friedliebend, nicht kriegeriſch geſinnt, keiner Familie angehörig, die Unruhen ſtiftet, nicht gewaltthätig gegenüber den Parteien, nicht gewöhnt an despotiſches Regiment, wahrhaft wohlwollend, dem chriſtlichen Europa willkommen; er darf Polen nie verletzt haben, keinem Staate feind ſein, kein Gegenſtand vielſeitiger Abneigung, nicht mächtig, auch nicht Freund fremder Machthaber, keiner der benachbarten Fürſten, auch kein armer Fürſt, noch weniger Unterthan eines Andern, nicht geſtützt auf fremde Hülfe, nicht durch perſönliche Verpflichtungen an irgend jemand gebunden, nicht Herrſcher eines andern Reichs u. ſ. w. Auf Grundlage dieſer Sätze wird dann in dem Folgenden die Perſon des zu wählenden Königs beſtimmt. Es wird zunächſt gezeigt, warum die Wahl abſehen muß von den einheimiſchen Geſchlechtern der Jagellonen und Piaſten. So bleibt nur ein auswärtiger Fürſt übrig. Hier handelt es ſich darum, den Franzöſiſchen, Oeſterreichiſchen und Ruſſiſchen Einflüßen entgegenzutreten; denn auch Rußland hatte in der Perſon des Ruſſiſchen Thronerben einen Candidaten aufgeſtellt. Es wird in den letzten Schlußfolgerungen gezeigt, warum auf dem Polniſchen Königsthrone kein Condé, kein Lotharinger, kein Ruſſe ſitzen darf, weshalb denn viertens die Wahl des Neuburger als die zweckmäßigſte und allein wünſchenswerthe erſcheint. Der zu wählende König muß Römiſchkatholiſch ſein: damit iſt die Wahl des Ruſſen ausgeſchloßen. Er darf kein fremdes Königreich haben: damit ſind unmittelbar das Haus Romanow, mittelbar die Condés und Lotharinger ausgeſchloßen. Er darf kein mächtiger Nachbar ſein: alſo weder Ruſſe, noch Lotharinger. Er darf weder dem Hauſe Oeſterreich, noch dem Hauſe Bourbon angehören: alſo weder Lotharinger noch Condé. Man ſieht mit einem gewiſſen Behagen dieſem Spiele der Gedanken zu, wobei der

geſchulte Denker durch methodiſche Ausſchließung ſo vieler möglicher Fälle die Sache in die Enge treibt, und indem er auf dieſem Wege den einzig möglichen Fall zu gewinnen ſucht, ſich ſeinem Ziele immer mehr nähert. Nachdem alle Bedingungen und Motive zu einer zweckmäßigen Königswahl in Polen Schritt für Schritt dargethan und bewieſen ſind, wird zuletzt gezeigt, daß unter dieſe Bedingungen die einheimiſchen Bewerber nicht fallen, von den auswärtigen aber die Ruſſiſchen, Franzöſiſchen und Oeſterreichiſchen Bewerber jenen Bedingungen widerſtreiten, wogegen der Pfalzgraf von Neuburg denſelben am meiſten entſpricht.

Am ſchärfſten verfährt die Denkſchrift in der Ausſchließung des Ruſſiſchen Bewerbers, und hier tritt der von uns vorhin angedeutete Deutſchnationale Standpunkt ihres Verfaßers zu Tage. Die Wahl eines Ruſſen würde nicht nur die Sicherheit des Polniſchen, ſondern auch des Deutſchen Reiches bedrohen, und darum wird ſie von dem Deutſchen Patrioten mit doppeltem Eifer bekämpft. Sobald Leibniz dieſen Punkt berührt, kommt unwillkührlich in ſeine mathematiſche Beweisführung eine feurige Beredſamkeit, die faſt geeignet iſt, ihm den Vorwurf zuzuziehn, daß er ſeine Maske zu weit lüftet und aus der Rolle eines Polniſchen Edelmannes herausfällt. Nachdem er auf die Gefahren aufmerkſam gemacht, die ein Ruſſiſcher Polenkönig unfehlbar dem Polniſchen Reiche ſelbſt bringt, geht er weiter dazu über, zu zeigen, wie gefahrdrohend eine ſolche Königswahl für den Zuſtand von ganz Europa ſein würde, und fährt dann, immer unter der Maske eines Polniſchen Edelmanns, ſo fort: „Glauben wir etwa, daß die übrigen Völker der Chriſtenheit dieſen Zuſtand ruhig mit anſehn und die Hände in den Schooß legen werden? Wenn ſie doch ſehen, daß ihnen gegenüber die Türkei ſich verdoppelt, daß eine zweite Türkei zur Unterdrückung Europas entſteht, daß Deutſchland von der Polniſchen Seite her offen iſt und den Barbaren der Weg freiſteht in das Herz Europas? Dann werden, um den Brand zu löſchen, alle herbeiſtrömen; die benachbarten Völker werden wie mit verhängten Zügeln auf Polen losſtürzen; in unſern Ebenen wird zwiſchen Türken, Ruſſen, Deutſchen um die Herrſchaft, ja um das Heil geſtritten; wir werden das Hindernis der Kämpfenden, die

Beute der Sieger, das Grab aller Nachbarn sein, verachtet von den Barbaren, denen wir uns freiwillig unterworfen haben, ein Greuel der christlichen Völker, die wir durch unsre Thorheit in die höchsten Gefahren gestürzt: so wird Freiheit, Sicherheit, Reichthum, zeitliches und ewiges Wohl zu Grunde gehn."

Es sind wahrhaft prophetische Worte, die Leibniz hier gesprochen hat, wennschon sich dieselben in etwas andrer Weise erfüllt haben, nämlich nicht durch die Wahl des Russischen Thronerben zum Könige von Polen, sondern dadurch, daß der sogenannte große Preußenkönig, der directeste Gegensatz zu unserm Leibniz, der sich nur denken läßt, die Habsucht der Russischen Kaiserin so lange stachelte, bis sie in den Plan der Zerstückelung des unglücklichen Polen einwilligte.

Eine ähnliche Stelle, die fast noch schärfer gegen Rußland auftritt, findet sich in den letzten Schlüßen der Denkschrift, wo Leibniz die Folgen einer Russischen Wahl mit den lebhaftesten Farben folgendermaßen schildert: „Dann werdet ihr die Fabel erleben vom Storch, den die Frösche zum Könige gemacht haben, vom Wolf, der mitten in der Schaafheerde residirt. Ihr werdet sehen, daß es nicht so leicht ist, einen König in Ordnung zu halten, dem aus benachbartem Lande so viele Tausende von Soldaten zu Gebote stehen, der euch schon an sich gewachsen ist, wenn ihr gegen ihn vereinigt seid, der euch aber, gespalten wie ihr seid und zum Theil ihm geneigt, zerreißen wird zum Erbarmen Europas. Aber die benachbarten Völker werden nicht bewegungslos und wie vom Starrkrampf befallen stehen bleiben. Sie werden sehen, um was es sich handelt, nämlich daß die Türkei sich verdoppelt, daß das Bollwerk der Christenheit von den Barbaren genommen wird, daß eine neue Macht sich erhebt zur Unterdrückung Europas. Selbst der Türke wird diese neue Macht fürchten. Von allen Seiten wird man sich aufmachen, bei uns wird der Kampfplatz sein, wo die Türken mit den Russen, die Griechen mit den Lateinern, Europa mit den Barbaren, die Christen mit den Ungläubigen handgemein werden. Wir selbst werden die Pforten geöffnet haben; leicht ist von hier den Scythen der Weg ins Innere Deutschlands; also thun wir, was an uns ist, damit Europa nicht unsern und seinen Untergang zu beklagen habe."

Es ist begreiflich, daß eine Schrift, wie die besprochene, Leibniz den ganzen Winter 1668 beschäftigte. Sie erschien, wie schon bemerkt, im Frühjahre 1669, und bald darauf reiste Boineburg zum Polnischen Reichstage nach Warschau. Die Rede welche er hier hielt, machte einen tiefen Eindruck, und es ist höchst warscheinlich, daß Leibniz an der Abfaßung derselben einen mehr als indirecten Antheil gehabt hatte. Die Uebereinstimmung der Ideen mit denen des Ulicovius Lithuanus ist so augenfällig, daß sogar die Forderung laut geworden ist, sie unter die Werke von Leibniz aufzunehmen. Es ist bekannt, welchen unerwarteten Ausgang die Wahlverhandlungen nahmen: die Polen übergiengen sämtliche Ausländer und wählten einen Piasten aus ihrer Mitte. Leibniz hatte also die Sache seines Candidaten mit weniger Glück als Geschick geführt. Die Polen waren gegen seine zwingendsten Gründe taub geblieben. Dennoch wurde seinen Leistungen die Anerkennung nicht völlig versagt, die ihnen gebührte. Die Ausführung der Schrift wurde bald nach ihrem Erscheinen von den damaligen Meistern der Staatswißenschaft bewundert. Ich will nur zwei Urtheile anführen, die von Zeitgenoßen herrühren, welche unter die ersten Stimmführer in Sachen der Politik zählten, der eine auf dem practischen, der andere auf dem theoretischen Gebiete. Der eine ist Boineburg, einer der ersten Staatsmänner, der andre ist Böcler, einer der ersten Staatsrechtslehrer jener Tage. Boineburg hat die Schrift für ein Meisterstück erklärt und von dem Verfaßer gesagt, er sei „summus summarum rerum actor et tractor“ (der verwickeltsten Fragen geschicktester Schlichter und Richter.) Und Böcler urtheilt im Hinblick auf diese Meinung Boineburgs: „Richtig ist, was er von Ulicovius sagt. Dieser Ulicovius hat alle Motive der Politik des Polnischen Reichs mit einer so ausgezeichneten Methode des Räsonnements und der Beweisführung erforscht, daß es vielleicht kein ähnliches Beispiel giebt.“

Ein Jahr später veröffentlichte Leibniz unter dem Titel Securitas publica eine zweite politische Schrift, welche ein noch allgemeineres Interesse, als die erste, in Anspruch nahm; denn sie behandelte die brennende Tagesfrage jener Zeit, die Sicherstellung des Deutschen Reiches noch außen und innen. Das Interesse an dieser Schrift ist auch heute noch nicht erloschen;

denn sie gewährt uns eine sehr deutliche Einsicht in die damaligen Zustände des Reiches und in die ganze damalige Weltlage. Vergegenwärtigen wir uns denn kurz ihren Inhalt.

Während Leibniz im Osten durch die Erhebung eines Deutschen Fürsten auf den Polnischen Thron eine Schutzmauer gegen Russen und Türken zu errichten bemüht ist, ziehen sich im Westen noch schwärzere Wolken zusammen, welche jeden Augenblick das Verderben über Deutschland auszugießen drohen. Welches sind nun die wirksamen Mittel, um Deutschland gegen Ludwig XIV. und dessen Eroberungspolitik zu schützen? Das ist die große Tagesfrage, welche hier von einem Manne beantwortet wird, dessen Herz warm für sein Deutsches Vaterland schlägt.

Die Abfaßung dieser Schrift fällt zwischen den Aachener Frieden 1668 und den Ausbruch des Französisch-Holländischen Krieges 1672. Ludwig XIV. hatte nach dem Tode seines Schwiegervaters, Philipps IV. von Spanien, die Reihe seiner eroberungssüchtigen Kriege mit der Wegnahme eines Theils der Spanischen Niederlande im Jahre 1667 begonnen. Jetzt kommen die Holländischen Staaten an die Reihe. Die Gefahr, annectirt zu werden, ist für sie so augenscheinlich, daß sie zu ihrer Sicherstellung das unter dem Namen der Tripelallianz bekannte Bündnis mit England und Schweden schließen. Unmittelbar darauf (1668) folgt der Frieden zu Aachen, der dem Könige von Frankreich die in den Spanischen Niederlanden bereits gemachten Eroberungen bestätigt. Ludwig XIV. bekommt um so freiere Hand gegen Holland, und der Krieg, den er plant, soll nicht nur seine Macht erweitern, sondern auch seine Rache befriedigen. Seine nächste Aufgabe ist es, die Tripelallianz zu lösen, und es gelingt ihm, erst England, dann Schweden auf seine Seite zu bringen. So sind die Niederlande isolirt und versprechen, eine leichte Beute des Eroberers zu werden. Im April 1672 wird zu Stockholm ein Bündnis mit den Schweden abgeschloßen und der Krieg an die Niederlande erklärt.

Sie sehen, es war damals eine Zeit, welche mit der Gegenwart große Aehnlichkeit hatte. Denn es war eine Zeit, in welcher Bündnisse geschloßen und gebrochen wurden, in welcher man in schamlosester Weise das Recht des Stärkeren proclamirte und jede rechtliche Existenz mit jähem Untergange bedrohte.

Es war eine Zeit, wo die Grundlagen der öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt zu wanken begannen und eine ängstliche Unruhe sich aller Gemüther bemächtigte. Was sollte werden, wenn der Französische Despot zur Ausführung seiner Rache- und Eroberungsplane schritt? Jeder Deutsche Patriot mußte von Grauen befallen werden, wenn er sich die unsichere Lage Deutschlands und die blutigen Kriegsgreuel, die auch ihm drohten, vergegenwärtigte. Der erste Act, welcher die Gewaltthätigkeiten eröffnete, war bereits vollzogen und ließ deutlich voraussehn, was die Zukunft bringen würde. Es war die Annexion Lotharingens im September 1670.

In diesem Jahre schreibt Leibniz sein „Bedenken, welchergestalt die securitas publica interna et externa (die öffentliche Sicherheit nach Außen und Innen) und Status praesens (der gegenwärtige Stand der Dinge) den jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen sei." Die Schrift zerfällt in zwei Theile, von denen der erste vor der Wegnahme Lotharingens, der zweite nach derselben geschrieben ist. *)

Folgen wir nun dem Gedankengange dieser merkwürdigen Schrift, welche uns mit einer der gefährlichsten Krisen unseres Vaterlandes bekannt macht.

---

*) Leibniz selbst giebt dem ersten Theile die Vorbemerkung: „Ich habe diesen Theil in drei Tagen in Schwalbach geschrieben, den 6. 7. und 8. August 1670 in Gegenwart Boineburgs." Der zweite Theil trägt das Datum: „Mainz vor dem 21. November 1670." Im Monat Juli 1670 hatten der Kurfürst von Mainz und der Kurfürst von Trier eine persönliche Zusammenkunft in dem benachbarten Bade Schwalbach, um bei der bedenklichen Lage ihrer Länder Sicherheitsmaßregeln zu berathen. Auch der Baron von Boineburg war zu der Zusammenkunft eingeladen, und Leibniz begleitete ihn. Es handelte sich um den Anschluß an die Tripelallianz, welche von dem unruhigen Herzoge von Lotharingen betrieben wurde, welcher mit den beiden Kurfürsten im Bunde, nicht aufhörte, die Franzosen zu reizen, von denen er schon einmal aus dem Lande vertrieben war. Der Kurfürst von Mainz war für den Anschluß an die Tripelallianz, der Kurfürst von Trier war dagegen. Von Boineburg hieng die Entscheidung ab. Hier nun, in Schwalbach, verfaßte Leibniz binnen drei Tagen in Gegenwart und unter den Einflüßen von Boineburg sein Bedenken über die öffentliche Sicherheit, welches die brennende Frage ganz im Geiste der Politik Boineburgs beantwortete; denn es verwirft die Tripelallianz „als ein zerbrechliches Rohr" und empfiehlt das beste Verständnis mit Frankreich.

Die größte Gefahr, sagt Leibniz, die das Reich mit einem Male zu stürzen droht, liegt in einem innern oder äußern Hauptkriege, die einzige Sicherheit dagegen in der Vereinigung der Deutschen Reichstheile. Hier ist das aufzufindende punctum securitatis. Ist diese Vereinigung ein bloßer Vergleich für den Fall der Noth, so ist zu fürchten, daß sie gar nicht zu Stande kommt. „Wie schläfrig wird mancher auf den Nothfall mit den Seinen umgehn, wie leere papierne Compagnien, was für Soldaten wirds abgeben, die wackere Kerls hinterm Ofen sind und wenn mans bei Lichte besieht, auf einen Ausschuß hinauslaufen werden.“ Es kommt also darauf an, eine Gesamtunion zu Stande zu bringen, die in einer beständigen und festorganisirten Vereinigung besteht. Die Vorbedingungen dazu sind ein beständiges Reichsheer, ein beständiger Reichsschatz und ein beständiger Reichsrath. Ohne diesen Rath ist das Reich ein Körper ohne Geist, ohne den Schatz ein Körper ohne Blut, ohne das Heer ein Körper ohne Glieder. Darum ist eine öffentliche Reformation des Reiches und seiner Verfaßung hochnöthig. Es wäre an der Zeit, daß durch eine neue Organisation ein neues Reichsregiment gegründet würde.

Leibniz verhehlt sich nun aber nicht, daß einer Neugestaltung des Reiches die größten Gefahren und Schwierigkeiten entgegenstehn. Diese erblickt er darin, daß die neue Verfaßung, jenachdem Einige oder Einer im Reichsrathe die Oberhand gewinnt, in eine Oligarchie oder absolute Monarchie ausarte, welche einer beständigen Dictatur gleich käme. Und Leibniz schwärmt nicht für einen Deutschen Einheitsstaat nach dem Muster Ludwigs XIV. Er erstrebt eine organische Gliederung des Reiches und will jedem Reichsstande sein Recht und seine Selbstständigkeit unverkümmert erhalten wißen. Die Schwierigkeiten, welche sich dem Zustandekommen einer neuen Organisation entgegenstellen, liegen in der Uneinigkeit der Reichsstände; denn diese sind zum guten Theil des Contradicirens, Litigirens und Schulmeisterns so gewohnt, daß sie auch in der geringsten Sache nicht eins werden können. Und was die Hauptsache und das Haupthindernis ist: eine feste und einheitliche Reichsorganisation läuft den Einzelinteressen zuwider, von denen die Reichsstände beherrscht sind, obwohl sie thun, als ob sie es nicht wären. Keiner will ein

Opfer bringen, keiner will seiner Freiheit und seinem vermeinten Ansehn etwas vergeben, sondern jeder will sich nach seinen eignen, „allzu irregulären“ Begriffen richten und ohne Verantwortung leben, wie es ihm in den Sinn kommt. Daher ist schlechte Hoffnung auf Erfolg. Wie die Dinge nun einmal liegen, ist nicht daran zn denken, daß Deutschland durch eine Reformation der Reichsverfaßung sicher gestellt werde. Dennoch ist die Sicherstellung absolut nothwendig. Sie muß daher auf anderem Wege gesucht werden, ohne Geräusch und ohne jenen Pomp, der die besten Pläne vereitelt. Kann man mit vollen Segeln auf öffentlichem Reichstage nicht zum Ziele kommen, so muß man gleichsam mit halbem Winde segeln. Man muß in aller Stille eine Particularunion zwischen einigen angesehenen Reichsständen schließen, ein Bündnis aller derer, die einerseits der Gefahr und andrerseits den Reichsangelegenheiten am nächsten stehen und sich der letzteren vorzugsweise annehmen. Hier nimmt die Schrift unverkennbar eine Wendung auf die Mainzische Politik. Leibniz meint ein Bündnis, dessen natürliches Haupt der Kurfürst von Mainz ist. Und wenn er weiter sagt, daß mit Verstand und Ansehn begabte und in der Deutschen Republik versirte Leute die Idee eines solchen Bündnisses als des einzigen Mittels zur Sicherheit des Reiches gefaßt haben, so ist klar, daß er vor allen Boineburg und den Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn im Sinn hat.

Leibniz untersucht nun weiter die Frage, ob es rathsam sei, sich der bereits bestehenden Tripelallianz anzuschließen. Diese verfolgt ja denselben Zweck, Frankreichs Progresse aufzuhalten und daher halten es viele verständige Leute für rathsam, daß die zu schließende Particularunion mit der Tripelallianz gemeinsame Sache mache. Leibniz ist andrer Meinung. Mit scharfem Blicke sieht er voraus, daß die Tripelallianz nur ein loses Bündnis ist, ohne Garantie der Dauer. Der König von England ist leicht für Frankreich zu gewinnen, vielleicht schon gewonnen. Und auch Schweden ist durch seine Nachbarn leicht abzulenken. Die ganze Tripelallianz ist ein zerbrechliches Rohr, und es wäre thöricht, sich darauf zu stützen. Was aber die Hauptsache ist: durch eine Verbindung einzelner Reichsstände mit der Tripelallianz würde nothwendig eine Gegenallianz hervorgerufen,

welche nicht nur die gewünschte Gelegenheit, sondern auch den Schein des Rechts hätte, die Trennung zwischen Ober- und Niederdeutschland herbeizuführen und also der Deutschen Republik die letzte Oelung zu geben. Denn man muß wohl bedenken, wie schlecht es steht. Es hat nie schlechter gestanden. Der Körper des Reichs hängt nur noch mit einem seidenen Faden zusammen und die geringste Bewegung genügt, ihn völlig zu zerreißen. Darum darf das zu schließende Bündnis keine Partei ergreifen, sondern muß lediglich den Punkt ins Auge faßen, in welchem alle Parteien einig sind, nämlich die Verhinderung des Französischen Uebergewichts. Frankreich wird von allen gefürchtet, auch von denen, welche um des Nutzens willen, den sie von Frankreich ziehen, Gegner der Tripelallianz sind Vortrefflich charakterisirt Leibniz die „Antitriplischen", welche Frankreich aus selbstsüchtigen Zwecken dienen und es doch nicht gerne sehen, daß Frankreich Fortschritte macht oder gar den Burgundischen Kreis erobert. „Daß sie unterdes den Nutzen annehmen und durch die Finger sehen, kommt daher, weil sie meinen, es werden sich wohl Leute finden, die Frankreich gewachsen sind, gleichwie Judas nicht zweifelte, Christus würde seines Verrathes ungeachtet den Juden wohl entwischen; unterdessen, meinte er, bliebe ihm das Geld. Wenn aber alle so dächten, wäre das Vaterland verloren, und indem einer des andern wartete, käme niemand." So charakterisirte Leibniz die damaligen Vaterlandsverräther und die Lauen und Flauen, welche nur an ihren Nutzen, aber nicht an die gemeine Wohlfahrt und an die große Sache des Vaterlands dachten.

Es handelt sich, das ist kurz gesagt Leibnizens Meinung, um ein Bündnis, welches ohne im Innern ein Gegenbündnis hervorzurufen, nach Außen jeden Schein vermeidet, wodurch es in den Augen Frankreichs gefährlich oder auch nur verdächtig sein könnte. Gelingt die Gründung eines unverdächtigen und doch starken Bundes, so wird das nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa die wohlthätigsten Folgen haben. „Gewisslich, wer sein Gemüth etwas höher schwingt und gleichsam mit einem Blick den Zustand von Europa durchgeht, wird mir Beifall geben, daß diese Allianz eines von den nützlichsten Vorhaben sei, die jemals zu allgemeinem Besten der Christenheit

im Werke gewesen. Das Reich ist das Hauptglied, Deutschland das Mittel von Europa. Deutschland ist vor diesem allen seinen Nachbaren ein Schrecken gewesen; jetzo sind durch seine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachsen. Deutschland ist der Erisapfel, wie anfangs Griechenland, hernach Italien. Deutschland ist der Ball, den einander zugeworfen, die um die Monarchie gespielt. Deutschland ist der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft von Europa gefochten. Kürzlich, Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich recolligirt, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten hat. Ist Deutschland durch ein solches Bündnis unüberwindlich gemacht und alle Hoffnung, es zu unterwerfen, geschwunden, so wird sich die Kriegslust der Nachbarn nach eines Stromes Art, der wider einen Berg trifft, auf eine andre Seite wenden." Das wird dann für ganz Europa heilbringend sein, wie der verachtete Deutsche Bund, der Deutschland funfzig Jahr den Frieden gesichert, das bewiesen hat. Wenn die Europäischen Staaten nicht mehr eroberungssüchtig die Waffen gegen einander kehren, so kann jeder sich der Aufgabe zuwenden, welche die Weltpolitik ihm stellt. Dann können der Kaiser und Polen die Türken bekriegen, Russland die Tartarei. England und Dänemark können ihr Ziel in Nordamerika, Spanien in Südamerika, Holland in Ostindien verfolgen. Frankreich kann ein Führer der christlichen Waffen in der Levante sein und der Christenheit die Gottfriede, Balduine und heiligen Ludwige geben; es kann das ihm gegenüber liegende Afrika angreifen, die Raubnester zerstören, Aegypten selbst, welches eins der bestgelegensten Länder in der Welt ist, angreifen und wo möglich erobern.

So weit reicht der erste Theil der Denkschrift, welcher im August in Schwalbach abgefaßt ist. Unmittelbar darauf ergoßen sich die Französischen Heere nach Westen und nahmen Lotharingen weg. Ein paar Monate später schrieb Leibniz den zweiten Theil seiner Staatsschrift, worin er die Motive der Französischen Politik untersucht und die Frage erörtert, ob der Krieg, welchen Ludwig XIV. im Schilde führt, gegen Deutschland oder Holland gerichtet ist. Leibniz glaubt nicht annehmen zu dürfen, daß der

Französische König darauf ausgeht, die Rheingrenze wieder zu gewinnen. Denn so leicht die Eroberung des Rheins sein würde, so schwer würde die Behauptung desselben sein. Es würde eine Coalition des ganzen Reiches gegen Frankreich zu Stande kommen, und eine solche Vereinigung hervorzurufen, das kann nicht in der Absicht der Französischen Politik liegen. Auch würde eine solche Gewaltthat einen ungeheuren Hass gegen den Eroberer hervorrufen, der alles, selbst den Mord, zu fürchten hätte. Ein Herr, sagt Leibniz, er sei so groß er wolle, muß sich vor Extremitäten hüten. Andrerseits ist Frankreichs äußere und innere Lage eine solche, daß es sich gar leicht zur gebietenden Macht in Europa aufschwingen kann. Denn das Französische Reich ist mächtig, selbstständig, reich, seine Seemacht gedeiht, sein Handel blüht, und was die Hauptsache ist, seine Zustände sind nach Innen befestigt, seine Kräfte sind centralisirt und liegen in einer Hand, die thatendurstig ist und nach Ruhm strebt. Was Wunder, wenn sich die Hoffnung und Begierde herfürgethan, alles zu gewinnen? Wer nur Streiche auszutheilen und nicht einzunehmen hat, wird sich nicht lange bedenken. Auch Bauern wißen, was für Vortheil der hat, so die erste Maulschelle austheilt. Wo Hoffnung ohne Furcht ist, da ist Courage, wo Courage, da Glück.

Frankreich kann nun aber das Primat in Europa auf zwiefachem Wege erreichen, durch Gründung einer Universalmonarchie, oder durch eine solche politische Machtstellung, die ihm die oberste Geltung, den schiedsrichterlichen Einfluß in ganz Europa verschafft. Welchen Weg wird Frankreich einschlagen?

Wenn Frankreich allein das Pulver besäße, so könnte es leicht alle übrigen Völker besiegen und ihre Länder in Französische Provinzen umwandeln. Allein so wie die Länder armirt sind, würde schon der Sieg schwer sein, noch schwerer aber die Behauptung der Eroberungen. Eine Französische Universalmonarchie hat daher keine Aussichten. Die etwas niedrigere, aber sicherere Staffel ist das sogenannte arbitrium rerum, der schiedsrichterliche Einfluß, und der Erreichung dieser Staffel ist die Lage Europas so günstig als möglich. Deutschland wird nur durch einen seidenen Faden oder einen Strohhalm zusammengehalten, Italien ist zerrißen, Spanien gesunken, England dem Französischen

Einflüße offen, Skandinavien getheilt, Polen zerklüftet. Bei dieſer Lage der Dinge kann ein mächtiger Staat wie Frankreich gar leicht das arbitrium rerum gewinnen. Denn dieſes Frankreich iſt nicht nur ſtark nach außen und innen, ſondern es verſteht auch die Kunſt, die übrigen Mächte zu theilen, und beſitzt die beiden Haupterforderniſſe zum Kriege, nämlich Volk und Geld. „Aber Volk verſtehe ich hier auf eine etwas andere Manier, als ſonſt: das iſt nicht Manns- ſondern Weibsvolk.*) Mit welchen beiden Inſtrumenten ſich alle Schlößer aufthun, ſich alle Pforten ohne Petarde eröffnen, ſich alle Winkel bis in die innerſten Cabinette unvermerkt, auch ohne Gygesring, durchkriechen laßen. Zwar ſelten wird man in Frankreich eine Deutſche Dame holen; aber ſolche bei ihnen überflüßige Waare mit einer ganzen Laſt lebendiger und todter Galanterie bei uns anzubringen und ſolchen Samen des Unkrauts auszuſtreuen, daran wird nichts geſpart. Durch ſolches Mittel werden die Höfe und vornehmen Familien eingenommen. Andere, die auch etwas ſein oder werden wollen, zu Franzöſiſcher Sprache, Reiſen, Trachten neceſſitirt, überdieß aber die ſtetswährenden Correſpondenzen in Deutſchland juſtificirt, die Einmiſchung in die Conſilia mit dem Schein der Vorſorge bemäntelt, die Gemüther der Franzöſiſchen Art gewohnt gemacht, eine Heirat aus der andern geſtiftet, die jungen Herren bei Zeiten von der (Franzöſiſchen) Frau Mutter angeführt und mit einem Worte alles zu Franzöſiſchem Zweck diſponirt."

Das iſt das traurige Bild, das Leibniz uns von dem damaligen Deutſchland zeichnet. Deutſchland wird ohne Krieg von Frankreich beherrſcht; warum ſollte Frankreich noch Krieg führen gegen Deutſchland? Ein Krieg gegen Deutſchland liegt nicht im Franzöſiſchen Intereſſe, wohl aber ein Krieg gegen Holland. Dazu treibt den Franzöſiſchen König ſowohl ſein Zorn gegen die Gründer der Tripelallianz, als eine Menge

*) Was die Agenten nicht vermochten, das geſchah, wie der Machiavellus Gallicus ſagt, „durch junge Franzöſiſche Weiber, die man den Fürſten an den Hals hängt, um die Conſilia zu penetriren, Factiones zu machen, Alles in Unruhe zu ſetzen, oder wenigſtens durch Franzöſiſche Pracht und Muthwillen die Landkammer auszuleeren."

ſachlicher politiſcher Motive. Zwiſchen Frankreich und Holland beſteht ein natürlicher Gegenſatz, begründet in der religiöſen und politiſchen Lage. Die Könige haſſen die Republiken, und der verfolgungsſüchtige Franzöſiſche Deſpot grollt einem Staate, in welchem die Toleranz herrſcht. Dazu kommt die Handelsconcurrenz zwiſchen beiden Ländern. Aus dem allem ſchließt Leibniz, daß das nächſte Ziel der Franzöſiſchen Eroberungsſucht nicht Deutſchland, ſondern Holland iſt.

Was ſoll nun das Deutſche Reich in dieſer Lage beginnen? Es ſoll alles thun, um ein Bündnis Deutſcher Reichsſtände mit Frankreich abzuwenden. Es ſoll nichts unterlaßen, um jenes Sicherheitsbündnis zu ſchließen, das im erſten Theile der Denkſchrift erörtert iſt, und ſich innerlich in ſeinem Handel und Wandel, in Bildung und Sitte von Frankreich unabhängig zu machen.

Das ſind Leibnizens politiſche Schriften aus der Mainziſchen Periode. Wir ſehen ihn tief verflochten in die politiſchen Fragen jener Tage und wir könnten dadurch auf den Gedanken kommen, daß ſein Geiſt in dieſer Zeit für andre Intereſſen unzugänglich geweſen ſei. Allein Leibniz bewegt ſich ſtets in den verſchiedenſten, ſcheinbar von einander abliegenden Bahnen. So ſehen wir ihn denn auch während der Mainziſchen Periode neben den politiſchen Schriften ſich abwechſelnd mit religiöſen Streitfragen und naturwißenſchaftlichen Problemen beſchäftigen.

In den philoſophiſch-theologiſchen Schriften dieſer Periode, die durch das enge Zuſammenleben mit Boineburg hervorgerufen wurden, tritt uns der harmoniſtiſche Grundzug der Leibniziſchen Denkweiſe ſehr deutlich entgegen. Man ſieht, wie Leibniz bemüht iſt, die kirchliche Theologie mit der rationalen, die Theologie mit der Philoſophie, den Ariſtoteles mit der neueren Philoſophie zu verſöhnen. Er möchte ein philoſophiſches Univerſalſyſtem ſchaffen, in welchem die vorhandenen Gegenſätze gelöſt ſind. Er möchte namentlich der atheiſtiſchen Denkweiſe, welche die naturaliſtiſchen Theorien der neueren mit ſich gebracht haben, die Spitze abbrechen. Es handelt ſich für Leibniz darum, eine natürliche, d. h. eine auf Erkenntnis der Natur baſirte Theologie zu gründen, welche mit der kirchlichen Theologie Frieden ſchließen kann. Die Gründung der natürlichen Theologie gilt ihm als

Sieg über die Atheiſten, die Verſöhnung der natürlichen Theologie mit der kirchlichen als Sieg über die Häretiker. Beide Siege kommen den kirchlichen Intereſſen zu gute und dienen ireniſchen Zwecken.

Wie ſchon bemerkt, war es der Baron von Boineburg, von welchem Leibniz die Antriebe zu ſeinen theologiſch-philoſophiſchen Schriften empfieng, und ohne Zweifel war es auch ſein Einfluß, der ihnen jene ireniſche Richtung gab. Denn Boineburg war eine durchaus friedliche Natur. Wiewohl Convertit, blieb er doch dem blinden Glaubenseifer fremd, von dem nicht ſelten die Römiſchen Convertiten befallen werden. Er war aufrichtig tolerant und wünſchte die Wiedervereinignng beider Kirchen im Sinne der Verſöhnung und Ausgleichung. Das blieb nicht ohne Einfluß auf Leibniz, und wir ſehen ihn ſchon hier demſelben Ziele zuſteuern, das er ſpäter mit ſo großem Eifer verfolgte.

Gehen wir nun etwas näher auf die theologiſch-philoſophiſchen Schriften dieſer Periode ein, ſo tritt uns zunächſt das Bekenntnis der Natur gegen die Atheiſten entgegen. Es iſt ein Aufſatz, den Leibniz zur Widerlegung der Atheiſten geſchrieben hatte und der ohne ſein Wißen an die Oeffentlichkeit kam. Boineburg theilte ihn Spener mit und dieſer gab ihn weiter an Gottlieb Spitzelius, welcher ihn ohne Wißen des Verfaßers veröffentlichte. Merkwürdig, Leibniz will in dieſem Aufſatze die Atheiſten durch denſelben Naturalismus widerlegen, mit welchem ſie ſich in unſern Tagen aufs engſte verbündet haben. Daher der etwas pomphaft klingende, aber nicht von dem Verfaßer, ſondern von dem Herausgeber gewählte Titel: Bekenntnis der Natur gegen die Atheiſten. Ein Tropfen aus dem Becher der Philoſophie, hatte Baco geſagt, führt von Gott ab; wenn man ihn auf den Grund leert, ſo kehrt man zu Gott zurück. Dieſem Ausſpruche ſtimmt Leibniz bei und meint, die oberflächlich gekoſtete Philoſophie habe die Köpfe verwirrt und die Wißenſchaften gottlos gemacht. Es ſei eine herrſchende Zeitanſicht geworden, daß man aus natürlichen Gründen ſowohl das Daſein Gottes, als die Unſterblichkeit der Seele leugnen zu müßen glaube und daß man die Grundlage der Religion nicht in der Erkenntnis der Dinge, ſondern nur in der bürgerlichen Uebereinkunft und in

der geſchichtlichen Ueberlieferung erblicke. Allein Leibniz wagt dieſer herrſchenden Zeitanſicht zu widerſprechen. Die Erſcheinungen der Körperwelt, ſagt er, können keineswegs nur aus körperlichen Urſachen erklärt werden. Es muß vielmehr eine unkörperliche Urſache geben, und Leibniz ſucht zu zeigen, daß dieſe als einzig, als intelligent, als weiſe, kurz ſo begriffen werden muß, daß ſie dem Weſen Gottes gleichkommt. Wie er aus der Natur der Körper das Daſein Gottes beweiſt, ſo aus der Natur des Geiſtes das Daſein einer unſterblichen Seele.

In einer zweiten theologiſch-philoſophiſchen Schrift vertheidigte Leibniz die rechtgläubige Kirchenlehre gegen die Häretiker. Es handelte ſich um das Dogma der Trinität, das ſich auf die Gottmenſchheit Chriſti gründet. Gegen dieſes Dogma haben zuerſt die Arianer angekämpft, dann die Socinianer, die Vorläufer der modernen Rationaliſten. Bekannt iſt, daß ſich die Anhänger des Faustus Socinus in Polen feſtzuſetzen ſuchten, wo man aber von ihnen als von Unchriſten nichts wißen wollte. Die aus Polen vertriebenen Socinianer hatten in der Pfalz unter dem reformirten Kurfürſten Carl Ludwig eine Freiſtadt gefunden. An ihrer Spitze ſtand Wiſſowatius, deſſen antitrinitariſche (gegen die Dreieinigkeit gerichtete) Sätze Boineburg zu widerlegen ſuchte. Der Streit wurde anfangs zwiſchen Boineburg und Wiſſowatius brieflich geführt. Als jener ſich aber durch die Sophismen ſeines Gegners in die Enge getrieben ſah, rief er ſeinen jungen, allezeit ſchlagfertigen Freund zu Hülfe, und Leibniz ſchrieb nun ein Buch gegen Wiſſowatius, das zugleich den Zweck verfolgte, Boineburg bei ſeiner politiſchen Miſſion in Polen kirchlich zu unterſtützen.

Leibniz zeigt ſich nun in dieſer Schrift gegen Wiſſowatius wieder als der gewandte Dialectiker, der alle Schwächen ſeines Gegners bloslegt und keine unrichtige Schlußfolgerung desſelben ungeſtraft paſſiren läßt. Hatte Boineburg mit dem ſpitzfindigen Socinianer nicht fertig werden können, ſo findet dieſer in Leibniz ſeinen Meiſter. Leibniz ſucht ſeinen Socinianiſchen Gegner überall in Widerſprüche mit ſich ſelbſt zu verwickeln und widerlegt ihn aus ſeinen eignen Sätzen. Der Mittelpunkt des Socinianiſchen Lehrſyſtems iſt die Annahme, daß Jeſus, obwohl als bloßer

Menſch geboren, doch vaterlos, wunderbar von Gott begnadigt, in den Himmel entrückt und zum Lohne ſeines Lebens vergöttlicht worden ſei, um als Mittler der durch die Sünde von Gott entfernten Menſchheit Erkenntnis und Gnade Gottes zu bringen und als König die Seinen allezeit zu regieren. Leibniz zeigt nun, daß die Socinianer damit der Perſon Chriſti eine Geltung einräumen, die ihnen folgerichtiger Weiſe nicht mehr erlaubt, ſeine Gottheit zu beſtreiten. Thun ſie es dennoch, ſo dürfen ſie auch der Perſon Chriſti nicht mehr die Geltung beilegen, die ſie ihm doch nach ihrem ganzen Syſteme einräumen. Das iſt der logiſche und zugleich religiöſe Irrthum, den Leibniz in den Schlüßen des Wiſſowatius aufdeckt, und wäre der moderne Rationalismus für Belehrung zugänglich, ſo könnte er ſie reichlich in dieſer Schrift unſers großen Philoſophen finden, der auch ein Leſſing ſeine Bewunderung nicht verſagen kann. Schritt für Schritt widerlegte Leibniz in derſelben die armſeligen Sätze der Socinianer, welche über Gott und Vernunft nicht hinauskommen. Ihre Einwendungen gegen das Dogma von der Trinität findet er eben ſo wenig ſtichhaltig, als ihre übrigen Syllogismen. „Allerdings, ſagt er, giebt es in der Natur kein Beiſpiel, welches dieſem Begriff der göttlichen Dreieinigkeit entſpräche; aber das iſt auch gar nicht nöthig, eins zu finden, wenn man nur den Vorwurf des innern Widerſpruchs von dieſem Dogma abwehrt.“ Und eine ſolche Abwehr ſchien unſerm Leibniz ſo wenig ſchwer, daß er ſich wunderte, wie ſo viele Menſchen an dieſem und andern Dogmen Anſtoß nehmen könnten. Noch in der Theodicee, als es ſich um die Auflöſung der ſcheinbar unauflöslichſten Einwürfe handelte, welche von Seiten der Vernunft gegen die Geheimniſſe der Religion gemacht werden, ſagt er: „Ich bin hierüber einer Meinung die manchem ſehr fremd vorkommen wird. Ich halte nämlich dafür, die Auflöſung ſei ſchon völlig gefunden, ſei auch nicht eben die ſchwerſte, und ein Menſch von mittelmäßigem Verſtande, der nur aufmerkſam iſt und ſich der Regeln der gemeinen Logik zu bedienen weiß, ſei im Stande, auf die verwirrendſten Einwürfe zu antworten, wofern ſolche einzig und allein aus der Vernunft genommen und für Demonſtrationen ausgegeben werden.“ Es iſt daher auch ſehr begreiflich, daß Leibniz über das ganze Lehrſyſtem der Socinianer

nur eine sehr geringschätzige Meinung hatte. Lessing sagt in dieser Beziehung: „Seine ganze ihm eigne Philosophie empörte sich gegen den abergläubigen Unsinn, daß ein bloßes Geschöpf so vollkommen sein könne, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden verdiene, daß es, ich will nicht sagen die Anbetung mit ihm theilen möge, sondern auch nur, selbst von unendlich unvollkommenen Geschöpfen, könne und dürfe gedacht werden, als ob es minder unendlich weit von der Gottheit abstehe, denn sie selbst."

Zu den specifisch christlichen Lehren, die von den Socinianern geleugnet wurden, gehörte auch die von der Ewigkeit der Höllenstrafen, und es läßt sich nicht leugnen, daß es für Leibniz schwierig sein mußte, die Ewigkeit der Höllenstrafen mit seiner Lehre, daß die Welt die bestmögliche sei, zu vereinigen. Aber er weiß sich zu helfen. Selbst wenn der größte Theil der Menschen ewig verdamt würde, sagt er, so machen die Menschen insgesamt doch nur einen so kleinen Theil der Welt aus, daß ihr Elend gegen die Glückseligkeit des Ganzen nicht in Rechnung kommt. Wichtiger, als die Widerlegung dieses Einwurfes, war das Motiv, das Leibniz für die Ewigkeit der Höllenstrafen anführt. Grotius hatte als Zweck der Strafe nur zweierlei zugegeben: Beßerung des Sünders oder wenigstens Beßerung der Andern durch das abschreckende Beispiel. Leibniz war anderer Meinung. Die Strafe, sagt er, gehört an sich zur Harmonie des Weltalls. Die Rache befriedigt nicht blos den Beleidigten, sondern auch den Weisen, der sie mit ansieht, wie eine schöne Musik oder ein schöner Bau die wohlgebildeten Geister zufrieden stellt. Hat der weise Gesetzgeber gedroht und eine Strafe so zu sagen verheißen, so gehört es zu seiner Beständigkeit, daß er die Handlung nicht unbestraft läßt, selbst wenn die Strafe zu keines Menschen Beßerung dienen sollte. Es giebt hier eine gewisse Entschädigung des Geistes, welchen die Unordnung beleidigen würde, wenn nicht die Strafe dazu beitragen würde, die Ordnung wieder herzustellen. Auch die Höllenflammen gehören also in gewisser Weise mit zur Harmonie der besten Welt.

Was nun die philosophischen Arbeiten betrifft, mit denen sich Leibniz in dieser Periode befaßte, so will ich nur ganz kurz auf zwei Abhandlungen hinweisen, in denen er sich mit der

Löſung naturwißenſchaftlicher Probleme beſchäftigte. Unter dem Titel: „Neue phyſikaliſche Bewegung“ veröffentlichte er im letzten Jahre ſeines Mainziſchen Aufenthaltes eine philoſophiſche Schrift, deren erſten Theil er „Theorie der concreten Bewegung“, deren zweiten Theil er „Theorie der abſtracten Bewegung“ nannte. Jenen widmete er der Akademie der Wißenſchaften in London, dieſen der in Paris. In der nächſten Vorleſung werden wir Leibniz ſelbſt nach Paris und London begleiten, und ſo können wir denn dieſe kürzeren philoſophiſchen Abhandlungen als Vorläufer bezeichnen, welche ſeinen Namen in den gelehrten Kreiſen der beiden Weltſtädte ſchon vor ſeiner Ankunft bekannt machten.

Wir gehen darum raſcher über dieſe philoſophiſchen Schriften hinweg, weil ſich in ihnen ein merkwürdiger Mangel ſpeculativen Inhalts und Interreſſes bemerkbar macht. Erklärlich wird dieſe Wahrnehmung dadurch, daß Leibniz ſich von den Schriftſtellern ſeiner Zeit eine ganz todte und abſtracte Vorſtellung von der Natur angeeignet hatte. Man dachte ſich dieſelbe nicht als einen lebendigen Organismus, ſondern als eine Maſchine, die ſich gleich einem aufgezogenen Uhrwerke abſpielt, ohne innere Kraft, ohne eignen Trieb und ohne Lebensprincip. Der Geiſt, die Gottheit, das Leben wird nur außer der Natur geſucht, und ſo bot dieſe faſt kein Problem dar, an welchem ſich ein ſpeculatives Intereſſe entzünden konnte.

Aus demſelben Grunde, aus welchem wir die beiden zuvor genannten Abhandlungen nur ganz kurz berührt haben, müßen wir noch etwas näher auf einen Aufſatz aus dieſer Zeit eingehn, der zwar von Leibniz nie veröffentlicht iſt, der aber deswegen eine größere Beachtung verdient, weil er das bietet, was wir in jenen faſt gleichzeitigen Schriften vermiſſen, nämlich eine reiche Fülle ſpeculativer Ideen und Anſchauungen. Und zwar iſt es diesmal nicht das Gebiet der Natur, auf dem ſich Leibniz bewegt, ſondern ein anderes Gebiet, das für ihn als Chriſten und Lutheraner eben ſo große Objectivität und Realität hatte, als das Gebiet der Natur, nämlich das Gebiet der Offenbarung. In Leibnizens Nachlaße findet ſich aus dem Jahre 1671 ein Aufſatz, der den Titel führt: demonstratio possibilitatis mysteriorum Eucharistiae, (Beweis der Möglichkeit der Geheimniſſe des

h. Abendmahls), und aus einem gleichzeitigen Briefe an den Herzog Johann Friedrich von Hannover ſehen wir, wie angelegentlich ſich Leibniz in dieſer Zeit mit dem genannten Gegenſtande beſchäftigte und was für ein Gewicht er ſelbſt auf ſeine vermeintliche Löſung dieſes Problems legte. In der Theologia revelata, ſchreibt er an den Herzog, übernehme ich es, zu demonſtriren, zwar nicht die Wahrheit, ſondern die Möglichkeit der Geheimniſſe; denn jene fleußt aus der Offenbarung, dieſe aber dient dazu, die göttlichen Geheimniſſe gegen die Angriffe der Ungläubigen und Gottloſen zu vertheidigen, dadurch ſie von allen Widerſprüchen vindicirt werden. Was nun ſpeciell die Realität der Euchariſtie gegen die bildliche Erklärungsweiſe anbetrifft, ſo hat Herr Arnaud dieſelbe aus der fortlaufenden Tradition der Alten zur Genüge bewieſen. Aber es wird alles vergebens ſein, dafern den Händen dieſer Herculeſſe nicht die einige Keule der Unmöglichkeit und des Widerſpruchs entwunden wird. Denn ſie bleiben dabei, es ſei eine unmögliche, ſich ſelbſt widerſprechende, alle Vernunft chokirende Sache, die nothwendig bildlich müßte verſtanden werden. Und darin werden ſie beſtärkt durch die heutige Philoſophie von Galliläi, Baco, Cartheſius, Hobbe und Andern. Denn dieſe Philoſophie wird mit allgemeinem Applaus angenommen und macht alle Gründe zunichte, womit die Scholaſtiker die Euchariſtie ſtützen wollen. Daher hat Arnaud, obwohl er in der neuern Philoſophie ſehr bewandert iſt, ſich noch nicht daran wagen dürfen, wie oft ihm auch ſeine Gegner die Unmöglichkeit und den Widerſpruch entgegengehalten. Ich aber bin endlich durch tiefe Unterſuchungen dahin gekommen, daß ich die Möglichkeit des Geheimniſſes der Euchariſtie, was vielen unglaublich vorkommen wird, zu demonſtriren mir getraue."

Dieſe Worte faßen nicht nur kurz den Inhalt der betreffenden Schrift zuſammen, ſondern ſie weiſen auch darauf hin, wie Leibniz in dieſer Zeit dazu kam, einen ihm ſcheinbar ſo fern liegenden Gegenſtand zu behandeln, wie das Problem von der Möglichkeit der realen Gegenwart Chriſti im h. Abendmahle. In Frankreich waren die Janſeniſten und beſonders die Mitglieder des Port-Royal, unter ihnen Anton Arnaud, einer der hervorragendſten Geiſter der Zeit, Anhänger der mechaniſchen Schule oder der neuern Philoſophie. Ihren eignen Glaubens-

verwandten, den Katholiken, und beſonders den Jeſuiten verdächtig, als wären ſie auf halbem Wege zum Proteſtantismus, was ſie durch die Lehre von der Gnade in der That waren, klammerten ſie ſich um ſo feſter an die Transſubſtantiation oder Brodwandelung, doch ohne die neuere Philoſophie, der ſie huldigten, mit dieſem Dogma der katholiſchen Kirche verſöhnen zu können. Die Carteſianiſche Lehre, daß das Weſen des Körpers mit den Begriffen der Figur, der Ausdehnung und Bewegung gegeben ſei, ſchien nicht nur das katholiſche Dogma der Transſubſtantiation, ſondern auch die lutheriſche Lehre von der realen Gegenwart des verklärten Leibes Chriſti im h. Abendmahle als ein ſich ſelbſt widerſprechendes umzuſtoßen. Da faßte Leibniz mit dem Blicke das Genies, welcher das wahre Bedürfnis der Gegenwart ergreift, gerade dieſes Problem ins Auge und betrat damit den Weg, auf welchem er durch eine kühne Conception ſich auf eine neue Höhe erheben und ſiegreich über die beſchränkten Anſichten einer geiſtloſen Naturanſchauung hinausbringen ſollte.

Indem er ſich fragte, ob das Weſen des Körpers wirklich in der bloßen Ausdehnung beſtehe, entdeckte er, daß der Körper etwas höheres vorausſetze, das von der Ausdehnung unabhängig ſei, die Subſtanz.*) In dem Begriffe der Subſtanz findet er das vermittelnde Moment, um ein Geiſtiges in und mit dem Körperlichen zu denken, und indem er nun dieſe ſeine Anſchauung auf die Frage von der Möglichkeit der realen Gegenwart Chriſti im h. Abendmahle überträgt, glaubt er zugleich die Brücke gefunden zu haben, welche die durch eine tiefe Kluft getrennten Kirchen verbinden müßte. Denn er glaubt zu entdecken, daß die katholiſche Lehre von der Brodwandelung und die lutheriſche Lehre von der realen Gegenwart Chriſti, wenn ſie richtig erklärt würden, identiſch ſeien und daß der Streit, der über dieſes Dogma in der Kirche entbrannt ſei, einzig daher rühre, daß einer den

*) „Ich will weiſen vi principiorum plilosopliae emeudatae necesse esse, ut detur in omni corpore principium intimum incorporeum substantiale a mole distinctum, et hoc illud esse, quod veteres, quod Scholastici substantiam dixerint, etsi nequiverint se distincte explicare, multo minus sententiam suam demonstrare.“

andern nicht verstehe.*) Daran ist jedenfalls so viel wahr, daß die lutherische Lehre der katholischen unendlich viel näher steht, als der reformirten, welche mit ihrer nüchternen Anschauung und bildlichen Erklärungsweise das Sacrament des Altars alles höheren Inhalts entleert und zu einer bloßen äußern Ceremonie herabwürdigt. Merkwürdig ist es auch, wie oft Leibniz in diesem seinem Beweise von der Möglichkeit der Geheimnisse des h. Abendmahls mit einer der genialsten Schriften Luthers zusammentrifft, nämlich mit seiner Schrift wider die Schwarmgeister: „daß die Worte dieß ist mein Leib noch feststehn," welche, wiewohl durch und durch theologisch, dennoch überall einen philosophischen Hintergrund durchblicken läßt, in welchem die von Leibniz bekämpfte todte, abstracte Naturanschauung keinen Platz hat.

Mit der zuletzt besprochenen Abhandlung über die Möglichkeit der Geheimnisse der Eucharistie, welche sich handschriftlich in Leibnizens Nachlaße gefunden hat, erschöpft sich die Reihe der Schriften, welche der Mainzischen Periode angehören. Indessen wir würden einen wesentlichen Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit übersehn, wenn wir uns nur auf die Besprechung der eigentlichen Schriften und Abhandlungen, gedruckter und ungedruckter, anonymer und nicht anonymer beschränken wollten. Es giebt aus dieser wie aus der ganzen Folgezeit noch eine andre Art schriftstellerischer Producte, welche wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen dürfen, das ist der ausgedehnte Briefwechsel, den Leibniz mit inländischen und ausländischen Gelehrten führte. Zu jener Zeit fand es ein junger Gelehrter, den Wißensdrang und Ehrgeiz beseelte, nicht hinreichend, Schriften herauszugeben und Bücher drucken zu laßen. Denn bei der Unvollkommenheit des Buchhandels und bei dem Mangel kritischer Institute, welche selbst in unsern Tagen unentbehrlich sind, wenn ein schon gewonnener Ruf nicht wieder erbleichen soll, geschah es nicht selten, daß Drucksachen keine allgemeine, wenigstens keine rasche Verbreitung fanden und daß ihnen nicht

*) „Incidi praeter spem meam eadem opera in Transsubstantiationem, imo reperi, Transsubstantiationem et praesentiam realem in intima ultimaque analysi in se invicem contineri et in de tantam litem in Ecclesia esse, quod alter alteri non intelligatur."

die Beachtung und Anerkennung ward, die ihnen gebührte. Da bot sich denn als das unmittelbarste Umsatzmittel der Ideen und der Gelehrsamkeit und als der beste Weg, bekannt zu werden, der Briefwechsel dar. Auch Leibniz betrat von früh an diesen Weg, und so haben wir denn die Fülle seiner Ideen auf allen Gebieten der Wißenschaft weniger in den spärlichen und wie gelegentlich ins Publicum geworfenen Drucksachen, als in seinen Briefen an in- und ausländische Gelehrte zu suchen, von denen vielleicht die größere Hälfte verloren gegangen oder wenigstens bis jetzt unbekannt geblieben ist. In Vergleich zu seinem späteren, die Welt erfüllenden Ruhme war Leibniz damals noch so gut, wie unbekannt. Er selbst schreibt dem Herzog Johann Friedrich, daß zu Mainz, als er zuerst dahin gekommen, kein Mensch ihn gekannt habe. Doch verstand er es, brieflich überall Verbindungen anzuknüpfen, und hatte das Glück, überall, wo er anklopfte, freundliche Aufnahme zu finden. Darüber schreibt er an denselben Herzog: „Ich bin meistentheils so glücklich gewesen, an steinfremden Orten, sobald ich mich zu expliciren Gelegenheit gefunden, auch ohne alle Empfehlungen in einige Consideration gezogen zu werden. Auch viele Curiosi, zu denen ich nicht die geringste Kundschaft gehabt, haben auf meine Briefe an sie mit einer außerordentlichen Höflichkeit und Willfährigkeit geantwortet, darunter ich die Herrn der Französischen Akademie und der Englischen Societät, die Herrn Kirchner und Lana in Italien, die Herrn Gericke, Lincker, Conring und Böckler in Deutschland, die Herrn Grave, Velthuysen und Diemerbroeck in Holland, die Herrn Oldenburg und Wallis in England, die Herrn de Carcavy und Ferrand in Frankreich und viele andre Gelehrte zählen kann, die hier alle zu nennen nicht nöthig ist."

Zu den vielen hervorragenden Personen, mit welchen Leibniz in brieflichen Verkehr trat, gehören zwei, die noch besonders erwähnt zu werden verdienen, ein Fürst und ein Philosoph. Jener war der gelehrte Herzog Johann Friedrich aus dem erlauchten Welfenhause, dieser war Spinoza, der tiefste speculative Kopf, welcher damals unter den Lebenden weilte. Spinozas Stern war damals im Untergange, während Leibniz noch lange nicht die Mittagshöhe seines Glanzes erreicht hatte. Leibniz

hat später seinem großen Vorgänger einen Besuch abgestattet. Jetzt schrieb er ihm einen Brief, um ihm eine kurze Denkschrift über die Vervollkommnung der Linse mitzutheilen und sich darüber sein Urtheil auszubitten. Spinoza war bekanntlich ein geschickter Opticus und theilte seine Muße zwischen der Philosophie und dem Schleifen von allerlei Gläsern. Der berühmte Philosoph antwortete dem ihm noch völlig unbekannten jungen Gelehrten mit der ihm eignen Feinheit und Zuvorkommenheit, bekannte aber, daß er seine Beschreibung der vervollkommneten Linse nicht ganz deutlich fände. Damit brach der Briefwechsel ab, und die beiden großen Männer näherten sich nicht wieder, bis auf diese einmalige briefliche eine freilich eben so kurze persönliche Begegnung folgte.

Interessanter noch und für Leibnizens ganze Zukunft wichtiger ist der Briefwechsel, den er mit dem Herzoge Johann Friedrich von Hannover führte. Dieser, einer der bedeutensten Fürsten seiner Zeit, war auf Leibniz aufmerksam geworden durch die enthusiastischen Empfehlungen des Habbeus von Lichtenstern, damaligen Schwedischen Residenten in Frankfurt, welcher auf einer Durchreise durch Hannover das Lob des jungen Gelehrten so nachdrücklich verkündigt hatte, daß es für immer im Gedächtnisse des Fürsten haftete. Schon damals, im Jahre 1669, wünschte der Herzog, welchem zu dieser Zeit sein Kanzler Langerbeck gestorben war, Leibniz in seine Dienste zu ziehen, und Habbeus mußte dem Herzoge das Versprechen geben, von Hannover nicht abzureisen, ohne an Leibniz geschrieben zu haben, daß er nur je eher, je beßer nach Hannover käme. Ja, als Habbeus vom Herzoge Abschied nahm, empfieng ein Edelmann den Befehl, ihn unten in die Stadt ins Wirtshaus zu begleiten und ihm nicht vom Leibe zu weichen, bis er ihm den Brief an Leibniz eingehändigt hätte. Indessen schrieb Habbeus gleich darauf einen zweiten Brief an Leibniz, worin er ihm rieth, sich nicht zu übereilen, sondern sich freie Hand zu behalten und in Mainz so lange zu temporisiren, bis er, Habbeus, wieder nach Frankfurt komme. Leibniz befolgte diesen Rath und gieng auf das ihm gemachte Anerbieten nicht gleich ein. Indessen verlor der Herzog ihn nicht wieder aus dem Auge. Im Jahre 1671 machte er ihm ein ansehnliches Präsent, und als er im September

desſelben Jahres ſeine vierte Reiſe nach Italien antrat und auf dieſer Reiſe durch Mainz kam, hatte Leibniz eine Audienz bei ihm. Aus derſelben Zeit haben wir ein längeres Schreiben von Leibniz an den Herzog, das in zwiefacher Beziehung von großer Wichtigkeit iſt; denn einmal offenbart es uns die Univerſalität des Briefſchreibers, der dem Herzoge ein Bild ſeiner Leiſtungen zu entwerfen ſucht, damit derſelbe deſto beßer beurtheilen möge, worin etwa ſeine Wenigkeit dem Herzoge und dem Publico dienen könne. Und ſodann zeigt es uns Leibnizens Pläne für die Zukunft und liefert uns damit den Faden, an welchem ſich Leibnizens Geſchichte weiter ſpinnt.

Was der Briefſchreiber in der geoffenbarten Religion zu leiſten verſpricht, haben wir ſchon zuvor bei Beſprechung der Schrift über die Euchariſtie gehört. Er vermißt ſich, die Möglichkeit der Trinität, der Menſchwerdung Gottes und des heiligen Abendmahls zu demonſtriren, und meint, an dieſen Dingen müße allen gewißenhaften Menſchen, ſonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menſchen Wohlfahrt zu verantworten, höchlich gelegen ſein. In der natürlichen Theologie kann er aus der Natur der Bewegung beweiſen, daß in den bloßen Körpern gar keine Bewegung ſein könne, wenn nicht der Geiſt hinzukomme; daß ein letzter Grund der Dinge oder eine allgemeine Harmonie, oder was dasſelbe iſt, daß ein Gott ſein müße, daß dieſer nicht die Urſache der Sünde ſein könne und daß dennoch die ſich ſelbſt ſtrafende Sünde der allgemeinen Harmonie gemäß ſei, gleichwie die Schattirungen das Bild und die wieder aufgelöſten Mistöne den rechten Ton deſto lieblicher machten. In der Philoſophie iſt er der erſte, der vollkommen demonſtrirt, daß die Erde ſich bewege und daß es ein vacuum (einen leeren Raum) gebe. Ferner hat er eine Hypotheſe entdeckt, welche klar und leicht die Urſache des Gewichts, der Feder, des Compaſſes und faſt aller hauptſächlichen Naturphänomene angiebt. In der Mathematik und Mechanik hat er eine Maſchine entdeckt, welche er eine lebendige Rechenbank nennt und deren Nutzen in Rechenkammern, Comtoren, beim Kriegsweſen und Feldmeßen nicht gering anzuſchlagen iſt. Auf derſelben Grundlage hat er ein anderes Inſtrument erfunden, das er eine lebendige Geometrie nennt, weil dadurch die ganze Grometrie, ſoweit ſie im Leben

gebraucht wird, auf einmal perficirt und ein Mittel gegeben wird, aller erdenklichen Linien und Figuren, Additionen, Multiplicationen und Proportionen ohne einiges Kopfbrechen dergestalt mechanisch zu finden, daß jedes andre Mittel dazu überflüßig wird. In der Optik hat er außer einer Art von Tuben, die er Pandochen nennt, auch katadioptrische Tuben erfunden, indem er durch Verbindung eines Spiegels und eines Perspectives zu einem Tubus den Vortheil erzielt, daß viele sonst unvermeidlich verloren gehende Strahlen erhalten werden. In der Nautik beschäftigt ihn ein Mittel, ohne Hülfe von Sonne, Mond und Sterne, als welche man nicht allezeit abserviren kann, die Längengrade zu finden und dadurch den Ort zu bestimmen, wo ein Schiff sich grade befindet. In der Hydrostatik hat er die verlorne Erfindung Drebbels wieder hergestellt, mit einem Schiffe bei Sturm oder vor Seeräubern nach Belieben unters Waßer zu gehn und wieder emporzutauchen. In der Pneumatik hat er ein Mittel gefunden, wodurch in eine Büchse tausendmal mehr Luft, als sonst, mit geringer Mühe zusammengepreßt und dadurch eine Kraft zuwege gebracht wird, welche höher treibt, als selbst das Büchsenpulver. Eben diese Pressung versteht er auch mit Waßer zu practiciren und dadurch Spritzen zu wege zu bringen, dergleichen noch nicht gesehen worden. Eine vollkommene practische Demonstration eines längst gesuchten mechanischen Werks will er nicht nennen, bis er dasselbe, wills Gott, in der That ausgeführt hat, um für keinen Aufschneider angesehn zu werden.

Dagegen kann er es nicht unterlaßen, selbst auf die Gefahr hin, daß ihm das „Schuster bleib bei deinem Leisten" zugerufen wird, dem Herzoge eine ihm in den Sinn gekommene Staatsinvention mitzutheilen. Es ist klar, sagt er, daß so große Französische Armaturen endlich ausbrechen müßen und daß, wenn sie in Europa ausbrechen, ein langer Universalkrieg und jämmerlicher Ruin vieler tausend Menschen zu besorgen ist, weswegen alle Christen die Verwendung derselben in der Levante gegen den Erbfeind (den Türken) wünschen. Allein alle, die bisher ein solches gerathen, haben mehr theologische, als politische Gründe vorgebracht und mehr gesagt, daß mans thun solle, als wie mans thun solle, und also ist eine Sache, daran die Ehre Gottes und die allgemeine Wohlfahrt

hanget, nur auf Kanzeln und nicht in Cabinetten in Betracht gekommen. Er aber, der Briefschreiber, hat durch fleißiges Lesen und Erwägen der glaubwürdigsten Reisen einen so wichtigen, von niemand berührten Vorschlag gefunden, daß er kühnlich sagen darf, nächst Erfindung des fabelhaften Steins der Weisen könne einem solchen Potentaten, als der König von Frankreich ist, nichts wichtigers vorgetragen werden: denn es hanget mehr daran, als vor dessen Erklärung zu glauben ist. Leibniz deutet mit diesen Worten auf seinen Plan einer Aegyptischen Expedition hin, und es ist der unzweideutige Beweis eines ganz besonderen Vertrauens, welches er schon jetzt dem Herzoge schenkte, daß er dieses Planes gegen ihn auch nur Erwähnung thut; denn, wie er gleich hinzufügt, hatte er diesen Plan noch keinen Menschen, als dem Herrn von Boineburg zu erkennen gegeben, für dessen Namen er in dem Concepte seines Briefes — so geheimnisvoll behandelte er diese Sache — eine offne Lücke gelaßen hat.

Alle diese Entwürfe und Pläne, welche Leibniz in diesem einen Briefe an den Herzog Johann Friedrich vor unsern Augen ausbreitet, standen zwar meist nur auf dem Papiere; allein wir lernen daraus die wißenschaftlichen Fragen und Entwürfe kennen, welche diesen Riesengeist beschäftigten, und seine Rechenmaschine oder lebendige Rechenbank, wie er sie nannte, beweist, daß er kein Aufschneider war, sondern das, was er auf dem Papiere entworfen hatte, auch practisch auszuführen verstand. Dasselbe gilt von dem großartigen Plane einer Aegyptischen Expedition, welchen er Ludwig XVI. zu unterbreiten entschloßen war und dessen Ausführbarkeit zwar nicht von diesem, sondern von Napoleon, der unabhängig von Leibniz dieselbe Idee erfaßte, aufs glänzendste bewiesen wurde.

Wir wißen nun, welche Gedanken und Wünsche Leibniz für die nächste Zukunft beschäftigen: er verfolgt einen militärisch-politischen Plan, den er auch bei dem schärfsten Examen der raffinirtesten Staatsmänner aufrecht zu erhalten sich getraut, und läßt die Erwartung durchschimmern, daß der Herzog, dessen unverdiente Güte er bereits so spürbar erfahren hat, ihn mit Geld und Empfehlungen unterstützen wird. Die Hoffnung auf das Gelingen seines Plans ist in ihm sehr lebendig. „Vielleicht, sagt er, giebt Gott Gnade, daß durch mich an einem hohen Orte

dieſe für Kirche und Vaterland ſo heilſame Sache angebracht werden könne.“ Daneben hofft er ſein eignes wißenſchaftliches Intereſſe befriedigen zu können. „Die Summa meiner Wünſche, ſagt er in demſelben Briefe an den Herzog Johann Friedrich, beſteht darin, wie ich zu einem ſolchen ruhigen Stande gelangen möge, daß ich darin mein geringes mir von Gott verliehenes Talent zur Vervollkommnung der Wißenſchaft anlegen könne, dazu ich nirgend beßere Anſtalt anjetzo ſehe, als in Frankreich.“

Die Aegyptiſche Expedition und die Reiſe nach Frankreich iſt es denn auch, welche in der nächſten Vorleſung unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen wird.

Vierte Vorlesung.

Die Aegyptische Expedition.

H. V. Wir haben in der letzten Vorlesung zwei Staatsschriften unsers Leibniz kennen gelernt, von denen er großes Lob geerntet hat, nämlich jene politische Gelegenheitsschrift, zu welcher ihn die Polnische Königswahl veranlaßte, und sodann das Bedenken über die äußere und innere Sicherheit des Deutschen Reiches, wozu die Eroberungslust Ludwigs XIV. die Veranlaßung gab. Heute werden wir uns zunächst mit einer dritten politischen Schrift des jungen Staatsmanns zu beschäftigen haben, deren eingehende Besprechung unerläßlich ist, nicht nur, weil sie dem Verfaßer noch mehr Ruhm und Bewunderung eingetragen hat,*) sondern auch, weil sie mit seinem Aufenthalte im Auslande, zu dem wir das nächste Mal kommen werden, im engsten Zusammenhange steht. Ich meine die Schrift über die sogenannte Aegyptische Expedition, eine der interessantesten Schriften, die Leibniz geschrieben hat.

Um für den großartigen Plan, den Leibniz in dieser Schrift entwickelt, einen Ausgangspunkt zu gewinnen, müßen wir uns noch einmal die Lage Deutschlands in jener Zeit vergegenwärtigen. Zwei feindliche Mächte sind vorhanden, welche die Sicherheit des Reiches bedrohen, die Franzosen und die Türken. Die letzteren, die Türken, hatten im siebzehnten Jahrhunderte eine große Bedeutung gewonnen, und die orientalische Frage war damals, wenn auch in anderm Sinne, nicht minder eine brennende, als jetzt. Seit dem Siege Karls V. bei Lepanto erscheint der Türkenkrieg als eine stehende Sache des Reichs

*) Thiers nennt das betreffende memoire von Leibniz „un des plus beaux monuments de raison et d'éloquence politiques.“

und der Christenheit. Und gerade in dem letzten Jahrzehend vor unsrer Denkschrift war diese Gefahr furchtbarer, als je. Im Jahre 1660 waren die Türken von neuem verheerend in Ungarn eingebrochen, Neuhäusel war gefallen und der Kaiser rief die Hülfe des Reiches an. Diese wurde ihm 1663 auf dem Reichstage zu Regensburg gewährt, wo es namentlich Boineburg war, der dieser Sache eifrig und erfolgreich das Wort redete. Es folgte dann der Sieg der christlichen Waffen bei St. Gotthard an der Raab, welcher dem weiteren Vordringen der Türkischen Schaaren Halt gebot. Ludwig XIV. selbst hatte in diesem Kampfe gegen den allgemeinen Feind der Christenheit den Kaiser unterstützt, und so wurde der Türke im Jahre 1664 zum Frieden gezwungen; allein die Machtstellung desselben war keineswegs erschüttert und die stets drohende Gefahr war keineswegs abgestellt.

Andrerseits war eine ebenso große Gefahr von Westen im Anzuge. Frankreich rüstete gegen Holland und bedrohte damit den Frieden des westlichen Europas. Es konnte nicht ausbleiben, daß Deutschland auch in die westeuropäische Frage verwickelt wurde, und dann sah es sich von zwei feindlichen Mächten zugleich bedroht, von den Franzosen und den Türken. Beide müßen paralysirt, gegen beide muß eine Schutzwehr aufgerichtet werden. Das beste wäre es ohne Zweifel, wenn die eine Gefahr sich durch die andere beseitigen ließe, wenn die drohende Uebermacht und Eroberungslust Frankreichs dadurch unschädlich gemacht würde, daß man sie von Deutschland ablenkte und ihr eine Richtung gegen die Türken gäbe. So würde nicht nur die Türkei unschädlich gemacht, sondern sie würde zugleich als Blitzableiter gegen Frankreichs Eroberungssucht dienen. Dieser Gedanke, daß es für die Sicherheit des Deutschen Reichs kein beßeres Universalmittel gäbe, als von den beiden feindlichen Mächten die eine durch die andre in Schach zu halten und dadurch, daß man Frankreichs Macht gegen die Türken ablenkte, zwei große brennende Zeitfragen zugleich zu lösen, dieser Gedanke ist die Grundidee der Schrift über die Aegyptische Expedition.

Der Keim dieser Idee hatte schon längere Zeit in Leibnizens Geiste geschlummert. Er tritt uns zuerst in der politischen Rundschau aus dem Jahre 1668 entgegen, aus welcher ich in

der zweiten Vorlesung einige Sätze mitzutheilen mir erlaubte. Denn da heißt es von Frankreich, es sollte den Kaiser und Polen zu einem Türkenkriege durch wirkliche Hülfe realiter aufmuntern, den Türken gegen Polen anhetzen, das Haus Oesterreich zum Succurs ermahnen und unterdessen selbst die Levante angreifen. Es sollte Cypern oder Rhodus oder Malta haben. Aegypten, wird dann bedeutungsvoll hinzugesetzt, ist das granarium populi Romani (die Kornkammer des Römischen Volkes) gewesen.

Noch deutlicher tritt uns aber diese Idee in dem Bedenken über die öffentliche Sicherheit entgegen. Wir finden hier sogar an zwei Stellen schon das Thema ausgesprochen, welches in der Schrift über die Aegyptische Expedition abgehandelt wird. Die Frage war die: wie kann das Deutsche Reich sich schützen bei dem bevorstehenden Kriege Frankreichs gegen Holland? Antwort: wenn der Französischen Eroberungslust eine Richtung gegeben werden könnte, die dem Wohle Europas nicht zuwider liefe, wenn Frankreich sich der Aufgabe zuwenden wollte, die ihm nach der gegenwärtigen Lage Europas gestellt ist. Diese Aufgabe weist nach dem Orient. „Frankreich ist es vorbehalten, ein Führer der christlichen Waffen in der Levante zu sein, das ihm gegenüberliegende Afrika anzugreifen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, so eins der bestgelegenen Länder der Welt ist, anzugreifen und zu übermeistern.“ So heißt es wörtlich im ersten Theile des Bedenkens über die öffentliche Sicherheit. Und im zweiten Theile kommt folgende Stelle vor: „Von Asien aber glaube ich selbst, daß wenn der König von Frankreich Constantinopel und Cairo hätte, das ganze Türkische Reich erobert sein würde. Und wollte Gott, er suchte einen solchen Weg zur Monarchie.“

Wenn also Leibniz in seiner nächsten Staatsschrift vom Jahre 1672 den Plan einer Französischen Expedition nach Aegypten entwickelt, so ist das kein grillenhafter Einfall, der ihm plötzlich und über Nacht gekommen, sondern es ist eine patriotische Idee, die aus seinen Bestrebungen für die Sicherheit des Deutschen Reiches und aus dem Boden der Mainzischen Politik, auf dem er steht, ganz naturgemäß und wie von selbst emporgewachsen ist. Das Jahr 1672 mußte diese Idee zur

Reife bringen: denn damals war die Abwendung des Krieges noch möglich, aber die ganze Frage war auch bereits in ihr letztes Stadium getreten. Beachten wir nun, daß im December 1671 die Kriegserklärung gegen Holland dem Cabinete von Mainz mitgetheilt wird, daß dagegen im Juli 1673 die letzte Aussicht auf die Möglichkeit einer Ablenkung des Holländischen Krieges durch den Türkenkrieg verschwindet, so leuchtet ein, daß das Jahr 1672 der passende Zeitpunkt ist, um den Leibniz-Boineburgschen Plan mit einiger Aussicht auf Erfolg geltend zu machen. Und es ist nicht nur ein passender, sondern auch ein günstiger Zeitpunkt, um Ludwig XIV. für den Krieg zu gewinnen. Es besteht nämlich gerade jetzt eine diplomatische Spannung zwischen dem Französischen und Türkischen Hofe. Im Juni 1672 kommt es in Adrianopel zwischen beiden zu einem förmlichen Bruch, und der Krieg gegen die Türken fängt an in Frankreich selbst für eine nationale Sache zu gelten. Das kommt den Entwürfen des Mainzischen Hofes sehr zu statten, und es gilt nun das Eisen zu schmieden, so lange es heiß ist.

Erst im Herbst 1671 wurde der Plan, der zwischen Leibniz und Boineburg verabredet war, dem Kurfürsten Johann Philipp mitgetheilt. Als dieser ihn billigte, handelte es sich zunächst darum, in welcher Form die Sache an den König von Frankreich gebracht werden sollte. Es war Selbstverstand, daß der ganze Plan nach außen hin sorgfältig verdeckt und geheim gehalten werden mußte; aber auch dem Könige von Frankreich gegenüber mußte man eine gewisse Zurückhaltung beobachten. Es galt erst, zu erforschen, ob er überhaupt geneigt sei, auf den Vorschlag einzugehn. Erst dann konnte man sich dazu verstehn, ihm in einer ausführlichen Denkschrift die Mittel zur Verwirklichung des Planes darzulegen. Es war die Frage, ob die erste Mittheilung an den König mündlich oder schriftlich zu machen sei. Man entschied sich für den schriftlichen Weg. Leibniz verfaßte in Lateinischer Sprache einen kurzen Entwurf des Planes und Boineburg schrieb an den König. Beides wurde noch gegen Ende des Jahres 1671 dem König durch einen diplomatischen Agenten vorgelegt. Der König selbst gab keine Antwort, aber der Staatssecretär Pomponne schrieb unterm 12. Februar 1672

an Boineburg, der König wünſche, daß ſich der Verfaßer jenes Entwurfes näher erkläre. Man gieng alſo auf die Sache ein. Man wollte die Anſicht deſſen, der den Plan angegeben, auch über die Mittel zur Ausführung vernehmen. Vier Wochen ſpäter finden wir Leibniz auf der Reiſe nach Frankreich. Am 19. März 1672 verläßt er in Begleitung eines Dieners Mainz und ſchlägt den Weg nach Paris ein.

Man hat den jungen Mann, den wir mit Theilnahme von Mainz nach Paris begleiten, einen eitlen Projectenmacher geſcholten, und auf den erſten Blick ſcheint ſeine Reiſe nicht frei zu ſein von einem abenteuerlichen Anſtriche. Ein junger Deutſcher, Rath am Reviſionscollegium zu Mainz, bricht nach Paris auf, um dem Franzöſiſchen Hofe den Vorſchlag einer Expedition nach Aegypten zu machen. Das klingt in der That abenteuerlich, und verwundert fragt man ſich, was berechtigt den jungen Gelehrten zu der Hoffnung, daß ein König wie Ludwig XIV. in ſeinem Vorſchlage mehr, als eine Grille, erblicken wird? Indeſſen erwägt man die Zeitumſtände, unter denen Leibnizens Plan geboren wurde, ſo erſcheint derſelbe in einem Lichte, welches ihm alles abenteuerliche benimmt. Und nimmt man Leibnizens perſönliche Verhältniſſe hinzu, ſo wird man begreifen, daß er von den beſten Hoffnungen beſeelt ſeine Reiſe antrat.

So originell der Plan war, den der junge Deutſche am Franzöſiſchen Hofe zu entwickeln wünſchte, ſo war derſelbe doch keineswegs aus der Luft gegriffen. Die ganze Zeitlage war ſo beſchaffen, daß der Ausbruch eines Krieges zwiſchen Frankreich und der Türkei keineswegs zu den Unwahrſcheinlichkeiten gehörte. Vielmehr wurde dieſe Eventualität im Morgenlande wie im Abendlande ins Auge gefaßt und in Proſa wie in Verſen beſprochen. Die Türken beſchwerten ſich, daß die Franzoſen in der Levante davon ſprächen, daß nächſtens eine Franzöſiſche Flotte erſcheinen werde, um Conſtantinopel zu verbrennen, die Türkiſchen Inſeln und Seehäfen zu plündern. Die Angehörigen andrer Nationen in der Levante ſagten, die Türken hätten ſo unrecht nicht. In allen Ländern herrſchte die Meinung, es werde nächſtens ein großer Schlag geſchehn und Ludwig XIV. werde die auffallenden Kriegsrüſtungen gegen die Türkei verwenden. Und

in Frankreich selbst herrschte eine ähnliche Anschauung und Stimmung. Daß man dem Kriege gegen die Türkei nicht abgeneigt war, zeigt unter anderm ein Gedicht, das Malherbe einige Jahre zuvor gedichtet hatte und in welchen er ausrief: „Wie viele Wittwen wird dann das Volk haben, das den Turban trägt! Wie viel Blut wird die Flüße röthen, die den Fuß des Libanon bespülen! Wie viele gefangene Sultane wird der Bosporus zwischen seinen Ufern sehen!" Und als wenige Jahre später der Dichter Boileau die Siegeszüge Ludwigs XIV. gegen Holland feiert, schließt er seine vierte Epistel an den König mit den Worten: „In zwei Jahren erwarte ich dich an den Ufern des Hellespont." Das waren dichterische Ergüße, welche die Volksstimmung charakterisiren. Aber auch das Französische Cabinet dachte nicht anders. Der beste Beweis dafür ist wohl die Thatsache, daß man Leibniz nicht abwies. Man gieng auf seinen Vorschlag ein, man ließ ihn kommen und wollte ihn hören. Schon daraus geht deutlich hervor, daß sein Gedanke am Französischen Hofe Anklang fand, wenigstens nicht prinzipiell verworfen wurde. Beachtet man die ganze Zeitrichtung, welche dem Plane Leibnizens so günstig als möglich war, so wird man sich schon um deswillen scheuen müßen zu sagen, derselbe sei nicht mehr als ein unfruchtbares Hirngespinnst gewesen.

Und noch mehr wird man sich mit dem Plane des jungen Gelehrten befreunden und ihm die Hoffnungen, die er darauf baut, zu Gute halten, wenn man seine persönlichen Verhältnisse ins Auge faßt. Als die Kunde des großen Sieges von St. Gotthard das gesammte Europa, vornehmlich Deutschland, mit Jubel erfüllte, war Leibniz achtzehn Jahr alt. Man weiß, wie Erinnerungen solcher Art in diesem Lebensalter sich einprägen, wie so häufig aus denselben Wünsche, Hoffnungen, Plane sproßen, die den Mann durch das Leben geleiten. Die Französischen Waffen hatten bei St. Gotthard sich mit den Deutschen vereint zum Wohle der ganzen Christenheit. Diese Thatsache, welche sich dem aufstrebenden Jünglinge als ein außerordentliches Ereignis darstellte, war der Same großer Gedanken. Leibniz kam dann nach Mainz, wo dieser Same befruchtet wurde. Er fand hier ein fertiges politisches System vor, dessen Ziel es war,

durch unabläßiges Vermitteln den Frieden der Häuser Habsburg und Bourbon zu erhalten. Er fand seinen Gönner, Freund und politischen Lehrer in dem Manne, der mehr als ein anderer dazu beigetragen hatte, den Sieg von St. Gotthard zu ermöglichen. Da war es denn begreiflich, wenn der bewegliche Geist des jungen Mannes einen Plan erfaßte und verfolgte, der andern, welche nicht wie er mitten in der Entwickelung der Dinge gestanden haben, hinterher als ein abenteuerliches Project erschienen ist. In Wirklichkeit war der sechsundzwanzigjährige Mann, der sich mit so hohen Ideen trug, kein Abenteurer und kein Projectenmacher, sondern er war ein feiner begabter Kopf, der seine Zeit verstand und ihr den Mund lieh, um die Ideen auszusprechen, welche sie unbewußt in sich trug.

Dabei soll indes nicht geleugnet werden, daß nicht nur ein scharfer Kopf, sondern auch eine lebendige Phantasie und eine gewisse poetische Begeisterung dazu gehörte, um einen Plan auszubrüten und mit Zuversicht zu verfolgen, wie der, der unsern Leibniz nach Paris führte. Wäre Leibniz eine weniger erregbare Natur gewesen, hätte er weniger Phantasie und poetische Hingebung, und insonderheit hätte er weniger patriotische Begeisterung und mehr prosaische, nur auf den greifbaren Nutzen gerichtete Nüchternheit besessen, so würde er schwerlich so viel Zeit und Mühe auf einen Plan verwandt haben, dessen Gelingen mehr als zweifelhaft war. Allein Leibniz war eine sanguinische Natur, die sich nur zu gern auf den Schwingen der Phantasie in das Reich der Träume forttragen ließ und den practischen Entwürfen gern eine poetische Beimischung gab. Diese seine Eigenthümlichkeit tritt auch mehrmals in den Arbeiten hervor, die sich auf die Aegyptische Expedition beziehen. Als Lothar Friedrich von Metternich 1670 zum Coadjutor von Mainz gewählt wird, überreicht ihm Leibniz am 15. December desselben Jahrs ein langes Gedicht von 97 Lateinischen Hexametern, das man eine poetische Darstellung seines Aegyptischen Planes nennen könnte. Er sieht den alten Flußgott Rhein aus dem Strome sich erheben und den andern Gewäßern Europas die Zukunft verkünden. Diese Zukunft ist der Friede der christlichen Völker unter einander und der gemeinsame Kampf gegen Osten. Der Kaiser Leopold wird die Deutschen und die andern Völker

führen, Ludwig von Frankreich die Expedition zur See unternehmen. Denn die Erinnerung an das einstige Unglück des Ahnherrn läßt dem Könige Ludwig keine Ruhe. Nächtlich im Traume erscheint ihm die Gestalt desselben, zeigt die Wundenmale der Ketten, die er in der Gefangenschaft getragen, und fordert Rache im Blute der Saracenen. *)

Einen ähnlichen poetischen Flug nimmt der Geist des jungen Politikers, als er ein Jahr später über die Form nachsinnt, in welcher der Vorschlag der Aegyptischen Expedition dem Könige nahe gebracht werden könnte. Er denkt sich einen zukünftigen Geschichtsschreiber, der berichten will, wie Ludwig XIV. zu dem Entschluße dieser Expedition gekommen ist. Dadurch gewinnt er die Möglichkeit, seine Wünsche als geschehene Thatsachen einzukleiden, und er läßt nun seinen Geschichtsschreiber solche Dinge berichten, denen man es anmerkt, daß sie mehr auf Dichtung, als auf Wahrheit beruhen. Der König von Frankreich hält mit seinen Ministern Rath, um die Frage eines Krieges gegen Holland zu erwägen. Sie kommen zu keinem Ergebnisse, und der König selbst wird dadurch zweifelhaft. Er setzt den Beschluß für dasmal aus und schreitet später zu neuer Berathung. Am Tage vorher begiebt sich der König in die Kirche des h. Ludwig und kehrt dann gestärkt und beruhigt heim. In der folgenden Nacht hat er einen Traum. Er sieht alles zum sofortigen Losbruche gegen Holland bereit, Heer und Flotte sind gerüstet und die Expedition soll ihren Anfang nehmen. Plötzlich bricht ein Sturm los, verstreut die Französische Flotte und treibt den König selbst auf seinem Schiffe an ein fremdes Gestade. Dies Gestade ist Aegypten, und dort tritt ihm die Gestalt des Ahnherrn, die Gestalt Ludwigs des Heiligen entgegen. Wunderbar angethan, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, aber zugleich an Armen und Füßen gefeßelt, mit den Ketten

*) Dieses Gedicht liefert uns zugleich einen Beweis von der Stärke des Gedächtnisses seines Verfaßers. Leibniz hatte keine Abschrift davon behalten. Da er nun siebzehn Jahre später, im Februar 1687, auf einer Reise im Wirtshause Langeweile hatte, fiel ihm das Gedicht ein, das er im December 1670 auf den Coadjutor von Mainz gemacht hatte. Er versuchte mit Erfolg, es ganz in sein Gedächtnis zurückzurufen, und schrieb es auf der Stelle nieder, um es nicht wieder zu vergeßen.

der Gefangenschaft beschwert, richtet sie an den König die mit den Worten Virgils verwobene Aufforderung: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor, Qui face Barbaricos ferroque sequare furores. Möchte erstehen dereinst ein Rächer aus meinen Gebeinen, Welcher mit Feuer und Schwert verfolgte die Wuth der Barbaren. Die Folge dieser poetischen Vision, welche Leibniz selbst mit dem Namen Ludovisia *) bezeichnet, ist dann der Entschluß des Königs zur Aegyptischen Expedition.

Erwägt man jenes Gedicht an den Coadjutor von Mainz und diese romanhafte Einkleidung der Aufforderung an den König, die übrigens Leibniz selbst wieder fallen ließ, sobald jener an Kurmainz die Erklärung abgegeben hatte, daß er Holland mit Krieg überziehen wolle, so könnte man auf den Gedanken kommen, der ganze Leibnizische Plan einer Aegyptischen Expedition sei eine poetische Fabelei und stamme aus dem Lande der Romantik. Allein wenn man bedenkt, daß ohne poetische Begeisterung keine große Idee zu Stande kommt, so wird man auch Leibniz nicht tadeln dürfen, daß er bei Verfolgung seines großartigen Planes zu Zeiten seiner Phantasie ein wenig die Zügel schießen ließ. Sollte dennoch ein Vorwurf gegen diesen Plan erhoben werden, so würde derselbe weniger Leibniz, den sechsundzwanzigjährigen jungen Gelehrten, als Boineburg, den doppelt so alten bewährten Staatsmann treffen. Denn dieser hat dadurch, daß er Leibnizens Plan approbirt und ihm zur Ausübung desselben die Hand gereicht hat, die ganze Verantwortung auf sich genommen. Alle Vorschläge Leibnizens sind von Boineburg gründlich erwogen und haben die Probe bestanden. Sie stimmen ganz zu derjenigen Politik, welche Boineburg, der practische Staatsmann, als Mainzischer Minister befolgt hatte, und erwecken in diesem denselben Eifer, der ihren Urheber beseelt. Wenn sie also mislingen, so wird man unserm Leibniz nicht den Vorwurf machen können, daß er ein Phantast, ein Abentheurer und ein unpractischer Projectenmacher gewesen sei.

---

*) „Enarrabo argumentum et velut corpus Fabulae politicae, quam variis eventuum intricationibus vestire et Ludovisiam vocare decreveram.“

Leibniz war inzwiſchen glücklich in Paris angelangt und hatte dem Franzöſiſchen Staatsminiſter Pomponne ſeine Creditive überreicht. „Hier kommt“, ſchreibt Boineburg an Pomponne, „den der König befohlen hat. So unſcheinbar er ausſieht, er iſt ein Mann, der im Stande ſein wird, vortrefflich zu leiſten, was er verſpricht. Ich bitte euch, ihm die Wohlthat Eurer Gunſt und Eurer Protection zu erzeigen und augenblicklich zu geſtatten, daß er ſich gegen Euch erklärt oder gegen den, welchen der König dazu beſtimmt haben wird.“ Man ſieht, Boineburg hatte die beſte Hoffnung, und auch Leibniz verſprach ſich von ſeiner Miſſion nicht geringe Erfolge. Leibniz knüpfte die Hoffnung des Gelingens beſonders an die Gewährung des Wunſches, daß er ſelbſt ſeine Sache an einem hohen Orte vortragen, daß er mündlich ſeinen Plan dem Könige erklären und entwickeln dürfe. Allein dazu wurde ihm keine Gelegenheit gegeben. Leibniz wurde nicht ausdrücklich abgewieſen, aber er wurde auch nicht zu dem heißerſehnten perſönlichen Vortrage beim Könige zugelaßen. Der König ließ die Sache in der Schwebe, und Leibniz mußte ſich aufs Warten legen. Unterdeſſen iſt der Krieg gegen Holland ſchon ausgebrochen und die Kriegsoperationen ſind im vollen Gange. Da wird in Leibniz eine neue Hoffnung dadurch erweckt, daß der Kurfürſt von Mainz ſich ſeiner Sache annimmt. Der Kurfürſt, den Boineburg ins Vertrauen gezogen, hatte Leibnizens Plan zwar gebilligt, aber ſich an der Sache nicht weiter betheiligt, als daß er jenem die Erlaubnis zur Reiſe nach Paris ertheilte und ihm ſeine Stelle am Reviſions-Collegio offen erhielt. Als er nun aber ſah, daß Leibniz hingehalten wurde, that er einen ſelbſtſtändigen Schritt; er ließ den Gedanken der Aegyptiſchen Expedition im Juni 1672 durch den Franzöſiſchen Geſandten Feuquières an das Franzöſiſche Cabinet bringen. Und der Staatsſecretär Pomponne, damals im Lager vor Doesburg, gab dem Geſandten die bezeichnende Antwort: „Ich ſage nichts über die Pläne eines heiligen Krieges; aber Sie wißen, ſolche Pläne haben ſeit dem heiligen Ludwig aufgehört, Mode zu ſein.“

Dieſe Antwort war nicht ermuthigend. Dazu war der Krieg, deſſen Erſtickung der nächſte Erfolg ſein ſollte, den ſich Leibniz von der Aegyptiſchen Expedition verſprach, längſt in

helle Flammen ausgebrochen. Dennoch läßt Leibniz den Muth nicht ſinken. Denn der Krieg kann durch einen raſchen Frieden beendet werden, und dann hat er um ſo mehr Ausſicht, beim Könige Erfolg zu haben. Es wäre nämlich ein Irrthum, wollte man meinen, als wäre es Leibniz nur darum zu thun geweſen, durch einen Krieg der Franzoſen im Oriente die Waffen derſelben von Holland abzulenken. Mißt man ſeine Entwürfe mit dieſem Maßſtabe, ſo zeigt es ſich je länger je mehr, daß derſelbe zu klein angelegt iſt. Der Gedanke der Ablenkung Frankreichs von Holland iſt nicht der ganze Inhalt des Leibniziſchen Planes. Dieſer Gedanke iſt vielmehr nur ein Incidenzpunkt, und darum hält Leibniz auch dann an ſeinem Plane feſt, als der Krieg gegen Holland ſchon in vollen Flammen ſteht.

Leibniz faßt nicht bloß die nächſte Gegenwart ins Auge; ſeine Blicke gehen weiter in die Zukunft. Er will nicht nur ausgleichend, vermittelnd zwiſchen Habsburg und Bourbon treten, ſondern er will die beiden Häuſer dauernd ausſöhnen durch die Richtung beider nach einem gemeinſamen Ziele auf verſchiedenen Wegen. Das Bindemittel iſt das gemeinſame Intereſſe, welches die beiden Häuſer Habsburg und Bourbon an dem gemeinſamen Kampfe gegen die Türken und an der Theilung der Türkiſchen Länder zu haben ſcheinen. Darum muß der Türkenkrieg von beiden mit gleichem Eifer betrieben werden. Für Habsburg bedurfte es keiner Aufforderung zum Kampfe gegen den Islam. Denn dieſer Kampf war die Bedingung der Exiſtenz desſelben, und Leibniz durfte ſicher ſein, daß die Annahme ſeiner Vorſchläge durch den König von Frankreich in Wien nur mit Freuden begrüßt werden könne. Anders ſtand die Sache mit dem Franzöſiſchen Könige, der erſt für einen Plan gewonnen werden mußte, welcher ſeiner bisherigen Neigung entgegen war. Es galt daher, die Ehre und den Vortheil, welchen eine Aenderung der Franzöſiſchen Politik mit ſich brachte, nachdrücklich hervorzuheben. Und da keine Ausſicht zu einem mündlichen Vortrage iſt, ſo muß der ſchriftliche Weg betreten werden. Leibniz greift daher zur Feder und verfaßt eine ausführliche und genaue Denkſchrift, in welcher er mit glänzenden Farben die Vortheile einer Aegyptiſchen Expedition auszumalen weiß. Die Denkſchrift, welcher er den Titel

justa dissertatio (Gehörige Abhandlung) giebt, ist für den König bestimmt. Für Boineburg, der mit Ungeduld die Vollendung der Arbeit erwartet und seinen jungen Freund brieflich wiederholt zur Eile treibt, verfaßt Leibniz selbst einen Auszug aus der umfaßenden Denkschrift, welchem er die kurze, nur für Boineburg berechnete Bezeichnung „Consilium Aegyptiacum“ (der Aegyptische Plan) giebt. Beide Schriften haben die Bestimmung, zu der sie verfaßt, nicht erfüllt. Die große Denkschrift wurde dem Könige nicht überreicht, die kleinere Nebenschrift wurde an Boineburg nicht abgesandt, weil im December 1672, als sie eben vollendet war, die Nachricht von Boineburgs Tode in Paris anlangte. So blieben beide Documente unter den Papieren unsers Leibniz liegen und kamen mit seinem übrigen Nachlaße in die Bibliothek zu Hannover, wo sie erst neuerdings aufgefunden und zum ersten Male im Jahre 1864 von Dr. Onno Klopp nach den Handschriften veröffentlicht wurden.

Die Denkschrift Leibnizens hat also nicht, wie sie sollte, thätig eingegriffen in die Schicksale der Völker, in die Umgestaltung aller politischen Verhältnisse, in das Werden der Menschheit. Dennoch wird sie für alle Zeiten von hoher Bedeutung bleiben; denn sie ist eine Urkunde von Leibnizens mächtig schaffendem Geiste und entrollt uns ein möglichst vollständiges Bild des Lebens und Strebens derjenigen Welt, in welcher Leibniz mitten inne stand, ein Bild, aufgefaßt von dem Geiste eines der hauptsächlichsten Träger menschlicher und christlicher Gesittung und Cultur, getränkt und durchwoben von den eigenartigsten und großartigsten Ideen eben dieses Geistes. Daß Leibniz seine justa dissertatio, die für den König bestimmt war, nicht überreicht hat, gereicht dem Kennenlernen seiner Gedanken, dem Eindringen in seinen tiefdurchdachten Plan nicht zum Nachtheile. Dennoch muß ich es mir um der Kürze der Zeit willen versagen, Sie mit dem Gedankengange dieser Staatsschrift bekannt zu machen. Denn wollte ich Ihnen den Plan der Aegyptischen Expedition auch nur in kurzen Umrißen zu entwickeln versuchen, so würde ein solcher Versuch allein eine ganze Vorlesung ausfüllen. Ich beschränke mich daher auf einige ganz kurze Andeutungen über den Inhalt dieser merkwürdigen Abhandlung, von der Thiers sagt, sie sei un des plus beaux

monuments de raison et d'éloquence politiques, eins der ſchönſten Denkmäler politiſcher Einſicht und Beredſamkeit. Mit ſeltener Meiſterſchaft weiß Leibniz in derſelben alles aufzubieten, um die Blicke des kriegsluſtigen Königs von Europa nach dem Oriente zu lenken. Was nur Philoſophie, Politik, Geſchichte, was das erſchöpfendſte Studium der geographiſchen und ſtrategiſchen Verhältniſſe jenes Landes an die Hand gab, ward von Leibniz aufgewandt, um zu überreden, ja zu überzeugen. Die Nachtheile eines Krieges gegen die Republik Holland gehen in Parallele mit der Zeichnung der unberechenbaren Vortheile eines Zuges gegen Aegypten. Mit beſonderm Nachdrucke wird der Gedanke hervorgehoben, daß Frankreich die Holländer am ſchwerſten treffen könne, indem es ihnen durch die Eroberung und den Beſitz Aegyptens den Indiſchen Handel zerſtöre. Holland, ſagt Leibniz, muß in Aegypten bekämpft werden, ja er nennt Aegypten einmal das Holland des Orients. Was der König begehrt, iſt die gebieteriſche Machtſtellung Frankreichs, die Vernichtung Hollands, der Ruhm ſeines Namens. Dieſe Ziele erreicht er ſämmtlich durch den Beſitz des Indiſchen Handels, durch die Eroberung Aegyptens. Er kann ſie durch kein andres Mittel beßer und ſchneller erreichen. Es iſt leichter, Aegypten zu erobern, als Holland; leichter, den ganzen Orient zu zwingen, als Deutſchland allein. Der Orient wird Frankreich zu Theil werden, der Occident dem Hauſe Oeſterreich, gleich als hätten ſie die Welt durchs Loos getheilt. Das gemeinſame Intereſſe der beiden erſten Familien der Chriſtenheit wird ihr Bündnis unauflöslich machen: ſie werden die Schiedsrichter der Angelegenheiten der Menſchheit ſein, die Chriſtenheit wird Friede haben und das Chriſtenthum wird in die entlegenſten Länder hinausgetragen werden. Wir ſehen aus ſolchen Aeußerungen, wie großartig die Ziele waren, welche Leibniz mit ſeinem Vorſchlage verfolgte, und wie weit ſeine Blicke in die Ferne und in die Zukunft ſchweiften. Mehr noch zu ſagen, ruft er einmal aus, fehlen mir die Worte, und der Strom der daherfluthenden Gedanken überwältigt das Vermögen, ſie zu ordnen. Zwar es iſt nicht zu leugnen: Leibniz ſcheint zunächſt ſeine Feder dem Intereſſe Frankreichs dienſtbar gemacht zu haben. Er verſpricht ſich von der Ausführung ſeines Planes unendliche Vortheile

für Frankreich und den König Ludwig, und verſteht es, der Eitelkeit und dem Ehrgeiz des letzteren gehörig zu ſchmeicheln; denn er verheißt ihm nicht weniger als das Amt eines Schiedsrichters, die Oberleitung der Europäiſchen Angelegenheiten, die Führung der chriſtlichen Waffen, die Vereinigung der Schirmvogtei der Kirche mit dem Titel des erſtgebornen Sohnes derſelben. Aber bei allen Vortheilen, die er für Ludwig in Ausſicht ſtellt, bei allem Glanze, den er über dieſe Vortheile für Frankreich ausgießt, hat er dennoch immer Deutſchland, ſein geliebtes Vaterland im Auge. Der Vorſchlag der Aegyptiſchen Expedition iſt ſo zu ſagen ein Deutſcher in Franzöſiſchem Gewande, und wenn auch durch die fremde Tracht ſeine wahre Geſtalt vielfach verhüllt und verdeckt iſt, ſo hört man doch beſtändig das Klopfen des patriotiſchen Herzens. Mochte auch dieſer Vorſchlag dem wahren Intereſſe Frankreichs noch ſo ſehr entſprechen, ſo entſprach er nicht minder dem Intereſſe Deutſchlands. Die Vortheile, welche ſich Leibniz von ſeiner Ablenkung der Franzöſiſchen und zugleich der Türkiſchen Waffen für ſein Vaterland und ſeinen Kaiſer verſprach, waren unmittelbar, zweifellos und ſicher. Ja, noch mehr muß man ſagen, die Vortheile des Aegyptiſchen Vorſchlags waren ſo univerſell, wie der Mann, der ihn gemacht hatte. In Wahrheit beſchränkten ſich die Wünſche und Hoffnungen Leibnizens in dieſer Sache, wie in allen andern, nicht auf Deutſchland noch auf Frankreich, ſondern ſie umfaßten das ganze menſchliche Geſchlecht. Das tritt uns nirgends deutlicher entgegen, als am Schluße ſeiner großen Denkſchrift, wo ſeine eignen Worte ſo lauten: Wende den Blick deines Geiſtes rund um dich her auf alles menſchliche Können und Wollen und nenne mir, wenn du es vermagſt, unter dem, was leicht iſt, etwas Größeres, unter dem, was groß iſt, etwas Heiligeres, unter allem etwas in gleicher Art die Menſchheit Umfaßendes. Die Worte reichen, wie es dem Gewaltigen gegenüber geſchieht, nicht aus für meine Gedanken. Für Kundige jedoch genügt es, dieſes Eine zu ſagen, daß das Höchſte, was an Lob, an Ruhm, an Weisheit, an Tugend, an Frömmigkeit und Gerechtigkeit zu erlangen, was heroiſch und apoſtoliſch und um in ein Wort alles zu faßen, was das allerchriſtlichſte iſt — das drängt ſich hier zuſammen in einen

einzigen Gedanken. Die herrlichſten Ausſichten eröffnen ſich, wenn die Geſchicke geſtatten, eine ſo heilige Mahnung zu vernehmen. Wenn nicht —; doch ich bezwinge mich, und möchte es nicht auf mich laden, daß ich ſelbſt meinen Wünſchen Unglück weißage. Das goldne Zeitalter der Chriſtenheit wird wiederkehren, wir werden dem Bilde der urſprünglichen Kirche nahe kommen und wir werden ohne jegliche Thorheit der Fünfmonarchiſten das tauſendjährige Reich beginnen. Damit iſt die Zeit gekommen, wo wir die menſchliche Kraft fördern werden durch die Erfindung von Maſchinen, wo der Geiſt die Kräfte der Natur ſich unterjochen wird, wo ferner wir das erwägen können, was nach dem Heile der Seele die Hauptſache iſt, nämlich wie wir dem kranken Leibe helfen, wie endlich einmal die Heilkunde mit Nachdruck zu heben und zu beßern ſei. In der Rechtspflege wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, ſie wird die Nebel der Ungewiſsheit zerſtreuen und die Blendwerke des Rabuliſtenthums erhellen. Die Sittenlehre wird ſich vervollkommnen, und ein Abbild des himmliſchen Lebens wird nach den Idealen der Philoſophen in das irdiſche Leben der Menſchheit niederſtrahlen. Wir werden die Gebote Chriſti nicht mehr bloß in Worten nachſprechen, und der in ſeiner urſprünglichen Reinheit hergeſtellte Glaube wird ſich durch die über alle ausgegoßene Liebe lebendig bewähren. Dieſe Folgen, dieſes Glück derſelben wird die Menſchheit dem Könige Ludwig verdanken: ſein Name wird heiligen Königen von dem Schickſal als ein vorbeſtimmter erſcheinen, und die Nachwelt wird demſelben doppelte Verehrung zollen."

Als Leibniz ſeine große Denkſchrift vollendet hatte, durfte er immer noch auf einen günſtigen Erfolg hoffen. Denn gerade in dieſer Zeit kam es zu einem diplomatiſchen Bruche zwiſchen Frankreich und der Pforte. Wenn es gelang, den Frieden zwiſchen Frankreich und Holland wiederherzuſtellen, ſo war alle Ausſicht vorhanden, daß Frankreich ſeine Waffen nach dem Oriente trug. Und wenn ſich dann Oeſterreich zur Bekämpfung der Ungläubigen mit Frankreich vereinigte, ſo ſtellte ſich die Zukunft in einem erfreulichen Lichte dar. Durch die Einigkeit der beiden mächtigſten Herſchergeſchlechter, die aus der Gemeinſamkeit des Handelns auch ohne ausgeſprochenes Bündnis ganz

von ſelbſt erwachſen mußte, mußte der Friede der Chriſtenheit dann dauernd geſichert erſcheinen. Das war ein hohes Ziel, doppelt anerkennenswerth in einer Zeit, wo aufs neue die Chriſtenheit in Waffen ſtarrt, ein Ziel, das zu erreichen Leibniz mit Recht keine Zeit und Mühe ſparen zu dürfen glaubte.

Zunächſt ſchien alles darauf anzukommen, daß ſo raſch als möglich der Friede zwiſchen Frankreich und Holland wieder hergeſtellt werde. In der richtigen Vorausſicht, daß der Ausbruch des Krieges unvermeidlich ſei, hatte Leibniz ſchon vor ſeiner Abreiſe nach Paris von ganzem Herzen in den Wunſch des Mainziſchen Hofes eingeſtimmt, daß der Krieg localiſirt werden möchte. Denn dadurch allein war die Hoffnung eines baldigen Friedens gegeben, und nur die Wiederherſtellung des Friedens berechtigte unſern Politiker zu der weitern Hoffnung, daß ſeine Pläne am Franzöſiſchen Hofe Beachtung fänden. Boineburg war darin ganz mit ihm einverſtanden. Er ſchrieb unterm 7. November 1672 in dieſem Sinne an Leibniz: „Wenn erſt der Friede geſchloßen iſt, wird Aegypten nicht länger verachtet werden. Gott wolle dazu ſeinen Segen geben.“ Man ſieht, für den Standpunkt der Mainzer Politiker konnte in dieſer Zeit nichts erwünſchter ſein, als eine raſche Beendigung des Franzöſiſch-Holländiſchen Krieges. Sie hofften und erwarteten nach der Demüthigung der Holländer einen baldigen Frieden, und dann die Ausführung ihres Vorſchlages gegen Aegypten. Dieſe ihre Hoffnung ſchien gefährdet, ſobald durch Theilnahme eines Deutſchen Reichsfürſten am Kriege die Localiſirung desſelben aufgehoben wurde. In den letzten Briefen, die Leibniz in Paris von ſeinem Mainziſchen Freunde Boineburg erhielt, tritt nun immer mehr die bange Sorge hervor, daß dieſer Fall eintreten könnte. Dieſe Sorge gründete ſich auf die Vermuthung, welche immer mehr zur Wahrſcheinlichkeit wurde, daß der Kurfürſt von Brandenburg für die Holländer Partei ergreifen würde. Geſchah dies, ſo war ein weiteres Umſichgreifen des Kriegsbrandes unvermeidlich. Die weitere Folge davon war, daß der Gedanke der Aegyptiſchen Expedition ganz zurücktreten mußte, und daß ſtatt des Europäiſchen Friedens der Untergang des Vaterlandes in ſicherer Ausſicht ſtand.

Unter dem Drucke dieſer Erwägungen faßte Leibniz einen neuen Plan, den er ebenfalls in einem ausführlichen Memorial

niederlegte. Es ist dies sein consilium de castigando per Saxonem Brandenburgico, d. h. sein Plan, den Brandenburger durch den Sachsen zu züchtigen. Der Gedanke unsers Leibniz war der, daß die Kriegslust des Kurfürsten von Brandenburg zurückgeschreckt werden solle durch eine Rüstung des Kurfürsten von Sachsen. Es brauchte zu keinen Feindseligkeiten zu kommen, meint Leibniz, sondern der bloße Waffenlärm von hinten würde hinreichen, den Brandenburger zu einer friedlichen Haltung zu zwingen. Denn wenn er von hinten mit einer unverhofften Furcht überfallen würde, so würden ihm alle seine Concepte verrückt werden. Würde aber der Kurfürst von Brandenburg zur Ruhe gebracht, so würde die Wiederherstellung des Friedens ermöglicht und der König erhielte freie Hand zu der Unternehmung gegen Aegypten. Dann würde ferner der Kaiser die Türken angreifen, und die Einigkeit der Häuser Habsburg und Bourbon zu gemeinsamem Streben würde das Wohl der Christenheit sichern.

Dies ist der Inhalt von drei Schriftstücken, welche sich auf diesen neuen Plan beziehen und welche uns zeigen, mit welchem Eifer und mit welcher Ausdauer Leibniz seinen Hauptplan verfolgte und demselben alles dienstbar zu machen suchte. Die Schriftstücke sind offenbar für den Kurfürsten von Mainz verfaßt, mit dessen Einwilligung (ex permissu) Leibniz sie ausarbeitete. Auch sie haben vielleicht nicht einmal ihren nächsten Zweck erfüllt. Denn auch der Kurfürst starb nicht lange nach Boineburg am 12. Februar 1673, und damit schien unserm Leibniz die letzte Hoffnung auf eine Unterstützung seines Planes und auf eine erfolgreiche Durchführung desselben abgeschnitten.

Aber auch jetzt, als der Tod ihn seiner beiden angesehenen Gönner und Mitarbeiter beraubt hat, läßt Leibniz nicht alle Hoffnung sinken. Bald nach dem Tode des Kurfürsten, im Frühjahr und Sommer 1673, macht er noch zwei Versuche, um durch andre Fürsten den Plan der Aegyptischen Expedition beim Könige von Frankreich anzuregen. Der erste Versuch besteht in einem Schreiben an den Herzog Johann Friedrich von Hannover, welchem Leibniz bereits von Mainz aus in jenem besprochenen Briefe vom Jahre 1671 sein großes Geheimnis mitgetheilt hatte. In diesem Stadio der Angelegenheit glaubt nun Leibniz noch

einmal zu dem Herzoge reden zu müßen, weil das Schweigen ſein Gewißen belaſten würde. Denn der Plan erſcheint ihm ſo wichtig für das Geſamtvaterland, ſo ausführbar und zugleich ſo zeitgemäß, daß er die Hoffnung des Gelingens nicht aufgeben kann. Darum glaubt er die Sache dem Herzoge anheimſtellen zu müßen, um ſeine Schuldigkeit zu thun und ſein Gewißen zu entlaſten. Eine Antwort des Herzogs auf dieſes Schreiben hat ſich nirgends gefunden.

Den zweiten Verſuch machte Leibniz bei dem in Paris weilenden Fürſtbiſchofe Wilhelm von Fürſtenberg. Er ſuchte bei demſelben um eine Audienz nach und ſchrieb nach ſeiner Weiſe zuvor das nieder, was er dem Fürſtbiſchof vorzutragen gedachte. Darunter kommt denn auch die merkwürdige Forderung vor, daß der Fürſtbiſchof ihm ſowohl mündlich als ſchriftlich die Verſicherung gebe, daß, es werde nun ſein Vorſchlag beliebt oder nicht, die Sache ſowohl jetzt als künftig im höchſten geheim gehalten und keinem Menſchen, es ſei unter welchem Vorwand es wolle, ohne ſeine Genehmigung einige Erläuterung davon gegeben, ſonderlich aber ſein Name niemals ohne ſeine Genehmigung genannt werden ſolle. Man fragt ſich verwundert, wozu dieſe Reſervationen? Das undurchdringliche Geheimnis galt damals mehr, als zu irgend einer andern Zeit, für die erſte Tugend eines Staatsmannes, und wir haben ſchon öfter Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß Leibniz, namentlich was ſeine anonymen Schriften betrifft, ein Meiſter in der Kunſt des Schweigens war. Allein die Annahme bloßer Geheimniskrämerei genügt nicht, um eine ſo auffallende Haltung zu erklären. Der Hauptgrund, warum Leibniz zu verhüten ſuchte, daß ſein Plan nicht ausgeplaudert werde, lag ohne Zweifel tiefer. Leibniz hätte noch immer die Hoffnung des Gelingens nicht aufgegeben, und dieſe Hoffnung war bedingt durch den Reiz der Neuheit und die Kraft des Geheimniſſes. In dieſer Beziehung ſagt er ſelbſt in der kleinern Denkſchrift: „weil das Geheimnis die Seele eines ſolchen Planes iſt, deſſen Ausführung hervorbrechen muß, wie der Blitz, ſo behält ſich der Urheber vor, den beſten Theil und das Weſentliche ſelbſt in Perſon zu ſagen.“ Dieſer Vorbehalt war überflüßig geweſen: es war

Leibniz nicht gestattet, seinen Plan persönlich am Französischen Hofe vorzutragen; aber nichts desto weniger hütete er denselben wie einen geheimen Schatz, dessen Hebung er von der Zukunft zu hoffen nicht müde wurde. Aus diesem Grunde verpflichtete er auch den Fürstbischof, als er ihn ins Vertrauen zog, zu tiefstem Schweigen. Zugleich stellte er an ihn das Ansinnen — und das ist es, was dieses Schriftstück besonders werthvoll und für unsern Leibniz ehrenvoll macht — daß derselbe nichts von ihm begehre, so dem gemeinen Besten und sonderlich des Vaterlandes Wohlfahrt und der Treue, so man Kaiserlicher Majestät schuldig ist, zuwider sei. „Denn das gebe ich von vornherein zu erkennen, versichert Leibniz, daß ich nicht das Geringste pro oder contra an diesem oder einem andern Hofe thun werde und wolle, so einiger bösen Auslegung unterworfen oder eine böse Nachrede verursachen könnte; maßen ich meine Ehre über alles mir angelegen sein laße und nichts suche, als zwei Dinge, nämlich sowohl die innerliche Befriedigung als den äußerlichen Nachruhm, etwas nützliches zu gemeinem Besten ausgerichtet zu haben." Auch dieser Versuch, durch einen angesehenen Fürsprecher den König für seinen Plan zu gewinnen, führte unsern Leibniz nicht zum Ziele. Ja es steht nicht einmal fest, ob der Fürstbischof ihm die erbetene Audienz gewährt hat. Jedenfalls beweist der Erfolg, oder vielmehr die Erfolglosigkeit, daß Wilhelm von Fürstenberg sich mit Leibniz nicht weiter eingelaßen hat.

Fortan mußte jeder Versuch im Keime ersticken; denn die Dinge entwickelten sich umgekehrt, als Leibniz gehofft und erstrebt hatte. Der Kriegsbrand in Westeuropa ward allgemein, bei der Pforte dagegen führten die Bemühungen des Französischen Cabinets im Juni 1673 zum Abschluß eines dauernden Freundschaftsvertrages. So war es Leibniz also nicht vergönnt, diesen seinen Lieblingsgedanken ausgeführt zu sehen. Daß er aber sein Lebelang festgehalten hat an diesem Gedanken, daß er von der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit der Aegyptischen Expedition nie zurückgekommen ist, tritt in seinen spätern Schriften noch oft zu Tage. Indessen gedachte er seiner Vorschläge von 1672 höchstens in Briefen an so vertraute Freunde, wie Hiob Ludolf in Frankfurt. Selbst Eckhart, sein erster Biograph, der doch Jahre lang um ihn war und seine Reise nach Paris wohl

kannte, hatte von der eigentlichen Veranlaßung und dem Hauptzwecke keine Ahnung. Leibniz nahm sein großes Geheimnis mit ins Grab, nicht weil er seinen Lieblingsplan zu den Todten geworfen hatte, sondern weil er fest überzeugt war von seiner Lebensfähigkeit und Ausführbarkeit. In einem Briefe an seinen vertrauten Freund Ludolf hat er den festen Glauben ausgesprochen, daß die Franzosen, auch ohne daß ihnen der fragliche Vorschlag von einem so gewichtigen Rathgeber, wie der Kurfürst von Mainz, erneuert würde, ihn aus sich selbst zur Ausführung bringen würden.

Und Leibniz hat sich darin nicht geirrt. Es ist bekannt, daß Napoleon Bonaparte, ohne Leibnizens Vorschlag zu kennen, aus eignem Antriebe das ausgeführt hat, wozu Ludwig XIV. sich trotz eines Rathgebers wie Leibniz nicht entschließen konnte. Die Expedition, welche Napoleon im Jahre 1798 unter sehr viel ungünstigern Umständen unternahm, ist thatsächlich die glänzendste Anerkennung, welche Leibnizens Genius zu Theil werden konnte. Napoleon und Leibniz sind unabhängig von einander in ein und demselben großen Gedanken zusammengetroffen und jener hat das verwirklicht, was dieser länger als ein Jahrhundert vor ihm im Geiste erschaut hatte, wennschon in ganz anderm Sinne und mit ganz andern Erfolgen, als die, welche Leibniz sich von der Ausführung seines Planes versprach. Denn Leibniz war ein Mann des Friedens und wollte durch seine kriegerischen Vorschläge Deutschland, ja Europa vor Krieg und Blutvergießen schützen. Napoleon aber war ein Eroberer und drang nur darum siegreich bis an den Fuß der Pyramiden vor, um durch die Kriegsfackel, die er von dort zurückbrachte, ganz Europa in Brand zu setzen. Leibniz erhoffte von einer Niederlage des Halbmonds in Aegypten die Erhöhung des Kreuzes über den ganzen Erdkreis und träumte von einem goldnen Zeitalter der Christenheit. Napoleon aber verwandelte die Kreuze zu Schwertern, um einen Militairdespotismus zu begründen, der die Schäden der Menschheit mit Blut und Eisen zu heilen unternahm und der noch, bis zur Stunde, seine blutige Geißel über der geängstigten Christenheit schwingt.

Es hat sich durch Französische Historiker ersten Ranges, wie Thiers und Michaud, die Ansicht festgesetzt, daß Napoleon

mit den Entwürfen Leibnizens schon vor seinem Zuge nach Aegypten bekannt gewesen sei. Diese Ansicht gründet sich auf die Verwandtschaft der Ideen: weil der General Napoleon, schließt man, seinen Feldzug in Aegypten so einrichtete, wie Leibniz einen solchen vorgeschlagen, deshalb muß der General Napoleon Bonaparte den Plan von Leibniz vorher gekannt haben. Allein so wahrscheinlich und annehmbar auch die Ansicht auf den ersten Blick erscheinen mag, so verkehrt erweist sie sich bei näherer Prüfung der Thatsachen. Wir wißen, daß Leibniz selbst über seine diplomatische Mission nach Paris tiefes Schweigen beobachtete und sein Geheimnis mit ins Grab nahm. Die beiden wichtigsten Schriftstücke, welche Auskunft darüber geben konnten, lagen nach seinem Tode verborgen in der Bibliothek zu Hannover, und so blieb die ganze Sache im Dunkel. Nur aus dem Briefwechsel zwischen Leibniz und Ludolf, der 1755 veröffentlicht wurde, wußte man, daß Leibniz nicht nur die Idee einer Aegyptischen Expedition gehabt habe, sondern auf Boineburgs Betrieb von dem Kurfürsten Johann Philipp angewiesen sei, eine Denkschrift darüber zu verfaßen, um den Plan in Frankreich zur Geltung zu bringen. Mehr erfuhr man nicht, bis Napoleon 1798 seine berühmte Expedition nach Aegypten ausgeführt hatte. Fünf Jahre später, im Jahre 1803, erklärte freilich eine Englische Broschüre, daß Napoleon die Entwürfe des großen Philosophen gekannt und nur das gethan, was dieser gerathen habe. Allein diese Behauptung ist falsch; denn eben in demselben Jahre 1803, in welchem jene englische Broschüre erschien, erhielt der damalige Oberconsul die erste Kunde von dem Vorhandensein eines Leibnizischen Manuscriptes über den Plan einer Aegyptischen Expedition. Das Jahr 1803, welches für Hannover der Anfang einer zehnjährigen Fremdherrschaft war, führte die Franzosen nach Hannover, wo der Handschriftenschatz der Kurfürstlichen Bibliothek ihre Aufmerksamkeit erregte. Der General Mortier, vielleicht durch die Englische Broschüre aufmerksam geworden, ließ sich nun von dem Bibliothekar Feder eine Abschrift von einem der betreffenden Schriftstücke einhändigen und schickte dieselbe an Napoleon. Der Brief, womit er die Sendung begleitete, ist vom 11. Thermidor 1803 datirt und lautet also: „Mein General! der berühmte Leibniz hatte Ludwig XIV.

die Eroberung Aegyptens vorgeschlagen. Sein handschriftliches Memoire über diese interessante Partie der Erdkugel, in Lateinischer Sprache abgefaßt, ist in der Bibliothek von Hannover niedergelegt. Ich habe geglaubt, daß es Ihnen nicht gleichgültig sein würde, dasselbe zu lesen.“ So kam die erste Kunde von Leibnizens Entwürfen nach Frankreich, nach dem Lande, in dessen Hauptstadt diese Entwürfe einst in aller Stille ausgearbeitet waren. Etwas früher war sie nach England gedrungen. Unmittelbar nach der Expedition Napoleons wünschte das Englische Ministerium die Leibnizischen Entwürfe kennen zu lernen und von Hannover schickte man im Jahre 1799 die Abschrift eines derselben nach London. Auf dieser Mittheilung beruhte die Englische Broschüre vom Jahre 1803, welche die Berührungspunkte zwischen dem Leibnizischen Plane und der Napoleonischen Expedition im Englischen Staatsinteresse auszubeuten suchte. Leibniz hatte darauf hingewiesen, daß Frankreich die Holländer nicht schwerer treffen könne, als wenn es ihnen durch die Eroberung Aegyptens den Indischen Handel zerstöre. Dasselbe bezweckte Napoleon auf demselben Wege gegen die Engländer. Leibniz hatte gezeigt, welche Bedeutung für Frankreich die Insel Malta habe und wie wichtig es für Frankreich sei, daß diese Insel dem Orden gehöre. Aus derselben Einsicht und dem entgegengesetzten Interesse verweigerte nun England die Zurückgabe der Insel Malta, wiewohl dieselbe in dem kurz vorher geschloßenen Frieden stipulirt war. Jene Englische Broschüre vom Jahre 1803 vertheidigte diese Weigerung und berief sich dabei ausdrücklich auf Leibniz. Die Folge davon war ein neuer Krieg zwischen Frankreich und England, und so kamen die Franzosen 1803 nach Hannover, wo nun auch sie sich jene Abschrift des Leibnizischen Vorschlages geben ließen, den einst Leibniz am Hofe Ludwigs XIV. gemacht hatte. Merkwürdige Verkettung der Umstände! Hundertdreißig Jahre hatten diese Manuscripte in völliger Verborgenheit gelegen. Jetzt auf einmal erregten sie das Interesse der Welt, nachdem der Mann, welcher dieses Zeitalter beherrschte, wie Ludwig XIV. das seine, die gleiche Idee von sich aus gefaßt und ausgeführt hatte. Und wie griffen diese alten vergilbten Papiere, die einst ihre hohe Bestimmung nicht erfüllt hatten, auch jetzt nach hundertdreißig Jahren noch so tief in den Gang

der Geſchichte ein! Die Berufung auf die Denkſchrift von Leibniz mußte als Vorwand dienen für das Engliſche Miniſterium, die Inſel Malta nicht herauszugeben. Und dieſes Unrecht Englands wurde wieder der Grund, daß Hannover, das zweite Vaterland des Mannes, deſſen Wort England zur Beſchönigung ſeines Unrechts misbrauchte, eine noch größere Verletzung des Völkerrechts durch den Mann erleiden mußte, der die Entwürfe eben jenes geiſtig begabteſten Hannoveraners, ohne ſie zu kennen, zur Ausführung gebracht hatte.

Fünfte Vorlesung.

Das Ausland und die Heimat.

H. V. Wir haben unsern Leibniz in der letzten Vorlesung nach Paris begleitet, um zu sehen, was für eine Aufnahme er bei Ludwig XIV. fand. Er wünschte dem Könige von Frankreich einen der hochfliegendsten Pläne vorzutragen, welche je in dem Kopfe eines jungen Gelehrten entsprungen sind. Er hatte gehofft, schnell zum Ziele zu kommen; aber er wartete von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, um endlich ungehört zu bleiben. So wurde aus dem Ausfluge nach Paris ein vierjähriger Aufenthalt in der Fremde, auf dessen Besprechung wir uns heute beschränken wollen, um damit noch einen Rückblick auf Leibnizens alte Heimat verbinden zu können.

Leibniz hatte also den Hauptzweck seiner Reise nach Paris verfehlt. Ich sage den Hauptzweck; denn allerdings war die Betreibung der Aegyptischen Expedition nicht der einzige Zweck, den Leibniz in Paris verfolgte. Es waren auch allerlei Geschäfte für Mainz und Boineburg und vor allem sein eigner Wißensdrang, was ihn nach Paris führte und ihn auch dann noch für längere Zeit dort feßelte, als er sich sagen mußte, daß aus der Aegyptischen Expedition nichts werden würde. Wir wollen erst die Geschäfte, die ihm Boineburg übertragen hatte, und die diplomatischen Aufträge, die er bald auch von dem Kurfürsten Johann Philipp empfing, besprechen, um dann die wißenschaftlichen Interessen ins Auge zu faßen, die er in der französischen Weltstadt verfolgte und die dort reiche Nahrung und Erweiterung fanden.

Boineburg hätte unsern Leibniz am liebsten selbst nach Paris begleitet; denn er hatte viele persönliche Beweggründe, welche ihn dorthin zogen. Zunächst lockte ihn sein Eifer für

die Wißenſchaften und ſeine Liebe für die ſchöne Literatur. Sodann wollte er ſeinen Sohn zur weiteren Ausbildung nach Paris bringen. Endlich hatte er eine ſchon alte Geldforderung an den König ſelbſt, die er aufs neue und mit Nachdruck geltend zu machen wünſchte. *) Das kam Leibniz ſehr gelegen, der nichts mehr wünſchte, als daß Boineburg ſich zur Mitreiſe entſchließen möchte.

In einem Briefe an Boineburg, in welchem er die Art und Weiſe beſpricht, wie der Aegyptiſche Vorſchlag an den König zu bringen ſei, ſagt er: „Unſer beider Gegenwart iſt nöthig. Was mich anbetrifft, ſo iſt das einleuchtend; was Dich anbetrifft, ſo iſt es noch viel mehr einleuchtend. Denn ich bin dort unbekannt, ermangle des Rufs, kenne die Sprache, die Menſchen, die Lebensart nicht und werde daher, wenn ich allein bin, weder Glauben noch Aufnahme finden und kann am Hofe in Kleinigkeiten irren, wodurch oft die größten Sachen verdächtig gemacht werden.“ Auch du Fresne, der Mainziſche Agent in Paris, rieth dem Baron zu, ſelbſt nach Frankreich zu kommen, und gedachte bei dieſer Gelegenheit auch eines von ihm beſorgten Briefes von Leibniz an Anton Arnaud, den Verwandten des Miniſters Arnaud de Pomponne. Arnaud, bemerkte er, ſei eben beſchäftigt mit den pensées de ce merveilleux Saxon, und ſetzte dann hinzu: C'est un prodige d'esprit à étonner les autres. Allein ſo ſehr es im perſönlichen Intereſſe des Barons von Boineburg lag, ſelbſt am Franzöſiſchen Hofe zu erſcheinen, und

*) Seit dem Jahre 1658, dem Jahre der Kaiſerwahl, hatte Boineburg am Franzöſiſchen Hofe in großer Gunſt geſtanden. Am 22. November 1661 ernannte Ludwig XIV. ihn in ſehr lobenden Ausdrücken zum Mitgliede ſeines geheimen Rathes in einem Diplome, deſſen Original ſich im Leibniz-Nachlaße auf der hieſigen Bibliothek befindet. Schon im Jahre 1658 hatte Ludwig XIV. ihm eine jährliche Penſion von 1500 Rthlrn. verliehen. Dazu genoß er jährlich eine Rente von 1000 Rthlrn., welche ihm der König auf die Einkünfte der Domäne Rethel in den Ardennen angewieſen hatte. Die Ereigniſſe der ſpäteren Jahre lockerten dieſe Verbindung, aber das Verſprechen jener Gelder blieb ihm, und nach 1664 ward das Verhältnis zu dem Könige auch wieder günſtiger. Dennoch hatte ſich Ludwig XIV. ſeit der Kataſtrophe, welche Boineburgs Sturz herbeiführte, ſeiner Verpflichtung entzogen, und ſo war die Forderung, welche Boineburg laut Königlicher Briefe an das Franzöſiſche Cabinet hatte, zu einer bedeutenden Summe angeſchwollen.

so sehr der wunderbare Sachse sich bemühte, ihn zur Mitreise zu bewegen, so hatte jener doch auch eine Reihe von Gründen, die ihm Aufschub riethen, zumal da er seine sämmtlichen persönlichen Angelegenheiten der Führung seines Leibniz anvertrauen durfte. Er that dies mit einem Vertrauen, das geradezu unbegrenzt genannt werden kann. Zunächst versah er Leibniz mit den nöthigen Creditiven zur Betreibung der Geldangelegenheit, und dieser betrieb nun auch die Sache des Barons mit Eifer und Einsicht. Der Baron erwartete es nicht anders und verließ sich ganz auf den erprobten Freund, der ihm schon so mannigfache Dienste geleistet hatte. „Was soll ich machen?“ schrieb er in einem Briefe vom 15. Juli. „Auf deinen Rath, dein Urtheil, deinen Beifall ist all das meinige gestellt. Alles, was Du ausrichtest, wird mir lieb sein.“ Und in der That brachte Leibniz es endlich, wenn auch erst nach dem Tode des Barons, so weit, daß der Familie desselben wenigstens ein Theil der Geldforderung ausgezahlt wurde.

Wichtiger noch als dieses Geldgeschäft war die Leitung des einzigen Sohnes des Barons, welche dieser ebenfalls seinem Leibniz übertrug. Dieser Sohn, Philipp Wilhelm von Boineburg, der in seiner späteren Laufbahn den Ruhm des Vaters noch übertreffen sollte, hatte bis dahin in Straßburg unter Böckler die Staatswißenschaften studirt. Als nun der Obermarschall von Schönborn, Boineburgs Schwiegersohn, an der Spitze einer Gesandtschaft, von der gleich weiter die Rede sein wird, vom Kurfürsten nach Paris gesandt wurde, ließ der Baron von Boineburg seinen Sohn mitreisen, damit er in Paris unter Leibnizens Leitung seine Studien fortsetzte. Der 16jährige Jüngling ahnte bei der Abreise nicht, daß er von seinem Vater für immer Abschied nahm. Die Gesundheit des Barons war unter den mancherlei niederdrückenden Sorgen, welche die schweren Zeiten mit sich brachten, längst zerrüttet. Eine heftige Aufregung, welche durch die Nachricht von der Verwüstung seiner Güter durch brandenburgsche Truppen hervorgerufen wurde, genügte, sie vollends zu brechen. Sie hatte einen Schlagfluß zur Folge, an welchem er nach einigen Tagen in der Mitte Decembers 1672 starb. Sein Tod war für seine Freunde wie für seine Gegner ein Ereignis zu nennen. Ein Courier brachte

dem Miniſter Arnaud de Pomponne die Nachricht davon, und dieſer ließ ſie am andern Tage durch einen Edelmann dem Obermarſchall von Schönborn mittheilen. Auf dieſen wie auf Leibniz und den jungen Boineburg machte ſie den erſchütterndſten Eindruck. Leibniz mußte alles aufbieten, um den verwaiſten Sohn nur einigermaßen zu tröſten. Er ſelbſt ſchrieb darüber an einen Freund in Mainz: „Der junge Herr Baron nahm eine ſo ſchmerzliche Nachricht mit der Zärtlichkeit eines wohlerzogenen Sohnes auf, die alle Welt zu Mitleid rührte. Ich hatte Mühe ſein Gemüth ein wenig zu beſchwichtigen, aus Beſorgnis vor einer Krankheit. Ich ſtellte ihm vor, daß er Grund habe, ſich zu tröſten, da der Vater ihm einen Ruf hinterlaßen habe, welcher ihn überall hin begleiten und ihm günſtigen Zutritt zu allen großen Männern Europas verſchaffen würde. Er habe nur den edlen Fußtapfen ſeines Vaters nachzugehn, um niemals weder gute Diener noch Freunde, weder Glück noch Ruhm zu vermiſſen. Und gewiſs, was ich geſagt habe, um ihn zu tröſten, diente mir ſelbſt zum Troſte. Denn nach dem Verluſte eines ſo großen Mannes, welcher mich mit ſeiner Freundſchaft beehrte, ſah ich auch die ſchönen Eigenſchaften dieſes jungen Herrn, welcher ſeinen Vater wieder aufleben laßen wird, mit Vergnügen. Er wird ernſt und ſittlich ſein und ich erkenne in ihm Spuren ſeines Vaters, welche ſich immer reicher entwickeln werden. *)

Auch an die verwittwete Freifrau von Boineburg richtete Leibniz einen ſchönen Troſtbrief, worin er die Zuverſicht ausſpricht, daß ſie des wahren Troſtes fähig ſei, der theilweiſe darin be-

---

*) Philipp Jacob Spener, welcher damals noch in Frankfurt lebte, ſchrieb über Boineburgs Tod, der großes Aufſehen erregte, an einen ſeiner Freunde folgende Worte: „Daß der große Boineburg vom Schlage getroffen und vier Tage darauf geſtorben iſt, weißt Du vermuthlich vor dieſer meiner Nachricht. Man hat mir erzählt, daß ihn ein erſtickender Huſten übernahm, die Folge eines heftigen Zorns, von dem er entbrannte, als man ihm den von den brandenburgſchen Truppen, welche ſeine Güter oder Gärten ohne Rückſicht verheerten, angerichteten Schaden meldete. Die Wißenſchaften, mit welchen Boineburg ſeinen Geiſt ausgebildet und bereichert hatte, haben einen großen Kenner und Förderer, mehrere Höfe, welche bei wichtigen Angelegenheiten ſeinen Rath einzuholen pflegten, den einſichtsvollſten Rathgeber an ihn verloren.“

ſtehe, die Größe des Verluſtes zu erkennen; denn ſo viel dadurch das Verlangen nach der uns durch den Tod entrückten Perſon vermehrt werde, ſo viel müße der Schmerz um den Verluſt dadurch vermindert werden. „Derer Tod, heißt es dann weiter, ſoll troſtlos ſein, mit denen all ihr Ruhm begraben wird. Die aber, welche durch eine unvergeßliche Glorie ſich ſelbſt überleben, ſind glückſelig zu achten, denn ſie ſterben ſich ſelbſt nie zu früh, dieweil ſie alles erreicht, was ein verſtändiger Menſch wünſchen kann. Den Ihrigen aber und guten Freunden und dem gemeinen Weſen ſterben ſie allezeit zu zeitlich, wenn ſie auch noch tauſend Jahre lebten. Der ſel. Herr v. Boineburg iſt zu einer ſeltenen Staffel des Ruhms und der Unſterblichkeit geſtiegen. Denn ſein hoher Verſtand und ungefärbte Gottesfurcht und Verdienſt um das gemeine Beſte, ſo ſeine Seele ewiger Freude verſichern, hinterlaßen zugleich ſeinen Freunden das angenehme Gedächtnis eines ſo großen Mannes. Die unſterbliche und nun von aller zeitlichen Unvollkommenheit entbundene Seele triumphirt zwiefältig wegen der ſowohl hier als dort erlangten Ehrenkrone. Es iſt Ihnen aber noch ein kräftiger Troſt übrig, daß Sie den Verſtorbenen in ſeinem Herrn Sohn wieder lebend zu ſehen hoffen dürfen. Die vortrefflichen Gaben, womit die Natur und das Glück gegen dieſen jungen Herrn ſo freigebig geweſen, können uns nichts anders verſprechen; und ich zweifle nicht, es werde das hochrühmliche Gedächtnis ſeines Herrn Vaters, ſo er überall in der Welt, wo er auch hinkommen mag, erſchallen hören wird, ihn zu einer beſtändigen Nachfolge unaufhörlich treiben.“

Leibnizens ſcharfer Blick hatte die Gaben und Anlagen des vielverſprechenden Jünglings richtig erkannt und die Hoffnungen, welche er bei dem Tode des Vaters auf den Sohn ſetzte, ſollten glänzend in Erfüllung gehn. Der junge Philipp Wilhelm von Boineburg ſollte eine noch viel höhere Staffel des Ruhmes erreichen, als ſein berühmter Vater. Er wurde ſpäter in den Grafenſtand erhoben und iſt der in der Geſchichte von Mainz ſo berühmt gewordene Statthalter von Erfurt, welcher gewöhnlich ſchlechtweg der große Boineburg genannt wird.

In dem letzten Briefe, welchen der Baron von Boineburg wenige Tage vor ſeinem Tode an Leibniz geſchrieben hatte —

er ist vom 9. November 1672 datirt — hatte er diesem die Sorge für den Sohn ans Herz gelegt. Und Leibniz that, was er konnte, um den Willen des Verstorbenen zu ehren und dem jungen Baron so nützlich als möglich zu werden. Anfangs fürchtete er, daß die bekümmerte Mutter den Sohn aus Paris werde zurückkommen laßen. Allein diese Furcht war ohne Grund. Die verwittwete Freifrau von Boineburg dankte nicht nur unserm Leibniz für alle Liebe und Treue, die er ihrem Sohne bewiesen, sondern bat ihn um ihres seligen Herrn willen, auch ferner die Leitung und Unterweisung desselben fortzusetzen. Ja sie bewies ihm ein solches Vertrauen, daß sie ihm eine Vollmacht ausstellte, worin sie ihm alles übertrug, was in ihren und ihres Sohnes Angelegenheiten zu thun war. Leibniz richtete das ihm übertragene Amt eines Mentors mit gewißenhafter Treue aus, und so viel wir aus seinen Berichten an die Mutter urtheilen können, so war die Methode, die er anwendete, die folgende. Er wollte den jungen Mann in Geschichte, Sprache und Schreibart üben, zu dem Ende ließ er ihn politische Schriftsteller, namentlich Französische, lesen und den Kern der gelesenen Schriften ausziehen und übersetzen. Auch lobt er die Fähigkeiten seines Zöglings und sagt, derselbe habe zwei herrliche Gottesgaben, ein gutes Ingenium, die Sachen zu begreifen, und ein gutes Gedächtnis, sie zu behalten. Trotzdem ergießt er sich gegen die Mutter in Klagen und Beschwerden über die geringe Theilnahme, die der junge Baron für diese Art der Beschäftigung an den Tag lege. „Wenn er sich einmal ein wenig appliciren (zusammennehmen) will, heißt es in einem ausführlichen Berichte, so geräth es ihm gar wohl; allein der Wille mangelt, und sucht er tausend Prätexte seiner Nachläßigkeit.“ Wenn man die Beschwerden, die Leibniz führt, etwas aufmerksam verfolgt, so kann man den großen Mann bedauern, dem sein Zögling so viel zu schaffen macht, aber man kann dem letzteren nicht zürnen. Er ist noch nicht reif genug, um auf einen Leibniz eingehen und ihn würdigen zu können. Dennoch wohnt er nicht nur gemeinschaftlich mit Leibniz, sondern sieht auch sein ganzes Leben durch einen genauen Studienplan eingeengt, der ihn mit einer Menge der verschiedenartigsten Stoffe überbürdet. Denn er soll sich nicht nur im Fechten, Reiten, Tanzen, Voltigiren

und in der Musik üben, er soll nicht nur gute Prediger und bisweilen annehmliche Comödien besuchen, — das wäre dem lebenslustigen Jünglinge noch erträglich gewesen — sondern er soll auch neben dem Studium alter und neuer Sprachen Geschichte, Geographie, Genealogie, Wappenkunst, Politik, Jurisprudenz, Philosophie, Mathematik, Mechanik, Naturwißenschaften treiben und dabei täglich bei einer distinguirten Person eine Visite machen, um sich in der Conversation zu üben. Da ist es begreiflich, daß er allerlei „Vorschläge zimmert, die dahin gerichtet sind, daß er sich von den seiner Meinung nach beschwerlichen Studien befreien möge." Wer kann es dem jugendlichen Baron voll Lebenskraft und Lebensdurst verargen, daß er sich gegen die beständige Aufsicht eines älteren Mannes sträubt und gegen das viele Bücherlesen, Studiren und Excerpiren einen Widerwillen hat? Die Methode, die Leibniz anwendete, und die bei gereifterem Alter sehr nützlich hätte sein können, ist dem sechszehnjährigen Jünglinge langweilig. „Er hat mehr Lust zu den Fatiguen des Leibes, als zu den Studien des Gemüthes." Er möchte lieber auf einer Academie sein, weil er dort „die Gelegenheit finden wird, mit einem Schwarm junger Leute umzugehn, wonach er sich längst sehnt." Mit solchen Neigungen paßte der junge Boineburg nicht zu dem 10 Jahre älteren, in ernste Studien versenkten Leibniz. Beide, der Mentor und sein Zögling, waren zu verschiedenartige Naturen, und alle Vorstellungen des ersteren vermochten diesen nicht aus seiner steten Irresolution, welche die wahre Mutter der Faulheit ist, herauszureißen. Das Verhältnis löste sich nach kurzer Dauer auf: der junge Boineburg kehrte nach Deutschland zurück und gab durch seine spätere Laufbahn den Beweis, daß man mit 16 Jahren ein schlechter Schüler und 30 Jahre später ein großer Mann sein kann. Allein trotz der äußeren Trennung blieb Leibniz seinem einstigen Zöglinge mit Liebe zugethan und verkehrte später mit ihm in vertraulichem und lebhaftem Briefwechsel.

Ehe noch unser Leibniz die Geschäfte, die ihm der Baron von Boineburg aufgetragen, abgewickelt hatte, wurde ihm ein diplomatischer Auftrag des Kurfürsten von Mainz, der ihn auf kurze Zeit von Paris entfernte und nach einer zweiten Weltstadt, nach London, führte.

Nachdem der niederländiſche Krieg ausgebrochen und das deutſche Reich davon mitbetroffen war, wünſchte der Kurfürſt von Mainz, daß die deutſchen Reichsangelegenheiten von den allgemeinen Friedensverhandlungen nicht getrennt werden und darum der Friedenscongreſs allein in Cöln ſtattfinden möchte. Die Könige von Frankreich und England dagegen wollten ſeparate Friedensverhandlungen in Cöln und Dünkirchen. Der Kurfürſt ſchickte zu jenem Zwecke eine außerordentliche Geſandtſchaft nach Paris, die den Auftrag hatte, Ludwig XIV. für den Kurmainziſchen Vorſchlag zu gewinnen. Wenn der König nicht darauf einginge, ſollte ſie ſofort nach London gehn, um auf das Cabinet Karls II. in gleichem Sinne zu wirken, und von dort unmittelbar über Holland zurückzukehren, um auch bei den Generalſtaaten den nämlichen Zweck zu verfolgen. An der Spitze der Geſandtſchaft ſtand der Obermarſchall Schönborn, der Neffe des Kurfürſten und der Schwiegerſohn Boineburgs, deſſen Sohn mit jenem die Reiſe nach Paris antrat. Hier ſollte Leibniz ſich für den angedeuteten Fall der Geſandtſchaft anſchließen und ſie nach London begleiten. Da die Sache in Paris fehl ſchlug, ſo mußte ſie am Hofe zu London verſucht werden. Im Januar 1673 reiſte die Geſellſchaft nach England ab. Im Gefolge des Obermarſchalls Schönborn war beſtimmtermaßen auch Leibniz, während ſein neuer Zögling unter Aufſicht eines jungen Deutſchen in Paris zurückblieb. Da die Verhandlungen am Engliſchen Hofe faſt noch auf größere Schwierigkeiten ſtießen, als am Franzöſiſchen, ſo ſchien ſich der Aufenthalt in London anfangs in die Länge ziehen zu wollen. Inzwiſchen erledigten ſich die Geſandten der Aufträge, welche ſie von der Baronin von Boineburg in Geldangelegenheiten ihres verſtorbenen Gemahls hatten, die ebenſo wie die Franzöſiſchen Forderungen noch von der Zeit der letzten Deutſchen Kaiſerwahl herrührten. Die Boineburgſchen Verwandten verließen ſich auch bei dieſem Geſchäfte beſonders auf ihres Leibniz „Dexterität und hohen Verſtand.“

Dieſen zog es unterdeſſen in die Kreiſe der großen Männer, deren Namen das goldene Zeitalter der Wißenſchaften in England bezeichneten. Dahin gehörten ein Prinz Robert in der Mechanik, ein Boyle in der Chemie, ein Hook in den mikroſkopiſchen Beobachtungen, ein Sydenham und Lyſter in der Medicin,

ein Ray in der Botanik, ein Newton in der Aſtronomie, lauter glänzende Namen, wie ihrer in keiner ſpäteren Zeit wieder ſo viel in England zuſammen angetroffen werden. Dieſen Vertretern der engliſchen Wißenſchaft ſuchte ſich Leibniz zu nähern und ſeine Ebenbürtigkeit ſo viel als möglich geltend zu machen. Dabei hatte er das Misgeſchick, was ihm als einem Autodidakten öfter begegnete, daß er mit ſeinen Entdeckungen zu ſpät kam und ſich dadurch wohl gar dem Verdachte des Plagiats ausſetzte. Als Leibniz ſich eines Tages bei Boyle befand, wo ſich auch ein vorzüglicher Mathematiker Namens Pell eingefunden hatte, erwähnte der deutſche Gelehrte im Laufe des Geſpräches, er beſitze eine Methode, mit Hülfe einer gewiſſen Art Zahlendifferenzen die Glieder einer jeden ſtetig wachſenden oder abnehmenden Zahlenreihe zu ſummiren. Kaum hatte Leibniz ſeine Theorie auseinander geſetzt, ſo bemerkte Pell, dieſe Formel ſei vor längerer Zeit von dem berühmten franzöſiſchen Mathematiker Regnauld in Lyon entdeckt und in dem 1670 erſchienenen Buche observationes diametrorum u. ſ. w. ausgeführt. Leibniz hörte den Titel dieſes Buches zum erſten Mal. Er eilte zu ſeinem Freunde Oldenburg, dem Secretaire der königlichen Societät, und ließ ſich das ihm unbekannte Buch geben, begierig zu erfahren, wie weit man ſeiner Entdeckung zuvorgekommen ſei. Nachdem er es eilig durchlaufen hatte, erkannte er, daß Pell zwar die Wahrheit geſagt hatte, daß er ſelbſt aber auch an ſeiner Entdeckung genug des Eignen aufweiſen konnte, um nicht nur die Originalität, ſondern auch die weit größere Fruchtbarkeit ſeiner Formel vor der von Regnauld darthun zu können. Leibniz ſetzte ſofort über dieſen Vorfall eine Denkſchrift auf, die er als eine Art diplomatiſches Dokument in die Hände Oldenburgs niederlegte und die hernach als ein erſtes Actenſtück in dem berühmten Streite diente, der ſich am Abend ſeines Lebens zwiſchen ihm und Newton über die Erfindung der Differenzialrechnung erhob. Dieſer Prioritätsſtreit, der nachher in einen Plagiatsſtreit ausartete, iſt, um das gleich hier zu bemerken, im weſentlichen ohne Bedeutung. Denn es iſt von Autoritäten erſten Ranges, wie Euler, Lagrange, Laplace, Poſſon, Biot und andern zugegeben, daß die Fluxionsrechnung von Newton grundverſchieden iſt von dem algebraiſchen Wege, auf welchem Leibniz

zu seiner Entdeckung kam. Geht man näher auf die Sache ein, so wird man vielleicht finden, daß Newton mehr für seinen eigenen Ruhm, Leibniz aber mehr für den allgemeinen Fortschritt des menschlichen Geistes gethan hat. Allein von einer Priorität der Entdeckung kann bei Lichte besehen gar nicht die Rede sein, und noch weniger von einem Plagiate. Es giebt nämlich keinen ersten und keinen zweiten in der Erfindung unähnlicher Dinge. Leibniz hat mithin von Newton die Differenzialrechnung nicht nehmen können. Er hat selbstständig eine Erfindung gemacht, welche, wie Biot sagt, noch heute eine bewunderungswürdige Schöpfung wäre und welche man lernen müßte, wenn die Rechnung der Fluxionen, wie Newton sie gegeben, allein existirte. Beide Männer, Leibniz wie Newton, fanden die Grundlage der höhern Mathematik unabhängig von einander; beide haben gleichen Anspruch auf die Ehre der Entdeckung, und der Ruhm des Einen kann den Glanz des Andern nicht verdunkeln. In der gedachten zu London verfaßten Denkschrift hebt Leibniz noch hervor, daß er bei den numerischen, oder, wie er sie nennt, combinatorischen Reihen frühzeitig ein elegantes Gesetz gefunden habe, das dem berühmten Pascal in dem darüber verfaßten Buche Triangulus Arithmeticae entgangen war. Er macht dabei die bescheidene Bemerkung, daß ein Zufall bei dem Erfinden herrsche, welcher nicht immer den größten Geistern das Größte, sondern oft auch mittelmäßigen einiges darbiete.

Aehnlich wie mit der Differenzialrechnung gieng es Leibniz mit seiner Rechenmaschine, deren Modell er nach London mitgebracht hatte. Auch auf diesem Gebiete begegnete er einem Nebenbuhler in einem Mechaniker Namens Moreland, dessen Arbeit jedoch, wie Leibniz sich bald an Ort und Stelle überzeugte, sich nur als eine Combination der Neperschen Rechenstube mit Pascals Rechenmaschine auswies. Auch wußte es Leibnizens Freund, Oldenburg, dahin zu bringen, daß die Königliche Societät der Wißenschaften ihm ihre Anerkennung für seine Rechenmaschine bezeugte.

Leibniz würde es gern gesehen haben, wenn er sich längere Zeit in den gelehrten Kreisen Londons hätte bewegen können. Allein die unvermuthete Nachricht von dem Tode des Kurfürsten von Mainz, welcher am 12. Februar sein glorreiches Leben

nach kurzer Krankheit beschloßen hatte, machte dem Londoner Aufenthalte ein rasches Ende. Der Tod des Kurfürsten war ein Schlag für die Deutsche Sache und ihre Anhänger, während die Französischen Staatsmänner darüber frohlockten. Leibniz verlor an ihm nicht nur einen Herrn, dem zu dienen sein Stolz war, sondern auch einen hohen Gönner, der ihn seiner persönlichsten und gnädigsten Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Der Kurfürst Johann Philipp von Schönborn blieb ihm immer das Ideal eines großen Fürsten, und er mag von wenigen so richtig und unparteiisch gewürdigt sein, als von Leibniz. Noch spät in seiner Theodicee hat er diesem „erhabenen Genie," wie er ihn einmal in einem Aufsatze über den Zeitraum der Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Kriege von 1672 nennt, ein Denkmal gesetzt, indem er seine Bedeutung für die Culturgeschichte Deutschlands hervorhebt, anderer Zeugnisse zu geschweigen, die er in seinen übrigen Schriften niedergelegt hat.

Der Tod Johann Philipps bestimmte den Obermarschall von Schönborn, von seiner Instruction in Betreff des Rückweges abzuweichen und nicht über Holland, sondern über Frankreich zurückzukehren. In seinem Gefolge traf auch Leibniz Anfang März 1673 wieder in Paris ein. Ludwig XIV. gieng jetzt auf den Vorschlag des allgemeinen Friedenscongresses ein, indessen zerschlugen sich die Unterhandlungen und endeten mit der Kriegserklärung des Reiches gegen Frankreich. Schönborn kehrte nach Mainz zurück und auch von Leibniz hätte man erwarten sollen, daß er nunmehr seinen frühern Wirkungskreis unter dem Nachfolger Johann Philipps, dem neuen Kurfürsten Karl Heinrich von Bielstein-Metternich, wieder angetreten hätte. Leibniz war dem neuen Kurfürsten nicht unbekannt; schon bei seiner Coadjutorwahl hatte er ihn mit einem Festgedichte begrüßt und in einem Briefe, welchen er nach seiner Rückkehr von London an seinen dortigen Freund Oldenburg schrieb, sagt er, nachdem er den Tod Johann Philipps beklagt: „wir trösten uns durch seinen Nachfolger, den Bischof von Speier, einen nicht allein weisen, sondern auch gelehrten Fürsten, der seine Wißbegierde bis zur Mathematik treibt." Dennoch zog Leibniz es vor, nicht sofort in seine frühere Stellung nach Mainz zurückzukehren. Er wollte die Entladung des umwölkten politischen Horizonts in

Paris abwarten, an welchen Ort ihn seine wißenschaftlichen Sympathien so sehr feßelten, daß er sich unmöglich so rasch losreißen konnte. Auch erhielt er von dem neuen Kurfürsten die Erlaubnis, noch eine Weile „ohne Gefahr des Dienstes“ sich in Paris aufzuhalten. Der Obermarschall Schönborn theilte ihm dies in einem Briefe vom 5. Mai 1673 mit und bemerkte dabei, daß zur Zeit in großen Sachen nichts zu thun sei und daß er seine Speculation, ihn in Paris in negotiis (in Geschäften) zu gebrauchen, vorderhand habe aufgeben müßen. Von jetzt an war Leibniz nur noch dem Namen nach in Mainzischen Diensten. Im übrigen erhielt er von Mainz weder Aufträge noch Einkünfte mehr; nicht einmal der rückständige Gehalt wurde ihm gezahlt, seine Bitten wurden im Hinblick auf die herrschende Geldnoth abschlägig beschieden, und selbst der ihm wohlgesinnte Schönborn mußte ihm zuletzt den schlechten Trost geben, daß die Freigebigkeit der Fürsten nicht über den Ruin der Staaten hinausreiche.

So fand sich Leibniz denn nach Verlauf eines Jahres wieder auf demselben Platze, wohin ihn die wunderbarste Mission geführt hatte, welche je ein junger Gelehrter in seiner Stellung erhalten haben mag. Aber seine Lage war eine andere geworden. Seine Stellung war nunmehr eine unabhängige, frei von amtlichen Geschäften und frei von den mancherlei Rücksichten und Mühen, welche die Leitung eines Zöglings, wie der junge Baron von Boineburg, mit sich gebracht hatte. Leibniz konnte sich jetzt ganz seinen wißenschaftlichen Interessen hingeben, und das war es, was ihm für das Mislingen seines geheimen politischen Reisezwecks den reichsten Ersatz bot. Ja, wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß ihn von Anfang an eben so sehr sein Wißensdurst, als die Hoffnung des Gelingens der Aegyptischen Expedition nach Paris zog.

Leibniz selbst hatte von Anfang an den Vorschlag, welchen er dem Französischen Hofe zu machen gedachte, als Gelegenheit ersehen, den glühendsten Wunsch seiner Jugend zu befriedigen, nämlich den Wunsch, eine Zeit lang in Paris, dem damaligen Mittelpunkte alles Forschens und Wißens, zuzubringen und hier die in Deutschland erworbenen Kenntnisse zu erweitern und zu bereichern. Diesen Wunsch sah Leibniz nun in Erfüllung gehn,

und der Aufenthalt, den er von jetzt an in Paris nahm, sollte für die Vollendung seiner Bildung und seines künftigen Ruhms von unberechenbaren Folgen sein. War es ihm nicht vergönnt, durch seine politischen Entwürfe die Menschheit in andre Bahnen zu lenken, weil hier nicht die Macht seiner Gründe, sondern der Wille eines unumschränkten Königs entschied, so durfte er doch auf einem andern Gebiete, wo die schaffende Kraft des Geistes durch keinen Herrscherwillen gebunden wird, auf dem Gebiete der Wißenschaft, die schönsten Erfolge sehen und den höchsten Anspruch des Ruhmes erwerben; denn im Verkehre mit Männern, wie Huygens, wie Arnaud, wie Cassini, wie der Abbé Galloys, der Herzog von Chevreux, der Bibliothekar Carcavy, der Beichtvater des Königs P. la Chaise, der Minister Colbert und dessen Bibliothekar Balüze, der Reisebeschreiber Thevenot, der spätere Bischof Huet, im Verkehr sage ich mit diesen und andern hervorragenden Männern nahm er begierig in sich die wißenschaftlichen Einflüße und Anregungen auf, welche ihm die geistige Atmosphäre der Hauptstadt zuführte. Mehren dieser wißenschaftlichen Koryphäen war Leibniz schon vor seiner Ankunft in Paris dem Namen nach bekannt. Schon im September 1671 schreibt er von Mainz aus an den Herzog Johann Friedrich von Hannover, daß er an den Minister Colbert recommandirt und von diesem zur Verfertigung seiner arithmetischen Maschine urgirt sei. Auch habe er sich den Herrn Arnaud durch eine philosophische Vertheidigung der Geheimnisse des h. Abendmahls genugsam verpflichtet. Der Akademie der Wißenschaften hatte Leibniz sich bereits von Mainz aus durch die ihr gewidmete Abhandlung „Theorie der abstracten Bewegung" bekannt gemacht. So konnte es ihm nicht schwer werden, Zutritt in die gelehrten Kreise der Weltstadt zu bekommen. Von den Gelehrten, mit denen er umgieng, war einer der wichtigsten für ihn der große Jansenist Anton Arnaud, der Führer der freieren Richtung in Religion, Philosophie und Politik, mit welchem sich Leibniz schon von Mainz aus in Verbindung gesetzt hatte. In Paris schrieb er für diesen seinen Bewunderer einen Lateinischen Dialog, worin er darthat, daß Gott, als er die vollkommenste aller möglichen Welten erwählte, durch seine Weisheit bewogen sei, das ihr anhaftende Uebel zuzulaßen. Also schon jetzt stellt

ſich uns in concreter Form der Grundgedanke dar, den Leibniz ſiebenunddreißig Jahre ſpäter in ſeiner berühmten Theodicee ausführte.

In zwiefacher Hinſicht ſind unſerm Leibniz die Jahre in Paris von ganz außerordentlichem Nutzen geweſen. Leibniz hätte in ſeinem Zeitalter nie ein Europäiſcher Schriftſteller werden können, wenn er kein Franzöſiſcher Schriftſteller geworden wäre, und er würde nie ein Mathematiker erſten Ranges geworden ſein, wenn ihm nicht die Fortſchritte der Franzöſiſchen Mathematiker zu Gute gekommen wären. Beides iſt Leibniz in Paris geworden.

Damals war die franzöſiſche Literatur die erſte Europas und bildete die ſogenannte goldne Seite von dem Zeitalter Ludwigs XIV. Sie ſtand in ihrem vollen Reichthum, als Leibniz nach Paris kam: Racine war auf dem Gipfel ſeines Ruhmes, Molière am Ende ſeiner Laufbahn. Leibniz hat den großen Luſtſpieldichter noch ſelbſt in einem ſeiner Stücke ſpielen ſehn. Schon die Luft, welche er in der Franzöſiſchen Hauptſtadt athmete, erfüllte ihn mit dem Geiſte der Franzöſiſchen Literatur und Sprache und machte ihn bald ſo vertraut damit, daß ſeine Franzöſiſchen Schriften den beſten der eingebornen Franzoſen an die Seite geſtellt werden können. Und dieſem Umſtande iſt es zu verdanken, daß in der Geſchichte der Neueuropäiſchen Philoſophie der Deutſche Geiſt mit Leibniz ſogleich feſten Fuß gefaßt hat.

Ferner weiß jedermann, wenn von der wißenſchaftlichen Größe unſers Leibniz die Rede iſt, daß einen weſentlichen und unbeſtrittenen Theil ſeines Weltruhms die Bedeutung ausmacht, die er als Mathematiker einnimmt. Auch in dieſer Beziehung war ſein Aufenthalt in Paris von größter Wichtigkeit; denn ſeine mathematiſchen Studien empfiengen hier die fruchtbarſten Impulſe. Als Leibniz in den erſten Monaten des Jahres 1673 in London weilte, ſtand ſeine eigne, aus Deutſchland herübergebrachte mathematiſche Bildung hinter der Engliſch-Franzöſiſchen noch weit zurück. Das tiefere Studium der Geometrie begann Leibniz erſt in Paris nach ſeiner Rückkehr von London; Pascals mathematiſche Schriften wurden nun ein Gegenſtand ſeines Nachdenkens und ſeiner Nacheiferung; Huygens, der Erfinder

des Pendels, der Entdecker des Rings um den Saturn, wurde sein Freund und sein Führer in die Tiefen der Mathematik, und nur so war es ihm möglich, in den mathematischen Wißenschaften eine Höhe zu erreichen, welche in Deutschland bei der damaligen Lage der Dinge unerreichbar war.

Eins der glänzendsten Resultate seiner mathematischen Studien war die Vollendung seiner Rechenmaschine, in deren Erfindung und Vervollkommnung er mit Pascal nicht nur wetteiferte, sondern ihn übertraf. Die berühmtesten Männer, wie Arnaud, Huygens, Thevenot und selbst die Freunde Pascals bewunderten das Modell und gestanden, daß Pascals Erfindung mit der seinigen nicht zu vergleichen sei, während der Minister Colbert ihn zur Vollendung seiner Arbeit aufmunterte und ihm durch seine Leute Beistand leisten ließ. Auch in London, wo er seine Rechenmaschine bei seiner Anwesenheit den dortigen Gelehrten vorlegte, erwarb ihm dieselbe eine solche Anerkennung, daß er bald nach seiner Rückkehr von London, im April 1673, zum Mitgliede der Londoner Academie ernannt wurde, ein Jahr nach Newton. In Paris war ihm eine ähnliche Ehre zugedacht. Leibniz selbst schreibt darüber am Abend seines Lebens an die Gräfin Kielmannsegge: „Da ich in Paris mit Herrn Huygens von Züllichem Umgang pflog, begann ich an den geometrischen Meditationen Geschmack zu finden. Ich machte in kurzem darin Fortschritte und fand eine Series von Zahlen, welche für den Kreis dasselbe leistete, was Mercator für die Hyperbel gethan hatte. Die Entdeckung machte Aufsehn in Paris; Huygens machte sie geltend, und dieses nebst noch andern Gründen bewirkte, daß man mir einen Platz in der königlichen Academie der Wißenschaften zudachte.“ Daß man ihm auf Grund jener Entdeckung schon nach seiner Rückkehr von London, also im Jahre 1673, den Platz eines Mitgliedes der Academie zugedacht habe, sagt Leibniz hier ausdrücklich. Den Grund aber, warum es nicht dazu kam, verschweigt er. Leibniz wurde erst siebenundzwanzig Jahre später, im Jahre 1700, zum Mitgliede der Pariser Academie ernannt.

Viel wichtiger, als die Rechenmaschine, war eine andere Entdeckung, welche Leibnizens Namen in der Geschichte der Mathematik verewigt hat, nämlich jene Erfindung der Diffe-

renzialrechnung, welche ſein Genie ebenbürtig neben das Newtons geſtellt hat. Man kann den unermeßlichen Werth dieſer Erfindung leicht ſchätzen, wenn man hört, daß Leibniz vierzig Jahre ſpäter, im Jahre 1716 an die Gräfin Kielmannsegge ſchreibt, daß die Anwendung ſeiner Differenzialrechnung auf die Geometrie Wunder gethan habe. Es war ſeine weitaus bedeutendſte Entdeckung in Paris, welche wie eine Entſchädigung war für den Verzicht auf den Plan der Aegyptiſchen Expedition.

Indes nicht nur auf ſprachlichem und mathematiſchem Gebiete, ſondern in allen Wißenſchaften ſammelte Leibniz volle Garben in ſeine Scheuer. Die Berührungen mit den wißenſchaftlichen Größen der Weltſtadt wirkten auf ihn wie electriſche Schläge. Der philoſophiſche Verkehr mit Anton Arnaud befruchtete ſeinen Geiſt zu neuen philoſophiſchen Ideen; Huet, der gelehrte Herausgeber der alten Autoren zum Gebrauche des Dauphins, beſtimmte ihn, ſich nach eigner Wahl an dieſem Unternehmen zu betheiligen, und Leibniz wählte den Martianus Capella. Er begrub ſich ferner in die Bibliotheken und entdeckte ſeltene Urkunden, beſonders in der Geſchichte. Daneben beſchäftigt ihn eine Menge erfinderiſcher Gedanken und Pläne auf dem Gebiete der Mechanik, die er zum Theil ſchon nach Paris mitbrachte, zum Theil hier ergriff, wo die mechaniſchen Wißenſchaften ſich ſo fruchtbar entwickelt hatten und wo Leibniz im Verkehr mit geübten Technikern und in der Anſchauung einer reichen, erfinderiſchen Induſtrie ſo mannigfaltige Anregung fand. So z. B. war er bemüht, die Conſtruction der Taſchenuhren zu verbeßern. Er ſprach ſich darüber in einem Briefe an den Herausgeber des Journals des Savans aus, der vom 1. März 1675 datirt iſt, und bemerkte dabei, daß er ſich ſchon mehre Jahre mit dieſem Projecte trage. Endlich befaßte er ſich auch noch mit der Ausarbeitung von allerlei Denkſchriften für Fürſten und andre hohe Perſonen, woraus er zum Theil ſeinen Unterhalt zog, während ſeine wißenſchaftlichen Entdeckungen ihm nur Erholungen und eigne geiſtige Förderung, zum Theil nicht einmal Ruhm einbrachten, weil er ſich nicht beeilte, ſie zu veröffentlichen. Wollen wir uns eine Vorſtellung machen von dem, was Leibniz in der kurzen Zeit geleiſtet, die er, ohne ein anderes Amt als das eines Prieſters der Wißenſchaft, in Paris

verlebte, so werden dazu am besten seine eignen Worte dienen, welche er unterm 15. Juli 1674 an seinen Freund Oldenburg schrieb: „Auf mir lasten viele und zwar unter sich ganz verschiedene Arbeiten, welche zum Theil Fürsten, zum Theil Freunde von mir fordern. Daher bleibt mir nicht die nöthige Zeit über, welche ich der Erforschung der Natur und den mathematischen Contemplationen widmen möchte. Ich stehle mich jedoch, so viel es angeht, davon, und will lieber meinen zu diesen Dingen hingeneigten Geist befriedigen, als auf meinen Vortheil bedacht sein." In der That, man muß staunen über die vielseitige Thätigkeit dieses Universalgenies. Derselbe Mann, welcher sich die Zeit zur Befriedigung seines Wißensdurstes und zur Verfolgung seiner wißenschaftlichen Entwürfe stehlen zu müßen erklärte, derselbe Mann konnte es dennoch nicht laßen, seine Kenntnisse auf das practisch Nützliche zu richten, und zur Befriedigung seines Dranges nach Anwendung seines Wißens für das Wohl der Menschheit immer neue Wege aufzusuchen. Unermüdet suchte er Gelegenheit, zu Paris mit den ausgezeichnetsten Arbeitern und Handwerkern in allen mechanischen Künsten und Gewerben in Berührung zu kommen, und lockte ihnen manches ab, dessen Nutzen er auf sein Vaterland zu übertragen wünschte. „Wie Paris die Metropolitane der Galanterie ist, schrieb er schon im April 1673 an Habbeus von Lichtenstern, so wäre es wichtig, von den Französischen Arbeitern das Feine und Delicate ihrer Geheimnisse zu fischen, was man zuweilen durch Geschicklichkeit mit Anwendung einer kleinen Aufmerksamkeit erreichen kann. Was mich betrifft, so habe ich Gelegenheit gehabt, nicht nur mit einer Menge guter Handwerker umzugehn, sondern auch etwas aus ihnen herauszubringen, und wenn ich zuweilen kleine Ausgaben nicht gespart hätte, so würde ich von ihnen noch mehr gelernt haben."

Verschmähte Leibniz den Umgang mit Handwerkern und Arbeitern nicht, um von ihnen zu lernen, so sehen wir ihn andrerseits sich in den höchsten Kreisen der Pariser Gesellschaft bewegen. Seine mit dem Hause Boineburg-Schönborn gepflogene Verbindung trug offenbar viel dazu bei, ihn über die engere Sphäre der gelehrten Welt in die Gesellschaft hoher Personen und selbst in die Hofkreise zu erheben. Der Verlust an Zeit

und Kraft, den dieſe zerſtreuenden Verbindungen für ihn herbeiführten, glich ſich durch den Gewinn an derjenigen Bildung aus, welche für den künftigen Hofmann unerläßlich war. Ich ſage für den künftigen Hofmann. Denn ſchon war an ihn ein Ruf ergangen, der ſeinem Leben eine neue Wendung gab und ihm eine von dem vorhergegangenen vielfach verſchiedene Bahn vorzeichnete. Es war ein Ruf von dem Herzoge Johann Friedrich von Braunſchweig-Lüneburg, welcher unſern Leibniz nach der Stadt führte, wo er die längſte Zeit ſeines Lebens zubringen ſollte, nach Hannover. Dahin werden wir ihn in der nächſten Vorleſung begleiten.

Ehe wir aber den Mann, welchen wir von nun an in beſonderem Sinne den Unſern nennen können, nach ſeiner neuen Heimat begleiten, will ſichs gebühren, daß wir noch einmal nach ſeiner alten Heimat, nach ſeiner Vaterſtadt Leipzig zurückblicken, von wo Leibniz vor zehn Jahren als 20jähriger Magiſter ausgezogen war. Denn mochte auch Stadt und Univerſität den großen Geiſt, den ſie einſt den ihren nannte, aus dem Auge verloren haben: noch gab es in Leipzig einzelne Herzen, welche warm für ihn ſchlugen, aus der Ferne allen ſeinen Schritten folgten und nichts ſehnlicher wünſchten, als ſeine Rückkehr in die alte Heimat. Wie wir wißen, hatte Leibniz eine Vollſchweſter, Anna Cathrine, welche mit einem Paſtor Löffler in Leipzig verheirathet war, und einen älteren Halbbruder, Johann Friedrich, welcher daſelbſt eine Lehrerſtelle bekleidete. Mit allen dreien ſtand Leibniz während ſeiner Wanderjahre in einem Briefwechſel, von welchem uns einzelne Stücke aufbehalten ſind. Sie zeigen uns die treue Anhänglichkeit und bange Sorge, womit die in der Heimat zurückgebliebenen Geſchwiſter den cometengleich umherſchwärmenden Bruder verfolgten, der nicht nur ihrem Auge entrückt, ſondern auch ihrem Verſtändniſſe entwachſen war. Schon zu Neujahr 1672 ſchreibt die Schweſter Anna Cathrine ihrem Bruder einen Brief nach Mainz, worin ſie, von allerlei umlaufenden Gerüchten geängſtigt, in rührendſter Weiſe die Fülle ihres weiblichen Herzens ausſchüttet. Wir ſehen daraus, daß doch auch die übrigen Bewohner Leipzigs ihren großen Landsmann nicht ſo ganz aus dem Gedächtnis verloren hatten. Es waren Leipziger Kaufleute nach Mainz gekommen und hatten

von dort allerlei falſche Nachrichten mitgebracht und in Umlauf geſetzt, welche das Herz der treuen Schweſter nicht wenig beunruhigen mußten. Bald ſollte er die Abſicht haben, ein Calviniſt zu werden, bald ſollte er in Gefahr ſein, ſammt den Juden vertrieben, oder gar vergiftet zu werden. Das trieb die Schweſter zu einem Neujahrsbriefe, dem die tiefe Herzensbewegung der Schreiberin anzufühlen iſt. „Herzlieber Bruder", ſchreibt ſie, „nebſt Wünſchung eines glückſeligen, geſunden, fried- und freudenreichen Neujahrs alle erſprießliche Wohlfahrt an Leib und Seele zuvor! Herzlieber Bruder, laß es Dich nicht wundern, daß ich Dir neulich geſchrieben habe, ich hoffte nicht, daß Du calviniſch werden würdeſt, und was deſſen mehr geweſen iſt. Die Leute reden hier ſo übel von Dir, wiewohl ich Dich allezeit defendiret habe. Aber es ſind etwa vor einem Jahre oder wann es geweſen iſt, Leipziger dort (in Mainz) geweſen, die haben es geſagt, und ich habe es Dir deswegen geſchrieben, daß Du Dich in Acht nimmſt. Es war nämlich in den Zeitungen von Frankfurt aus geſchrieben, daß von Mainz die Evangeliſchen und auch die Juden weg ſollten. Lieber Bruder, nimm Dich in Acht, wenn Dir die Leute dort etwa nicht gut wären, gönnten Dirs nicht, daß Du bei dem Kurfürſten wohl gehört wirſt und ſuchten, wie ſie Dir etwas in einem Süppchen beibrächten. Lieber Bruder, ich meine es von Herzen gut mit Dir und wollte nicht gern, daß Du zu Schaden kämeſt, zumal weil wir zwei einzige Geſchwiſter zuſammen ſind. Wir ſähen es alle gerne, wenn Du zu uns herein kämeſt. Es ſind ſo viele fürſtliche Höfe, die unſeres Glaubens ſind, und der liebe Gott, der viele Leute verſorgt, wird Dich auch in lutheriſchen Landen nicht laßen Hunger leiden. Vertraue ihm nur. Du darfſt den Brief nicht wieder für einen loſen Brief halten. Ich ſchreibe Dirs aus gutem Herzen zur Warnung, daß Du Dich in Acht nimmſt." Aus den letzten Worten geht hervor, daß die Schweſter ſchon in einem früheren Briefe ihrem beſorgten Herzen Luft gemacht, daß Leibniz ihre Beſorgniſſe als ungegründete zurückgewieſen hatte, daß es ihm aber nicht gelungen war, ſich zu rechtfertigen, und die Schweſter zu beruhigen. Darum kann dieſe es nicht unterlaßen, ihrer bangen Sorge um den geliebten Bruder in eben ſo ernſten als innigen Worten einen erneuten Ausdruck

zu verleihen. Sie hat dieſelbe höchſtwahrſcheinlich mit ins Grab genommen. Denn ein Jahr ſpäter, unterm 11. März 1673, zeigt der Schwager unſers Leibniz, der Paſtor Löffler, ihm den Tod ſeiner Schweſter an in einem Briefe, der mit den Worten anhebt: „Lange habe ich von Dir keinen Brief erhalten, auch keine Zeile an Dich geſchrieben, weil ich nicht wußte, wo in aller Welt Du Dich umhertreibſt.“ Da er kürzlich erfahren hat, daß Leibniz mit einer Geſandtſchaft des Kurfürſten nach Paris und London gegangen iſt und bald nach Deutſchland zurückkehren wird, ſo ſendet er ihm die Leichenpredigt, welche zum Gedächtnis ſeiner Schweſter gehalten iſt. Sie muß bald nach jenem Neujahrsbriefe geſtorben ſein, welcher uns ihr ſchweſterliches Herz gezeigt hat, denn der Wittwer zeigt dem Bruder nicht nur ihren Tod an, ſondern ladet ihn auch zur Hochzeit auf den 7. April 1673 ein. Wir wißen, daß Leibniz dieſer Einladung nicht gefolgt iſt. Gleichwohl bittet er ſeinen Schwager nach ſeiner Rückkehr aus London um ſeine Bemühung wegen einer Geldforderung, welche die Leibniziſchen Kinder noch von ihren Eltern her an die Sachſen-Altenburgſche Kammer hatten und um welche ſie ſich ſeit Jahren fruchtlos bemüht hatten. Der Schwager lehnt dies ab, weil die Geiſtlichen keinerlei Einfluß hätten, nicht einmal in kirchlichen, geſchweige denn in politiſchen Sachen. Es wäre zu wünſchen geweſen, ſetzt er hinzu, Leibniz hätte auf den Rath ſeiner Verwandten gehört und einmal ſein Vaterland beſucht, um ſich bei den regierenden Herrn daſelbſt ſehen zu laſſen. Jetzt ſei zu fürchten, daß ſich nichts für Leibniz thun laße, weil er in der Heimat unbekannt ſei, dem Kurfürſten von Sachſen keinen Eid geſchworen habe, dagegen dem Kurfürſten von Mainz eidlich verpflichtet ſei und binnen Jahresfriſt von Paris nicht zurückkehren wolle. Wir wißen, wie ſich der Aufenthalt in Paris in die Länge zog. Aus dem einen Jahre wurden faſt vier. Ja, Leibniz hatte endlich ſogar den Entſchluß gefaßt, ſeinen Wohnſitz für immer in Paris aufzuſchlagen, mit Verzichtleiſtung auf jeglichen Herrendienſt in ſeinem weiteren oder engeren Vaterlande. Wir lernen das Nähere dieſes Planes aus ſeinen Briefen an ſeinen Halbbruder Johann Friedrich und ſeinen Vetter Aegidius Strauch in Gießen kennen. Er theilt dieſen ſeinen Verwandten mit,

daß er durch seine Arbeit und Gottes Segen einiges Geld gesammelt und nun auch ein Mittel gefunden habe, solches dergestalt anzulegen, daß es ihm ein gewisses, beständiges Einkommen bringen könne. Es sei ihm nämlich von hohen Gönnern ein gewisses Amt oder Charge vorgeschlagen, das für ein Geringes zu erkaufen sei, und zwar so, daß nach Anzahlung eines Theils des Kaufgeldes der Rest durch mäßige Particularzahlung abzutragen sei, so daß sich das Amt hernach selbst bezahlte. Die Personen, von denen die Sache abhinge, hielten sie zu seinen Gunsten auf und verhinderten, daß sich andre nicht dahinter machten, welche gewiss eine noch größere Summe daran wenden würden. Es sei gewiss, daß das Amt viel mehr einbringe, als die Zinsen der darauf verwandten Kaufsumme, nämlich mindestens achthundert Thaler jährlich, welche in Friedenszeiten auf tausend Thaler steigen und bei guter Gelegenheit von ihm noch auf ein höheres gebracht werden könnten. Das Amt sei ehrenvoll, bestehe in solchen Verrichtungen, worin er nichts gegen sein Vaterland zu thun habe und könne auch von einem Nichtkatholiken bekleidet werden. Es erfordere nur mäßige Arbeit, wenig Verantwortung, verbiete ihm nicht, von Zeit zu Zeit sein Vaterland zu besuchen, gebe ihm Gelegenheit, seinen Verwandten und andern guten Freunden sich nützlich zu machen und könne jederzeit wieder verkauft werden. Unter diesen Umständen müße er in dem Anerbieten einen Beruf und Schickung Gottes erkennen, der alles so wunderlich zusammengefügt habe, daß ihm hier statt ungewisser Hoffnungen eine gewisse Ruhe in Aussicht gestellt werde. Daher bittet er seine Verwandtschaft, der er bislang in keiner Weise beschwerlich gewesen sei, vor Ausgang des Jahres fünfhundert Thaler für ihn zusammenzubringen, welche ihm noch an dem zu zahlenden Angelde fehlten. Dabei spricht er die Hoffnung aus, es werde etwas von den ausstehenden Zinsen eingegangen sein, zumal nachdem die Altenburgschen Schulden nebst dem ganzen Lande dem Herzoge von Gotha zugefallen, welcher richtig zu bezahlen pflege. Sodann gesteht er, daß ein unverhofftes Ausbleiben des Seinigen ihn jetzt nicht wenig incommodiren dürfte; denn seine Freunde und Gönner sollten sich einbilden, er wäre gar eines Bauern oder Bettlers Sohn und hätte von den Seinigen nicht das Geringste zu er-

warten, was er doch nicht gerne von ſich ſagen laßen wollte. Leibniz ſchließt mit der feſten Zuverſicht, daß ſeine Verwandten ihn nicht im Stich laßen werden. Sollte er ſich irren, was er ganz und gar nicht glauben kann, ſo würde die Hauptſache, wills Gott, auch dann nicht liegen bleiben; aber es wäre leicht zu erachten, was für einen Schluß er daraus zu machen hätte.

Indeſſen ſo ſcharf, eindringlich und vorſichtig Leibniz auch dieſe Sache ſeinen Verwandten ans Herz legte, damit er nicht vor ſeinen Gönnern als „eines Bauern oder Bettlers Sohn" daſtände, ſo wenig Wirkung, wie ſich aus dem Erfolge ſchließen läßt, hatten ſeine beredten Worte. Vielleicht konnten ſeine Verwandten nicht helfen. Wahrſcheinlicher iſt es, daß ſie nicht helfen wollten.*) Denn ſie wünſchten nichts mehr, als daß er in die Heimat zurückkehrte, und konnten ſich deshalb ſchwerlich dazu verſtehn, ihm ſelbſt zu einer bleibenden Anſiedelung in Paris behülflich zu ſein. Es läßt ſich das wenigſtens aus einem Briefe ſeines Halbbruders ſchließen, welcher zwar bedeutend früher, als die eben berührte Correſpondenz, nämlich am 7. Januar 1674 geſchrieben iſt, deſſen ganzer Ton und Inhalt uns aber zu der Annahme nöthigt, daß Leibniz ſchon damals ſeinen Leipziger Verwandten die Abſicht kund gethan hatte, ſich bleibend in Paris niederzulaßen. Im Eingange des Briefes wünſcht der Halbbruder unſerm Leibniz das Licht des h. Geiſtes, daß es ihm wie ein Stern voranleuchten und ihn zu der niedrigen Krippe Chriſti, die im Vaterlande verehrt werde, zurückführen möge. Dann fährt er fort: „die mir von Gott eingepflanzte Bruderliebe zwingt mich, herzlich geliebter Herr Bruder, deinen jetzigen Zuſtand zu erforſchen, zu geſchweigen der innigen Sorge, die ich für deine Seelen- und Leibeswohlfahrt trage, wie ich ſolche öfters meinem Gott in meinem Gebet mit Thränen vortrage, ob es ſich einmal fügen wollte, daß ich dein

*) Indes iſt zu bemerken, daß Leibniz ſpäter, als ſich die Verhandlungen wegen der Stelle bereits zerſchlagen hatten, nämlich am 16. Januar 1676, von ſeinem Schwager Freisleben dreihundertſechsunddreißig Thaler nach Paris vorgeſtreckt erhielt, die er erſt im Jahre 1684 zurückbezahlte. Als er nach Paris reiſte, lieh ihm Boineburg hundert Thaler, welche er jedoch nur für den Fall zurückzahlen ſollte, daß der Plan einer Aegyptiſchen Expedition mit Gelingen gekrönt würde.

Angeſicht ſehen und für deine Errettung aus vieler und großer Gefahr meinem Gott mit fröhlichem Munde danken könnte. Denn mich ſchrecken die Spuren anderer, welche alle mit größter Haſt zur Löwenhöhle hineingeeilt ſind, von denen aber keiner ohne Befleckung ſeines Gewißens zurückgekehrt iſt. Und zwar betrübt es mich nicht wenig, daß ſogar die natürliche Liebe bei dir dergeſtalt ſoll erloſchen ſein, daß du nicht einmal des heimatlichen Bodens mehr eingedenk biſt, der doch ſonſt alle Menſchen mit ſüßer Gewalt anzuziehen pflegt, was leicht daraus zu ſchließen iſt, daß du deine hinterlaßenen Freunde nunmehr faſt in Jahr und Tag durch keinen Buchſtaben von deinem Zuſtande benachrichtigt haſt, ob du lebendig, geſund oder krank biſt. Ich geſchweige, daß du ſollteſt ein Verlangen getragen haben, den Ort zu ſehen, welcher die Aſche deiner Eltern und Geſchwiſter heget. Auch nicht zu gedenken der Noth und des Elends, die mich indeſſen betroffen und davon du mir leicht durch deine Gegenwart hätteſt helfen können.“ Nachdem der Briefſchreiber dann weiter an den alten Heiden Cicero erinnert, der ſchon nach dem Lichte der natürlichen Vernunft einem jeden zu erkennen gegeben, daß er nicht für ſich allein geboren ſei, ſondern theils dem Vaterlande, theils den Freunden angehöre, ruft er aus: „Was würde er nun von denjenigen ſagen, welche alle ihre Kräfte einzig den Verräthern des Vaterlandes widmen? Denn auch dem widerwilligen und undankbaren Vaterlande muß man ſeine Beſtrebungen widmen. Deine Entſchuldigung wird dir nicht helfen; denn es reicht nicht hin, dies einmal gethan zu haben. Zudem iſts beßer, Gott dienen im Poſitiv oder Comparativ, als dem Teufel im Superlativ.“ Es iſt wahr, die Vorwürfe, welche hier unſerm Leibniz gemacht werden, klingen hart und ſind, was die Hauptſache anbetrifft, unberechtigt. Doch kommen ſie aus derſelben Geſinnung, welche ſich zwei Jahre früher ſo rührend in dem Briefe ſeiner Schweſter ausſprach, und bringt man in Anſchlag, daß dem Halbbruder aufs neue allerlei falſche Gerüchte über Leibniz zugekommen ſein mußten, nämlich daß er dem Vaterlande und dem väterlichen Glauben untreu geworden, ſo kann man doch dem Briefſchreiber nicht zürnen, zumal wenn man lieſt, daß er am Schluße des Briefes ſeinem Bruder mit bewegtem Herzen anzeigt, daß Gott nun auch

das einzige Töchterlein der Schweſter zur Mutter in die Ewigkeit befördert habe, und dann mit den Worten ſchließt: „Alle Freunde grüßen dich, leb wohl und ſchreib ſobald als möglich wieder, oder, was noch beßer, komm ſelbſt, wenn du uns und dich ſelbſt lieb haſt.“

Leibniz mochte doch ein Gefühl davon haben, daß er, in ſeine eignen Intereſſen vertieft und vom Strome der Weltbegebenheiten erfaßt, die Heimat und die um ihn ſchmerzlich bekümmerten Verwandten zu ſehr vernachläßigt habe. Daher ſchrieb er ſeinem Halbbruder einen ſehr freundlichen Brief, in welchem er jede Vertheidigung unterließ und nur bemerkte, daß er in demſelben Jahre mehr als ein Schreiben an die Verwandten habe abgehn laßen. Die Briefe mußten alſo verloren gegangen ſein. Leibniz erkundigte ſich nun mit theilnehmender Sorgfalt nach dem Befinden und der Lage eines jeden in der Familie, bis auf die nachgebornen Kinder, unter andern auch nach der alten Baſe, vermuthlich derſelben, welche ihn hatte erziehen helfen und welche bei dem gefährlichen Falle, den er als Kind gethan, und bei der wunderbaren Rettung zugegen geweſen war. Aber auch dieſer Brief, von welchem uns wenigſtens ein Fragment erhalten iſt, kam nicht in die Hände des ängſtlichen Bruders. So erließ dieſer denn ein drittes Schreiben unterm 6. Mai 1675, worin er klagt, daß er nunmehr in anderthalb Jahren keine Zeile von dem Herrn Bruder geſehen, und noch weniger, wo oder wie er lebe, erfahren habe. Nachdem er dann hinzugefügt, daß der Tod unter den Bekannten ſehr aufgeräumt, daß auch der Schwager, Paſtor Löffler, geſtorben ſei und nur ein einziges armes Waislein, Friedrich Simon Löffler, hinterlaßen habe, welcher, weil der ſterbende Vater ſich habe überreden laßen, der Stiefmutter im voraus ein Legat von dreitauſend Thalern zu vermachen, faſt enterbt worden ſei, ſpricht er aufs neue die Hoffnung aus, der Herr Bruder würde einmal herein kommen; denn er ſehe nicht, wie es im Gewißen zu verantworten, ſein Vaterland und die Seinigen alſo zu deſeriren. Er erwarte des Herrn Bruders Antwort mit höchſtem Verlangen und wolle nicht hoffen, daß Gott ihn ſo weit verlaßen, daß er ſeines Vaterlandes und ſeiner Blutsfreunde gänzlich vergeßen habe.

Wir nehmen hier Abſchied von Leibnizens Verwandten und bemerken nur noch, daß das arme Waislein Friedrich Simon Löffler, das „einzige Stiftchen," das von der Löfflerſchen Familie noch übrig war, auch der einzige unter Leibnizens Verwandten iſt, der uns noch einmal begegnen wird, nämlich bei Leibnizens Tode, deſſen einziger Erbe das faſt enterbte Stiefkind werden ſollte.

Sechste Vorlesung.

Der Herzog Johann Friedrich und Leibnizens Berufung nach Hannover.

H. V. Das durchlauchtige Welfenhaus, das jetzt nur noch an der Ocker und Weser einen kleinen Theil des alten Sachsenstammes beherrscht, der in ihm den Repräsentanten seiner Freiheit und Selbständigkeit verehrt, leitet seine Geschichte bis zu den Anfängen des deutschen Reiches zurück. Als der Name der Herren von Hohenzollern noch nicht über die Grenzen ihrer Burgen hinausgedrungen war, hatte das Welfenhaus schon eine welthistorisch berühmte Persönlichkeit aufzuweisen; ich meine jenen Löwen, der an der Spitze einer der beiden Parteien stand, in denen sich der große Principienkampf des Kaiserthums und des Papstthums verkörpert hatte. Der Kampf mit dem Staufischen Kaiserhause, in dessen Verlaufe Heinrichs des Löwen Sohn, Otto IV., den Kaiserthron bestieg, beschränkte die Macht der Welfen und endigte im Jahre 1235 durch einen Vergleich, wonach Otto, der Enkel Heinrichs des Löwen, dem Kaiser Friedrich II. sein Lüneburgsches Erbe zu Lehen auftrug, der Kaiser dasselbe mit dem Braunschweigschen Erbe, worauf er seine Ansprüche abtrat, zu einem Reichsfürstenthum, nämlich dem Herzogthume Braunschweig-Lüneburg, vereinigte und mit diesem Otto und dessen männliche und weibliche Nachkommen belehnte. Das Gewicht, welches diese neugebildete Macht im nördlichen Deutschland hätte haben können, gieng für mehre Jahrhunderte durch fortgesetzte reichsgesetzwidrige Theilungen verloren, während die innere Entwickelung des Landes auf der Grundlage alter Rechte, denen das neuaufblühende Leben der Städte und der reformatorischen Kirche nur zur Kräftigung gereichte, ohne große Erschütterungen fortschritt und dem sächsischen Volksstamme

die ihm eigene Liebe zur Freiheit und eine seltene Zähigkeit im Erhalten alles dessen bewahrte, was sich als gut und heilsam bewährt und sich Anspruch auf des Volkes Liebe und Anhänglichkeit erworben hatte. Denn die Sonderung des Landes in so viele kleine Fürstenthümer, deren jedes seine eignen Verhältnisse, Eigenthümlichkeiten, Gesetze, Steuern und Stände ausbildete, erschwerte jede das ganze Herzogthum umfaßende Veränderung und erhielt den Einzelnen auf die Ansichten des kleinen Kreises beschränkt, welchem er zunächst angehörte.

Als Leibniz von dem Herzoge Johann Friedrich nach Hannover berufen wurde, bereitete sich auch in dieser Beziehung eine neue Zeit vor. Die Zeit der Zersplitterung war vorüber und das Welfenhaus strebte sich wieder zu einer Einheit zusammenzufaßen, durch welche es unter ausgezeichneten Fürsten zu neuer, ungeahnter Blüthe emporsteigen sollte. Alle Linien des Hauses waren bis auf zwei erloschen, welche das Herzogthum zu ungleichen Theilen besaßen, die jedoch nach dem uralten Recht und Herkommen in Beziehung auf Lehns- und Erbfolgeverhältnisse ein staatsrechtliches Ganzes bildeten, dessen Vertreter der jedesmalige älteste regiereude Herr war. Beide Linien stammten von Herzog Ernst dem Bekenner ab. Die Nachkommen seines älteren Sohnes Heinrich regierten in dem jetzigen Herzogthum Braunschweig und ihre damaligen Häupter waren die Söhne des gelehrten Herzogs August, von denen Rudolf August und Anton Ulrich in Gemeinschaft zu Wolfenbüttel lebten, während ein dritter, Ferdinand Albrecht, seinen Sitz auf dem Schloß zu Blankenburg aufgeschlagen hatte. Die jüngere Linie stammte von Heinrichs Bruder, Herzog Wilhelm, ab, dessen sechs Söhne unter Vorsitz des ältesten eine gemeinschaftliche Regierung geführt und zur Erhaltung der fürstlichen Macht sich dahin vereinigt hatten, daß nur Einer von ihnen den Stamm fortsetzen sollte. Der erwählte Stammhalter, Herzog Georg, nahm die Stadt Hannover zur Residenz, erweckte in Vertheidigung der Erblande und Behauptung der Stifter Minden und Hildesheim den alten Kriegsruhm des Welfischen Hauses, und hinterließ, als er 1641 starb, vier Söhne, die Herzöge Christian Ludwig, Georg Wilhelm, Johann Friedrich und Ernst August, unter denen es dem jüngsten, Ernst August, vorbehalten

war, ſämtliche Beſitzungen dieſer Linie wieder in einer Hand zu vereinigen. Vorläufig blieb noch eine Trennung; denn der Vater hatte die Beſtimmung getroffen, daß die beiden Fürſtenthümer Calenberg-Grubenhagen und Celle-Lüneburg, welche ſeinen vier Söhnen nach dem Tode der Oheime zufallen mußten, nicht vereinigt werden, jedoch dem älteſten die Wahl freiſtehn ſollte. Der älteſte der vier Brüder war Chriſtian Ludwig, welcher zuerſt in Hannover über Calenberg und Grubenhagen herrſchte. Als acht Monate nach der Proclamation des Weſtfäliſchen Friedens ſein Oheim Herzog Friedrich verſtarb, hatte er die Wahl zwiſchen Hannover und Celle, und er gab dem letzteren den Vorzug. Am 23. December 1648 ſiedelte Chriſtian Ludwig nach Celle über und in Calenberg-Grubenhagen ſuccedirte ihm ſein zweiter Bruder Georg Wilhelm, der nun anſtatt jenes ſeine Reſidenz in Hannover aufſchlug.

Georg Wilhelm übernahm die Zügel der Regierung in einem kritiſchen Zeitpunkte. Paul Gerhardt hatte eben nach einer 30jährigen Kriegsperiode ſein Saitenſpiel hervorgenommen, um den Gefühlen des geſammten friedebedürftigen und friedeſehnſüchtigen Deutſchlands in jenem herrlichen Dankliede Ausdruck zu geben:

„Gottlob, nun iſt erſchollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen ſollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.“

Da der Friede nun geſchloßen war, überſah man erſt das Elend, das der Krieg heraufbeſchworen hatte. Das Land zwiſchen Weſer und Leine glich einer großen Brandſtätte. Von dem früheren Wohlſtande war keine Spur übrig geblieben. Nur ein einziges Denkmal aus beßerer Zeit hatte ſich erhalten: Hannover, die fürſtliche Reſidenz an der Leine, die gleichſam als eine Reliquie der Vergangenheit daſtand. Nie hatte der Halberſtädter in ihren Mauern gehauſt, nie waren die Schweden zu ihren Thoren eingezogen, und ſelbſt Tillys Drohungen waren nie zur ſchrecklichen Wirklichkeit geworden. Während viele andre Städte in Schutt- und Steinhaufen verwandelt und durch Peſt und Hungersnoth entvölkert waren, hatte ſich die Stadt Hannover erweitert und verſchönert und ihre Feſtungswerke waren

unüberwindlich geworden. Indes, war auch die Reſidenz unverſehrt geblieben, das Land war weit und breit verheert und glich einer Wüſte; und was das ſchlimmſte war, auch die geiſtige Saat, welche die Reformation gepflanzt hatte, war verwüſtet und zertreten. Es war ein entarteter und verwilderter Haufe, den der Krieg übrig gelaßen hatte. Ihn wieder zu ſchulen und an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, war keine der geringſten Aufgaben der Zeit. Mit neuen Katechismen mußte angefangen werden, wenn man wieder ein Chriſtengeſchlecht haben wollte. Die alten Sitten mußten neugepflanzt und das ganze Leben neubegründet werden. Allen dieſen Aufgaben unterzogen ſich nun die vier trefflichen Brüder, welche hintereinander in Hannover und Celle regierten, und löſten die ihnen geſtellte ſchwere Aufgabe mit einem ſolchen Geſchick, daß am Ende des Jahrhunderts die Reorganiſation des Landes als vollendet angeſehen werden konnte.

Georg Wilhelm regierte in Hannover die erſten ſiebzehn Jahre nach Schließung des Weſtfäliſchen Friedens, von 1648—1665. Dann ſuccedirte er ſeinem älteren Bruder Chriſtian Ludwig in Celle, wo er noch vierzig Jahre lang, bis 1705, das Regiment führte. In Hannover wurde der dritte Bruder Johann Friedrich zur Nachfolge berufen. Er war, wie alle ſeine Brüder, ein echter Welf und einer der ausgezeichnetſten Fürſten ſeines Stammes. Doch fand zwiſchen ihm und ſeinem Bruder Georg Wilhelm, der neben ihm in Celle reſidirte, ein großer Unterſchied ſtatt. Georg Wilhelm war gedrungenen Wuchſes, Johann Friedrich war groß und ſehr corpulent. Georg Wilhelm war einer der tapferſten und kriegeriſcheſten Fürſten ſeiner Zeit und hatte bereits als achtzehnjähriger Jüngling im Feldlager des Vaters von Wilhelm von Oranien das Waffenhandwerk erlernt. Johann Friedrich liebte mehr die Wißenſchaften und die Künſte des Friedens als die Waffen und den Kriegslärm, und war einer der gelehrteſten Fürſten ſeiner Zeit. Georg Wilhelm, wiewohl er durch freundliche Zuſprache und ungekünſteltes Wohlwollen die Herzen ſeiner Umgebung zu gewinnen verſtand, war doch kein Freund von vielen Worten und begnügte ſich am liebſten mit kurzem kräftigen Beſcheide. Von Johann Friedrich ſagt Leibniz: Seine Geberden waren freundlich

und anziehend, ſeine Sprache anmuthig und fließend. Er hatte geſchwinde Erfindungen und fertige Antworten und konnte ſeine Gemüthsmeinungen mit einer natürlichen Beredſamkeit kräftig ausdrücken. Am ſchärfſten trat der Gegenſatz zwiſchen den beiden gleichzeitig regierenden Brüdern in ihren politiſchen und religiöſen Grundſätzen hervor. Georg Wilhelm war ein ſtrenger Anhänger des Lutherthums und als erklärter Feind Frankreichs ein eben ſo treuer Bundesgenoße des Kaiſers und des Prinzen von Oranien, der ſpäter als Wilhelm III. den Thron von England beſtieg. Johann Friedrich hatte den Glauben ſeiner Väter verlaßen, war zur Römiſchen Kirche übergetreten und gehörte zu den Fürſten, welche Stützpunkte für die Franzöſiſche Politik bildeten. In einem Stücke harmonirten die beiden Brüder völlig, in der Liebe zu jenem Lande, das mit ſeinem Orangenduft und ſeinen Citronenblüthen ſchon ſo manches deutſche Herz gefangen genommen und der Heimat entfremdet hat. Auf Georg Wilhelm übte Italien eine unwiderſtehliche Anziehungskraft, und es vergiengen wenige Jahre während ſeiner Regierung über Calenberg, ohne daß er mit zahlreichem Gefolge über die Alpen zog. Beſonders liebte er Venedig, dahin trieb es ihn immer aufs neue, und weder die Vorſtellungen der Stände noch die des Geh. Raths waren im Stande, ihn von dieſen Luſtfahrten zurückzuhalten. Die Antwort, welche er dem letzteren gab, lautete: „Ich möchte wünſchen, daß ich dem Herrn Marſchall Luſt machen könnte, hierher zu kommen, damit er mir nicht ſo viel vom Nachhauſekommen ſchriebe“. Und ein ander Mal: „der Herr Marſchall kann nicht glauben, wie luſtig es hier in Venedig iſt; wenn er einmal hier wäre, würde er nicht wieder nach Deutſchland begehren.“ Auch Johann Friedrich liebte Italien und machte verſchiedene Reiſen dorthin. Ihn lockte aber nicht bloß Venedig mit ſeiner weltlichen Pracht und ſeinen glänzenden Feſten, ſondern Rom mit ſeiner hohen Geiſtlichkeit, mit ſeinem prunkvollen Cultus und ſeiner imponirenden Verfaßung war es, was ſein Herz gefangen nahm. Im Jahre 1650 auf ſeiner 3. Reiſe nach Italien trat er im Aſſiſi zur römiſchen Kirche über; auf ſeiner vierten Reiſe im Jahre 1671 machte er zu Mainz Leibnizens perſönliche Bekanntſchaft; auf ſeiner fünften Reiſe nach

Italien begriffen, ſtarb er am 18. October 1679, um nur als Leiche in die Heimat zurückzukehren.

Johann Friedrich hatte ſich nicht in Folge bloßer Ueberredung oder um äußern Gewinns willen, ſondern aus Ueberzeugung und aus innerm Bedürfnis zur Römiſchen Kirche gewandt. Sein Vater, Herzog Georg, hatte in ſeinem Teſtamente § 3 geſagt: „Wollen und befehlen auch hiermit ernſtlich und bei des allerhöchſten Gottes unausbleiblicher Strafe, daß bei oberwähnten wahren Religion (der lutheriſchen) unſre Söhne und Fräulein und deren durch göttliche Verleihung erfolgende Nachkommen, ſo lange derſelben ſein werden, beſtändig verbleiben und keineswegs davon abſetzen ſollen.“ Johann Friedrich war doch abgetreten, weil ſein Gewißen ihn drang. Als ſeine Mutter, welche im Schloße zu Herzberg das Thränenbrot der Wittwe aß, im Schmerz über des Sohnes Abfall harte Beſchuldigungen gegen ihn laut werden ließ, antwortete dieſer: „Ich habe Luthers Religion mit Ernſt geprüft und keine Gelegenheit, ſie zu durchforſchen, verabſäumt; aber ſelbſt die Geſpräche mit dem Sohne von Calixt (dem berühmten Helmſtedter Theologen) waren weniger geeignet, mein Bedenken zu mindern, als zu mehren. Nun aber iſt kein Menſch ſeines Lebens für einen Augenblick ſicher, und nachdem ich mich im Gewißen überzeugt befunden, durfte ich meine Seele nicht in der Gefahr ſchweben laßen, unbekümmert um Schmähung und Nachrede. Hat Gott für mich gelitten, ſo mag ich auch für ihn leiden. Was aber mich am meiſten ſchmerzt, iſt, daß auch Ew. Gnaden wähnen, daß aus Ihrem eignen Blute ein Menſch habe erwachſen können, der um vergänglichen Vortheils willen mit dem Heiligthum Spiel treibt.“ Das ſind fürſtliche Worte eines gewißenhaften Mannes, und wenn wir auch ſein Gewißen für ein irrendes halten, ſo müßen wir doch ſeine Gewißenhaftigkeit ehren. Johann Friedrich war wie die meiſten Convertiten ein eifriger Katholik, und wie feſt er in ſeinem neuen Glauben war, geht daraus hervor, daß der gelehrte Heinrich Julius Blume, Profeſſor der Kirchengeſchichte in Helmſtedt, der nach Italien geſandt wurde, um den Herzog von ſeinem Vorhaben abzuziehen, nicht im Stande war, der ſcharfen Dialectik desſelben die Spitze zu bieten. Weit entfernt, den Herzog von dem beabſich-

tigten Schritte zurückzuhalten, wurde Professor Blume vielmehr selbst von diesem zur katholischen Kirche hinüber gezogen. Am Feste der Heimsuchung Mariä 1651 hatte Johann Friedrich bereits die Firmung empfangen. Seitdem unterzog er sich eifriger denn zuvor den geistlichen Uebungen, ohne jedoch jener lutherischen Morgen- und Abendgebete zu vergeßen, die er zu Herzberg als Knabe aus dem Munde seiner Mutter gelernt hatte.

Der Abfall des Herzogs hatte in seinen Erblanden große Besorgnisse erregt; denn der Grundsatz cujus regio ejus religio, der heutiges Tages selbst von den Hohenzollern nur noch in gewisser Weise aufrecht erhalten wird, stand damals trotz des Westfälischen Friedensschlußes noch in zu allgemeiner Geltung, als daß man seine Anwendung für unmöglich hätte halten sollen. Man glaubte daher in Hannover mit allen Mitteln sich dagegen zur Wehr setzen zu müßen, und als der Herzog bald nach seinem Uebertritte in die Heimat zurückkehrte, erlaubten die Stände dem präsumtiven Thronerben nicht, in einem Zimmer seines Schloßes die Messe lesen zu laßen. Nachdem er aber am Michaelistage des Jahres 1665 als Landesherr seinen Einzug gehalten hatte, stieß er auf keine Schwierigkeiten mehr; denn er hatte eine Religionsassecuranz ertheilt, welche seinen Unterthanen genügende Sicherheit bot. Man sieht, die Zeiten sind seitdem andre geworden, und man ist heutiges Tages, was die kirchlichen Verhältnisse anbetrifft, nicht mehr so scrupulös, als damals. Denn einerseits macht man sich kein Gewißen daraus, mit einem eroberten Lande auch die Kirche desselben als gute Beute mit in den Kauf zu nehmen. Und andrerseits dringt man auf keine Religionsassecuranzen mehr, auch wenn das Ziel des andersgläubigen Herrschers, durch eine mehr als hundertjährige Geschichte, wie durch die eignen Bezeugungen in Wort und That erkennbar, für jeden Kundigen eine ausgemachte Sache ist. Johann Friedrich würde ohne feste Garantieen für die lutherische Landeskirche, wiewohl rechtmäßiger Thronerbe, nimmermehr zur Ausübung seiner Rechte gekommen sein. Dagegen haben es in unsern Tagen die Hüter des kirchlichen und staatlichen Rechts ruhig geschehen laßen, daß ein reformirter Fürst sich zum Schirmherrn unserer lutherischen Landeskirche auf-

geworfen hat ohne jede andre Garantie, als die, welche in seinem guten Willen liegt. Johann Friedrich war, wie schon erwähnt, für seine Person ein eifriger Katholik. Er berief die Jesuiten Hildesheims nach Hannover und stellte ihnen ein weites Feld für ihre Thätigkeit in Aussicht. Auch die vor länger als einem Jahrhunderte von Hannover vertriebenen Barfüßermönche kehrten nun an den Leinestrand zurück und bezogen ein neben der Residenz für sie hergestelltes Hospitium, wo sie ein gutes Leben und Küche und Keller voll gehabt haben sollen. Doch irrten sich die, welche wähnten, daß nun, trotz der Religionsassecuranz, die lutherische Kirche gewaltsam über den Haufen gestoßen und eine Gegenreformation durchgesetzt werden würde. Von einer kirchlichen Umgestaltung war in Hannover wenig zu spüren, und nur in der Schloßkirche sammelte sich um den Fürsten eine kleine katholische Gemeinde. Dort wurde die Predigt abwechselnd in deutscher, französischer und italienischer Sprache gehalten. Dort sah man auch das wunderthätige Marienbild aus dem Gotteshause zu Hainholz, sowie später den erworbenen Reliquienschatz aus Braunschweig ausgestellt. Der prunkvolle Gottesdienst wurde durch italienische Sänger verherrlicht, und der Zauber der römischen Ceremonien übte auch im deutschen Norden seine bekannte Anziehungskraft. Dennoch waren es nur einzelne Hofleute, unter ihnen der Hofmarschall Moltke und der Freiherr von Knigge, welche durch äußere Vortheile und irdischen Gewinn bewogen den Glauben, darin sie erzogen worden, mit dem des neuen Landesfürsten vertauschten. Wie unbegründet die Befürchtungen waren, die sich an Johann Friedrichs Regierungsantritt geknüpft hatten, zeigte sich bald, und die auf einen völligen Umsturz gerechnet hatten, sahen sich betrogen. Der Fürst misbrauchte seine hohe Stellung nicht, um nach jenem Grundsatze cujus regio ejus religio seinen Unterthanen einen Glauben aufzudrängen, der nicht der ihrige war, und die Hannoveraner waren auch nicht darnach geartet, sich einen fremden Glauben aufdrängen zu laßen. Als 50 Jahre früher Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, zum Calvinismus abfiel, folgten ihm sogleich alle Mitglieder des geheimen Raths bis auf eine einzige ehrenvolle Ausnahme, weil nicht Religion, sondern Politik ihre Schritte lenkte. Nicht so in Hannover. Zwar

gab es auch hier, wie ſchon bemerkt, einige Hofleute, welche nichts eiligeres zu thun hatten, als daß ſie nach dem Muſter ihres fürſtlichen Herrn eine neue geiſtliche Livrée anzogen. Allein unter den Geheimen Räthen fand ſich keiner, der aus bloßer Liebedienerei ſeinen Glauben gewechſelt hätte. Vielmehr widerſtanden ſie jeder derartigen Verſuchung und traten, wo es Noth that, mit großer Entſchiedenheit für die Rechte der lutheriſchen Kirche ein. Auch die Hannoverſchen Theologen waren weit entfernt, bloße Schleppträger der Gewalt zu ſein. Unbeirrt durch des Fürſten Uebertritt zum Katholicismus pflegten ſie die Heiligthümer der lutheriſchen Kirche und hielten feſt an deren Lehre und Bekenntnis.

Von dem katholiſchen Fürſten ſelbſt war am wenigſten für den Beſtand der lutheriſchen Kirche zu beſorgen. Die Sache der Religion war für Johann Friedrich zu ſehr Herzensſache, als daß er andre, die nicht ſeines Glaubens waren, hätte zwingen können, dieſen Glauben anzunehmen. Für den lutheriſchen Theil ſeiner Hofdienerſchaft ließ er eine eigene Kirche bauen, welche in der Neuſtadt neben dem Rathhauſe ihren Platz fand. Wie ganz anders ſah es in dieſer Beziehung an dem calviniſchen Hofe zu Berlin aus. Seit dem Abfalle des Kurfürſten Johann Sigismund zum Calvinismus war man dort eifrig bemüht, den calviniſchen Hofglauben auf Koſten des Lutherthums auszubreiten, und keiner war eifriger in der Proſelytenmacherei, als der ſogenannte große Kurfürſt. Ihm waren alle Mittel recht, um den Calvinismus zu heben und das Lutherthum zu unterdrücken. Paul Gerhardt, den milden Sänger des Friedens, zwang er durch den unerträglichen Gewißensdruck, den er dem gewißenhaften Manne auferlegte, die kurbrandenburgſchen Lande zu verlaßen, und die wüſte Kirche zu Frankfurt a. O., welche unbeſtreitbares Eigenthum der lutheriſchen Stadtgemeinde war, ließ er dieſer durch Waffengewalt entreißen und einem Haufen reformirter Profeſſoren übergeben, zur Begründung einer reformirten Gemeinde. Aehnliche Ausſchreitungen kamen am Hofe zu Hannover nicht vor, und der katholiſche Fürſt war toleranter und gerechter, als der reformirte.

Seit der Vermählung des Herzogs Johann Friedrich mit Benedikte, einer Tochter des Pfalzgrafen Eduard bei Rhein

(1668), waren viele Italiener und Franzoſen nach Hannover gekommen, deren Einfluß am Hofe unverkennbar war. Der ganze Hofton war, wie Spittler ſagt, ihre Melodie, allein der Miniſter Graf Grote hielt allezeit den dirigirenden Grundton. Dieſer ausgezeichnete Staatsmann, der an der Spitze des Geh. Raths ſtand und den man mit einem Richelieu und Mazarin verglichen hat, dieſer ausgezeichnete Staatsmann wußte es in Verbindung mit dem eben ſo ausgezeichneten Kirchenregenten Gerhard Molanus zu verhüten, daß die nächſte Umgebung des Fürſten Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte gewann und durch ein raſches Erfaßen des Augenblicks die Stellung der lutheriſchen Kirche verkümmerte. Zu Hofjunkern und Kammerjunkern mochten die Katholiken immerhin befördert werden, auch zu Hauptleuten und Obriſten; aber die landesherrlichen Collegien blieben rein, die Kloſtergüter wurden nicht angetaſtet, Klöſter und katholiſche Kirchen wurden nicht angelegt und keiner wurde um ſeines lutheriſchen Glaubens willen ſcheel angeſehn oder zurückgeſetzt. So fühlte ſich das Volk auch nicht beunruhigt durch den Anblick einiger Kapuzinerkutten, welche von der Seine nach der Leine verpflanzt waren, und nie ſah Hannover ſolche religiöſe Tumulte, wie ſie in Berlin in Folge der calviniſirenden Tendenzen der Hohenzollern nicht ſelten vorkamen.

Johann Friedrich regierte vierzehn Jahre und ſetzte das Werk der Reorganiſation fort, das ſein Bruder, Georg Wilhelm, begonnen hatte. Er war es, der die Macht ſeines Hauſes eigentlich begründete, ſo daß ſein Nachfolger, Ernſt Auguſt, die Stufe erreichen konnte, welche das Welfenhaus am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts im deutſchen Reiche einnahm. In der auswärtigen Politik ſtützte kein Fürſt ſeines Ranges ſich mehr als er auf Ludwig XIV., mit dem er auch 1672 ein Neutralitätsbündnis ſchloß. Seinen Brüdern bis zur Stunde des Todes einſam gegenüberſtehend, verfolgte er ſeine eigene Bahn, unbekümmert um das Intereſſe des Geſammthauſes. Durch ſeine Verheirathung noch mehr mit dem Franzöſiſchen Königshauſe verbunden, trat er im Holländiſchen Kriege auf deſſen Seite. Aber wenn er auch Franzöſiſche Subſidien annahm und Ludwig dem vierzehnten 1671 ein Hülfsheer von zehntauſend Mann verſprach, ſo unterließ er es doch nicht, in demſelben

Kriege, in welchem jenes Corps gebraucht wurde, auch ſein Reichscontingent zu ſtellen. Daß die auswärtige Politik Johann Friedrichs ſich auf die Seite Frankreichs neigte, war zum größten Theil eine Folge der ſchiefen Stellung, in welche ihn ſein Uebertritt zum Katholicismus gebracht hatte. Als der Kurfürſt von Brandenburg ihn einlud, der gegen Frankreich geſchloßenen Einigung beizutreten, entgegnete Johann Friedrich, er dürfe weder dem Kaiſer noch dem Hauſe Hohenzollern, noch auch ſeinen eignen Brüdern trauen und müße für ſich ſelbſt ſorgen.

Was ſeine innere Politik anbetraf, ſo gefiel er ſich nicht nur in der neuerdings begründeten Lehre von der fürſtlichen Souveränetät, ſondern er wußte ſie auch folgerichtig zur Geltung zu bringen. Als Regent trat Johann Friedrich eben ſo energiſch als umſichtig auf und ließ ſich nicht leicht von dem, was er ſich einmal vorgenommen hatte, zurückbringen. Mit Conſequenz verfolgte er ſeine Pläne, ſelbſt Härte ſcheute er nicht, wenn ſie nöthig war, um zum Ziele zu gelangen. Es war ja die Zeit, in welcher die Souveränetät der einzelnen Fürſten ſich derartig entwickelte, daß ein jeder ein Louis quatorze en miniature ſein zu müßen glaubte. Auch Johann Friedrich liebte es, zu ſagen: „Ich bin Kaiſer in meinem Lande“. Bei dieſem Geiſte der Zeit und bei der ganzen Art ſeines Charakters verdient es um ſo mehr Anerkennung, daß die Rechte des Landes geehrt wurden, daß keine Uebergriffe weder auf ſtaatlichem noch auf kirchlichem Gebiete ſtattfanden, daß kein Paul Gerhardt vertrieben und keine lutheriſche Kirche, wie die zu Frankfurt a. O., auf einſeitigen Zwangsbefehl des Herzogs den Händen ſeiner Glaubensgenoßen überliefert wurde. Johann Friedrich war im Ganzen eine friedliche Natur, und wenn es auch zu ſeiner Zeit manchen Soldatenlärm gab, ſo wurden doch die Aufgaben des Friedens nicht vernachläßigt. Der Herzog nahm an allem, was Kunſt und Wißenſchaft betraf, einen regen Antheil, und der Hannoverſche Hof galt ſchon damals für einen der glänzendſten und gebildetſten in ganz Deutſchland, wie der Herzog einer der gelehrteſten und kenntnisreichſten Fürſten war, die je auf Deutſchen Thronen geſeßen. Die Correſpondenz, welche er mit vielen auswärtigen Gelehrten unterhielt, verſtand er in vier Sprachen zu führen, in der deutſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen

und italieniſchen. Mit dem großen Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, war er freundſchaftlich verbunden, wenn auch vielleicht ohne deſſen Geiſtesſchwung und Geiſtestiefe zu haben. Aber er theilte deſſen Beſtrebungen für die allgemeine Wohlfahrt und acceptirte von ihm manches, auch unſern Leibniz, deſſen Heimkehr nach Deutſchland im Jahre 1676 das rein perſönliche Verdienſt des Herzogs Johann Friedrich iſt.

Seit dem Jahre 1669, wo Habbeus von Lichtenſtern zuerſt den Herzog auf den damals dreiundzwanzigjährigen Leibniz aufmerkſam machte, hatte Johann Friedrich dieſen nicht mehr aus dem Auge verloren, wie auch Leibniz ſich von Anfang an ſtark zu dem Herzoge hingezogen fühlte, namentlich ſeitdem er im Jahre 1671 das Glück gehabt hatte, dem durch Mainz reiſenden Herzoge perſönlich vorgeſtellt zu werden.

Der deutlichſte Beweis davon iſt der ausführliche in der dritten Vorleſung*) beſprochene Brief, welchen Leibniz noch in demſelben Jahre an den Herzog richtete und in welchem er ſich dieſem gegenüber mit voller Offenheit über ſeinen Lebensgang, ſeinen Stand in der Wißenſchaft, ſeine Hoffnungen für die Zukunft ausſprach. Wie groß das Vertrauen war, das Leibniz dem Herzoge ſchenkte, geht wohl am deutlichſten daraus hervor, daß er ihm ſchon in dieſem Jahre 1671, alſo noch vor ſeiner Franzöſiſchen Reiſe, den Plan der Aegyptiſchen Expedition mittheilte. Was das ſagen will, werden wir am beſten ermeßen, wenn wir uns erinnern, daß derſelbe Leibniz mehre Jahre ſpäter, als er denſelben Plan dem Fürſtbiſchofe von Fürſtenberg enthüllte, dieſem das ſchriftliche Verſprechen abnahm, daß die Sache ſowohl jetzt als künftig im höchſten geheim gehalten und keinem Menſchen einige Erläuterung davon gegeben werden ſolle.

Indes macht Leibniz den Herzog nicht nur zum Mitwißer ſeiner Pläne und Entwürfe, ſondern er ſendet ihm auch ſeine in Frankfurt und Mainz herausgegebenen Schriften, und theilt ihm ſogar allerlei handſchriftliche Aufſätze mit, die ſich meiſt auf religiöſe Fragen und theologiſche Probleme beziehen, und läßt

*) Siehe Seite 94 ff.

ihn nicht nur an seinen Freuden, sondern auch an seinen Sorgen theilnehmen. Unterm 26. März 1673 schreibt er dem Herzoge, daß das Modell seiner Rechenmaschine, an welchem er wohl $^3/_4$ Jahre gearbeitet, ihm viel gekostet habe*); denn es sei wohl hundertmal verändert, nun aber soweit fortgeschritten, daß er es vollkommen in Messing ausführen laße. In demselben Briefe erzählt er von seiner Reise nach London, von seinem Umgange mit dem weltberühmten Monsieur Arnaud, und versichert ganz offen, daß es all sein Wunsch sei, „Dero Befehlen zu gehorchen, Dero glorieusen Plänen ein geringes Werkzeug zu sein und unter Dero Autorität einige nützliche Dinge ins Werk zu richten". Drei Jahre später, im Januar 1676, schreibt er dem Herzoge, daß er nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz, der allein seine Wünsche hätte theilen können, stets des Sinnes gewesen sei, daß, wenn er die volle Freiheit hätte, sich einen Fürsten zu wählen, es Seine Hoheit sein würde.

Wie aber Leibniz seit seiner ersten persönlichen Begegnung mit dem Herzoge Johann Friedrich im Jahre 1671 immermehr bemüht war, in diesem einen Rückhalt zu gewinnen, so hatte der Herzog an der Correspondenz mit dem hervorragenden Manne eine ersichtliche Freude und ließ es nicht an Zeichen seiner Gunst und seines Wohlwollens fehlen. Schon unterm 6. Juni 1671 antwortete der Herzog auf eine gelehrte Zuschrift, die er kurz vorher von Leibniz erhalten, daß ihm deren wiederholte Lesung sehr angenehm sei. Er wünsche die Fortsetzung der Correspondenz und werde nicht ermangeln, bei vorkommenden Gelegenheiten solches dankbar zu erkennen. Es fehlt auch nicht an Anzeichen, daß der Herzog dies sein Versprechen erfüllt habe. So schreibt Leibniz unterm 14. Februar 1676 an seinen Freund Habbeus: „Der Herzog von Hannover hat mir eine ganz ausgezeichnete Gnade erwiesen, wovon ich ein andermal ausführlicher reden werde".

Man sieht, beide Männer zogen sich gegenseitig an, und dies Verhältnis, welches sich später zu einem innigen Freund-

---

*) Man hat berechnet, daß Leibniz auf seine Rechenmaschine im Ganzen circa 11,000 Thaler verwandt hat.

ſchaftsverhältniſſe zwiſchen dem Herrn und ſeinem Diener ausbildete, iſt ein ehrendes Zeugniß für beide.

Dennoch wurde es dem Herzoge nicht ſo leicht, als man nach dem Geſagten annehmen möchte, Leibniz ganz für ſich zu gewinnen und nach Hannover herüberzuziehen. Wir kennen die univerſelle Natur Leibnizens, welche nicht geneigt war, ſich einer einzelnen Sache oder einer einzelnen Perſon hinzugeben. Er liebte mehr als irgend einer die Unabhängigkeit, und hatte er ſich auch für kurze Zeit in Mainz an ein beſtimmtes Amt gebunden, ſo war ihm während ſeines Aufenthaltes in Paris die Süßigkeit einer unabhängigen Stellung recht wieder zum Bewußtſein gekommen. Dazu er war ein ſo hervorragender Menſch, daß ihm ſo zu ſagen die ganze Welt offen ſtand. Schon im Jahre 1672 fragte Habbeus bei ihm an, ob er in Däniſche Dienſte treten wollte, und erneuerte ſeine Anfrage im März 1673. Der erſte Miniſter des Königs von Dänemark, der Graf Güldenlow, wünſchte ihn zu ſeinem Secretär mit perſönlichem Zuſammenleben zu haben und bot ihm dafür nebſt freier Station vierhundert Thaler Gehalt und den Titel eines königlichen Raths. Noch höher hinaus will der kurfürſtlich-trierſche Rath Linker mit dem jungen Gelehrten, deſſen Stil und Gelehrſamkeit ſeine Bewunderung erregt. Er fordert ihn nicht nur dringend auf, eine Biographie des verſtorbenen Barons von Boineburg zu ſchreiben, ſondern er wünſcht ihn auch an der Stelle eines kaiſerlichen Hiſtoriographen zu ſehn und hat deshalb ein von Leibniz empfangenes Schreiben dem Kanzler Hocher mitgetheilt, aus deſſen Händen es auch in die des Kaiſers gelangt iſt. Nicht weniger hat Leibniz die Aufmerkſamkeit des Franzöſiſchen Miniſters Colbert auf ſich gezogen, der, wie aus einem Schreiben Leibnizens an Colbert vom 11. Januar 1676 hervorgeht, ihn in Paris feſthalten wollte. Man ſieht, Leibniz iſt ein vielumworbener Mann, denn er iſt eine ſeltene Erſcheinung, und je verſchiedenartiger die Ausſichten ſind, die ſich ihm eröffnen, deſto ſchwerer wird es ihm, ſich für eine beſtimmte Stellung zu entſcheiden. Am liebſten wäre es ihm geweſen, wenn er eine ganz unabhängige Stellung hätte gewinnen können, die es ihm möglich gemacht hätte, nur den Wißenſchaften zu leben. Von dem Herrendienſte fürchtete er eine zu große

Beſchränkung ſeiner Freiheit. Als Habbeus ihn 1673 für den Miniſter des Königs von Dänemark gewinnen wollte, antwortete er, daß er nicht gewohnt ſei, ſich gewiſſen politiſchen Launen einiger großen Herrn zu unterwerfen, und daß er ſich lieber von allen dieſen Geſchäften fern halte, als daß er in beſtändiger Unruhe lebe. Selbſt ein Johann Friedrich vermochte ihm nicht alle Bedenken zu nehmen, die er in dieſer Beziehung hatte. Denn noch am 20. October 1675, als die Verhandlungen wegen ſeiner Ueberſiedelung nach Hannover ſchon längſt im Gange waren, ſchrieb er an ſeinen Verwandten Aegidius Strauch: „Ich hoffe nach Ordnung meiner Angelegenheiten künftiges Frühjahr eine Reiſe nach Deutſchland zu thun, und wird ſowohl meine Freundſchaft als ich Ehre davon haben, wenn ich zuvor mein Schaf ins Trockne gebracht (dies ſcheint ſich auf den Aemterkauf zu beziehn) und andern Leuten, wenns auch gleich Fürſten wären, nachzulaufen nicht mehr gezwungen bin. Denn ich weiß aus Erfahrung, daß man alsdann erſt recht von den Leuten geſucht wird, wenn ſie ſehen, daß man in einem Stande iſt, daß man ſie nicht ſuchen darf.“

Indeſſen der Plan einer Anſiedelung in Paris durch den gedachten Aemterkauf zerſchlug ſich, wahrſcheinlich weil Leibniz die dazu nöthige Summe nicht zuſammenbringen konnte; und ſeine Vermögensverhältniſſe geſtatteten es ihm nicht, das unabhängige Leben in Paris länger fortzuſetzen. Er ſelbſt hebt dies in einem Briefe vom Jahre 1679 hervor, in welchem er von ſeiner Ueberſiedelung nach Hannover ſagt: Das ausbrechende Kriegswetter und Veränderung habe ihn gezwungen, auf ſeine eigene Wohlfahrt Acht zu haben, denn er habe ſchon zuvor auf des ſel. Laſſer Zureden einige ſehr anſtändige Beförderungen ausgeſchlagen, welches aber in die Länge ſich nicht thun laße; denn er habe ſchon in Mainz ſo gar nichts erworben, daß er auch nicht wenig von dem Seinen zugeſetzt habe.

Doch war es nicht nur ſeine pecuniäre Lage, welche Leibniz nöthigte die Dienſte eines Fürſten anzunehmen. In Deutſchland, das erkannte er immer mehr mit richtigem Blick, konnte, wenn überhaupt, nur noch monarchiſch von oben her gewirkt werden, ſei es durch den Kaiſer, ſei es durch die Fürſten. Darum ſchreibt er im Jahre 1676 an den Herzog Johann Friedrich:

„Mein ganzer Ehrgeiz hat einzig darin bestanden, einen großen Fürsten zu finden, der mehr als gewöhnliche Einsichten hat, und ich glaube, daß es in den menschlichen Dingen nichts so edles und so schönes giebt, als eine große Weisheit, die mit einer großen Macht verbunden ist.“ Denn wie es ihm feststand, daß einem Privatmanne erst dasjenige das beste scheinen müße, was für das Allgemeine das fruchtbarste wäre, was zum Ruhme Gottes gehörte und an dessen Verwirklichung nicht weniger der einzelnen handelnden Person als dem ganzen Geschlechte gelegen wäre, so war er auch überzeugt, daß unter den Mitteln zu dem Vortrefflichen für den Menschen keins vorzüglicher sei, als der Mensch selbst, wie unter den Menschen ein König oder ein Fürst oder Statthalter Gottes, wenn einmal die seltene Glückseligkeit der Zeit einen solchen hervorgebracht hätte, der ebenso an Macht als Weisheit König sei.

In dem Herzoge Johann Friedrich glaubte Leibniz einen solchen Fürsten gefunden zu haben, wie er ihn suchte, und darum gieng er, wenn auch zögernd, auf dessen Wünsche ein. Er selbst hatte, nachdem er die erste Berufung nach Hannover im Jahre 1670 aus Rücksicht auf den Baron von Boineburg und den Kurfürsten von Mainz ausgeschlagen hatte, bald nach deren Tode in einem Briefe vom 26. März 1673 dem Herzoge Johann Friedrich seine Dienste geradezu angetragen. Der Herzog antwortete sehr rasch in einem Schreiben vom 15. April 1673, welches ausführlich mitgetheilt zu werden verdient, weil es die Grundlage für das nachmalige sich über sein ganzes Leben erstreckende Verhältnis Leibnizens zu dem Welfenhause bildet. Es lautet: „Von Gottes Gnaden Johann Friedrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. Unsern gnädigsten Willen zuvor, Ehrbarer, Hochgelahrter, Lieber, Besonderer! Wir haben Euer den 26. März 1673 von Paris anhero abgelaßenes Schreiben richtig empfangen und daraus sowohl von Eurer Reise in Frankreich uud England und daselbst mit verschiedenen vortrefflichen Leuten zugelegten Kundschaft, als auch von dem rühmlichen Beifall, den Ihr allenthalben bei denselben gefunden, von Eurer ersonnenen künstlichen arithmetischen Maschine, wie von Eurer uns beständig zutragenden Dienstbegierigkeit ganz gern und höchst vergnüglich vernommen. Gleichwie wir nun

vor verſtändigen nnd gelehrten Leuten und alſo unter denſelben auch vor Eurer Perſon jederzeit beſondere Achtung gehabt und noch dieſe Stunde bei unſern obhabenden vielfältigen und faſt (ſehr) ſchweren Regierungsgeſchäften aus der anmuthigen Converſation und Correſpondenz mit denſelben große Ergötzlichkeit empfinden: alſo würde es nns um ſo viel mehr zu gnädiger und danknehmiger Gefälligkeit gereichen, wenn wir Eurer nähern Converſation und ſogar perſönlichen Gegenwart an dieſem Orte genießen und uns aus vorkommenden curioſen Dingen mit Euch mündlich beſprechen und divertiren möchten. Wir erinnern uns, daß der wohlſelige Freiherr von Boineburg ſich hiervon bei angelegentlicher Recommandirung Eurer Perſon hat vernehmen laßen: Da wir belieben möchten, Euch nebſt dem beizulegenden Prädicate unſers Raths von Haus aus eine jährliche Beſoldung von etwa vierhundert Rthlrn. zu vermachen, Ihr alsdann nicht abgeneigt wäret, Euch dieſes Ortes her in Unſre wirklichen Dienſte zu begeben. Wir ſind dazu gleich damals erbötig geweſen, auch noch dazu erbötig, wollen auch dafür halten, daß Euch ſolches jetzo um ſo viel mehr annehmlich und thunlich ſein könnte, weil nach nunmehrigem Ableben des gedachten Baron von Boineburg ſel. Ihr an dieſem Orte nicht allein zur Fortſetzung Eurer lobwürdigen Studien und Lucubrationen und zu völliger Excolirung Eurer bisher dabei bewieſenen ſonderbaren Scharfſinnigkeit allerhand gute und dienliche Bequemlichkeit, ſondern auch dabei guten Reſpect finden würdet nnd unter unſrer fürſtlichen Autorität Euch der gelehrten Welt ferner bekannt machen und mit den allerberühmteſten und vortrefflichſten Leuten in vertrauliche Correſpondenz gelangen könntet; der zu unſern Händen ſich hierdurch legenden guten Gelegenheit, Euch unſre aufrichtige Affection und beſondere Zuneigung durch die That immer deutlicher zu erkennen zu geben, vorjetzo ganz zu geſchweigen. Wollen demnach hierüber Eure eigentliche Erklärung demnächſt abwarten und es uns inzwiſchen beſonders lieb ſein laßen, wenn Ihr mit Eurer angenehmen Correſpondenz wie auch mit Communicirung Eurer nach und nach verfertigten Arbeiten fortfahren werdet. Geſtalt wir ſolchen Euren Fleiß in alle Wege danknehmig zu erkennen um ſo weniger vergeßen werden, als wir ohnedem Euch mit Gnaden und

geneigtem Willen wohl zugethan ſind. Gegeben in unſrer Reſidenzſtadt Hannover, den 15. April 1673. Johann Friedrich.“ Damit war unſerm Leibniz ein feſter Anknüpfungspunkt gegeben, und man ſollte denken, daß durch die ſo beſtimmten und annehmlichen Anerbietungen des Herzogs eine raſche Entſcheidung herbeigeführt wäre. Dennoch nahm ſich Leibniz eine lange Bedenkzeit. Der Brief, welcher die Antwort auf des Herzogs Anfrage enthält, iſt vom 21. Januar 1675 datirt und alſo ein volles Jahr und zehn Monate ſpäter geſchrieben, als der Brief des Herzogs. Inzwiſchen wurde die Correſpondenz nicht völlig abgebrochen. Wir beſitzen wenigſtens aus dieſer Zeit einen Brief an den Herzog, welcher freilich das ihm gemachte Anerbieten gar nicht berührt, nämlich den ſchon bei Beſchreibung der Aegyptiſchen Expedition erwähnten Brief, worin er dem Herzoge dieſen Plan ſo zu ſagen aufs Gewißen bindet. Die Entſcheidung aber in Betreff der Pläne des Herzogs wurde dadurch verzögert, daß Leibnizens erſte Antwort an den Herzog verloren gieng. Er hatte dieſe Antwort einem gewiſſen Herrn Paul gegeben, welcher unmittelbar darauf mit plötzlichem Tode abgieng, ohne daß Leibniz über den Verbleib ſeines Briefes etwas erfuhr. Seitdem wußte er nicht, auf welchem Wege er die Briefe befördern ſollte, da die Communication bei den unruhigen Zeiten immer ſchwieriger wurde. Endlich am 21. Januar 1675 entſchloß ſich Leibniz zu einem zweiten Briefe an den Herzog, in welchem er die ſchon in dem erſten verloren gegangenen Briefe gegebene Zuſage erneuerte. „Ich bin noch desſelben Sinnes“, ſchrieb er, „und in der That, ich glaube, daß ein Menſch, wie ich, der nur das eine Intereſſe hat, ſich durch wichtige Entdeckungen in den Künſten und Wißenſchaften Ehre zu erwerben und das Publicum durch nützliche Arbeiten zu verpflichten, nur einen großen Fürſten zu ſuchen hat, der den Dingen auf den Grund ſehen kann, um über ihren Werth zu urtheilen, der generöſe Empfindungen hat und deſſen Handlungen geregelt ſind durch die Grundſätze des Ruhms, vorausgeſetzt, daß der Stand ſeiner Geſchäfte ihm geſtattet, die ſchönen Sachen zu hören oder zu begünſtigen. Ich bin überzeugt, daß die Zahl ſolcher Fürſten niemals zu groß geweſen iſt, und daß Perſonen, die hoch über mir ſtehen, nur darum verfehlt haben, etwas großes und wirk-

sames zu leisten, weil ihnen eine so glückliche Begegnung fehlte. Was mich anbetrifft, so glaube ich in Ew. Hoheit einen solchen gefunden zu haben. In diesem Winter hoffe ich alles zu vollenden, was ich in Paris zu thun habe. Der Aufenthalt daselbst ist mir nicht unnütz gewesen und würde es noch weniger sein, wenn mein Plan wäre, mich hier zu etabliren; aber um meine Maßregeln zu nehmen, wünschte ich die Absichten Ew. Hoheit kennen zu lernen. Denn ich wage zu behaupten, daß ich aus Neigung und nicht gezwungen so schreibe und daß um Ew. Hoheit Person zu sein mir mehr gilt, als alle anderen Rücksichten." Zum Schluße seines Briefes bringt Leibniz noch folgende zwei Punkte zur Sprache. Für den Fall, daß der Herzog den Wunsch haben sollte, daß er, Leibniz, von Paris neue Erfindungen, oder außerordentliche Cabinetscuriositäten, oder seltene und ausgezeichnete Schriften, Manuscripte oder Drucksachen, oder andere Raritäten mitbringe, bittet er, ihm frühzeitig Aufträge zu ertheilen. Sodann macht er den Herzog noch einmal auf seine Rechenmaschine aufmerksam und ersucht ihn für den Fall, daß er ein Exemplar derselben zu haben wünsche, es ihm durch einen seiner Secretäre anzeigen zu laßen. In der That gieng der Herzog auf diesen zweiten Punkt ein, ließ aber erst durch einen Herrn von Linsingen anfragen, was wohl eine von den arithmetischen Maschinen des Herrn Doctors kosten würde, worauf ihm Leibniz förderſamst antwortete, daß der Minister Colbert mit dem betreffenden Handwerker auf 200 Pistolen abgeschloßen habe, drei Pistolen zu elf Reichsthaler gerechnet.

Man sollte denken, die Sache zwischen dem Herzoge und Leibniz sei nun abgemacht, und der letztere werde sobald als möglich nach Hannover übersiedeln. Allein weit entfernt, sich zur Abreise zu rüsten, geräth Leibniz wieder in ein bedenkliches Schwanken. Denn eben jetzt eröffnet sich ihm die Aussicht, sich durch den besprochenen Ankauf eines Amtes eine unabhängige Stellung in Paris zu sichern, und während er im Anfange des Jahres 1675 dem Herzoge wenigstens eine halbe Zusage gegeben hat, spricht er gegen Ende des Jahres in einem Briefe an seinen Verwandten Strauch die feste Hoffnung aus, daß er in Paris bleiben werde.

Inzwischen setzt er mit Herrn von Linsingen, mit dem

Herzoge selbst und hernach mit dessen Kammerdiener Kahm unausgesetzt die Verhandlungen über seine Berufung fort, die sich bis in den Herbst des Jahres 1676 fortspinnen und den Eindruck machen, als ob Leibniz absichtlich die Sache in die Länge ziehe, um freie Hand zu behalten und den Ausgang des Aemterkaufs abzuwarten. Im Mai 1675 schreibt er an Herrn von Linsingen, er halte sich des Titels eines Geheimen Raths versichert und setzt dann mit Beziehung auf den ihm versprochenen Gehalt hinzu: „Ich bin nicht interessirt, suche auch nichts anderes, als unter eines großen Herrn Protection mit Ehren zu stehen, dessen hoher Verstand im Stande ist, gute Gedanken und Vorhaben zu unterscheiden und mit dem Nachdrucke seiner Autorität zu fördern. Ich kann mit Wahrheit sagen, dafern ich nicht Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht sonderliche Einsichten und Tugenden wüßte, daß ich außer der Ruhe und Freiheit, darin ich bin, mich nicht setzen würde. Allein ich bin versichert, daß einem solchen Herrn dienen die rechte Freiheit ist, so ein verständiger Mensch sich wünschen kann.“ Nachdem er dann im weitern Verlauf noch hinzugefügt, daß die Gelehrten nicht geneigt und gewohnt seien, ihren ordentlichen Gehalt durch allerlei Künste und Nebenstreiche zu vermehren, und daher gleich anfangs dahin trachten müßten, eine hinreichende Besoldung zu erhalten, dabei sie mit Ehren bleiben könnten, spricht er die Hoffnung aus, daß der Herzog, falls er geruhen sollte, ihn diesmal eines gemeßenen Befehles zu würdigen, ihm mittelst eines seiner dortigen Agenten die Reisekosten erstatten wolle. Unterm 20. November 1675 schreibt er dann wieder an den Herzog selbst, und bittet ihn um eine kategorische Antwort und um die Gnade, ihm für alle Fälle seine Willensmeinung erklären zu laßen. Der Herzog weist ihn an seinen Kammerdiener Kahm, und dieser eröffnet ihm, daß ihm ein Gehalt von vierhundert Thaler zugesichert werde, daß man aber über eine Stelle im Staatsrathe augenblicklich zu seinen Gunsten nicht verfügen könne. Leibniz nimmt nun diese Bedingungen in einem sehr submissen Schreiben an den Herzog an, setzt aber gleich darauf wieder in einem längeren Schreiben dem Kammerdiener Kahm auseinander, daß er mit gutem Fug eine Geheime-Rathsstelle prätendiren könne, da ihm von den verschiedensten

Seiten die ehrenvollsten Anerbietungen gemacht seien. „Was in Frankreich und sonst geschehen, davon will ich mich nicht rühmen, wiewohl ich alles, was ich sage, schriftlich zu belegen vermag. Was die Besoldung anbetrifft, so habe ich Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht nichts vorzuschreiben und zweifle nicht, Sie werden Dero hohem Verstande nach alles wohl anzuordnen wißen, wogegen ich, von andern Sorgen befreit, einzig und allein zu Dero Ruhm und Vergnügen arbeiten würde.“ Herr Kahm antwortet darauf im Jannar 1676 auf Befehl des Herzogs, daß derselbe wegen der geheimen Rathsstelle ihm nichts versprechen könne und daß es bei den früher angegebenen Bedingungen sein Bewenden haben müße, nämlich daß der Herzog ihm vierhundert Thaler Besoldung und den Rathstitel von Haus aus geben wolle und daß die Zeit der Bestellung von dem Dato dieses Schreibens an ihren Anfang nehmen solle. In demselben Sinne schreibt ihm der Herzog selbst, und Leibniz acceptirt aufs neue die ihm gemachten Anerbieten. Gleich darauf weiß er aber wieder einen Grund ausfindig zu machen, um seine Forderungen zu steigern. Der Abt Gravel, der als Gesandter des Königs von Frankreich zu einer Conferenz ins Lüttticher Land geht, hat Leibniz gebeten, ihm Gesellschaft zu leisten. Leibniz hat diese ehrenvolle und lehrreiche Reise wieder aufgegeben, weil er es nicht für passend hält, daß eine dem Herzoge verbundene Person in Gesellschaft eines Französischen Ministers sich zu einer Conferenz einfinde, wo auch Deutsche Fürsten hinkommen möchten. Für diesen Verzicht stellt nun Leibniz den Antrag, daß der Herzog ihm seine Besoldung für ein ganzes Jahr nachzahlen laße. Es findet sich dann wieder ein Schreiben Leibnizens an Kahm vom 14. Februar 1676, worin er erklärt, daß er, wenn ihm nicht der Titel eines Geheimen Raths beigelegt würde, sich auch nicht zu einer steten Residenz, d. h. zu einem beständigen Aufenthalte in Hannover verstehn könne. An demselben Tage schreibt er an seinem Freund Habbeus: „Was mich anbetrifft, so werde ich eine Amphibie sein und bald in Deutschland, bald in Frankreich leben, bis daß ich Gelegenheit finde, mich vortheilhaft niederzulaßen.“ Solche gelegentliche Aeußerungen zeigen, einmal, daß Leibniz sich noch immer nicht von Paris losreißen konnte, und sodann, daß die Anerbietungen des Herzogs

ihm nicht genügend erschienen. Allein die Gewandtheit der Leibnizischen Feder war nicht im Stande, günstigere Bedingungen zu erlangen. Unterm 18. Februar meldete ihm Kahm, es sei ein Misverstand, wenn er den Titel eines „Raths von Haus aus" dahin gedeutet, als wollte ihn der Herzog nur von Haus aus gebrauchen. Diese Meinung sei irrig, sondern Leibniz müße beständig in Hannover wohnen und seine Sache dahin richten, daß er allezeit bei vorkommenden Begebenheiten bei der Hand sei. Er wolle also sobald als möglich sich anher verfügen, damit der Herzog sich seiner in gewissen Geschäften bedienen könne. Leibniz erwiedert, es sei ihm nicht möglich, gleich alles in Richtigkeit zu bringen und sich alsobald auf die Reise zu begeben, wofern ihm nicht die Besoldung für das laufende Jahr nachbezahlt werde. Die Worte „Rath von Haus" habe er so gedeutet, wie sie lauten, da niemals zuvor, sondern erst jetzt dessen gedacht sei, daß er sich alsobald auf den Weg machen sollte*). Wenn aber der Herzog ihn in gewissen Geschäften zu gebrauchen gedenke, so bitte er, ihm darüber im Vertrauen nähere Mittheilungen zu machen. Die Antwort vom 2. April 1676 lautete, daß, wenn Leibniz innerhalb vierzehn Tagen oder drei Wochen seiner Privatgeschäfte wegen noch nicht von Paris abkommen könne, der Herzog ihm den Termin bis Pfingsten verlängern wolle. Dann aber, also am 14. Mai, müße er unfehlbar in Hannover eintreffen. Allein Leibniz stellte sich auch diesmal nicht ein, offenbar, weil seinem Antrage auf Reisekosten oder Nachbezahlung der Besoldung nicht gewillfahrt war. Endlich am 26. Juli 1676 meldete ihm Brosseau, der Agent des Herzogs in Paris, daß er Befehl habe, ihm zweihundert Thaler auszuzahlen, aber auch ihn zugleich zu bitten, daß er auf der Stelle abreise. Es geschah nicht, wie wir aus einem zweiten Billet des Agenten Brosseau vom 16. September 1676 ersehen, worin er Leibniz meldet, der Herzog breune vor Ungeduld, ihn

*) Demnach scheint sich Leibniz seine Stellung zum Herzoge so gedacht zu haben, wie er selbst zwei Jahre vorher seinem Freunde Habbeus den Vorschlag gemacht hatte, daß er mit dem Titel eines königlichen Raths und unter angemeßener Besoldung zwar in Dänische Dienste treten, aber seinen Wohnsitz in Paris behalten wolle, um daselbst in jeder Beziehung die Dänischen Interessen zu vertreten.

zu ſehen, und er würde demſelben keinen größeren Gefallen thun, als wenn er auf der Stelle abreiſe, wozu er ihn ernſtlich ermahnt haben wolle.

Ich habe mir erlaubt, dieſe Verhandlungen ausführlicher, als ſie es zu verdienen ſcheinen, mitzutheilen, weil ſie dennoch auf Sachen und Perſonen ein nicht unwillkommnes Licht werfen. Sie zeigen einmal, wie verkehrt es iſt, wenn man geſagt hat, Leibniz ſei im Jahre 1676 durch den Ruf des Herzogs nach Hannover „überraſcht" worden. Er iſt lange genug darauf vorbereitet, er hat drei Jahre lang über die Bedingungen ſeiner Ueberſiedelung verhandelt, und kaum kann ihm der Vorwurf des Wankelmuths, wenigſtens der Unſchlüßigkeit erſpart werden, wie denn Entſchloßenheit nicht ſelten unter ſeinen Charaktertugenden vermiſſt wird. Sodann geht aus dieſen mehrjährigen Verhandlungen hervor, daß wirklich dem Herzoge Johann Friedrich das Verdienſt gebührt, Leibniz in Paris ſozuſagen losgeeiſt und ſeinem Vaterlande zurückgegeben zu haben. Denn Leibniz war mit ſo feſten Banden an Paris gebunden, daß er ſie wenigſtens für den Augenblick aus eigner Kraft nicht zu zerreißen vermochte. Er wollte wohl im nächſten Frühjahr eine Reiſe nach Deutſchland machen; aber nur um ſofort wieder nach Paris zurückzukehren. Er wollte in die Dienſte eines Deutſchen Fürſten treten, aber ſo, daß er in deſſen Reſidenz nicht ſeinen beſtändigen Wohnſitz zu nehmen brauchte, ſondern nach Art einer Amphibie bald in Deutſchland, bald in Frankreich leben könnte. Am liebſten wäre es ihm geweſen, wenn er ſich ganz in Paris hätte anſiedeln können, und es hätte der Franzöſiſchen Regierung damals ohne Zweifel keine bedeutenden Opfer gekoſtet, um den größten der Deutſchen Geiſter einſtweilen an ſich und Frankreich zu binden. Ich ſage: damals und einſtweilen. Denn daß Leibniz niemals Deutſchland über Frankreich gänzlich hätte vergeßen können, daß der Gedanke an ſein Vaterland auch in Paris obenan ſtand, und daß er eben ſo wenig daran dachte, dieſes, als ſeine Kirche zu verleugnen, dafür haben wir mehr als ein vollgültiges Zeugnis. „Ich ſehe nicht ohne Vergnügen aus deinem Briefe", ſchreibt ihm am 27. Juli 1673 der Kurfürſtlich-Trierſche Rath Linker aus Wien, „daß du die Ehre unſers Volks bei den Ausländern eben ſo ehrenvoll als glücklich vertheidigſt." Und was

seinen Glauben anbetrifft, so schreibt er am 20. October 1675 seinem Verwandten Strauch: „Wofern sich die Meinigen von der Religion und dem Vaterlande etwa wunderliche Concepten machen, so thun sie mir im höchsten Grade Unrecht; denn man weiß genugsam an den Orten, da ich gewesen, wie ich mich gezeigt, wie oft ich auch hohen Personen öffentlich gesagt, daß, wenn ich tausendmal die Römische Religion für recht und ungefährlich hielte, ich denn doch, weit gefehlt! nimmer convertiren würde, wenn der geringste Schein eines Gewinnstes dabei wäre. Und was mein Vaterland betrifft, so kann ich sogar beweisen, wie oft ich mich bemühet, ihm zum besten zu reden und Vorschläge zu thun.“ Wir haben aus derselben Zeit seines Pariser Aufenthaltes einen kleinen Lateinischen Aufsatz, mala Franciae (die Uebel Frankreichs) überschrieben, welcher den Beweis liefert, daß er die Französischen Zustände durchschaute, ohne sich von äußerm Glanze blenden zu laßen, und daß Frankreich unmöglich im Stande war, ihn für immer zu feßeln. Und ein zweites ähnliches Schriftstück liefert den Beweis, wie sein Herz und Auge stets der Deutschen Heimat zugewandt blieb. Im Mai 1676, nachdem er vier Jahre in Paris verweilt, schreibt er, nicht um Ehre oder Lohnes willen, sondern ausdrücklich für eine anonyme Herausgabe, den Entwurf einer Deutschen Societät, deren Zweck es sein soll, die Naturwißenschaften für das Gemeinwohl und die Ehre des Deutschen Vaterlandes anzuwenden. Es soll eine Societas Germana, eine Deutsche Societät, sein, welche noch genauer als Caesarea, als kaiserliche gekennzeichnet wird.

Wenn übrigens Leibniz seine Abreise von Paris so lange als möglich verschob, so hatte er dazu noch einen besonderen Grund, über den er sich in dem schon öfter erwähnten Briefe an Strauch folgendermaßen ausspricht: „Unterdessen geht auch, wills Gott, der Krieg vorbei, zeitdessen mich in Deutschland zu öffentlichen Aemtern gebrauchen zu laßen ich nicht wenige Bedenken habe; denn wofern der Krieg noch lange währen sollte, kann im Reiche eine große Veränderung folgen, daß einer den andern mit der Zeit anklagen dürfte. Da denn allemal der Ueberwinder Recht hat, diejenigen aber, so bei solchen Zeiten die Billigkeit vor den Augen haben, und nicht alles blind thun

wollen, was einige hitzige Köpfe eines oder anderen Theils vorschlagen, sind beiderseits in Gefahr. Hat man eines Fürsten Gunst, so ist er sterblich, und muß man sich oft bei seinem Nachfolger verantworten, dessen ich schon mehr als ein Exempel gesehen. Ja, die Fürsten selbst sind änderlich und muß oft ein unschuldiger Diener ihrem Wankelmuth aufgeopfert werden, davon ich auch Exempel nennen könnte. Wollen wir also Deutschland sparen, bis der liebe Friede wiederkomme." Alle diese Erwägungen wirkten zusammen, um ihm den entscheidenden Schritt schwer zu machen und ihn so lange als möglich in Paris zurückzuhalten. Endlich ermannte er sich zu einem festen Entschluße, da die Mahnungen aus Hannover immer dringender wurden und Leibniz sich überzeugen mußte, daß er mit seiner Uebersiedelung nach Hannover, wenn sie nicht ganz aufgegeben werden sollte, nicht länger zögern durfte. Der bisherige Bibliothekar des Herzogs, Tobias Fleischer, der erste, welcher der vom Herzoge gestifteten Bibliothek vorgestanden hatte, nahm im September des Jahres 1676 einen Ruf an die königliche Kammer in Kopenhagen an. Leibniz sollte an seine Stelle treten und als herzoglicher Rath zugleich das Amt eines Bibliothekars versehen. Solchen Anforderungen durfte er sich nicht länger entziehen. Aber gleich als ob sich alles vereinigen wollte, um ihm den Abschied von Paris recht schwer zu machen, waren gerade in der letzten Zeit neue Bande geknüpft, die zu zerreißen ihm schwer werden mußte. Leibniz hatte seit dem Ende des vorigen Jahres an seinen Landsmann, dem nachher so berühmt gewordenen Walther von Tschirnhausen, der von London aus mit Empfehlungsbriefen von Oldenburg nach Paris gekommen war, einen sehr werthen Freund und Studiengenoßen erworben. „Das war freundlich gedacht", schrieb er am 28. December 1675 an Oldenburg, „daß Du uns Tschirnhausen zuschickst. Ich finde großes Vergnügen an seinem Umgange und erkenne den vielversprechenden und vortrefflichen Geist in dem jungen Manne". Außerdem beschäftigten ihn allerlei Pläne, welche aufzugeben ihm nicht leicht werden mußte. Es waren ihm in den letzten Monaten unter anderm geometrische Papiere Pascals über die Kegelschnitte von dessen Erben zur Anwendung und Herausgabe anvertraut worden, Papiere, welche nach seiner Ansicht viel vor-

treffliches enthielten und deren Veröffentlichung ein Gewinn für die mathematische Wißenschaft gewesen sein würde. Was ihn aber in diesem Zeitpunkte am meisten feßelte: Leibniz war durch fortgesetzte Beobachtungen über die Differenzen der Zahlen, die er mit seinen neuen Meditationen in der Geometrie verband, gerade jetzt so weit gekommen, daß seine berühmte Differenzialrechnung ihrem Abschluße nahe war. Noch glühend im ersten Feuer dieser großartigen Entdeckung (deren Keim schon in jenen Betrachtungen steckte, die er als Student in seiner ars combinatoria angestellt hatte), deren Größe und Wichtigkeit er selbst kaum zu ahnen begann, sollte er nun plötzlich von seinen wißenschaftlichen Forschungen und Meditationen abbrechen und sich in das Joch einer amtlichen Stellung einspannen laßen. Gewis, dieser Schritt mußte einem so universellen und von Jugend auf an freie wißenschaftliche Bewegung gewöhnten Manne unendlich schwer fallen, und vergegenwärtigen wir uns ganz seine Lage, so finden wir es wenigstens verzeihlich, wenn er sich so lange als möglich gegen die Aufforderungen des Herzogs, sein neues Amt anzutreten, wehrte und ihm seine Freiheit nicht für einen geringen Preis verkaufen wollte. Leibniz überwand sich und gieng. Im October 1676 verließ er Paris, und geräuschlos wie vor vier Jahren seine Ankunft gewesen, war jetzt seine Abreise. Aber wie er damals einen großen Gedanken mitgebracht nach Paris, nämlich den Plan der Aegyptischen Expedition, den er vergeblich zu verwirklichen gedacht hatte, so nahm er einen eben so großen mit fort, der für die Wißenschaft reiche Früchte tragen sollte, nämlich die Entdeckung der Differenzialrechnung.

Als Leibniz im Anfange des Jahres 1676 noch die Hoffnung hatte, daß er, wenn er auch in die Dienste des Herzogs träte, doch nicht für immer von Paris Abschied zu nehmen brauchte, schrieb er an seinen Verwandten Strauch: „Ich hoffe nach Ordnung aller meiner Angelegenheiten künftiges Frühjahr eine Reise nach Deutschland zu thun. Denn weil ich Italien noch nicht gesehen, so sind meine Gedanken, durch das übrige Frankreich, Italien, Oesterreich über Prag nach Haus (also nach Leipzig) und von dannen über Hamburg, Holland und England wieder nach Paris zu kommen, dafern mir Gott Leben und Ge-

ſundheit verleiht.“ Es ſollte anders kommen. Eine Reiſe nach Deutſchland hinein ſollte Leibniz allerdings machen, aber nicht über Italien und Oeſterreich, ſondern über England, und nicht um nach Paris zurückzukehren, ſondern um es nie wieder zu ſehn und ſeinen bleibenden Wohnſitz in eine Stadt zu verlegen, die im Vergleich zu jener großen Weltſtadt nur ein verborgener Winkel Deutſchlands genannt zu werden verdient. Leibniz mußte ſeine Reiſe über London und Amſterdam nach Hannover ſo ſehr beſchleunigen, daß er ſich nur kurze Zeit in den genannten Städten aufhalten konnte. In London, wo er ſich zum zweiten Male einige Wochen aufhielt, machte er diesmal die Bekanntſchaft des Mathematikers Collius, in Amſterdam lernte er den ebenfalls als Mathematiker berühmten Bürgermeiſter Hudden kennen. Von Amſterdam begab er ſich nach dem Haag, um hier noch kurz vor deſſen Ende jenen großen Philoſophen kennen zu lernen, der faſt in allen Stücken einen directen Gegenſatz zu Leibniz bildete, Benedict von Spinoza. Leibniz gedenkt dieſes Beſuches in ſeiner Theodicee, ohne jedoch mehr davon zu ſagen, als daß er aus Spinozas Munde einige gute Anecdoten über die Geſchichte jener Zeit wie über ſeinen eigenen Bildungsgang erfahren habe.

Gegen Ende des Decembers 1676 traf Leibniz endlich in Hannover ein, das von da an bis an ſeinen ſpäten Lebensabend der Hauptſchauplatz ſeines Wirkens bleiben ſollte.

Siebente Vorlesung.

Leibnizens Wirksamkeit unter Johann Friedrich.

H. V. Vierzig Jahre lang, vom Jahre 1676 bis zum Jahre 1716, hat Leibniz dem Hannöverschen Hofe gedient. Er hat hier einen dreimaligen Regierungswechsel erlebt und in diesem für die Geschichte des Welfenhauses so bedeutungsvollen Zeitraume an den Schicksalen, den Personen und der Politik der regierenden Familie den lebhaftesten und unmittelbarsten Antheil genommen. Er hat durch die Größe und das Ansehn seines Namens den Glanz des Hannöverschen Hofes erhöht und ist den drei Fürsten, welche er auf dem herzoglichen, dann kurfürstlichen und endlich königlichen Throne sah, ein treuergebener Diener und Rathgeber gewesen. Aber zu keinem jener drei Fürsten hat er in einem so nahen, man kann sagen intimen Verhältnisse gestanden, als zu dem, der ihn nach Hannover berufen hatte, zu Johann Friedrich. Darum scheint es denn auch geboten, daß wir diese Periode seines Lebens, wiewohl sie eine sehr kurze ist, einer genauen Beachtung würdigen und uns heute auf die drei Jahre beschränken, welche Leibnizens Leben und Wirken unter Johann Friedrich umfaßen.

Leibniz traf im December 1676 in Hannover ein, genau sieben Jahre später, als der Herzog zum ersten Male seinen Namen gehört und begierig nach dem Besitze eines Leibniz ihn zum ersten Male dringend, wiewohl vergeblich in seine Dienste berufen hatte. Seitdem hatte der Herzog nicht nachgelaßen, so lange um Leibniz zu werben, bis er ihn aus der Französischen Weltstadt in die kleine Residenz an der Leine zog, und wenn es zu den Hauptverdiensten der Könige und Fürsten gehört, die rechten Männer für ihre Dienste zu gewinnen und sie in die rechten Stellen zu bringen, so kann dem Herzoge Johann Friedrich

dies Verdienſt nicht abgeſprochen werden. Einen treuern Diener als unſern Leibniz hat das Welfenhaus nie gehabt, und der Erfolg bewies, daß der Herzog ſich bei deſſen Berufung nicht verrechnet hatte. Andrerſeits war auch unſerm Leibniz das Loos ſo günſtig als möglich gefallen. Denn der Herzog Johann Friedrich zählte nicht nur unter den angeſehenſten Ständen des Reiches, gehörte nicht nur einer der älteſten Herrſcherfamilien an, deren Namen mit den glänzendſten Epiſoden der Deutſchen Geſchichte verflochten iſt, ſondern er war auch einer der einſichtigſten und wohlmeinendſten Regenten jener Zeit, der einen Mann wie Leibniz zu ſchätzen und zu würdigen verſtand.

Es war natürlich, daß ſich unſerm Leibniz der Abſtand zwiſchen Paris und Hannover ſehr bemerklich machte. Dort die große Weltſtadt, welche nicht nur der Mittelpunkt Europäiſcher Bildung und Sitte, ſondern auch die Metropole der Wißenſchaft war; hier eine kleine, im erſten Aufblühen begriffene fürſtliche Reſidenz, die zwar einen der gebildetſten Regenten den ihren nannte, aber doch keinen Vergleich mit den großartigen Verhältniſſen des Franzöſiſchen Hofes aushalten konnte. Allein Leibniz war ein zu tiefer Geiſt und hatte ein zu deutſches Gemüth, um ſich durch den äußern Glanz des militäriſchen Einheitsſtaates, wie er ihn jenſeit des Rheines hatte kennen lernen, blenden zu laßen. Wir haben aus der Zeit ſeines Pariſer Aufenthaltes einen kurzen lateiniſchen Aufſatz mit der Ueberſchrift mala Franciae (die Uebel Frankreichs), der mit den Worten anhebt: „Paris blüht, die Provinzen werden ausgeſogen. Alles glänzt äußerlich, iſt aber inwendig häßlich und verzerrt.“ Weiterhin heißt es: „Ein großer Theil des Volkes hungert. Die Adligen, welche nur in Paris glänzend auftreten, zu Haus aber mit magerer Koſt und geringer Dienerſchaft ſich begnügen, bekennen, daß ſie ein Leben führen, das der Lebensart ihrer Vorfahren gänzlich unähnlich iſt. So bereichern ſich der König und die Miniſter, aber Adel und Volk wird wie von langſamem Feuer verzehrt. Die Fremden merken dies nicht, weil ſie nur in die Wirtshäuſer kommen und hier nur von gleichgültigen Dingen ſchwatzen. Die Wirtshäuſer blühen immer, wenn auch die ganze Umgegend zu Grunde geht. Die Wirtshäuſer ſage ich, wenn auch nicht die Wirte ſelbſt; denn auch dieſe klagen.

So macht der König seine Franzosen wenigstens genügsam: ganz wie Jupiter das Feuer und die hin und wieder fließenden Honigströme fortschaffte (also das goldene Zeitalter entfernte), damit das Bedürfnis verschiedene Künste hervorriefe" (d. h. damit die Leute aus Noth hübsch arbeiten lernten). Diese Schilderung, deren Gegenbild sich in unsern Tagen immer mehr verwirklichen zu wollen scheint, liefert den Beweis, daß Leibniz sein Herz nicht in Paris gelaßen hatte. Leibniz war kein Freund des militärischen Einheitsstaates, welcher, äußerlich mächtig und glänzend, innerlich alle Keime wahrer Freiheit, wahrer Volkswohlfahrt, wahrer Gesittung und Bildung erstickt und unterdrückt. Er hätte den Satz nicht unterschrieben, der heute von einer gewissen Partei mit so viel Cynismus vorgetragen wird: „Ein Kleinstaat hat keinen Beruf und darum keine Ehre." Leibniz dachte hierin ganz wie Göthe, welcher die Kleinstaaterei, d. h. die freie organische Entwicklung eines jeden historisch berechtigten Volksstammes, zu den Grundbedingungen deutscher Cultur, deutschen Lebens und Wesens rechnete. Mit scharfem Blick erkannte Leibniz, daß auf den vielen kleinen Fürstenthümern, welche alle ihre selbstständige und eigenthümliche Entwicklung hatten, ein Hauptvorzug des Deutschen Volkes beruhe. „Ist nicht die Menge der Höfe", sagt er in einer Denkschrift, „ein herrliches Mittel, dadurch sich so viele Leute hervorthun können, die sonst im Staube liegen müßten? Wo ein unbeschränktes Haupt, da sind nur wenige der Regierung theilhaftig, von deren Gnade die andern alle leben müßen, da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe Angestellte sind, so einigermaßen dem königlichen Selbst an die Seite treten dürfen und eine ganz andere Figur machen, als die, so im Namen bloßer Unterthanen sprechen."

Auch Leibniz war nach Hannover berufen, um dem Fürsten an die Seite zu treten; denn der Herzog Johann Friedrich hatte den ihm aus seinen Schriften und Briefen lieb gewordenen Gelehrten hauptsächlich deshalb für seinen Hof zu gewinnen gesucht, weil er aus dessen Umgang, wie es in dem Einladungsschreiben von 1673 heißt, bei seinen vielfältigen und sehr schweren Regierungsgeschäften Erholung und Ergötzlichkeit schöpfen wollte. Das Verhältnis, in welches der junge Gelehrte zu dem um

einundzwanzig Jahre älteren Fürsten trat, wurde denn auch bald ein sehr inniges und für Beide gleich ehrenvolles. Leibniz spricht in seinen Selbstberathungen, von denen gleich weiter die Rede sein wird, die Absicht aus, wöchentlich einmal dem Herzoge mündlich oder schriftlich seine Gedanken darzulegen. Es ist wahr, die wichtigsten Schriftstücke, die Leibniz an den Herzog gerichtet hat, sind erst aus dem Jahre 1679, dessen Ausgang Johann Friedrich nicht mehr erleben sollte. Auch versteht es sich von selbst, daß Leibniz so zu sagen erst warm werden und Zeit gewinnen mußte, sich geltend zu machen, ehe sich jene Intimität zwischen ihm und dem Herzoge herausbilden konnte, die sich in der letzten Zeit bemerklich macht. Dazu kommt, daß der Herzog im ersten Jahre viel verreist war. Dennoch fühlte sich Leibniz schon nach kurzer Zeit in Hannover so wohl, daß er, der noch kurz vorher so große Abneigung gegen jedes Dienst- und Abhängigkeitsverhältnis und so starke Neigung zu völliger Unabhängigkeit an den Tag gelegt hatte, seinem Gevatter, dem sächsischen Hofprediger Dr. Martin Geier in Leipzig, seine Rückkehr ins Deutsche Vaterland mit der Versicherung anzeigte: „Jetzt lebe ich bei einem Fürsten, dessen Tugenden so groß sind, daß ich ihm zu gehorchen jeder Art Freiheit vorziehe."

Wie Leibniz sich von allem, was er that, klare Rechenschaft ablegte und wie sich in allem, was er trieb, die Methodik seines Geistes offenbarte, so machte er sich auch bei seiner Ankunft in Hannover die Stellung klar, welche er am herzoglichen Hofe einzunehmen hatte, und schrieb sich selbst eine Art Lebensordnung vor, welche sein ganzes Verhalten gegen Gott und Menschen regeln sollte. Dem neuesten Herausgeber seiner Werke verdanken wir ein kleines lateinisches Schriftstück, das sich unter Leibnizens Nachlaße gefunden hat und nur wenige, aber in dieser Beziehung äußerst interessante Notizen enthält. Dieses Schriftstück führt die Ueberschrift consultationes, Selbstberathungen, und ist so charakteristisch, daß ichs mir nicht versagen kann, es im wesentlichen mitzutheilen. Voran stellt Leibniz folgende vier allgemeine Lebensregeln: 1) Anstand oder Feinheit im äußern Auftreten, in Kleidung, Haltung und Geberde (decor in habitu gestuque). 2) Die Rede sei gemeßen, knapp und gewählt (sermo compositus, parcus, exquisitus). 3) Freunde unter den Mächtigen

und an verſchiedenen Orten (amici potentes et passim). Es folgen dann Verhaltungsregeln in Rückſicht auf Gott, den Fürſten und die übrigen Menſchen. Rückſichtlich Gottes finden wir folgende Punkte verzeichnet: Am Sonntage iſt die Kirche zu beſuchen, wenigſtens einmal, womöglich zweimal. In der großen Kirche (der Neuſtädter) iſt ein feſter Platz einzunehmen. Die italieniſche Predigt (welche in der Schloßkirche alle drei Wochen gehalten wurde) iſt immer zu hören, ſo oft eine gehalten wird. Geiſtliche Uebungen zu Loccum. Schwarzes Kleid von Seide oder Tuch. Zuweilen Faſten. Höchſte Ehrfurcht, wenn von göttlichen Dingen geſprochen wird. Alles iſt auf Gott und Religion zu beziehn. Die Sonntagsarbeit darf nur kirchliche und moraliſche Dinge betreffen. Rückſichtlich des Fürſten nimmt Leibniz ſich ſodann vor, demſelben wöchentlich wenigſtens einmal mündlich oder ſchriftlich ſeine Gedanken vorzutragen, und verzeichnet auch gleich eine Menge von Gegenſtänden, die er bei Hofe zur Sprache bringen will. Und er ſetzt hinzu, was für Hofleute eine beachtenswerthe Regel ſein mag, semper aliquid novi, immer etwas neues. Es folgen dann noch, mit Uebergehung der übrigen Menſchen, ausführliche Regeln über die eigne Lebensweiſe, Regeln über Schonung der Augen, Diät, zweckmäßige Kleidung und dergleichen. Hier geht er ſo ſehr ins Einzelne ein, daß er z. B. erörtert, warum eine Matratze beßer ſei, als ein Federbett.

So war alſo ſein häusliches Leben in Hannover von Anfang an ein ſehr geordnetes und geregeltes; nicht aber in gleicher Weiſe ſeine amtliche Wirkſamkeit. Hier vergieng ein ganzes Jahr, ehe er es zu einer feſten und klaren Stellung brachte.

Als der Herzog Johann Friedrich unſern Leibniz nach Hannover berief, verſprach er ihm den Titel eines Raths „von Haus aus“ und vierhundert Thaler Beſoldung. Leibniz zögerte, wie wir wißen, mehre Jahre. Plötzlich im Herbſte 1676 ſah er ſich unerwartet ſchnell veranlaßt, nach Hannover überzuſiedeln, weil ſeine Anweſenheit hier unentbehrlich war. Der bisherige Bibliothekar des Herzogs hatte ſein Amt niedergelegt und Leibniz ſollte die vom Herzoge neugeſtiftete Bibliothek übernehmen. So wurde er denn zunächſt nicht Mitglied des Hofraths, wie ihm anfangs verſprochen war, ſondern herzoglicher Biblio-

thekar, und wir wißen aus der Zeit seines Frankfurter und Mainzer Aufenthaltes, wie befähigt er zu diesem Amte war. Von Frankfurt her mit dem Deutschen Buchhandel bekannt und in Mainz durch Katalogisirung der Boineburgschen Bibliothek in den Geschäften eines Bibliothekars geübt, hatte er stets das Bücherwesen im Auge behalten und Bücher zu sammeln war eine seiner Hauptliebhabereien gewesen. So hatte er z. B. seine (erste) Reise nach London benutzt, um dort mit Rücksicht auf die Grenzen, die er sich vorgeschrieben, und nach Verhältnis seiner Börse nicht unbedeutende Büchereinkäufe zu machen. Für vierzig Thaler hatte er, wie er selbst erzählt, die Blüthe der Bücher Englands zurückgebracht. Seine Ansichten über eine gute Bibliothek spricht er in einem Briefe an Habbeus von Lichtenstern mit folgenden Worten aus: „Die meisten Bibliotheken, welche für schön und interessant gelten, sind beinahe nur mit Büchern von geringerem Nutzen angefüllt. Wenn ich eine Bibliothek nach meinem Geschmack errichten sollte, so würde ich hauptsächlich nur zwei Arten von Büchern aufnehmen, erstlich solche, welche von Erfindungen, Demonstrationen und Versuchen handelten, und sodann solche, welche Staats-Denkschriften und die Geschichte, zumal die der neuesten Zeit, und Beschreibungen der Länder enthielten." Leibniz hatte nun Gelegenheit, diese practisch-realistischen Grundsätze zu bethätigen im Interesse einer neuerrichteten Bibliothek, deren zweiter Bibliothekar er war. Als solcher hatte er besonders für eine passende Vermehrung des herzoglichen Bücherschatzes zu sorgen. „Denn eine gute Bibliothek", wie er selbst gleich im Anfange seiner bibliothekarischen Wirksamkeit in einem exposé über diese Seite derselben sagt, „eine gute Bibliothek muß so beschaffen sein, daß man sich mit ihrer Hülfe über alles unterrichten kann, was in den menschlichen und göttlichen Wißenschaften von Bedeutung ist. Hat eine Bibliothek diese Eigenschaft nicht, so ist sie wenigstens eines Fürsten nicht würdig. Nun aber thuts nicht immer die Zahl der Bände, sondern die Wahl der Werke, weil es feststeht, daß oft ein einziger Schriftsteller zehn andre aufwiegt. Eben so wenig muß man die Bücher nach ihrer Dicke oder ihrem Alter schätzen; vielmehr ist gewiss, daß eine große Zahl kleiner Bücher oft beßer ist, als eine kleine Zahl großer Bücher; und

was das Alter anbetrifft, so sollte man stets eine große Zahl neuer Bücher kaufen und von den alten nur die nothwendigsten, um so mehr, als man oft Gelegenheit hat, ganze Bibliotheken von alten Büchern zu kaufen.“ So hören wir denn auch, daß Leibniz gegen Ende des Jahres 1678 nach Hamburg reiste, um hier persönlich den Ankauf der von dem dortigen gelehrten Arzt und Naturforscher Martin Fögel hinterlaßenen werthvollen Bücher abzuschließen. Der Fögelsche Bücher-Nachlaß wurde in der That für Hannover gewonnen und bildet seitdem einen nicht unbedeutenden Theil der von dem Herzoge Johann Friedrich zuerst angelegten Bibliothek, welche jetzt Privateigenthum Sr. Majestät des Königs Georg V. ist.

Allein die bloße Stellung eines Bibliothekars, so manche Annehmlichkeiten sie auch bot, besonders durch die persönliche Berührung mit dem Herzoge, genügte dem Ehrgeize unsers Leibniz nicht. Die Stelle eines Rathes war ihm versprochen und man hatte ihn statt in die Kanzlei in die Bibliothek gewiesen. Er wandte sich daher im Anfange des Jahres 1677 mit einem Gesuche an den Herzog, worin er bat, Se. Hoheit wolle geruhen, zu verordnen, daß er nunmehr in dero löbliche Kanzlei oder Regierung eingeführt werde, um darin als Hofrath wirklich Sitz und Stelle einzunehmen und außer der Besoldung, welche er in seiner Stellung als Bibliothekar erlangt habe, auch absonderlich aller Emolumente eines Hofraths zu genießen. Er meint, daß er, der bereits vor zehn Jahren den Grad eines Doctors der Rechte erlangt habe, ehrenhalber nicht weniger begehren könne, und daß die bloße Verrichtung eines Bibliothekars ihm beßer im zwanzigsten Jahre als jetzt angestanden hätte; denn es sei bekannt, daß diejenigen, so bloß und allein mit Büchern umgiengen, wenig respectirt und gemeiniglich als zu andern Dingen untüchtig gehalten würden, zumal an diesem Hofe, wo die Charge eines Bibliothekars noch neu und darum wenig geachtet sei. Bemerkenswerth ist, wie Leibniz auch diesmal sein persönliches Interesse wahrzunehmen weiß. „Es haben Ew. Hochfürstliche Durchlaucht“, schreibt er, „voriges Jahr mir eine Rathsstelle nebst anhangender Besoldung gnädigst conferirt, und als hernach Dero Bibliothekar sich anderwärts begeben hat, haben Sie für gut befunden, mir dessen Amt dabei aufzutragen.

Weil nun eins von dem andern unterſchieden, auch jenes mir conferirt, ehe dieſes erledigt geweſen, ich alſo diejenigen Emolumente, welche ich jetzt habe, ſchon haben würe, wofern die Bibliothek gleich nicht dazu gekommen wäre, ſo ſcheint es, ich hätte nicht zwar zu prätendiren, doch mit Fug unterthänigſt zu ſuchen, daß nicht allein die anfangs verwilligte Rathsbeſoldung, ſondern auch abſonderlich, was der Bibliothek wegen meinem Vorgänger zu gute gekommen, mir auch verabfolgt würde.“ Da dem Geſuche nicht ſofort gewillfahrt wurde, ſo richtete Leibniz ein zweites dringendes Schreiben an den Herzog, worin er ſeine Bewerbung wiederholt und worin es heißt: „Ich habe ſehr ſtarke Gründe, welche mich gegen meinen Willen verpflichten, meine Hoffnung nicht aufzugeben. Ich ſage, gegen meinen Willen; denn es giebt nichts in der Welt, wonach ich weniger ſtrebe, als nach Ueberfluß; aber ich kann nicht ohne äußerſte Unklugheit das Nothwendigſte vernachläßigen. Obgleich ich im Alter noch nicht ſehr fortgeſchritten bin, ſind es doch ſchon zehn Jahre, ſeitdem ich angefangen habe, in der Welt eine Rolle zu ſpielen und Perſonen von Verdienſt bekannt zu werden. Während dieſer ganzen Zeit habe ich das Glück gehabt, die Anerkennung jener anerkannten Perſonen zu finden; aber die Vortheile ſtanden nicht im Verhältniſſe zu dem Beifall, den ich gefunden. So ſind unmerklich zehn Jahre verfloßen, welche ich fern von den Meinen und außer Dienſt zugebracht habe, mit Ausnahme der kurzen Zeit, wo der Kurfürſt von Mainz mich als Reviſionsrath anſtellte, um mich in guter Art feſtzuhalten. So kann man wohl urtheilen, daß ich viel von dem Meinigen ausgegeben habe und daß ich jetzt nicht nur darau denken muß, zu leben, ſondern auch meine Verluſte wieder einzubringen und für die Zukunft zu ſorgen.“ Weiter ſagt er dann, daß er es ſeiner Reputation ſchuldig ſei, dafür zu ſorgen, daß man nicht von ihm ſage, nachdem er zehn Jahre lang die Welt durchlaufen habe, habe er nicht ſo viel, als er bei ſeinem erſten Auftreten hätte haben können; denn das würde die gute Meinung, welche man von ihm haben könnte, verkleinern, da die Welt das Verdienſt immer nach der Belohnung bemeße. Das bloße Amt eines Bibliothekars könne ihm auch darum nicht genügen, weil man darin keinerlei Gelegenheit habe, ſich Freunde zu erwerben,

das geringste Ansehn zu erlangen, noch sich in irgend einer Beziehung geltend zu machen. Auch sei der, welchem der Herzog die erbetene Gunst erweisen solle, einer Menge verdienstvoller Leute bekannt, welche der Liberalität desselben Beifall zollen würden. Schließlich wage er noch zu sagen, daß er hier für den Herzog selbst und für seine Vergnügungen plaidire, wo diese Liberalität um so mehr am Platze sei, je schöner, solider und eines Fürsten würdiger die Vergnügungen seien, welche er, Leibniz, Sr. Hoheit bereite; denn er wolle für den letzten unter allen Menschen gelten, wenn der Herzog nicht in kurzer Zeit sich überzeuge, daß seine Gnade wohl angelegt sei. Das hieß denn freilich im gefälligen Gewande des Hofmanns auftreten, aus dessen Falten aber Eigennutz und Ehrgeiz hervorschauten. Dennoch sollte Leibniz auch jetzt sein Ziel noch nicht erreichen, und ein Schreiben vom 22. September 1677 erneuerte die Bitte mit der Bemerkung, daß an wirklicher Antretung der Stelle ihn den Sommer über nichts anderes verhindert habe, als die oftmalige Abwesenheit des Herzogs und seiner Minister so wie einige ihm aufgetragene Arbeiten, die er nicht habe unterbrechen wollen. An welchem Tage die wirkliche Einführung Leibnizens in den herzoglichen Hofrath erfolgt sei, läßt sich nicht genau sagen: doch muß sie nicht lange nach dem letzten Gesuch geschehen sein, da Leibniz im December 1677 als wirklicher Hofrath erscheint. Es ist nicht ohne Interesse, die damalige Besoldung eines Hannoverschen Hofraths kennen zu lernen. Sie bestand in folgenden Emolumenten: Geldbesoldung dreihundertfünfundsiebzig Thaler, Hausmiethe funfzig Thaler, Holzgeld vierzig Thaler, Salz ein Malter zu zwei Thaler, Roggen vierundzwanzig Malter zu sechsunddreißig Thaler, Erbsen ein Malter zu drei Thaler, zusammen etwas über fünfhundert Thaler. Da Leibniz es nun durchgesetzt hatte, daß er auch die Einnahme behielt, welche mit dem Amte eines Bibliothekars verbunden war, so stand er sich beßer, als die meisten andern Angestellten seiner Zeit. Er selbst sagt in einem Briefe an den Abbé Galloys: „Außer der Besoldung, welche ich hier habe, und welche eine ganz andre ist, als die, welche man mir zu Paris versprach — denn sie ist jetzt bis auf achthundert Thaler gestiegen — habe ich den Vortheil, oft einem Fürsten nahe zu kommen, der eine

Unterſcheidungsgabe hat über alles, was man glauben kann, und der mir viel Güte erweiſt.“

In demſelben Briefe an den Abbé Galloys, der etwa ein Jahr nach ſeiner Ankunft in Hannover geſchrieben ſein mag, fährt Leibniz dann fort: „Seitdem ich hier bin, mußte ich den größten Theil meiner Zeit verwenden, um ein Land kennen zu lernen, worin ich zuvor nie geweſen war, und mußte es mir angelegen ſein laßen, mich des Amtes würdig zu machen, welches mein Herr mir anvertraut hat, beſonders ſeitdem ich in der Eigenſchaft eines Hofraths in die Kanzlei eingetreten bin. Aber da ich mein Quartier in der Bibliothek habe und von da die Gelegenheit ergreife, ihn, nämlich den Herzog, oft zu unterhalten, ſo habe ich ein wenig mehr Freiheit als gewöhnlich.“ Dieſe Freiheit benutzte Leibniz denn auch ſo gut als möglich, um ſich mit den neuen Verhältniſſen und Perſonen bekannt zu machen. Er bat den Herzog um Erlaubnis, einen gewiſſen Herrn Pariſius nach dem Harze begleiten zu können, begierig, dieſes ſchöne Gebirge kennen zu lernen, das auf den Mineralogen und den Naturfreund gleich große Anziehungskraft übt. Er machte vom Harze aus einen Ausflug nach Wolfenbüttel, um ſich die dortige reiche Bibliothek anzuſehen. Er richtete ſeine Aufmerkſamkeit, wie wir aus ſeinen Selbſtberathungen ſehen, auf die Geographie des Landes, und machte den Vorſchlag, genaue Karten der einzelnen Aemter aufnehmen zu laßen. Er faßte ferner den Plan, eine Sammlung von Naturmerkwürdigkeiten anzulegen. Er beſchäftigte ſich mit Handelsberichten, mit einem Berichte über Handarbeiten, über den Bergbau, den Ackerbau, das Forſtweſen. Er befaßte ſich mit ſtatiſtiſchen Tabellen über die herzoglichen Lande, mit einer kurzen Geſchichte der Ereigniſſe, ſeitdem der Herzog die Regierung angetreten. Er unterließ es aber auch nicht, ſich Zugang zum Staatsarchive zu verſchaffen und ſich aus den neueſten Archivalien Auszüge zu machen, um die Fäden der damaligen Politik verfolgen zu können und ſich über die damalige politiſche Lage der Dinge zu orientieren. Denn ſein Ehrgeiz hatte es nun einmal auf nichts geringeres abgeſehn, als auf die Stellung eines einflußreichen, das Ruder des Staates lenkenden Staatsmannes.

In Hannover ragte damals unter den Hofbeamten Otto

Grote hervor. Er war der einflußreichste Minister des Herzogs und zeichnete sich durch Festigkeit und Strenge im Verfolgen seiner Pläne, durch Vielseitigkeit der Bildung und durch die geschliffenste Feinheit der Sitte aus. Er war der Mittelpunkt des Geh. Rathes und gab bei allen Besprechungen den Ausschlag. Er war es auch, der zwischen der lutherischen und katholischen Geistlichkeit vermittelte, sobald Differenzen entstanden, und der dem Herzoge gegenüber keine, auch die heikelsten Erörterungen nicht scheute, um zu verhindern, daß ein entschiedener Anhänger des Römischen Stuhls in den Gang der Regierung eingreife. Otto Grote war der Hannoversche Boineburg, und schon darum versteht es sich von selbst, daß Leibniz, der so gern mit distinguirten Personen verkehrte, auch mit ihm Verbindungen angeknüpft haben wird. Sind nun aus dieser Zeit auch noch keine Spuren eines Verkehrs zwischen Leibniz und dem Minister Grote vorhanden, so finden sich doch aus einer nicht viel späteren Zeit Schriftstücke, welche zwischen ihnen gewechselt sind.

Wie Otto Grote den ersten Platz unter den weltlichen Beamten des Herzogs einnahm, so stand Gerhard Molanus an der Spitze der lutherischen Geistlichkeit des Landes, und zu ihm scheint Leibniz sehr bald in ein intimeres Verhältnis getreten zu sein. Gerhard Walther van der Mülen oder Molanus war am 22. October 1633 zu Hameln geboren und gehörte der Helmstedter Schule an. Zuerst Professor der Mathematik und dann der Theologie in Rinteln, trat er 1671 als Conventual in das alte Cisterzienserkloster Loccum ein, welches seit dem Ende des vorhergehenden Jahrhunderts der Braunschweig-Lüneburgschen Landeshoheit unterworfen war und sich zur lutherischen Lehre bekannt hatte. Dreizehn Jahre älter als unser Leibniz, wurde er in demselben Jahre zum Abte gewählt, in welchem jener Sitz und Stimme in der herzoglichen Kanzlei erhielt. Seine Einführung geschah nämlich am 10. März 1677 durch den Prior mit den gewöhnlichen Ceremonien. Noch an demselben Tage wurde die Einführung nach Hannover gemeldet, und um gnädige Confirmation von Seiten des Landesherrn gebeten. Am 12. März erschien im Kloster der vom Herzoge abgesandte Geheime Rath [illegible]rote und wurde in den sogenannten

Spitzhut, d. h. die über der Abtei befindliche Wohnung geführt. Hier wurde dem neuen Abt das Confirmationsreſcript vom 11. März eingehändigt und der Handſchlag abgenommen. Nach eingenommener Mahlzeit fuhr der Geh. Rath Grote nach Hannover zurück und nahm eine Verehrung von funfzig Thlr. mit. Seitdem blieb Molanus mit Grote, den er ſeinen Gönner und Freund nennt, in ſteter Verbindung. Beide ſtanden an der Spitze der proteſtantiſchen Hofleute und griffen überall kräftig in die Entwicklung der politiſchen und kirchlichen Dinge ein. Als Präſident des Conſiſtoriums reſidirte Melanus faſt immer auf dem Loccumer Hofe in Hannover; doch bekümmerte er ſich bis ins Kleinſte um die Angelegenheiten ſeines Kloſters und hob dasſelbe aus tiefem Verfall zu vorher unbekannter Blüthe. Als er eingeführt werden ſollte, fehlten Mitra und Abtsſtab und mußten aus dem Kloſter Marienrode verſchrieben werden. Unter ſeiner Regierung blühte das Kloſter raſch empor, und gegen Ende des Jahrhunderts konnte er dem Convente in einem Verzeichnis von ſechzig „guten Werken" vorrechnen, daß er dasſelbe um wenigſtens zwanzigtauſend Thaler bereichert habe. In der That nahm ſich Molanus mit großer Sorgfalt der Güterverwaltung an, ließ die verfallenen Kloſtergebäude wiederherſtellen und traf manche heilſame Einrichtung. Sein Hauptverdienſt um das ihm anvertraute Kloſter beſtand darin, daß er die Rechte desſelben mit Nachdruck zu ſchützen verſtand in einer Zeit, welche dem Beſtande des lutheriſch gewordenen Stifts ſehr gefährlich zu werden drohte. Sein Hauptgegner war der Vicekanzler Ludolf Hugo, den Molanus ſeinen und des Kloſters geſchwornen Feind nennt. Dagegen gehörte außer dem Geh. Rath Grote auch der Premierminiſter v. Platen zu des Abts Freunden und Gönnern: und es iſt ein merkwürdiges Spiel der Geſchichte, daß der Mann, der zur Erhaltung des Kloſters die Hand bot, bald nachher den Namen der alten Grafen von Hallermund erhielt, die das Kloſter geſtiftet. Gerhard Molanus ſtand bei dem Landesherrn*), den Miniſtern

*) Johann Friedrich ſchrieb ihm unterm 23. October 1679 von Linsburg aus: „Ich werde gewiſslich an nichts ermangeln laßen, in allen möglichen Begebenheiten allezeit in der That zu erweiſen, wie hoch ich ſeine méríten aestimire und ſeine Perſon liebe."

und den Landständen in nicht geringem Ansehn. Auch die Kurfürstin Sophie war ihm in späteren Jahren sehr gewogen. Sie schenkte im Jahre 1691 in die Klosterkirche eine von ihr eigenhändig gestickte Altardecke, die noch vorhanden ist, und erwiederte dem Abte Molanus auf sein Dankschreiben: „Ich sehe, daß ich meine Hände niemals beßer angewandt habe, als zu dieser Arbeit, durch welche Ihr mich verewigen möchtet; aber ich fürchte, daß die Würmer, wenn sie mich gefreßen, auch mein Werk nicht verschonen werden. Jedenfalls werdet Ihr mehr für mich thun, als ich für Euch gethan habe, wenn Ihr durch Eure Gebete dazu beitraget, mir unverlierbare Güter zu verschaffen.“ Die Freundschaft des geistlichen Würdenträgers war so gesucht, daß er sich rühmen konnte, von zwei Grafen, vier Freiherrn und vielen Adligen zu Gevatter gebeten zu sein. Auch Leibniz zählte zu den Lobrednern des „berühmten Abts“, wie er selbst ihn nennt, und feierte denselben in einem seiner geschichtlichen Quellenwerke, wo er die von Molanus Hand zusammengestellte Reihe der Loccumer Abte mittheilt. Ein späterer Geschichtsschreiber des Klosters sagt von ihm: „Er war einer von den außerordentlichen Menschen, die selten geboren werden; aber Ehrgeiz und Herrschsucht waren seine Fehler, und zuletzt scheint ihn statt des Ehrgeizes der Geldgeiz beherrscht zu haben.“ Außerdem aber war er ein sehr geschmeidiger Diplomat, der in der Wahl seiner Mittel nicht immer die strengste Gewißenhaftigkeit an den Tag legte, und den schon seine Zeitgenoßen der Heuchelei und Doppelzüngigkeit beschuldigten. Damit hieng, wie man fürchten muß, seine Hinneigung zu den Einrichtungen und Ceremonien der katholischen Kirche zusammen. Den Zumuthungen zwar, welche öfter an ihn gestellt wurden und denen auch der Herzog Johann Friedrich nicht fremd gewesen zu sein scheint, zur Römischen Kirche überzutreten, widersetzte er sich standhaft; dagegen suchte er mit Fleiß alles hervor, was sich von altkirchlichen Gebräuchen ohne Verstoß gegen die Grundsätze der evangelischen Kirche wiederherstellen ließ. Molanus war ein Mann der Restauration, deren Ziel Leibniz ohne Zweifel ganz im Sinne seines hochwürdigen Freundes richtig angiebt, wenn er im dritten Theile seiner Scriptores Brunsvicensia illustrantes vom Kloster Loccum sagt: „Dieses Cisterzienserkloster steht noch

jetzt in Blüthe, da nicht bloß ein Abt, sondern auch ein Convent vorhanden ist, von denen die alte Cisterzienser-Regel beobachtet wird, soweit sie mit der gereinigten Religion übereinstimmt." In diesem Sinne richtete Molanus auch das Statut auf, daß inskünftige kein Abt oder Conventual erwählt werden solle, er lebe denn im Cölibate, und schwöre einen Eid zu Gott, daß er entweder im Cölibate bleiben, oder, dafern er diesen Stand verändern sollte, alsdann resiguiren und das Kloster verlaßen wollte. Dieses Statut entsprach ganz und gar den restauratorischen Neigungen des Abtes, der sich so völlig als noch dem Cisterzienserorden angehörig dachte, daß er mit Römischen Gliedern dieses Ordens Verbindungen anknüpfte, wie ein Exemplar des menologium Cisterciense von Henriquez beweist, das sich noch auf der Klosterbibliothek befindet und das der Abt von Altenberg, Jacob Lohe, dem Abt von Loccum schenkte: „zur Erinnerung brüderlicher Liebe", wie es in der unter dem Wappen des Gebers geschriebenen Widmung heißt, „und zur Fortpflanzung der Privilegien dieses unsers Ordens." Danach wurden denn auch die innern Einrichtungen des Klosters durchgängig reformirt und das Kloster erschien wieder als eine von der Welt abgesonderte Stätte des Gebets und der vita regularis, des Ordenslebens. *)

Was des berühmten Abtes wißenschaftlichen und besonders seinen theologischen Standpunkt betrifft, so war er darin ein Geistesverwandter unsers Leibniz. Er war wie dieser ein Liebhaber der Mathematik, ein tüchtiger Jurist und dabei ein practischer Geschäftsmann. Er hatte eine kostbare Bibliothek, die ganz im Sinne Leibnizens angelegt war und später für die

*) In dem noch vorhandenen Concepte einer Vorstellung des Klosters an die Regierung, um die Herausgabe des ihm einst gewaltsam entrißenen Lauenburgschen Dorfes Kütze zu erlangen, wird gesagt, daß dieses Kloster und Gotteshaus unter des löblichen Hauses Braunschweig-Lüneburg gnädigstem Schutz und Schirm von Anfang der Reformation an bisher mit fleißigem Singen und Beten für des Vaterlandes und dessen hoher Regenten zeitliche und ewige Wohlfahrt, mit Erziehung tüchtiger Theologen, derer nachmals viele nicht nur als Priester, sondern auch als Special- und Generalsuperintendenten der Kirche Gottes dieser Fürstenthümer vorgestanden und noch theils vorstehen, getreulich gedient, auch ohne Ruhm zu sagen mittelst andächtigen Gebets und reichlicher Versorgung der Armut manches Unglück abwenden helfen."

kurfürſtliche Bibliothek in Hannover angekauft wurde, und ein vortreffliches Münzkabinet, das die Ueberſchrift trug: fructus coelibatus (Frucht der Eheloſigkeit), und von dem Leibniz ſagt, daß es außer andern Stücken eine faſt vollſtändige Sammlung Braunſchweigſcher Münzen enthalten habe. Einer ſeiner Zeitgenoßen läßt ſich über ſeinen Charakter und ſeine Neigungen folgendermaßen vernehmen: „Er iſt von luſtigem humeur, hat ein beſonderes Repoſitorium von lauter luſtigen Büchern, und ſagt, vom Saufen halte er nichts, äße aber gern etwas gutes. Als wir in der Bibliothek zu den theologiſchen Büchern kamen, ſagte er: Sind nur libri theologici; iſt nicht werth, daß mans anſieht." Dieſe Aeußerung charakteriſirt den hohen Würdenträger völlig. Er war ein ausgezeichneter Kirchenregent, aber kein Theologe, bei dem das religiöſe Herzensbedürfnis obenan ſtand, ſondern ein kirchlicher Diplomat, der zu dem offnen Charakter Luthers und der lutheriſchen Bekenntniſſe im entſchiedenſten Gegenſatze ſtand, dem es aber leider ſeitdem in der luth. Kirche nicht an Nachfolgern gefehlt hat; und ſeine Reſtauration war keine lebendige Wiedererneuerung des Alten, ſondern ein äußerlicher und gemachter Wiederaufputz, der nur zu oft dem Prunke dienſtbar gemacht wurde. Ein getreues Abbild ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit iſt die Marmorſtatue auf ſeinem Epitaphio in der Loccumer Stiftskirche, welche ihn darſtellt, wie er geſpreizt in voller Amtstracht daſteht, aus welcher man dennoch die weltliche Franzöſiſche Tracht jener Tage hervorgucken ſieht.

Melanus erreichte ein noch höheres Alter, als ſein Freund Leibniz. In den letzten Jahren ſeines Lebens konnte er nur noch mit Mühe ſeinen Namen ſchreiben, und Zimmermann erzählt in ſeiner Einſamkeit von ihm die, wie mir ſcheint, unverbürgte Anekdote, er ſei zuletzt ſo kindiſch geworden, daß er ſich für ein Gerſtenkorn gehalten und gefürchtet habe, von den Hühnern gefreßen zu werden. Er ſtarb am 1. September 1722 in Hannover auf dem Loccumer Hofe, 89 Jahr alt. In ſeinem Teſtamente hatte er angeordnet, daß ſeine Leiche auf einem ſchwarzen Trauerwagen, gezogen von ſechs ſchwarzen Rappen und gelenkt von einem ſchwarzgekleideten Kutſcher, nach Loccum gebracht werden ſollte. Bei einbrechender Nacht mußte der

Wagen aus dem Thore der Stadt fahren. Voran ritt ein schwarzgekleideter Vorreiter, an den Seiten giengen in lange schwarze Trauermäntel gehüllte Lakaien. Als der Zug in Loccum anlangte, wurde der Sarg in eine Kapelle gestellt und hier von sechs Hütern bewacht. Tag und Nacht brannten neben dem Sarge sechs schwarze Wachskerzen, zu denen zweiunddreißig Pfund Wachs verwandt waren. Als die Leiche endlich auf dem Chore der Klosterkirche beigesetzt war, wurden nach derselben testamentarischen Verordnung noch drei Monate lang durch vier ältere besoldete Mannspersonen die in der Apologie der Augsburgischen Confession erlaubten Fürbitten über dem Grabe gehalten. Das Testament des Verstorbenen, das mit den Worten anhebt: „Ich, Gerhard, durch die Barmherzigkeit Gottes unwürdiger Abt des kaiserlichen Stifts Loccum", charakterisirt mehr als alles andre den, der es geschrieben. Aus dem Gewande der Demut blickt darin überall die Hoffart hervor, und die Bescheidenheit schlägt immer wieder in ihr Gegentheil um. Zu den vielen Vorzügen, die er zu seiner avantage anführt, gehört auch der, daß er von Jugend auf ein friedfertiges Gemüth und eine starke Neigung gehabt, den Kirchenfrieden nach Möglichkeit zu befördern, wie er denn auch auf Befehl seines Fürsten durch Gottes Beistand einen unmaßgeblichen Vorschlag ausgesonnen, wie man sogar mit der Römischen Kirche, unbeschadet des Gewißens, unbeschadet der Meinung der Kirchenlehrer beider Parteien, endlich unbeschadet der Grundsätze beider Kirchen, sich vergleichen und die ärgerliche Trennung, wenigstens in der abendländischen Kirche, aufheben könne. Was für eine Union es gewesen sein würde, die ein solcher Mann nach solchen Grundsätzen zu Stande gebracht hätte, bedarf keiner langen Erörterung. Uebrigens unterläßt es Molanus nicht, sich als ein guter Lutheraner gegen den Schein zu wahren, als ob er jemals seiner Kirche untreu geworden sei. „Dabei ich gleichwohl nicht leugnen kann", sagt er in seinem Testamente nach Erwähnung seiner Unionsbestrebungen, „daß der Römischen Kirche Praxis in vielen Stücken, namentlich was die fortlaufende Anrufung der Verstorbenen und Heiligen, die seltsame Verehrung der Bilder, die ärgerliche Veneration der consecrirten Hostie, die mehr als barbarische Verfolgung derjenigen Christen,

die in Glaubenssachen mit ihnen nicht allerdings einstimmig, die unehrbare Revocation und Nichthaltung dessen, was man sogenannten Ketzern geschworen oder sonst heilig versprochen hat, was endlich die Tyrannisirung des Gewißens und verschiedene irrige Lehren, besonders vom Gebrauche des h. Abendmahls, anbetrifft, mir lebenslang dermaßen misfallen hat, daß, wenn außer angeregten Misbräuchen und beraubter Lehre vom Abendmahle in der Römischen Kirche nichts zu tadeln vorfiele, ich jedoch jetzterwähnter Dinge halber zu der Römisch-katholischen Religion, wozu ich von hoher Hand, auch durch Offerirung eines Bisthums und andrer überaus großen Nutzbarkeiten, mehrmals sollicitirt worden, mich unmöglich hätte bekennen können."

Das war Molanus, der berühmte, jedenfalls der berühmteste Abt des Klosters Loccum. Ich habe mir erlaubt, diesen Mann so ausführlich zu besprechen, weil er stets neben unserm Leibniz genannt wird und bei dessen Unionsversuchen, auf die wir später kommen werden, eine hervorragende Rolle gespielt hat. Molanus wird gewöhnlich als der freisinnige, gebildete und tolerante Mann von den Tendenzschriftstellern sehr herausgestrichen, und wenn das Bild, das ich Ihnen zu zeichnen versucht habe, weniger Beifall findet, so wird es desto mehr der Wahrheit entsprechen und desto treuer sein.

Es ist begreiflich, daß Leibniz sich zu Molanus trotz mancher Charakterschwächen desselben sehr hingezogen fühlte; denn einerseits mußte er in ihm eine der seinigen verwandte Natur erkennen, und die Bestrebungen beider Männer begegneten sich in mehr als einem Punkte; andrerseits suchte er ja seine Freunde, wie er in seinen Selbstbetrachtungen gesteht, vorzugsweise unter den Mächtigen dieser Erde, und wer konnte da wohl mehr Anziehungskraft auf ihn üben, als der Mann, welcher an der Spitze der Landesgeistlichkeit und zugleich auf der Höhe der damaligen Bildung stand? Leibniz scheint früh mit Molanus angeknüpft zu haben. Wenigstens finden wir, daß er schon um Ostern 1677, also gleich nach Molanus Erhebung zur Abtswürde, auf dem Loccumer Hofe aus- und eingeht. Denn um diese Zeit fand hier ein merkwürdiges Colloquium statt, bei welchem Leibniz einer der Colloquenten war. Molanus hatte einen Freund Namens Arnold Eckhard, welcher Professor der Mathematik

in Rinteln war. Dieſer Eckhard, ein eifriger Anhänger des Carteſius, ſchrieb dem Abt Molanus unterm 29. März 1677, daß er am nächſten Montage nach Hannover kommen werde, und dann auch Molanus neuen Freund, den dieſer ihm als einen Gegner des Carteſius geſchildert hatte, nämlich unſern Leibniz, kennen zu lernen hoffe. Eckhard ſtellte ſich wirklich am am 5. April 1677 ein, auch Leibniz ward auf den Loccumer Hof geladen, und hier hielten die beiden Gegner vor Molanus und deſſen Bruder eine Disputation über den Carteſianiſchen Beweis vom Daſein Gottes. Keiner ſiegte, keiner wich. Da man vormittags ſich nicht einigen konnte, wurde die Disputation nach Tiſch fortgeſetzt; aber auch jetzt wurde kein Reſultat erzielt. Eckhard reiſte über Loccum nach Rinteln zurück und ſetzte von hier aus ſeine Vertheidigung fort. Leibniz blieb die Antwort nicht ſchuldig, und es entſpann ſich nun ein langer Briefwechſel, wobei Molanus den Mittler machte. Eckhard, der hartnäckige Carteſianer, erkannte die Ueberlegenheit ſeines Gegners, aber gab ſich nicht gefangen. Da verlor er plötzlich, es iſt ungewiſs durch welches Geſchick,*) ſeine Stelle in Rinteln und wurde nun von Molanus und Leibniz dem Herzoge Johann Friedrich ſo warm empfohlen, daß dieſer ihn zum Superintendenten in Jeinſen ernannte. Der Briefwechſel wurde darauf, immer unter Vermittlung des Abts Molanus, fortgeſetzt und auf die Geometrie und Analyſis ausgedehnt. Aber auch auf dieſem Gebiete wehrte ſich Eckhard ſeiner Haut, und Leibniz hat an ihm nichts anderes auszuſetzen, als ſeine Hartnäckigkeit. Er nennt ihn einen Mann von Geiſt und Gelehrſamkeit und zollt ſeinem Scharfſinn alle Anerkennung. Umgekehrt ſagt Eckhard ſeinem berühmten Gegner die ausgeſuchteſten Complimente und meint, daß in dieſem Manne ſich Gelehrſamkeit und Humanität um den Vorrang ſtritten. Aber eine Verſtändigung wurde nicht erzielt. Eckhard hielt alle Einwürfe Leibnizens für Scherz (raillerie), und Leibniz konnte nicht begreifen, daß ſein Gegner

*) Er ſelbſt redet von einem casus, qui me per aliquot menses afflixit tandemque de omni pristino statu dejecit, ita ut omnium fortunarum naufragium ante oculos haberem; und in ſeinem Dankſchreiben an den Herzog Johann Friedrich ſagt er, daß er fato, seu inimicorum injuria, seu denique errore quodam meo ins Unglück gekommen ſei.

ſich nicht überzeugen ließ. Endlich erklärte Leibniz, gelernt zu haben, daß ſowohl in der Mathematik, als in der Theologie ein Schiedsrichter nöthig ſei, und ſchlug dazu die Academie der Wißenſchaften in Paris vor. Vor dieſen Gerichtshof ſollten die ſtreitigen Fragen gebracht werden. Doch ſollte zuvor jeder der beiden Streitenden vierzig oder funfzig Thaler in die Hände des Abts Molanus niederlegen, der dann die Summe demjenigen einzuhändigen hätte, für welchen ſich die Academie erklären würde. Der neue Superintendent von Jeinſen mochte doch ſeiner Sache nicht ſo gewiſs ſein, als Leibniz. Er brach den Briefwechſel ab und räumte alſo ſeinem Gegner das Feld. Der Briefwechſel, der bis auf achtundzwanzig Nummern anſchwoll, wurde anfangs lateiniſch geführt, doch wußte Leibniz ihn bald ins Franzöſiſche hinüberzuſpielen; denn er erklärte, daß ihm die Lateiniſche Darſtellung ſchwerer würde, als die Löſung des fraglichen mathematiſchen Problems ſelbſt, weil er ſeine mathematiſchen Studien vorzugsweiſe in Paris gemacht habe und die Lateiniſche Sprache überhaupt für die Mathematik nicht ausgebildet ſei.

Aus dieſem uns erhaltenen Briefwechſel geht zur Genüge hervor, wie befreundet Leibniz ſchon damals mit Molanus war. Wie eng ſich jener an dieſen anſchloß, erhellt wohl am deutlichſten aus den merkwürdigen Worten in den ſchon öfter erwähnten Selbſtberathungen: exercitia spiritualia Loccumi *) (geiſtliche Uebungen zu Loccum); welche zugleich einen Fingerzeig für die Zeit der Abfaßung jener Selbſtberathungen enthalten. Nachdem nämlich Molanus am 10. März 1677 zum Abt gewählt war, legte er ſich ſofort mit ganzem Eifer darauf, das alte Ciſterzienſerkloſter zu reſtauriren und das innere Leben desſelben wieder möglichſt nach den alten Ordensregeln einzurichten. Daß dies Beſtreben eines lutheriſchen Abtes Leibnizens Aufmerkſamkeit erregte, wird man ſehr begreiflich finden. Aber jene Worte „geiſtliche Uebungen zu Loccum“ ſind ihrer ganzen Stellung nach mehr, als ein Hinweis auf die Vorgänge im Kloſter. Da ſie unter der Ueberſchrift agenda (was zu thun iſt) neben dem Vorſatze, für gewöhnlich die Neuſtädter Kirche zu beſuchen

*) Die gewöhnliche Lateiniſche Form für Loccum iſt Lucca, allein auch in dem Briefwechſel mit Eckhard gebraucht Leibniz das Adjectiv Loccumensis ſtatt Luccensis.

und, ſo oft eine gehalten wird, die Italieniſche Predigt zu hören, als eine dritte Art der Theilnahme am Gottesdienſte ſtehen, ſo iſt die Annahme unvermeidlich, daß Leibniz ſich ſelbſt an den geiſtlichen Uebungen in Loccum habe betheiligen wollen.*) Iſt es nun auch bei der weiten Entfernung zwiſchen Hannover und Loccum ſchwer zu beſtimmen, in welcher Weiſe er dies zu thun beabſichtigte, ſo ſteht doch feſt, daß er in jener Zeit eine Anwandlung von ascetiſcher Strenge hatte, welche ſo weit gieng, daß er zuweilen faſtete und zuweilen ſich an geiſtlichen Kloſter-Uebungen betheiligte. Jedenfalls hat Leibniz ſeine Zugehörigkeit zur Kirche in keiner Zeit mehr bethätigt, als in dieſer Zeit, wo er ſonntäglich, womöglich zweimal, das Gotteshaus beſuchte und damit der Herr Hofrath auch von der Gemeinde als regelmäßiger Kirchengänger bemerkt werde, ſich ſogar einen feſten Kirchenſtuhl miethete. Vergleichen wir damit die Stellung, welche er gegen Ende ſeines Lebens zur Kirche einnahm, ſo können wir uns eines wehmüthigen Eindrucks nicht erwehren.

Damit auch die katholiſche Kirche am Hofe des katholiſchen Herzogs ihren Vertreter habe, ſo war faſt gleichzeitig mit Leibniz der apoſtoliſche Vicar und Biſchof von Titiopolis, Nikolaus Steno, in Hannover eingetroffen. Er ſtammte aus Jütland, war früher Proteſtant geweſen, dabei ein ausgezeichneter Arzt, Anatom und Geologe, hatte aber Religion, Stand und Lebensberuf plötzlich vertauſcht, weil ihm zu Florenz in demſelben Augenblicke, wo er ſich dem Nachdenken über die Religion überließ, eine Dame aus dem Fenſter zurief: „Gehen ſie nicht nach der Seite, mein Herr, gehen Sie nach der andern Seite.“ Er ſah darin ein Omen, ähnlich dem des h. Auguſtin, dem eine Stimme zurief: nimm und lies, und wurde dadurch beſtimmt, zur Römiſchen Kirche überzutreten. Leibniz verkehrte viel mit Steno und rühmt in einem Briefe an Boſſuet das Urtheil und die Mäßigung, welche Steno bei den religiöſen Controverſen an

*) Dagegen läßt ſich auch nicht einwenden, daß Leibniz ſelbſt kurz vorher den Grundſatz aufgeſtellt hat: in der Religion nichts ſinguläres, apartes; denn auch das Hören der Italieniſchen Predigt oder die Theilnahme am katholiſchen Gottesdienſte war an ſich ebenſo auffallend, wie die Theilnahme an den geiſtlichen Uebungen im Kloſter. Aber das Aufſehn wurde dadurch gemindert, daß es dort der Fürſt und hier der Abt war, der die neue Einrichtung getroffen. Darum mußte einem Leibniz die Theilnahme unbedenklich erſcheinen.

den Tag legte. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß, wo nicht der Herzog selbst, doch Steno und andre aus der Umgebung des Herzogs auch Leibniz, wie seinen Freund Molanus, zur katholischen Kirche hinüberzuziehen versuchten. Gleich bei seiner Ankunft in Hannover brachte Leibniz ein Schreiben von dem berühmten Französischen Theologen Anton Arnaud an einen der Kapuziner mit, welche den Herzog umgaben, worin jener sich über die seltenen Talente und Eigenschaften des Ueberbringers seiner Zeilen aussprach und dann die charakteristischen Worte hinzufügte, daß Leibnizen nichts als die wahre Religion fehle, um in Wahrheit einer der großen Männer des Jahrhunderts zu sein. Leibniz wußte bei der Abgebung des Schreibens nichts von dem Inhalte desselben, sondern hörte erst nachträglich davon durch den Herzog, der es in seinen Händen behalten hatte. Er würde, gestand er später dem Nachfolger des Herzogs, Ernst August, den Brief sonst nicht mitgenommen haben. Erwägt man, was für ein Aufsehn jener Ausspruch des berühmten katholischen Theologen an dem katholischen Hofe des Herzogs machen mochte, so ist es wenigstens höchst wahrscheinlich, daß es an Versuchen, auch Leibniz zu gewinnen, nicht gefehlt haben wird. Dazu wißen wir, daß Leibniz den katholischen Gottesdienst wenigstens alle drei Wochen besuchte, wenn Italienisch gepredigt wurde. Geschah dies nun auch hauptsächlich aus dem Grunde, weil Leibniz sich in der Italienischen Sprache zu vervollkommnen wünschte, so war doch der Hoffnung, ihn ganz für die katholische Kirche zu gewinnen, damit ein Anhaltspunkt gegeben. Auch läßt sich nicht leugnen, daß in Leibnizens ganzer Lage eine starke Versuchung zur Conversion lag. Das Beispiel Boineburgs, Stenos, ja des Herzogs selbst hätte wohl bestimmend auf ihn einwirken können. Dennoch widerstand Leibniz, wie früher in Mainz und Paris, so auch jetzt in Hannover allen Lockungen zum Uebertritte, und seinem Verhältnisse zum Herzoge that dies keinen Eintrag. Denn war dieser auch ein eifriger Katholik, so wurde doch der Unterschied wieder ausgeglichen durch die ganze philosophische Welt- und Lebensansicht Leibnizens und durch die tolerante Denkweise, welche er sich am Kurfürstlichen Hofe angeeignet hatte. Am wenigsten scheint der Verkehr mit dem Bischof Steno für Leibniz gefahrbringend gewesen zu sein.

Denn er ſagt von ihm halb ſpöttiſch: „Er war ein großer Anatom und in der Kenntnis der Natur ſehr bewandert; doch leider wandte er den Unterſuchungen den Rücken, und aus dem großen Naturforſcher wurde ein mittelmäßiger Theologe. Seitdem wollte er von den Wundern der Natur nichts hören, und um die Beobachtungen, welche Thevenot von ihm verlangte, von ihm herauszuziehen, hätte es eines ausdrücklichen Befehls des Pabſtes in virtute sanctae obedientiae bedurft.“ Leibniz hatte nämlich ernſtliche Verſuche gemacht, Stenos Abneigung gegen die Naturforſchuug zu überwinden und ihn zu ſeinen frühern Studien zurückzuführen; allein vergeblich. Der katholiſche Biſchof bewies in dieſem Punkte, was die weltlichen Wißenſchaften betraf, eine größere Strenge, als der lutheriſche Abt und deſſen Freund, der Superintendent von Jeinſen.

Zeigte ſich aber der Hofbiſchof den Naturwißenſchaften ſehr abhold, ſo war des Herzogs Wißbegierde und Theilnahme an der aufkeimenden Phyſik deſto größer, und Leibniz ſorgte dafür, ihr Nahrung zu verſchaffen und ſie zum beſten der Wißenſchaften zu verwenden. So z. B. machte er den Herzog mit einer Deutſchen Entdeckung bekanut, welche bald in ganz Europa Aufſehn erregte. Es war dies die Entdeckung des ſogenannten Kunkelſchen Phosphors, deſſen wahrer Erfinder ein Hamburger Namens Brand war. Bemüht, eine flüßige Materie zur Verwandlung des Silbers in Gold zu gewinnen, hatte dieſer unvermuthet den Phosphor entdeckt, er hatte darauf dem Kurſächſiſchen Commerzienrathe Kraft briefliche Mittheilungen von ſeiner Entdeckung gemacht, und dieſer hatte den Kammerdiener Kunkel mit ins Geheimnis gezogen. Beide hatten ſich nach Hamburg begeben und ſich von Brand in der Verfertigung des Phosphors unterrichten laßen. Kunkel, welcher durch eigne Verſuche ſeine noch mangelhaften Kenntniſſe ergänzte, hielt ſich nun für befugt, ſich ſelbſt die Entdeckung des Phosphors öffentlich anzueignen, und es gelang ihm bei dem überraſchten Publicum, ſeinen Namen an die Entdeckung eines andern zu knüpfen. Sein Genoße Kraft unternahm gleichzeitig Reiſen, um das Geheimnis bei den Großen zu verkaufen, und auf ſeiner Durchreiſe durch Hannover nach England ſprach er 1677 bei Leibniz vor, der von ihm den Namen des wahren Erfinders erfuhr.

Eben in dieſer Zeit machte nun Leibniz die vorhin erwähnte Reiſe nach Hamburg, wo er mit Brand ſelbſt in Verbindung trat. Leibniz erfuhr jetzt aus dem Munde des erſten Erfinders das ganze Geheimnis, das Kraft ihm für große Summen hatte verkaufen wollen. Brand erzählte ihm die Geſchichte der Erfindung mit allen Einzelheiten und Leibniz, der in der That glaubte, daß „dieſe Erfindung eine beträchtliche Menge Gold zur Silbermaſſe bringen würde," ſchrieb ſofort von Hamburg an den Herzog und fragte, ob er Brand auf der Stelle nach Hannover einladen wolle. Er rieth um ſo dringender zu, als in Hamburg ſchon der berühmte Dr. Bocher aus Amſterdam angekommen war, der Brand ſein Geheimnis abkaufen wollte.*) Der Herzog, freigebig und edel, wie er war, gab Befehl, Brand ſofort nach Hannover kommen zu laßen. Brand kam auch und theilte ſein Verfahren ſo offen und ehrlich mit, daß Leibniz in ſeinem Laboratorium alles mit ſeinen Leuten nachbildete. Der Herzog ſetzte dem Manne bei ſeiner Rückkehr nach Hamburg eine jährliche Penſion aus, die ihm auch ausgezahlt wurde, ſo lange der Herzog lebte. Es war vielleicht die einzige Belohnung, welche Brand von ſeinem Phosphor gezogen hat. Leibniz überſchickte damals nicht nur Proben von Phosphor an Huygens in Paris, ſondern er ſandte auch an die königliche Akademie der Wißenſchaften einen Bericht über die neue Erfindung, welcher noch in demſelben Jahre 1677 in dem Journal des Savans erſchien.

Da der Herzog Johann Friedrich auf die Verbeßerung der Bergwerke im Harze große Sorgfalt wandte, ſo ergriff Leibniz dieſe Veranlaßung, um ſich auch mit dem Berg- und Hüttenweſen bekannt zu machen. Wie er alles, was er anfaßte,

*) Dieſer geniale und unruhige Kopf, welcher lange für einen Adepten galt, konnte wenigſtens für den Repräſentanten der Chemie in Deutſchland gelten. Leibniz durchkreuzte in Hamburg ſeine Pläne mit Brand, indem er dieſem gleich zwanzig Thaler ſchenkte. Auch ſpäter trat er ihm in Hannover entgegen, als Dr. Bocher hier auf die Liebe des Herzogs zur Chemie und Alchemie ſpeculirte. Dr. Bocher, der ſich in boshaften Ausfällen gegen hervorragende Zeitgenoßen gefiel, rächte ſich dadurch, daß er 1683 in ſeiner ſcurrilen Schrift „Närriſche Weisheit und weiſe Narrheit" Leibnizens „Poſtwagen von Hannover nach Amſterdam in ſechs Stunden zu fahren" verſpottete.

als beſondere Wißenſchaft bis auf den Grund zu erforſchen und ſich anzueignen ſuchte, ſo erlangte er mit der Zeit auch eine vollkommne Kenntnis der Mineralogie, wie die Kenner ſie noch jetzt in ſeiner Protogäa bewundern. Mit der Mineralogie verband er die eigentliche Bergwerkskunde als eine ſeiner wichtigſten Profeſſionen, von der er ſich für die damals noch in den Windeln liegende höhere Staatswirtſchaft und die von ihr abhängige Nationalwohlfahrt die beſten Erfolge verſprach. „Sie wundern ſich vielleicht“, ſchrieb er an einen Freund in Wien, „was ich als Staatsmann mit den Gruben gemein habe. Aber ich bin ſchon lange der Anſicht, daß die Staatswirtſchaft der bei weitem wichtigſte Theil der Staatswißenſchaft ſei und daß Deutſchland aus Unwißenheit oder Gleichgültigkeit darüber zu Grunde gehen muß.“ Leibnizens Bemühungen war es mit zu danken, daß ſich die Hannöverſchen Bergwerke ſchon unter Johann Friedrich auf eine Stufe hoben, auf welcher ſie allen übrigen Deutſchen Bergwerken als Muſter daſtanden. „Die Gruben“, ſagt er ſelbſt in dem oben angeführten Briefe, „machen einen großen Theil unſrer Einkünfte aus; dieſe werden jetzt vortrefflich verwaltet. Denn Johann Friedrich, glorreichen Andenkens, hat unter den übrigen trefflichen Maßregeln ſeiner Regierung auch dieſes Zweiges ſich eifrigſt angenommen. Als ich bei Gelegenheit dieſem Fürſten vorſtellte, daß ich auf ein Mittel verfallen ſei, um dem Uebel abzuhelfen, das die Gruben durch das Waßer leiden, nahm er meinen Vorſchlag mit vielem Beifall auf, berief bald die betreffende Behörde vor ſich und ſetzte mir für den Fall, daß ich das Beabſichtigte ausrichtete und durch den Erfolg auch nur eines Jahres bewährte, eine jährliche Belohnung von zweitauſend Thaler aus. Als ich bereits auf dem Punkte war, mein Wort durch die That zu bewähren, unterbrach die traurige Nachricht von dem Ableben des erhabenen Fürſten das Begonnene.“

Was wir bisher von Leibnizens Wirkſamkeit gehört haben, zeigt uns ihn weniger in ſeiner amtlichen, als in einer freien, ſelbſt gewählten Thätigkeit. Jetzt müßen wir auch auf jene einen Blick werfen. Denn wenn es ihm auch durch beſondere Vergünſtigung des Herzogs geſtattet war, ſeinen individuellen Neigungen vielfach nachzugehn, ſo machte doch auch das Amt

wieder seine Ansprüche geltend. In dieser Beziehung schrieb er 1679 an Conring: „Uebrigens gestehe ich, daß mir, seit ich unter die Hofräthe aufgenommen bin, andere Geschäfte auferlegt sind, daß ich sowohl gerichtliche Acten lesen und nach ihnen über Processe Spruch fällen muß, als auch zuweilen Staatsangelegenheiten auf Befehl des Fürsten zu behandeln habe. Doch will der edle Fürst in seinem Wohlwollen für mich nicht, daß ich meine ganze Zeit den Geschäften der Kanzlei widme, und hat mir daher freigestellt, von den Sitzungen so oft auszubleiben, als es mir in Rücksicht anderweitiger Arbeiten nothwendig erscheint. In der That, da der Fürst zuweilen einige Dienste für sich selbst von mir verlangt, da ich für die Bibliothek Sorge zu tragen habe und häufig mit gelehrten Männern Briefwechsel pflegen und unterhalten soll, so war es einleuchtend, daß ich auf eine etwas liberalere Behandlung Anspruch hätte. Wahrlich ich möchte nicht verurtheilt sein, diesen Sisyphusfelsen der Geschäfte am Gerichtshofe einzig und allein zu wälzen, und wenn mir die größten Schätze und die höchsten Ehren verheißen wären." Wir wollen es unserm Leibniz gern glauben, daß ihm der monotone, alle höhern Kräfte verzehrende Büreaudienst unerträglich gewesen sein würde. Ein Geist wie der seine konnte nun einmal ohne wißenschaftliche Beschäftigungen und Bestrebungen nicht leben, wie der Vogel ohne Luft und der Fisch ohne Waßer nicht leben kann. Ebensowenig würde aber auch unsern Leibniz das bloße Studiren, das stille, in sich gekehrte Leben eines Denkers und Gelehrten befriedigt haben. Er war der gelehrteste der Gelehrten, und doch kein bloßer Gelehrter, sondern zugleich ein Mann der Praxis und ein ehrgeiziger Staatsmann, der nach einer glänzenden Wirksamkeit in der Welt und auf die Welt strebte. Er war bemüht, in angenehmer Abwechselung beides zu vereinigen, das Stillleben des Philosophen und die geräuschvollere Wirksamkeit des öffentlichen Beamten. Darum hatte er selbst den Herzog zu wiederholten Malen so lange gebeten, bis er nicht nur in die Bibliothek, sondern auch in die Kanzlei eingeführt war. So war er denn wieder zu derselben Wirksamkeit zurückgekehrt, die er als Revisionsrath in Mainz ausgeübt hatte und der er eine Zeit lang durch keine Mission an den Französischen Hof entzogen war. Nach

der in Hannover eingeführten Regierungsordnung war der Hofrath nicht minder als der Kanzleirath ein wirkliches Mitglied der Kanzlei, d. h. derjenigen Behörde, wo die Justizsachen tractirt wurden, deren Chef zu jener Zeit der Vicekanzler Ludolf Hugo war. Dieser war ein Schüler Conrings, gleich ausgezeichnet als Staatsgelehrter und Publicist, wie als Rechtsgelehrter, und blieb bis zu seinem Tode (1704) Leibnizens höchster Vorgesetzter.

Wie früher in Mainz, so wurde Leibniz nun auch in Hannover in die höhern Staatsangelegenheiten eingeweiht und mußte ihnen einen großen Theil seiner Zeit und seiner Kräfte widmen. Hier freilich zeigte sich nun ein großer Unterschied in den Aufgaben und ihrer Behandlung. Denn ein ganz andrer Geist war es, welcher die Deutsche Politik eines Kurfürsten Johann Philipp von Mainz beseelt hatte, als der, welcher die Kabinetspolitik des Herzogs Johann Friedrich von Hannover bestimmte. Wie wir in der vorigen Vorlesung gehört haben, stützte sich Johann Friedrich auf Ludwig XIV., der ihm als Muster galt und die Richtschnur seiner innern und äußern Politik war. Beim Ausbruche des Krieges gegen Holland (1672) war er mit diesem Feinde des Deutschen Reichs ein Bündnis eingegangen, und während des dann folgenden Reichskrieges stand er gar mit Köln und Münster auf Frankreichs Seite, indessen die übrigen Mitglieder des Welfenhauses die Ehre des Reiches in den Kaiserlichen Reihen tapfer vertheidigten. Und als er endlich von den gegen Schweden verbündeten Reichsständen zu einer Neutralitätserklärung gezwungen wurde, war er untröstlich, nicht mehr in Gemeinschaft mit dem großen Könige handeln zu können. Leibniz, der von Mainz her gewohnt war, die Dinge mit ganz andern, mit Deutschen Augen anzusehn, mochte es schwer werden, sich in diesen Wechsel zu finden, und sein Deutsches Herz mochte durch die undeutsche Politik seines fürstlichen Herrn oft schmerzlich berührt werden. Dennoch mußte er sich, da Johann Friedrich Kaiser in seinem Lande war, in die Umstände schicken, und dies wurde ihm wenigstens dadurch erleichtert, daß Ludwig XIV. zu jener Zeit seiner Feindschaft gegen das Deutsche Reich noch nicht denselben thätigen Ausdruck gab, wie in späterer Zeit. Wir werden sehen, daß

Leibniz nachher, als Ludwig XIV. in den gewaltthätigen Beschädigungen des Deutschen Reiches seine wahre Natur offenbarte, nicht nur aus seiner passiven Stellung heraustrat, sondern auch die Mainzische Vermittelungspolitik aufgab und, indem er offen die Partei der Kaiserlichen Interessen ergriff, gegen den allerchristlichsten König ein Pamphlet schleuderte, das über seine wahre Gesinnung keinen Zweifel ließ.

Zunächst waren es andere Interessen, als die allgemeine Reichssache, für welche Leibniz einzutreten hatte, nämlich die Interessen des welfischen Gesammthauses. Es war die Zeit, wo alle einzelnen Reichsstände nach einer souveränen Macht und Selbstständigkeit trachteten, die ja freilich mit der alten Reichsverfaßung nicht verträglich war, und da konnte und wollte denn auch das Welfenhaus nicht zurückbleiben. Oder sollte allein sein östlicher Nachbar, der Kurfürst von Brandenburg, das Recht haben, in Verfolgung seiner dynastischen Ziele den bekannten rocher de bronze zu stabiliren und, indem er seine Macht und Geltung von Stufe zu Stufe erhöhte, alle seine Nachbarn mit gewissem Untergange zu bedrohen? Wir werden Johann Friedrichs Bestrebungen nur dann recht verstehn, wenn wir einen kurzen Blick auf diesen östlichen Nachbar des Welfenhauses werfen, durch welchen die Politik des letztern so oft beeinflußt, ja zwingend bestimmt und bedingt wurde.

In dem innern Zersetzungsprocesse Deutschlands spielte Kurbrandenburg eine Hauptrolle. Ohne eine feste conservative Politik zu befolgen, war es stets auf Mehrung der eignen Macht bedacht, und die beweglichen politischen Stellungen, welche es bei den großen Krisen jener Zeit einnahm, waren stets seinen dynastischen Zielen untergeordnet. Was Leibniz um 1670 von der Politik des sogenannten großen Kurfürsten sagte: „Als Schweden in Polen in Noth war, marschandirte Brandenburg: wer mir das meiste giebt, dem adhärire ich", das kann man von der Politik der Hohenzollern überhaupt sagen, und der Ruhm und Vortheil, den diese erwarben, wurde stets auf Kosten des Gesammtvaterlandes erworben. Von keinem gilt dies mehr, als von Friedrich Wilhelm, dem sogen. großen Kurfürsten, der fast gleichzeitig mit den vier Söhnen des Herzogs Georg das Ruder des Brandenburgschen Staates führte. Friedrich Wilhelm

hatte bei seinem Regierungsantritte 1640 versprochen, dem Kaiser und dem Reiche treu zu bleiben; allein bald zeigte es sich, daß er aus der allgemeinen Noth nur seinen Vortheil zu ziehen trachtete. Beim Abschluße des Westfälischen Friedens sorgte seine Habgier dafür, daß er nicht zu kurz kam. Gleich anfangs bei den Friedensverhandlungen forderte er die Bisthümer Magdeburg, Halberstadt, Osnabrück und Minden, so wie die Fürstenthümer Glogau, Sagan und Jauer, nach der Meinung seiner Gegner wohl das zwanzigfache dessen, was er aufgab. „Das übertriebene Begehren des Kurfürsten", sagt einer seiner Lobredner, „hemmte so sehr den Lauf der Unterhandlungen mit Schweden, daß ein förmlicher Bruch drohte und nur die Botschafter Frankreichs und der Generalstaaten das gestörte Einverständnis wiederherstellten." Zwar gelang es ihm nicht, trotz aller Bemühungen und Bestechungsversuche, das ganze Pommern für sich zu gewinnen; doch hatte seine Hartnäckigkeit den Erfolg, daß er von allen die reichste Beute davontrug. Man bot ihm den östlichen Theil von Hinterpommern an und zur Entschädigung für die Abtretung Vorpommerns an die Schweden die Bisthümer Magdeburg, Halberstadt und Cammin. Allein auch das genügte ihm nicht, obwohl es nach den Angaben der übrigen Reichsstände schon das drei- bis vierfache des Aufgegebenen betrug. Friedrich Wilhelm forderte noch das Bisthum Minden, und trotz des lebhaften Widerspruchs der dadurch Geschädigten, zu denen namentlich das Welfenhaus gehörte, setzte er seine Forderung durch, nicht ohne eine „reiche Freigebigkeit"; denn auf den Rath des Französischen Gesandten d'Avaux ließ er den Schwedischen Gesandten Salvius und Oxenstierna zwanzigtausend, respective fünfundzwanzigtausend Thaler einhändigen.

Gleich in den ersten Friedensjahren wußte Friedrich Wilhelm sich noch eine neue Erwerbung zu sichern. Er war mit Pfalz-Neuburg in einen Erbstreit wegen der Cleviſchen Länder gerathen, in welchem er so geschickt zu unterhandeln verstand, daß ihm das Herzogthum Cleve, die Grafschaft Mark und das Ravensbergsche zufielen. Unermüdlich, Bündnisse zu schließen und zu lösen, wußte er seine Stellung durch eine Politik zu befestigen, welche sich über alle Gebote der Moral hinwegsetzte.

Leibniz ſagt von ihm ums Jahr 1670: „Seitdem dieſer Kurfürſt aus den nordiſchen Unruhen mit Ehre und Gewinn hervorgegangen iſt, glaubt der ruhmgierige Mann, er könne ſich ſicher in die größten europäiſchen Fragen miſchen und die Geſchicke lenken, wie es ihm beliebe.“

Während der Kurfürſt von Brandenburg in der angegebenen Weiſe ſeine Hausmacht vergrößert hatte, war das Welfenhaus beinahe ganz leer ausgegangen und um alle ſeine Hoffnungen betrogen. Des Herzogs Georg jüngſter Sohn, Ernſt Auguſt, war Coadjutor und alſo künftiger Erzbiſchof von Magdeburg, während Halberſtadt über ſechzig Jahre bei dem Braunſchweigiſchen Hauſe geweſen und durch manches ſchöne Stück welfiſcher Erblande bereichert war. Auch Minden, das ſchon dreißig Jahre ein Lüneburgſcher Prinz in Beſitz gehabt hatte, war gleich nach deſſen Tode von Oxenſtierna dem Herzog Georg geſchenkt. Es lag die Hoffnung nahe, daß dieſe reichen Hochſtifter dauernd für das Welfenhaus gewonnen werden möchten. Nun floß alles dem Hauſe der Hohenzollern zu, das ſich auf Koſten des Welfenhauſes auszudehnen die erſten glücklichen Verſuche machte. Ja es wurde ſogar der Vorſchlag gemacht, daß die Schweden ihre Anſprüche auf Pommern an Brandenburg abtreten und dafür mit den Grafſchaften Hoya, Diepholz und Schaumburg, alſo lauter welfiſchen Beſitzungen, entſchädigt werden ſollten. Die Brandenburgſche Geſandtſchaft bot dem Grafen Trautmannsdorff hohe Summen, wenn er dieſem Vorſchlage beiſtimmen wollte. Zwar wurde dieſer Schlag durch die Standhaftigkeit des Hannöverſchen Prokanzlers Lampadius abgewandt; dagegen unabwendbar war der Verluſt von Ratzeburg, das man dem Mecklenburgſchen Hauſe überlaſſen mußte. Und was wurde dem Welfenhauſe als Erſatz für dieſe ſchweren Opfer geboten? Alles, was es erreichte, war eine alternirende Adminiſtration Osnabrücks zwiſchen einem Prinzen aus dem Welfenhauſe und einem Biſchof von der katholiſchen Partei.

Das war der Weſtfäliſche Friede, der keinem der größern Staaten gleich ungünſtige Reſultate brachte, als dem Welfenhauſe. Auf allen Seiten von ſeinem mächtigeren Nachbar eingeengt, mußte es fürchten, von dieſem über kurz oder lang ganz unterdrückt zu werden, wenn es nicht auch ſeinerſeits alles aufbot, um ein richtigeres Gleichgewicht im deutſchen Norden

wiederherzustellen. Es war dies eine Pflicht der Selbsterhaltung welche von den vier kräftigen Regenten, die seit dem Westfälischen Frieden die Interessen des Welfenhauses vertraten, von den vier Söhnen des Herzogs Georg, richtig erkannt und geübt wurde. Auch Johann Friedrich begriff die Gefahr, die ihm von Osten her drohte, und deshalb war sein Streben dahin gerichtet, die Hausmacht der Welfen zu erweitern und sie womöglich der des Kurfürsten von Brandenburg, dessen Uebergewicht ihn zu erdrücken drohte, gleichzustellen. Die Entwürfe und Pläne des Herzogs zu höherer Macht und Würde wurden natürlich von Leibniz, dem treuen Diener des Welfenhauses, gebilligt und nach Kräften unterstützt und gefördert, und es ist wahrhaft lächerlich, wenn man namentlich von Preußischer Seite dem Fürsten vorwirft, er habe nur dynastische Ziele verfolgt,*) und seinem Diener, er habe sich nicht zu einer allgemein Deutschen Wirksamkeit erheben können, weil der Schwung seines Geistes durch partikularistische Anschauungen gelähmt sei. Zeit und Verhältnisse brachten es mit sich, daß jener auf Vermehrung seiner Macht ebensowohl als sein östlicher Nachbar bedacht sein mußte, und daß dieser für den Augenblick keinen andern Interessen, als denen seines Landesherrn, dienen konnte.

Eine Gelegenheit dazu bot sich bald nach seinem Amtsantritte in Hannover. Es galt nämlich, bei den zwischen den kriegführenden Mächten eingeleiteten Friedensverhandlungen auch die Interessen der kleineren Reichsfürsten zu vertreten, und Leibniz verfaßte zu dem Ende gleich beim Beginne seiner Laufbahn in Hannover eine berühmte Staatsschrift, welche den gleichartigen Arbeiten aus der Mainzischen Periode würdig zur Seite tritt. Es ist dies die bekannte Abhandlung de jure suprematus ac legationis (über das Hoheits- und Gesandtschaftsrecht), welche Leibniz im Jahre 1677 unter der pseudonymen Bezeichnung Caesarinus Furstenerius veröffentlichte und welche gleich im ersten Jahre sechs Auflagen erlebte.

Schon seit dem März 1675 war auf Betrieb des Königs

*) Was für Ziele hat denn der Preuße verfolgt und verfolgt sie noch, wenns keine dynastischen gewesen sind?

von England ein Congreſs aller kriegführenden Mächte in Nimwegen zuſammengetreten, auf welchem fruchtlos unterhandelt wurde, bis die Fortſchritte Ludwigs XIV. und die Anmahnungen des Königs von England zuerſt Holland, dann Spanien zur Annahme der von Frankreich angebotenen Bedingungen eines Separatfriedens beſtimmten. Die Folge davon war, daß der Kaiſer ſich genöthigt ſah, im nächſten Jahre (5. Febr. 1679) einen für ihn ſelbſt und das Reich ſchimpflichen Frieden mit Schweden und Frankreich zu ſchließen. Darauf ſchloßen auch die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, ſo gut wie Brandenburg und andere Reichsſtände, Separatfrieden mit Frankreich, froh des einzelnen Gewinns, während dem ganzen Reich eine unheilbare Wunde geſchlagen wurde. Leibniz blickte klar in die Gefahr, welche für Deutſchland in dieſem Frieden lag, konnte ſeinen Schmerz aber nur in Klagen an einen vertrauten Freund ausſchütten. Seine nächſte öffentliche Aufgabe war es, die Intereſſen ſeines Fürſtenhauſes auf dem Congreſſe von Nimwegen wahrzunehmen.

Die Welfiſchen Fürſten nämlich, der Herzog Johann Friedrich von Hannover und ſein Bruder Georg Wilhelm von Celle, beanſpruchten die Geſandtſchaftshoheit, d.h. das Recht, den Congreſs durch Geſandte vom erſten Range mit allen ihnen gebührenden Ehren und Vorrechten in derſelben Weiſe wie die Kurfürſten beſchicken zu dürfen. Sie ordneten daher den Geheimen Rath Valentin von Schütz nach Nimwegen ab, welcher dem kaiſerlichen Bevollmächtigten erklärte, daß das Haus Braunſchweig-Lüneburg zu jedem Opfer für das Reich bereit ſei, wenn man darauf eingehe, ſeine Abgeordneten für hohe Geſandte gelten zu laßen. Doch wurde dieſer Antrag ſowohl jetzt, als ſpäter auf dem Congreſſe zu Frankfurt (1687), wo der Geh. Rath Otto Grote dieſelbe Angelegenheit zu betreiben hatte, zurückgewieſen, und um ſo lebhafter mußte der Wunſch des Welfenhauſes werden, in den Rang der Kurfürſtenthümer einzutreten.

In der genannten Abhandlung Caesarini Furstenerii de jure suprematus ac legationis wurde nun von Leibniz die obſchwebende Streitfrage in umfaßender und erſchöpfender Weiſe unterſucht, in Rückſicht nicht nur auf die beſondern Intereſſen des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg, ſondern auf den politiſchen Zuſtand des geſammten deutſchen Reichs. Es war alſo viel-

mehr eine Frage des innern öffentlichen Rechts, als der äußern Politik, welcher Leibniz eine der gründlichſten Abhandlungen gewidmet hat, die aus ſeiner Feder gefloßen ſind.

Die Sache, um die es ſich handelte, war die, ob auch die übrigen Reichsfürſten das Recht haben ſollten, welches den Kurfürſten zuſtand, Geſandte mit repräſentativem Charakter zu ſchicken. Da nun der repräſentative Charakter der Geſandten darin beſteht, daß er die Perſon ſeines Souveräns vertritt, ſo dreht ſich der ganze Streit um die Frage, ob die Deutſchen Reichsfürſten Souveräne ſind. Leibniz bejaht dieſe Frage und ſieht die Souveränität der Fürſten bereits als eine ausgemachte Sache an, die nicht erſt des Beweiſes bedarf. Ich erinnere mich, ſagt er, daß eine große Fürſtin ſich darüber wunderte, daß man die Souveränität der Deutſchen Fürſten noch erſt beweiſen wolle. Wenn man in Frankreich oder anderswo von ſouveränen Häuſern rede, nenne man ſofort das Haus Pfalz, Sachſen, Braunſchweig, wie das von Mantua, Savoyen oder Florenz. Man hat gegen das Hoheitsrecht der Deutſchen Fürſten eingewendet, daß ſie dem Kaiſer und Reich unterworfen ſeien. Aber, ſagt Leibniz, die Souveränität der einzelnen Fürſten und die kaiſerliche Gewalt beeinträchtigen ſich gegenſeitig nicht, die Unterordnung der Fürſten unter den Kaiſer ſetzt ſie keineswegs zu Unterthanen herab, alſo mit einem Worte, beide Gewalten, die Einheit der kaiſerlichen und die Vielheit der fürſtlichen, ſtehen mit einander im ſchönſten Einklange. Das drückt er ſymboliſch ſchon in dem Titel ſeiner Schrift aus, nämlich durch den angenommenen Namen Caesarinus Furstenerius, durch welchen er ſich gleichmäßig als Vertheidiger der Fürſtenrechte und als Anhänger des kaiſerlichen Anſehns zu erkennen giebt.

Man ſieht auch hier wieder, daß Leibniz eben ſo wenig ein Freund von einem militäriſchen Einheitsſtaate, als von einer Vaſallenherrſchaft iſt, welche alle Souveränitätsrechte geradezu vernichtet. Ein Souverän, ſagt er, kann nicht Unterthan ſein, dies ſtreitet ſchon mit der Unverletzlichkeit ſeiner Perſon. Wirkliche Souveräne oder Potentaten ſind nur diejenigen Fürſten, die außer der Oberhoheit in ihrem Gebiete zugleich eine Armee beſitzen, mit der ſie Krieg führen können, eine Militärmacht, auf die geſtützt ſie im Stande ſind, Bündniſſe

zu schließen und Einfluß auf die Angelegenheiten Europas zu üben. Für Leibniz würde eine Fürstensouveränität wie die heutige ein wesenloser Schatten gewesen sein. Dagegen streitet es nach seiner Auffaßung nicht gegen die Souveränitätsrechte eines Fürsten, daß er sein Land von einem andern zu Lehn empfängt, und ebenso wenig, daß er die Majestät eines Oberhauptes, des Kaisers, anerkennt, vorausgesetzt, daß er Herr in seinem Hause ist und daselbst nur durch Waffengewalt beunruhigt werden kann. Die Majestät ist nach Leibniz das Recht, zu commandiren ohne commandirt zu werden, die Souveränität ist dagegen das anerkannte Recht, seine Unterthanen zwingen zu können und nur durch Krieg von einem andern gezwungen zu werden, welche Verpflichtuugen man auch gegen ihn haben und welchen Gehorsam und welche Treue mau ihm auch schuldig sein möge. Solche Souveräne oder Potentaten sind nicht nur die Deutschen Kurfürsten, sondern auch die übrigen Deutschen Reichsfürsten. Ihre thatsächliche Macht rechtfertigt schon ihre Souveränität. Auch ist nicht abzusehn, was die Kurfürsten in dieser Beziehung vor den Reichsfürsten voraus haben sollten. Sie sind als Kurfürsten nicht mächtiger, ihr Gebiet und ihre Botmäßigkeit begründet keine Vorrechte, vielmehr es giebt Fürsten, die größere Territorien haben und seit Alters her mächtiger sind, als manche Kurfürsten. Was die Kurfürsten voraushaben, sind nur gewisse Functionen, die ihnen allein zustehen, wie z. B. die Kaiserwahl. Aber die Souveränität kommt auch den andern Reichsfürsten zu und gründet sich nicht bloß auf die thatsächliche Macht, sondern sie ruht auch in der allgemeinen Anerkennung und auf der geschichtlichen Entwicklung des Deutschen Reiches. Diese Fürsten sind keine Emporkömmlinge, sondern sie stammen ab von den alten Deutschen Königsgeschlechtern, sie sind die legitimsten Gewalten und nicht weniger vornehm, als die ersten regierenden Familien der gegenwärtigen Welt, die Habsburger und Capetinger. Wenn nun die Deutschen Fürsten in Rücksicht der Souveränität den Kurfürsten gleichstehen, warum sollen sie in Rücksicht des Gesandtschaftsrechts, welches aus der Souveränität fließt, geringer sein, als diese? Das Gesandtschaftsrecht der Kurfürsten ist auf dem Congresse in Münster festgestellt. Es muß aber folgerichtig aus demselben

Grunde auch den andern Deutſchen Reichsfürſten zuerkannt werden.

Leibniz führt ſodann für ſeinen Satz noch eine augenfällige Analogie an, welche merkwürdigerweiſe auch in unſern Tagen eine eben ſo augenfällige Analogie zu der Spoliation der Deutſchen Fürſten bildet. Er weiſt nach Italien hin und frägt: wie will man den Deutſchen Reichsfürſten verweigern, was man den Italieniſchen Herzögen einräumt? Dieſe Italieniſchen Fürſten ſind, mit den Deutſchen verglichen, weder ſouveräner, noch vornehmer. Das Haus Braunſchweig-Lüneburg iſt das Stammhaus der Familie Eſte. Mantua und Modena ſind Vaſallen des Reichs, Florenz iſt reichsunmittelbar, Parma iſt Vaſall des Pabſtes. Die Medici, Farneſe, Gonzaga ſind, mit den Deutſchen Fürſtengeſchlechtern verglichen, neue Familien. Dennoch üben ſie das Geſandtſchaftsrecht, und es heißt die Deutſchen Reichsfürſten unter die Italieniſchen Herzöge herabwürdigen, wenn man jenen beſtreitet, was man dieſen zugeſteht. Es iſt daher eine Ehrenfrage des Reichs, daß dieſes Recht auch den Deutſchen Fürſten zuerkannt wird und daß dieſe den Italieniſchen gleichgeachtet werden.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß Leibniz in ſeiner Abhandlung den Souveränitätsbegriff der Deutſchen Fürſten auf die Spitze trieb und eine Anwendung davon machte, welche ſich mit der alten Reichsverfaßung nicht vertrug und ihr vollends den Todesſtoß zu geben drohte. Indeſſen war er nicht weniger bemüht, alles, was ſich hiſtoriſch im Reiche entwickelt hatte, zu erhalten, und darum konnte er nicht umhin, indem er die Fürſten erhob, die Kurfürſten in ihrem noch höheren Range zu befeſtigen und ihren noch höhern Anſprüchen Rechnung zu tragen, was die Spitze ſeines Buches gewiſſermaßen wieder abſtumpfte. Wir wißen von Leibniz ſelbſt, daß der Geh. Rath Otto Grote, ein Staatsmann, welchen Spittler mit Richelieu und Mazarin in eine Linie ſtellt, ſich namentlich gegen einen Punkt in Leibnizens Darſtellung erhoben hat. Leibniz hatte nämlich in ſeinem Buche geſagt, daß die Deutſchen Fürſten es nicht misbilligen würden, wenn auswärtige Könige die Kurfürſten als ihresgleichen behandelten. Otto Grote, und die übrigen Miniſter billigten dieſe Anſicht nicht; denn nach ihrer Meinung hatte Leibniz hier den

Kurfürsten zu viel eingeräumt. Aber Leibniz stellte dem Herzoge vor, daß man auf diese Weise die Sache eher mildern, als verbittern würde, und daß es ihm nicht leicht möglich sei, diesen Punkt zu ändern, ohne an seinem ganzen Systeme zu rütteln. Der Herzog trat auf seine Seite, und so blieb es bei der ursprünglichen Faßung. Als später das Haus Braunschweig-Lüneburg nach der Kurwürde strebte, fragte Leibniz den Präsidenten des Geh. Raths, denselben Otto Grote, ob es nun nicht beßer sei, das Werk so belaßen zu haben, wie es war. Der Präsident gab sich gefangen und nahm nun keinen Anstand, das gut zu heißen, was früher Bedenken in ihm erregt hatte. Es war nicht die Absicht des Fürstenerius, sagt Leibniz, die Fürsten mit den Kurfürsten in allen Punkten auf gleiche Linie zu stellen, sondern nur, die unbegründeten Ansprüche der Kurfürsten zurückzuweisen und den Fürsten die ihnen gebührenden Rechte zu sichern. Fürstenerius hat für die Kurfürsten geschrieben, nicht gegen dieselben.

Das besprochene Buch machte gleich nach seinem Erscheinen großes Aufsehn und wurde wenigstens von der einen Partei mit dem größten Beifall aufgenommen. Es wurde sofort, sagt Leibniz selbst, zu Nimwegen gelesen und bestand die strengste Censur einer Versammlung sehr berühmter Minister der größten Gewalthaber Europas. Alle Welt stimmte darin überein, daß es in einer geschickten und überzeugenden Weise geschrieben sei, und daß sich etwas edles und erhabenes nicht nur in dem Ausdrucke zeigte, sondern auch in der Anschauung, die sich durch das ganze Buch hindurchzöge. Man vergnügte sich damit, nach dem Verfaßer zu forschen und allerlei Vermuthungen auszusprechen; denn die Vorsichtsmaßregeln, welche man bei der Herausgabe getroffen hatte, verwirrten die Neugierigen. Man fiel von Anfang an auf Personen, welche sich durch amtliche Stellung und außerordentliches Wißen auszeichneten, und der wahre Verfaßer hatte die Genugthuung, zu sehen, daß man ihn wenigstens nicht degradirte.*) Wenn dennoch auch diese

*) „Daher auch jedermann", schreibt Leibniz später an den Herzog Ernst August, „dies gegenwärtige scriptum de jure suprematus nicht mir, sondern weit höhern Leuten, nämlich etliche dem Canzler Schütz in Celle, etliche dem Vice-Canzler Hugo attribuiret und sich eingebildet, es müße nothwendig von einem in Affairen stehenden Manne gemacht sein."

Staatsſchrift, wie früher die Denkſchrift zur Polniſchen Königswahl und der Plan einer Aegyptiſchen Expedition, ihr eigentliches Ziel verfehlte, ſo lag das theils in den allgemeinen Verhältniſſen, gegen welche Leibniz anzukämpfen hatte, theils mochte auch die Eigenthümlichkeit des Verfaßers ſchuld daran ſein, dem die Einſeitigkeit und Parteilichkeit fehlte, welche nöthig iſt, um eine raſche, ſchneidende Wirkung des Augenblicks durchſetzen zu helfen. *)

*) Um den Lateiniſchen Caesarinus Furstenerius auch dem Auslande zugänglich zu machen, verfaßte Leibniz in demſelben Jahre, in welchem jener zu Amſterdam erſchien, einen Franzöſiſchen Auszug, der ſehr geſchickt in die Form eines Geſpräches eingekleidet iſt, welches von zwei Deutſchen Edelleuten über die betreffende Streitfrage geführt wird. Es ſind dies die Entretiens de Philarète et d'Eugène sur le droit d'Ambassade, welche noch in demſelben Jahre 1677 zu Duisburg herauskamen. Leibniz beabſichtigte ſpäter eine zweite Ausgabe mit einer Deutſchen Ueberſetzung. Dieſelbe unterblieb, weil die Hauptſchrift, der Caesarinus Furstenerius, ſo reißenden Abgang fand, daß eine weitere Behandlung derſelben Frage überflüßig zu ſein ſchien.

Achte Vorlesung.

Leibniz als Bekämpfer der Hexenprocesse.

H. V. Erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen ankündige, daß ich Sie heute auf ein dunkles und grauenerregendes Gebiet zu führen gedenke, nämlich auf das Gebiet der Zauberei und der Hexenprocesse. Wer sich mit Leibniz und seiner Zeit beschäftigt, kann an diesem Gebiete nicht wohl vorübergehn. Denn Leibniz gehörte zu denen, welche auf diesem Gebiete Wandel schafften und dem Unwesen der Hexenprocesse steuern halfen.

Die Hexenprocesse machen mehre Jahrhunderte hindurch einen wichtigen Theil der Culturgeschichte aus und haben noch lange nicht die Beachtung gefunden, welche sie nach ihrer Wichtigkeit verdienen. Es ist zwar unendlich viel über diesen Gegenstand geschrieben, man hat bändereiche Werke zusammengetragen und ganze Zauberbibliotheken zusammengestellt. Aber es sind meist oberflächliche Producte einer oberflächlichen Zeit, welche für ein so schwieriges und dunkles Gebiet wie die Zauberei kein Verständnis hatte. Eine gründliche, auch nur einigermaßen genügende Geschichte der Hexenprocesse fehlt uns noch. Indes dürfen Sie am allerwenigsten von mir erwarten, daß ich in einer einzelnen Vorlesung diesen Gegenstand erschöpfend behandle. Ich sehe mich zwar genöthigt, etwas näher auf die Sache einzugehn, um den Antheil deutlich zu machen, den unser Leibniz daran nahm, muß mich aber schon um der Kürze der Zeit willen auf Andeutungen und Uebersichten beschränken.

Wollen Sie sich ein treues Bild von jenen entsetzlichen Hexenprocessen machen, welche Hunderten und Tausenden von Menschen in unserm Vaterlande das Leben gekostet, so lesen Sie „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe, der interessanteste

aller bisher bekannten Hexenproceſſe, herausgegeben von W. Meinhold.“ Der Verfaßer dieſes Buches, welcher Doctor der Theologie und lutheriſcher Pfarrer war, hatte bei Herausgabe desſelben zwar nicht die Abſicht, das leſende Publicum über Hexen und Zauberer aufzuklären. Vielmehr wollte er mit ſeiner Schrift der Welt, namentlich der gelehrten Welt, ſelbſt ein wenig Blendwerk vormachen. Er wollte die modernen Kritiker ein wenig foppen, welche über jedes Schriftſtück, und wenn es das Buch der Bücher ſelbſt iſt, mit anmaßender Unfehlbarkeit aburtheilen und die Echtheit oder Unechtheit desſelben zu beſtimmen unternehmen. Zu dem Ende gab er vor, daß die von ihm erfundene Geſchichte nach einer defecten Handſchrift aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges erzählt ſei, und als alle Welt dieſer ſeiner Angabe unbedingten Glauben ſchenkte, trat er mit der Erklärung hervor, daß es mit der alten Handſchrift nichts ſei, daß die ganze Erzählung einzig und allein auf ſeiner Erfindung beruhe. Indem es ihm aber gelungen iſt, die Sprache und den Geiſt jener Zeit, in welcher die Geſchichte ſpielt, ſo täuſchend nachzuahmen, daß man an der Echtheit ſeiner angeblichen Handſchrift nicht zweifelte, hat er nicht nur der ſich für unfehlbar haltenden Kritik einen Streich geſpielt, ſondern auch eine Dichtung geliefert, welche in einem knappen Rahmen ein möglichſt getreues Bild von einem Hexenproceſſe darbietet. Wer alſo einen Hexenproceſs mit all ſeinen Vorurtheilen, Grauſamkeiten und Unmenſchlichkeiten kennen lernen will, der leſe die Bernſteinhexe, deren Geſchichte ums Jahr 1630 auf der Inſel Uſedom ſpielt.

Die Hexenproceſſe ſind aber älter, als der dreißigjährige Krieg, ſie reichen bis ins funfzehnte Jahrhundert zurück. Strafen gegen Hexen und Zauberer kommen natürlich weit früher vor. Die Zaubereiſünden ſind recht eigentlich heidniſche Sünden, welche bei allen heidniſchen Völkern ohne Ausnahme ſich finden, und es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß, wo die chriſtliche Kirche feſten Fuß faßte, auch der Kampf gegen die Zauberei wie gegen alle andern heidniſchen Sünden und Laſter aufgenommen werden mußte. In der älteſten Kirche wurde die Zauberei einfach mit der Excommunication beſtraft. Karl der Große fügte in ſeinen ſtaatlichkirchlichen Geſetzen das Gefängnis hinzu. Aber das gerichtliche Verfahren, welches wir unter dem Aus-

drucke Hexenproceſs verſtehen, ſtammt aus ſpäterer Zeit, nämlich aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Im Anfange dieſes Jahrhunderts war es nämlich, als ob das Reich des Teufels ſeine Pforten von neuem geöffnet hätte, um die Chriſtenheit mit allerlei Teufelsſpuk zu erfüllen. Die Furcht vor den Künſten der Finſternis wurde immer beängſtigender, die Beſchuldigung der Zauberei immer häufiger. So entſtand der eigentliche Hexenproceſs, bei welchem das gerichtliche Verfahren immer ſchärfer und beſtimmter ausgeprägt wurde. Ulrich Molitor, der ſich im funfzehnten Jahrhundert zu Coſtniz als talentvoller Sachwalter auszeichnete, bekämpfte zwar noch in einem dialogus de lamiis et pythonicis mulieribus (Geſpräch über Geſpenſter und Hexen) die Anſchauungen ſeiner Zeit und bezweifelte, ob es Hexen gäbe und ob die auf der Folter abgenöthigten Geſtändniſſe zuverläßig wären. Aber ſchon im Jahre 1484 erließ Papſt Innocentius VIII. ſeine berühmte Bulle Summis desiderandis, in welcher der Hexenproceſs eine neue mächtige Stütze fand. Da der Papſt gehört hatte, daß Hexen und Hexenmeiſter in Deutſchland ihr Weſen trieben, zu großer Beſchädigung ihrer Mitmenſchen an Leib und Gut, ſo beſtellte er zwei Mönche zu Hexenrichtern, welchen er die Vollmacht ertheilte, das Laſter der Zauberei und Hexerei in Deutſchland auszuſpähen, zu beſtrafen und auszurotten. Niemand ſollte dieſe Inquiſitoren hindern; niemand ſollte ſich gegen ihre Richterſprüche durch Appellation an den Römiſchen Stuhl verwahren können. Verhängnisvoll wurde die päpſtliche Bulle erſt durch die Auslegung, welche ihr die Hexenrichter gaben, indem ſie ein eben ſo gelehrtes als abergläubiges und unſauberes Handbuch des Hexenproceſſes zuſammentrugen, den ſogenannten Hexenhammer (malleus maleficarum *), welcher wohl ſeinen Namen daher führt, daß er, wie das Wort Gottes ein Hammer iſt, der Felſen zerſchmeißt, ſo ein Inſtrument zur Zermalmung und Ausrottung der Hexen ſein ſollte. Der Hexenhammer fand bald überall Eingang, und ſeitdem lieferte der Volksglaube Hexen zu Tauſenden auf den Scheiterhaufen.

*) Er wurde im Jahre 1487 von Henricus institor in Alemannien und Jacob Sprenger in Cöln unter Zuziehung des Conſtanzer Geiſtlichen Johann Grempen abgefaßt.

Die Reformation verdrängte zwar nicht den Glauben an Zauberei und dämoniſche Wunder und noch weniger den Glauben an Teufel und böſe Geiſter. Vielmehr gab Luther dieſem Glauben erſt die rechte bibliſche Begründung. Dennoch fielen dem Hexenglauben in der Reformationszeit weniger gerichtliche Opfer, als vorher, weil die Gemüther von der reformatoriſchen Bewegung ſo voll waren, daß kein anderes Intereſſe daneben aufkommen konnte.

Luther, der die Tiefen des Satans kannte, wie wohl keiner nach dem Apoſtel Paulus *), war nicht bloß ein großer Theologe, ſondern ein eben ſo großer Satanologe; denn die Lehre vom Teufel und ſeinem Reiche ſteht ja mit der Lehre von der Erlöſung durch Chriſtum und von der Rechtfertigung des Sünders durch die im Glauben ergriffene Gnade Gottes im engſten Zuſammenhange. Chriſtus iſt gekommen, ſagt die Schrift, daß er die Werke des Teufels zerſtöre, und wohl keiner iſt tiefer in dieſe und ähnliche Schriftſtellen eingedrungen, als Luther. Seine beſondere Erkenntnis und Eigenthümlichkeit iſt die, daß er das ganze Erlöſungswerk Chriſti als einen Kampf des Weltheilandes mit dem alten böſen Feinde, mit dem Widerſacher Gottes und der Menſchen, auffaßt. Ich erinnere in dieſer Beziehung nur an zwei Zeugniſſe Luthers, ein proſaiſches und ein poetiſches, an jene plaſtiſchen Katechismusworte: „der mich verlorenen und verdammten Sünder erlöſet hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels“, und an jenes unvergleichliche Kirchenlied, in welchem die Chriſten insgemein zur Freude über den theuer erworbenen Gottesſieg aufgefordert werden. Der Gedankengang des letzteren iſt bekanntlich folgender. Der dem Tode verfallene und von der Sünde beſeßene Menſch befindet ſich in harter Gefangenſchaft. Er iſt ein Knecht und Gefangener des Teufels, der durch Sünde und Tod ſeine Herrſchaft ausübt.

Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod war ich verloren.

Da zieht Chriſtus, der Sohn Gottes, im Gehorſam gegen den himmliſchen Vater, aus, um dem Gefangenen zu Hülfe zu

*) „Ich kenne den Satan durch Gottes Gnade ein großes Stück.“

kommen und das Heil des Armen zu werden. In armer Menschengestalt erscheint er auf dem Kampfplatze und eröffnet den schwersten, aber auch segensvollsten Krieg, der je geführt ist.

Gar heimlich führt er sein Gewalt,
Er gieng in meiner armen Gestalt,
Den Teufel wollt er fangen.

Christus hat in diesem heißen Kampfe obgesiegt. Er ist als der Stärkere über den Starken gekommen, hat ihm seinen Harnisch genommen und seinen Palast zerbrochen, und theilt nun den Raub aus; denn nicht für sich, sondern für mich, den armen Gefangenen, hat er gesiegt, und wenn ich mich nun an ihn, den Herzog meiner Seligkeit, halte, so können mir Tod und Teufel nicht schaden.

Er sprach zu mir: halt dich an mich,
Es soll dir itzt gelingen;
Ich geb mich selber ganz für dich,
Da will ich für dich ringen.
Denn ich bin dein und du bist mein,
Und wo ich bleib, da sollst du sein:
Uns soll der Feind nicht scheiden.

Mit einem zuvor nicht dagewesenen Tiefblick hat Luther erschaut, nicht nur daß, sondern auch wie Christus die Werke des Teufels zerstört hat. Er steht mit dieser seiner Anschauung ganz und gar auf dem Boden der Schrift. Darum glaubt er denn nicht nur an Teufel und böse Geister, sondern auch an dämonische Einwirkungen und satanische Wunder. Aber er kennt auch den Stärkern, der über den Starken gekommen ist, und die Christenheit braucht des Teufels Kräfte und Wirkungen nicht mehr zu fürchten, seitdem dieser Stärkere bei ihr auf dem Plan ist und seitdem sie singen und sagen kann:

Und ob die Welt voll Teufel wär
Und wollten uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen. —
Es streitt für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer er ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott:
Das Feld muß er behalten.

Die Teufelsfurcht wurde daher durch Luthers gewaltige Predigt, daß der Sohn Gottes im Kampfe wider den Teufel obgesiegt habe, nicht gemehrt, sondern gemindert. Sie verschwand unter dem geistlichen Aufschwunge, den die Reformation hervorrief, fast völlig, und das Feuer der Scheiterhaufen, auf denen man Hexen verbrannte, wurde für ein halbes Jahrhundert durch das neue Glaubensfeuer ersetzt, oder an ihre Stelle traten solche Scheiterhaufen, auf denen die treuen Zeugen der Wahrheit als Ketzer gebraten wurden. Erst am Schluße des sechzehnten Jahrhunderts, als das neue geistliche Leben, das die Reformation erzeugt hatte, allmählich nachließ und immer mehr in eine todte Orthodoxie einschlug, nahmen die Hexenprocesse wieder einen neuen Aufschwung, und zwar in lutherischen Ländern fast noch mehr, als in katholischen. Das siebzehnte Jahrhundert ist recht eigentlich das der Hexenprocesse, und das wird man auch sehr begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß einerseits das bis zur Stunde noch tief im Volke steckende Heidenthum, das sich vor der Reformation in seine geheimsten Schlupfwinkel zurückgezogen hatte, sich wieder mit all seinen Sünden, also auch den Zaubereisünden, hervorwagte, und daß andrerseits die todte Orthodoxie, welche an Luthers Teufelslehre eben so fest hielt, als an seiner Heilslehre, je stumpfer die Waffen der geistlichen Ritterschaft geworden waren, desto williger es geschehen ließ, daß der Kampf gegen den alten bösen Feind mit weltlichen Gewaltmitteln geführt wurde. Sehr beachtenswerth ist es in dieser Beziehung, daß das Hinsterben der Hexenprocesse mit dem Wiedererwachen des geistlichen Lebens im deutschen Volke so ziemlich zusammen fällt und daß Spener, der Vater des Pietismus, der erste unter den protestantischen Theologen war, der sich 1696 in einem seiner Bedenken gegen die gerichtliche Verfolgung der Hexen aussprach. In der Zeit vor Spener hatten die Hexenprocesse ihren Höhepunkt erreicht. In der Periode des dreißigjährigen Krieges hatten Schwert, Hunger und Pest Deutschland fast zur Einöde gemacht; aber als ob es an all dem Jammer noch nicht genug wäre, wurden in dem Elende der Zeit Hexen auf Hexen verbrannt. Kein Alter, kein Stand wurde verschont. Man stieg mit der Anklage auf Hexerei und Zauberei sogar bis zu unmündigen Kindern herab.

Keiner war vor der Verfolgung ſicher. Von Erich dem Jüngern wurde ſogar ſeine eigene Gemahlin, Sidonia, die Schweſter des Kurfürſten von Sachſen, als Zauberin vor das Halsgericht geſtellt, und wenn eine Fürſtin, wenn Frauen aus den angeſehenſten Adelsfamilien in dieſe Unterſuchung verwickelt werden konnten, wie hätte die Frau des niedern Standes auf Erbarmen rechnen können? Als Johann Kepler zu Linz im Oeſterreichiſchen das von ihm benannte Naturgeſetz entdeckt hatte und vom Kaiſer nach Regensburg berufen wurde, um in der Sache der Kalenderverbeßerung ſein Gutachten abzugeben, mußte er, kränkelnd wie er war, plötzlich durch die von Krieg erfüllte und unſicher gemachte Gegend nach ſeinem Vaterlande, dem Würtembergſchen, abreiſen, um ſeine arme alte Mutter, die als Hexe eingezogen war, vom Scheiterhaufen zu retten. Der berühmte Rechtslehrer Benedict Carpzow, der 1666 zu Leipzig ſtarb, hatte zwar das Verdienſt, durch ſeine 1635 erſchienene Practica nova rerum criminalium auch bei den Hexenproceſſen eine größere Strenge in der Beobachtung der rechtlichen Formen und in der Begründung des Thatbeſtandes herbeigeführt zu haben. Doch erkannte auch er an, daß nicht nur die Zauberei, ſondern auch das Bündnis mit dem Teufel an und für ſich ſchwer zu beſtrafen ſei. Der Glaube an Zauberei und Hexerei war in jener Zeit ſo allgemein, daß die dagegen erhobenen Zweifel und Bedenken zu den größten Seltenheiten gehörten, und es knüpften ſich an dieſen Glauben die allerabenteuerlichſten Vorſtellungen und Anſchauungen, welche man in unſern Tagen eher für die Hirngeſpinnſte eines Verrückten, als für die feſten Ueberzeugungen eines vernünftigen, erfahrenen und wißenſchaftlich gebildeten Menſchen anzuſehen geneigt iſt. In den Burgen der Ritter, in den Paläſten der Großen, in den Bibliotheken der Gelehrten, in den Kirchen, auf den Rathhäuſern, in den Viehſtällen, überall ſpukt der Teufel, überall ſind Hexen und Zauberer im Spiel. Bricht eine Feuersbrunſt aus, ſofort ſind Zeugen da, welche ausſagen, ſie hätten den Teufel auf dem Dache herumlaufen oder eine bekannte Perſon in Geſtalt einer Hexe in den Schornſtein ſteigen ſehn. Entſteht ein Donnerwetter, ein Hagelſchlag, ſo ſind der Teufel und die Hexen ſchuld daran. Iſt anhaltende Dürre

oder regnet es zu lange, ſo ſind der Teufel und die Hexen die Urheber der unbequemen Witterung. Wird ein Geſunder krank, ſo haben der Teufel und die Hexen ihn krank gemacht; fällt ein Pferd, ſtirbt ein Schwein, ſo hats der Teufel und die Hexen gethan. Steheud iſt die Auſchauung, daß die Hexe mit dem Teufel ein Bündnis geſchloßen und ſich ihm zur Buhlſchaft ergeben hat. Als feiner junger Geſell, im grünen oder ſchwarzen Rock, bisweilen in Jägertracht, auf dem Kopfe den Sammethut mit rother Feder, die Füße ſpitzig oder in einen Pferdefuß oder den Plattfuß der Gans auslaufend, gewinnt der Teufel, kalt wie Eis oder wenigſtens wie Waßer, die Frau zur Buhlſchaft. Indem ſie ſich ihm ergiebt, iſt ſie gezwungen, die Verleugnung Gottes auszuſprechen. Dann folgt ſie dem Buhlen im raſchen Fluge durch die Luft. Auf einem ſchwarzen Roſs oder auf einem grauen Bock, mitunter auf einer dreibeinigen Ziege, oder auch auf der Ofengabel, dem Beſenſtiel oder einem derartigen Inſtrument, das ſonſt zum Reiten wenig geeignet iſt, reitet ſie in nächtlicher Zeit zum Tanzplatz. Auf Kreuzwegen, häufig auf Richtſtätten, ſammelt ſich der wilde Spuk. Dort giebt ein Bock den Spielmann ab, um welchen der Tanz „unrecht herum“ beginnt. Dann folgen Schmauſereien, bei denen man aber Brot und Salz vermiſſt, wüſte Gelage, wobei der Trank in Roſsſchädeln kredenzt wird, und der unbegrenzte Wahnſinn eines Hexenſabbats. Von ihrem Buhlen lernt die Frau Künſte der Nacht. Sie kann Wetter machen, Miswachs über den Acker ſprechen, Seuchen und Gebrechen über Menſchen und Thiere bringen, und dergleichen.

In der That, man kommt ſich wie ein Träumender vor, wenn man durch die Acten der Hexenproceſſe, welche zu Hunderten erhalten ſind, in jene Zeit zurückverſetzt wird, wo der Glaube an Zauberei und Hexerei eben ſo allgemein als die Furcht davor groß war. Man weiß oft kaum, ob man ſeinen Sinnen trauen ſoll, wenn man lieſt, daß hochangeſehene, gebildete und verſtändige Menſchen die gerichtlichen Ausſagen von Teufelsbündniſſen, von ehelichem Umgange mit böſen Geiſtern, vom Hinwegfliegen durch die Luft zum Teufelsſabbat und dergleichen als Dinge behandeln, die nicht dem mindeſten Zweifel

unterliegen; wenn man hört, daß unzählige Unglückliche, nicht selten unter den bitterſten Gewißensvorwürfen, ſich ſelbſt ſolcher Verbrechen anklagen, an deren Möglichkeit man jetzt allgemein zweifelt; wenn man Theologen, Rechtsgelehrte, Aerzte, Männer in den verſchiedenſten Aemtern und Lebensſtellungen, alle in dem Glauben übereinſtimmen ſieht, daß es Hexen giebt.

Und noch höher ſteigen Staunen und Entſetzen, wenn man das Verfahren kennen lernt, das nach dem Hexenhammer und der Carolina, der mit Blut geſchriebenen Halsgerichtsordnung Karls des fünften, gegen die Unglücklichen eingeleitet wurde, welche der Zauberei und Hexerei genugſam bezüchtigt waren. Denn welches war das Loos dieſer Unglücklichen? Nachdem ſie durch furchtbare Foltern dahin gebracht waren, Geſtändniſſe abzulegen, bei denen ſich eine merkwürdige Uebereinſtimmung herausſtellt, wurden ſie zu Hunderten dem zehrenden Feuer übergeben. Manche beſtanden auch die Waßerprobe, und mußten ſich freuen, wenn ſie nicht durch den vermeintlichen Zauber über dem Waßer gehalten wurden. Andre ſtarben während der Folter und gaben unter Betheuerung ihrer Unſchuld den Geiſt auf. Viele erduldeten auch mit Freuden den Tod, weil ſie überzeugt waren, ihn verdient zu haben. Die Sage von dem nächtlichen Ritt der Hexen zum Blocksberge, welche heutzutage ſelbſt Kinder belächeln, wurde damals von vielen erwachſenen Leuten, die ſich für ſehr verſtändig hielten, ja von berühmten Gelehrten ernſthaft geglaubt. Carpzow ſagt in ſeiner ſchon vorhin erwähnten Criminalpraxis: „Die Strafe des Feuertodes iſt auch denjenigen aufzulegen, welche mit dem Teufel einen Pact ſchließen, ſollten ſie auch keinem Menſchen geſchadet, ſondern nur teufliſchen Zuſammenkünften auf dem Blocksberge angewohnt oder irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt haben.“ Bei ſolchen Anſchauungen der Richter mußte die Zahl der unglücklichen Opfer immer mehr anſchwellen, um ſo mehr, als der geringſte Verdacht genügte, um das Verfahren einzuleiten und das Geſtändnis durch die Folter zu erzwingen. Wäre man bei ausgezeichneten Fällen ſtehen geblieben und hätte man ein gewöhnliches Verfahren beobachtet, ſo würde es bei einzelnen Proceſſen geblieben ſein. Nun aber, da man in den Hexen-

leuten den Teufel ſelbſt zu verfolgen glaubte, ſtellte man den empörenden Grundſatz auf, daß, wenn unter zweihundert Individuen, die verbrannt würden, auch nur eins ſchuldig wäre, die Aufopferung aller übrigen nicht für zu koſtbar geachtet werden könnte, und indem man über jeden Angeklagten, der ſeine Unſchuld betheuerte, ohne weiteres die Folter verhängte, gab man dem Uebel die weiteſte Ausdehnung. So iſt es denn begreiflich, daß ſich das Unweſen der Hexenproceſſe wie ein blutſaugender Vampyr über das arme Volk hinlegte und immer mehr zu einem wahren Molochsdienſte ausartete, dem Tauſende hingeopfert wurden. Gewiſſe körperliche Fehler und Unſchönheiten — ein triefendes Auge, rothes Haar, ein lahmer Fuß — galten für untrügliche Zeichen und Brandmale eines verbotenen Umganges mit dem Fürſten der Hölle, wie das alte gluderäugige Weib in Meinholds Bernſteinhexe dazu ein Beiſpiel liefert. Aeltere Frauen zumal, wenn ſie an ſolchen Gebrechen litten oder im allgemeinen häßlich waren, aber auch junge, die durch ungewöhnliche Körperſchönheit und Anmuth die Männerwelt an ſich feßelten, verfielen leicht der Anklage geheimnisvoller Zauberkünſte. Auch die, welche ſich, wie die Bernſteinhexe ſelbſt, durch Kenntniſſe und Einſichten vor dem großen Haufen hervorthaten, erregten ſofort den Verdacht, daß ſie ihr höheres Wißen dem Teufel verdankten. Die Beſchuldigungen bewegen ſich größtentheils in den kleinlichſten Verhältniſſen des alltäglichen Lebens, und die albernſten Dinge werden von den Richtern zur Grundlage peinlicher Unterſuchungen gemacht. Ein ſchreiendes Kind, ein nicht freßendes Schwein, eine die Milch verſagende Kuh, ein heftiges Zahnweh genügt, um einen Proceß hervorzurufen, bei dem es ſich um Tod und Leben handelt. Die Mehrzahl der Gerichte war unerbittlich in der Verfolgung der unglücklichen Geſchöpfe, welche unter einer ſolchen Anklage vor ſie gebracht wurden. Das leichtfertigſte Zeugnis genügte, um eine Perſon, auch wenn ſie ſonſt noch ſo unbeſcholten war, als der Hexerei verdächtig auf die Folterbank und von da auf den Scheiterhaufen zu bringen. Manche dieſer Hexenproceſſe führten ganze Familien, ja viele Dutzende von Unglücklichen auf einmal in den Feuertod. Berühmt ſind die Hexenproceſſe zu Eßlingen im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, in denen

Ströme von Blut und Thränen floßen. Bekannt iſt auch der Hexenthurm von Lindheim, welcher dadurch eine traurige Berühmtheit erlangte, daß er Unzählige dieſer Unglücklichen aufnahm. Im Würzburgiſchen gab es 1629 und 1630 alle vierzehn Tage einen Brand zu neun oder zehn Perſonen, Laien oder Geiſtliche; auch waren, wenn ich nicht irre, ſechsjährige Kinder dabei. Aehnlich gieng es in vielen andern Städten zu, und die Summa der Opfer, welche im Laufe eines Jahrhunderts dieſem furchtbaren Aberglauben hingeſchlachtet wurden, ſoll nach der Schätzung neuerer Forſcher nahezu die Zahl von hunderttauſend erreicht haben.

Ich habe ſo eben die Hexenproceſſe einen furchtbaren Aberglauben genannt. Und in der That begegnen wir hier den allercraſſeſten Vorſtellungen, die man ſich nur denken kann und denen die allen Claſſen gemeinſame Unwißenheit in Betreff des natürlichen Zuſammenhangs von Urſachen und Wirkungen nur zu großen Vorſchub leiſtete. Wo irgend ein Unglück geſchah, deſſen Urſache nicht ſogleich zu Tage lag, mußten nothwendigerweiſe Teufelswerke im Spiele ſein. Beſonders Krankheiten bei Menſchen und Thieren galten nicht bloß der rohen Menge, ſondern ſelbſt vielen Gebildeten für die Folge von Behexungen. Wer in ſeinen Unternehmungen glücklicher war als andre, ſah ſich ſofort beargwöhnt, einen Pact mit dem Teufel geſchloßen zu haben, und wer neue Erfindungen gemacht oder tiefere Blicke in die Natur gethan hatte, kam in den Verdacht, mit der Geiſterwelt in Verbindung zu ſtehn. Gewiſs, das alles war Aberglaube, aus dem ſich manches, ja das meiſte erklärt, was man in jener Zeit für ſataniſche Einwirkungen und teufliſche Wunder hielt.

Aber ich muß doch fragen, iſt damit alles erklärt, und läßt ſich daraus die ganze traurige Erſcheinung der Hexenproceſſe ſelbſt begreifen? Wie war es möglich, daß dieſe Erſcheinung überhaupt auftauchte und eine ſo furchtbare Geſtalt annahm, daß ſie ihren ſchwarzen Schatten durch Jahrhunderte warf, wenn ſie überall keinen realen Hintergrund hatte? Wie kam man dazu, natürliche Vorgänge mit dämoniſchen Wundern zu verwechſeln, wenn es überhaupt keine dämoniſchen Wunder giebt und gegeben hat? Aus nichts wird nichts. Woher ſind denn

die Hexenproceſſe gekommen, wenn Zauberei und Hexerei lauter leere Einbildung iſt? Kräftigen Irrthümern liegt immer irgend eine, wenn auch noch ſo verzerrte, Wahrheit zu Grunde, und das Unweſen der Hexenproceſſe war einer der kräftigſten Irrthümer, von denen die Geſchichte zu erzählen weiß. Auch den Hexenproceſſen liegt eine Wahrheit zu Grunde, und wenn es uns auch ſchwer wird, auf dieſem dunklen Gebiete das Wahre von dem Falſchen, das Reale von der bloßen Einbildung zu ſcheiden und alſo der Sache auf den Grund zu ſehen, ſo läßt ſich doch von vorn herein nicht annehmen, daß hier der abſolute Irrthum ſeine Triumphe gefeiert habe, und daß es nur die verfolgte Unſchuld geweſen ſei, der jene Ströme von Blut und Thränen ausgepreſſt und jene Scheiterhaufen angezündet wurden.

Meinhold, der Verfaßer der Bernſteinhexe, hat auf den Titel ſeines Buches folgendes Motto geſetzt: „Gemeine Seelen machen in den Hexenproceſſen alles zum Werke der Einbildung. Wer aber viele Hexenproceſſe geleſen, findet es unmöglich.“ Sie werden ſich gewiſs wundern, wenn ich Ihnen ſage, aus weſſen Feder jene Worte gefloßen ſind. Es war Jean Paul, der jenes ſcharfe Urtheil über die gewöhnlichen, oberflächlichen Beurtheilungen der Hexenproceſſe gefällt hat, alſo kein Finſterling, kein abergläubiger Dummkopf, ſondern ein ſehr aufgeklärter, toleranter Mann, der aber gleichwohl erklärt, daß er in den Hexenproceſſen nicht alles für ein Werk der Einbildung halte. Ich könnte die Namen vieler tieferblickender Männer anführen, die mit jenem Urtheile Jean Pauls völlig übereinſtimmen. Ich will nur einen aus älterer Zeit und zwei aus unſern Tagen nennen. Der erſte iſt unſer Leibniz, welchen wir in der Reihe der Bekämpfer des Hexenproceſſes finden. Gleichwohl geſteht er in ſeiner erſten juriſtiſchen Schrift, in jener berühmten Methodus nova jurisprudentiae, die wir in der zweiten Vorleſung kennen gelernt haben, daß es nicht nur eine infusio divina, ſondern auch diabolica, d. h. nicht nur eine übernatürliche göttliche, ſondern auch teufliſche Einwirkung gebe. Als Beiſpiel göttlichen Einfluſſes führt er die aus der Apoſtelgeſchichte und den Pauliniſchen Briefen bekannte Sprachengabe, das ſogenannte Zungenreden, an. Dem gegenüber ſtellt er dann das Hexen- und Zauberweſen, indem er hinzuſetzt: Nostris temporibus infusionis

diabolicae in mancipia sua exempla non desunt, d. h. zu unſern Zeiten fehlt es nicht an Beiſpielen von übernatürlicher Einwirkung des Teufels auf ſeine Sclaven (Luther würde ſagen: auf ſein Geſinde.) Unter den Männern der Gegenwart nenne ich Ihnen zunächſt einen gründlichen Juriſten, Dr. Trummer, welcher in ſeinen Vorträgen über Hamburgſche Rechtsgeſchichte ſagt, man ſollte endlich aufhören, dieſe Erſcheinungen als leere Nachtſtücke abzufertigen. Neben den Juriſten ſtelle ich einen eben ſo gründlichen Theologen, der zugleich auf dem Gebiete der Geſchichte und Literatur, wie wenige, zu Hauſe iſt und ſich eingehend mit dem dunklen Gebiete, um das es ſich hier handelt, beſchäftigt hat. Ich meine den der Wißenſchaft und dem Vaterlande zu früh entrißenen Profeſſor und Conſiſtorialrath Vilmar, den Verfaßer der Geſchichte der Nationalliteratur. Dieſer gründliche Geſchichtsforſcher, welcher nicht nur die einſchlägige Literatur genau ſtudirt, ſondern hunderte von Proceſsacten im Originale geleſen hat, fällt über die Hexenproceſſe folgendes Urtheil: „Gewiſs iſt eine ſehr große Anzahl von Hexen unſchuldig verbrannt worden; aber eine nicht geringe Zahl war ſchuldig, bei weitem freilich nicht alle des Zaubers, wohl aber der Ableugnung (des Abſchwörens) Gottes und Chriſti und der Addiction an den Teufel, und es fehlt nicht an Beiſpielen, daß einzelne lediglich um dieſer Abſchwörung willen — denn Zauber war weder eingeſtanden, noch bewieſen — zum Tode verurtheilt ſind. Die Abſchwörung erfolgte nach Formeln, welche im Anfange des ſechzehnten und am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts vollkommen gleich lauteten. Daß der Addiction an den Teufel ein Factum zu Grunde liegen muß, beweiſt der ſchon längſt bekannte und auch durch die Acten beſtätigte Umſtand, daß die Hexen meinten, da ſie ſich nun einmal dem Teufel ergeben hätten, könnten ſie nun nicht mehr zurück. Daß hin und wieder auch wirklicher Zauber ſtattgefunden habe, wird nur der ableugnen können, welcher die Realität des Zaubers überhaupt leugnet. Die unverwerflichſten Zeugniſſe aus den Acten ſprechen dafür.“ Zu den geſchichtlich beglaubigten Arten des Zaubers rechnet Vilmar beſonders den leiblichen Schadenzauber, der die weſentliche Natur des Giftes hat. Aus manchen Proceſsacten, geſteht Vilmar, ſei man geneigt die Vermuthung zu entnehmen, daß der angebliche

Zauber eben nichts als Giftmiſcherei geweſen ſei. Auch müßen wohl, nach den Umſtänden zu urtheilen, manche im Beſitz von Giftmitteln geweſen ſein, welche ſonſt völlig unbekannt waren. Doch ſagen die confessi und confessae regelmäßig und mit größter Beſtimmtheit unter den verſchiedenſten Verhältniſſen und in den verſchiedenſten Lagen, bald rühmend, bald trotzend, bald auf der Tortur, bald in der Urgicht, es habe ſie „Derjenige" das Gift bereiten gelehrt. Ich will nur an einen ſehr bekannten Fall erinnern: an den Vergifter in der Schleſiſchen Stadt Guhrau, welcher im Jahre 1659 bekannte, daß er viele Einwohner der Stadt, beſonders Weiber, nur durch ein in die Straßen und Wege geſtreutes Pulver, welches ihm der Teufel gegeben, vergiftet habe. Die Proceſsacten ſind bis zur Einäſcherung der Stadt Guhrau im Jahre 1759 oft geleſen und haben nach dem Zeugniſſe unverdächtiger Perſonen, namentlich auch ſolcher, welche gegen die Realität der Zauberei eingenommen waren, den Eindruck größter Sorgfältigkeit und Gründlichkeit der Unterſuchung gemacht. *) Unter denjenigen Arten des Schadenzaubers, welche am allgemeinſten bekannt und am ſicherſten beglaubigt ſind, ſo daß es ſchwer iſt, die Realität derſelben anzuzweifeln, ragen hervor das Neſtelknöpfen, das Bannen, das Feſtmachen, das Krankmachen oder Verſchwinden der Säuglinge u. dergl. „Vieles andre", ſagt Vilmar, „das zum Schadenzauber gerechnet wurde, kann nach den vorhandenen Urkunden nicht in gleichem Grade, wie die oben genannten Dinge, für unbedingt beglaubigt angenommen werden. Dies gilt ſogar vom Bezaubern der Milch, von welchem mir nur ein Fall vorgekommen iſt, in welchem dieſe Art von Zauber vom Gerichte als evident erwieſen angenommen wurde." Dagegen hält Vilmar durch vollkommen glaubhafte Zeugniſſe die Wirkung des Liebeszaubers für erwieſen, welcher im Herbeibringen des Buhlen aus fremdem Lande beſteht und nach allgemeinem Eingeſtändniſſe nur im Namen des

*) Berüchtigt iſt dieſes Ereignis durch die entſetzliche Grauſamkeit, mit welcher dieſer Todtengräber hingerichtet wurde: es wurden ihm aus dem Rücken Riemen geſchnitten; darauf wurde er mit glühenden Zangen am ganzen Leibe gezwickt und dann von unten auf gerädert. Jene Riemen wurden auf dem Rathhauſe aufbewahrt, und waren bis zum Jahre 1759 auch noch vorhanden.

Teufels, durch Anrufung desſelben geſchehen kann. Das erſte Erfordernis dazu iſt, daß mit einem neuen irdenen Topfe das dazu nöthige Waßer gegen den Stromlauf in des Teufels Namen geſchöpft und während des Kochens der Teufel fortwährend genannt wird. Endlich rechnet Vilmar zu dem wirkſamen Zauber noch die Mittel, durch welche ein Dieb zum Wiederbringen geſtohlener Sachen gezwungen wird. Dieſe Mittel, ein Glied eines Todten, ein Stück eines Todtenkleides, oder auch nur eine Hand voll Erde von einem Grabe, werden ſehr oft angewandt, und Vilmar ſagt, es ſeien ihm mehrfache Fälle bekannt, wo ſie mit Erfolg angewandt worden.

Da haben Sie das Urtheil eines Mannes, den ich nicht anſtehe auf dieſem Gebiete für einen ſehr competenten Richter zu halten, und ich dächte, die Ausſprüche dieſes wie anderer ſcharfblickender Männer müßten uns wenigſtens zur Vorſicht mahnen und uns warnen, nicht eher über dieſe Sache abzurtheilen, bis wir ſie einer gründlichen und vorurtheilsfreien Prüfung unterzogen haben. Laßen Sie mich denn, ehe wir zu den Bekämpfern der Hexenproceſſe übergehn, einige Warnungszeichen ausſtellen, und einige Grenzpfähle ſtecken, innerhalb deren eine nüchterne Betrachtung ſich zu halten haben dürfte, wenn ſie nicht nach rechts oder links auf Abwege gerathen ſoll.

Ganz albern iſt die Auffaßung derer, welche nicht müde werden, die ganze blutige Erſcheinung der Hexenproceſſe bloß aus Luthers Teufelsglauben herzuleiten und ſie als einen Hauptvorwurf hinzuſtellen, welcher der lutheriſchen Orthodoxie gemacht werden müße. Als ob es nicht Hexenproceſſe vor der Reformation wie nach derſelben gegeben hätte; als ob nicht auf katholiſchem Boden eben ſo gut Hexen verbrannt wären, wie auf lutheriſchem; und als ob es die orthodoxen Theologen geweſen wären, welche auch nur vorzugsweiſe dieſen Brand geſchürt hätten, als ob nicht Theologen, Juriſten, Mediciner, ja alle Zeitgenoßen darin übereingeſtimmt hätten, daß es Hexen gäbe und daß ſolche des Todes ſchuldig wären. Will man einen Stand vor den andern anklagen, zur Aufrechterhaltung des Uebels beigetragen zu haben, ſo hat es wenigſtens einen Schein der Wahrheit, wenn man den Juriſtenſtand beſchuldigt; denn da der Hexenproceſs geſetzmäßig und verfaßungsmäßig geworden war, ſo wurde er

beſonders durch die Rechtsgelehrten und Richter aufrecht erhalten. Man könnte daher auf ihn das Göthiſche Wort anwenden:

Es erben ſich Geſetz und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort,
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.

Aber womit will man beweiſen, daß die lutheriſche Orthodoxie es geweſen iſt, welche den Brand der Scheiterhaufen geſchürt habe? Etwa damit, daß ſie die Lehre vom Teufel und den böſen Geiſtern ſchriftgemäß entwickelt und gepredigt hat? Sie thut das zum Verdruß der modernen Aufklärung noch heutiges Tages, und doch werden keine Hexen mehr verbrannt. Luther wußte ſehr gut, daß der Teufel ſich vor der Polizei nicht fürchtet. Er bewies daher auch eine große Weitherzigkeit in Betreff der Beſtrafung der Sünden gegen die erſte Tafel, und wie er keine Ketzer verbrannt hat, ſo hat er auch keine Scheiterhaufen für Hexen*) angezündet, ſondern höchſtens für päpſtliche Bannbullen. Nie hat Luther, wie man den Unkundigen gern weismachen möchte, einen Kreuzzug gegen die Hexen gepredigt, und Brenz, Luthers berühmter Zeitgenoße, der Reformator von Süddeutſchland, iſt ſogar als Bekämpfer der Hexenproceſſe aufgetreten. Wie kommt man denn nun dazu, den Geiſt der Reformation, den Geiſt Luthers und ſeiner Nachfolger für die Grauſamkeiten und Misbräuche der Hexenproceſſe verantwortlich zu machen? Wahrlich, es müßen „gemeine Seelen“ ſein, um mit Jean Paul zu reden, welche aller geſchichtlichen Zeugniſſe ungeachtet die Hexenproceſſe wieder und immer wieder für eine Erfindung einer herrſchſüchtigen Prieſterſchaft ausgeben und dieſer vorwerfen, ſie habe abſichtlich die Menſchen nur deshalb mit furchtbaren Vorſtellungen von böſen Geiſtern und ihren verderbenbringenden Einflüßen geſchreckt, um ſie deſto geneigter zu machen, ſich der Kirche mit ihren Gnadenmitteln und den Verwaltern derſelben, den Prieſtern, in die Arme zu

*) Das Wort Hexe iſt aus Luthers Feder nur ein einziges Mal gefloßen, nämlich bei Erklärung der Stelle 5. Moſe 18, 10 u. 11, wo er aus der Anſchauung ſeiner Zeit heraus erklärt, was für Perſonen unter Zauberern oder Hexen zu verſtehen ſeien.

werfen. Es müßen „gemeine Seelen" sein, die gegen einen ganzen achtbaren Stand die unerwiesene Behauptung schleudern, derselbe habe durch die Hexenprocesse das Volk in Unmündigkeit und Abhängigkeit zu erhalten gesucht, um daraus für seine selbstsüchtigen Zwecke Vortheile zu ziehen. Zugleich verräth es sehr wenig Einsicht in den Zusammenhang und die Entwicklung der Geschichte, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, eine Erscheinung wie die Hexenprocesse könne willkürlich erdacht, erfunden und so zu sagen dem Volke wider seinen Willen aufoctroyirt werden. Was aus dem innersten Volksleben hervorgewachsen ist und mit allen Fibern und Fasern des Volkslebens und mit dem Geiste der Zeit, deren Product es ist, aufs innigste zusammenhängt, das soll ein absichtlicher Betrug sein, den das Standesinteresse einzelner Menschen ganzen Geschlechtern und ganzen Jahrhunderten gespielt hat! Wer so beschränkten Geistes ist, das für möglich zu halten, mit dem werden wir uns nicht verständigen können.

Eben so wenig denken wir mit denen zu rechten, welche unter Aberglauben, wie es seit Kants Tagen üblich wurde, vorzugsweise die geoffenbarten Wahrheiten der Bibel verstehn. Als Christen stehen wir auf dem Boden der Offenbarung und halten es durchaus nicht für Aberglauben, sondern für eine ganz ausgemachte Sache, daß es Teufel oder böse Geister giebt, und daß dieselben einen sehr tiefgehenden Einfluß auf Leib und Seele des Menschen auszuüben im Stande sind. Wer uns also sagt, die Hexenprocesse beruhen eben sowohl auf bloßer Einbildung, als die evangelischen Geschichten von den Besetzenen, dem müßen wir mit allem Nachdruck widersprechen. Wir kehren den Speer um und sagen: die evangelischen Geschichten von den Besetzenen zeigen uns wenigstens die Möglichkeit, daß auch die Hexenprocesse einen sehr realen, wenn auch dunklen Hintergrund haben können. Der große Kirchenvater Augustin sagt: Habet deus suas horas et moras, d. h. Gott hat seine Zeiten und Zeitläufte. Dasselbe gilt auch von dem Teufel, den derselbe Augustin einen Affen Gottes nennt. Anders offenbart sich das Reich der Finsternis in den Zeiten Christi, wo es Dämonische und Besetzene gab, anders im sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte, wo Zauberer und Hexen ihr Unwesen hatten, und anders wieder

in unſerm aufgeklärten Jahrhunderte, wo der Teufel ſich von der Bühne der Welt zurückgezogen hat, um hinter den Couliſſen verſteckt deſto wirkſamer und kräftiger für ſeine Zwecke zu arbeiten. Es iſt wahr, man hat früher von vielen natürlichen Dingen gemeint, ſie ſeien übernatürliche und darum zauberhafte, z. B. das Bauchreden, die Kartenkunſtſtücke, das Vorausverkündigen des Wetters und dergleichen. Aber ſpäter, zur Zeit der Aufklärung verfiel man in den umgekehrten Fehler: man gab alles für pure Einbildung und bloßen Aberglauben aus, was dem gemeinen Menſchenverſtande und dem jeweiligen Culturſtande nicht ſofort annehmbar erſchien. Dahin gehört ſogar eine große Menge der allernatürlichſten Dinge, welche einfach geleugnet wurden, weil man kein Verſtändnis dafür hatte. Z. B. daß es Weſen gegeben, welche Drachen genannt wurden, wurde als Pöbelwahn verlacht. Als der Pleſioſaurus und Pterodactylus entdeckt wurden, wurde dieſe Entdeckung von ſehr einſichtigen Männern als „Betrug" gebrandmarkt, der nur dazu dienen ſolle, den alten Aberglauben wieder einzuführen und die Menſchen dumm zu machen. Ebenſo verhielt es ſich mit dem thieriſchen Magnetismus, mit der Abhängigkeit vieler Dinge und Zuſtände und Verrichtungen vom Monde u. ſ. w. Was man nicht erklären konnte, hielt man für übernatürlich, und alles übernatürliche gab man von vornherein für Aberglauben aus. Allein es giebt im Himmel und auf Erden viele Dinge, die nun einmal nicht zu erklären ſind, und gewiſs eben ſo viele, von denen wir uns nichts träumen laßen. Es giebt geheime Kräfte, die dem gewöhnlichen Menſchen verborgen ſind, und außerordentliche, meiſt krankhafte Zuſtände, von denen der geſunde Menſch keine Ahnung hat. In dieſe Kategorie gehört z. B. das ganze Gebiet der natürlichen Divination, das von den Anbetern einer vernünftigen Weltanſchauung als dem alten Aberglauben angehörig einfach verworfen zu werden pflegt. Und doch giebt es Menſchen, welche inmitten der geiſtigen Atmoſphäre ihrer Zeit mit ganz demſelben geiſtigen Inſtinct ſtehen, wie die Thiere innerhalb der phyſiſchen Atmoſphäre.*) Nicht ſelten ſind

*) Dieſe letzteren empfinden mit ihrem ganzen Sein den Geſammtzuſtand der Atmoſphäre, alſo den wahren Zuſtand, während wir nur einen Theil desſelben empfinden. Folglich erkennen jene auch die ſich in der phyſiſchen At-

Perſonen, die in einem eng begrenzten Kreiſe leben, mit einem ſolchen Inſtinct für größere, ja die weiteſten politiſchen Kreiſe begabt, wie ſich denn eine ganze Reihe von Vorausſagungen anführen ließe, die vielen unglaublich, ja lächerlich vorkamen und dennoch genau eintrafen. Ich will nur ein Beiſpiel anführen, das in unſern Tagen von doppeltem Intereſſe ſein dürfte. Allgemein bekannt ſind in Kurheſſen die Propheten von Altenburſchla, einem Dorfe an der Werra. Es waren dies zwei ganz gewöhnliche Bauersleute, welche im Jahre 1805 vorausſagten, in Jahresfriſt werde der Kurfürſt vertrieben werden. Sie büßten dieſe Vorausſagung mit Gefängnis, in welchem ſie ſich noch befanden, als ihre Vorausſagung eintraf. Als die Franzoſen ſie 1806 aus dem Gefängnis befreit hatten, ſagten ſie voraus: „in ſieben Jahren wird der Kurfürſt zurückkommen.“ Jetzt wurden ſie abermals von der Franzöſiſchen Gewaltherrſchaft gefangen geſetzt, und beide ſind im Gefängnis geſtorben, ohne die Erfüllung ihrer Vorherſagung erlebt zu haben; aber erfüllt hat ſie ſich pünktlich. Es wäre thöricht, wollte man die erzählte, von den zuverläßigſten Perſonen beglaubigte Thatſache leugnen, weil man ſie nicht begreifen kann. Eben ſo thöricht wäre es freilich andererſeits, in dieſer Art natürlicher Divination Wahrſagerei und Teufelskunſt zu erblicken. Giebt es aber ſchon auf dem rein natürlichen Gebiete viel unbegreifliches, wie viel mehr müßen wir gefaßt ſein, auf die unbegreiflichſten und unerklärlichſten Zuſtände und Wirkungen zu ſtoßen, ſobald wir es mit der unſichtbaren Geiſterwelt zu thun haben, welche nicht ſelten in einer allerdings wunderbaren, aber unleugbaren Weiſe in die ſichtbare Welt hereinragt und ihre Einflüße darin geltend macht! Und nun wundern Sie ſich nicht, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich von der Realität der Zauberei feſt überzeugt bin und glaube, es iſt nicht nur in frühern Jahrhunderten Zauberei getrieben, ſondern ſie wird noch getrieben. Noch immer gilt leider das alte Reimwort:

---

moſphäre vorbereitenden Veränderungen mit vollſter Sicherheit, von denen wir nichts gewahr werden. So erkennen auch Menſchen, welche mit einem geiſtigen Inſtinct begabt ſind, die Veränderungen, welche ſich in der geiſtigen Atmoſphäre vorbereiten, mit völligſter Beſtimmtheit; ſie erkennen die Zukunft und ſind zwar nicht göttliche, aber doch weltliche Propheten.

Es giebt keinen Flecken, kein Dorf so klein,
Ein Hexenmeister muß drinnen sein.

Und auch unter der städtischen Bevölkerung ist die Zauberei leider nicht unbekannt, und man könnte viele Belege beibringen, wie scheußlich an den Hauptorten der modernen Cultur dies Unwesen bald in feiner, bald in grober Gestalt — ich erinnere nur an die vielen Arten der Sympathie und das Tischrücken — sich als dunkler Schlagschatten der gepriesenen Lichtseite vorfindet. Was nun in der Zeit der Aufklärung noch vorkommt, sollte das nicht in einer vielfach roheren, aber für das Uebernatürliche unleugbar empfänglicheren Zeit in erhöhtem Maße und mit erhöhten Wirkungen vorgekommen sein?*) Es ist Thatsache, daß in der Zeit der Hexenprocesse Erscheinungen vorkamen, welche sich aus gewöhnlichen natürlichen Ursachen nicht erklären laßen. Und eben so steht es fest, daß es unzählige Menschen gab, welche sich der Zauberei befleißigten und sich selbst für eingeweiht in die Künste der Hölle und mit dem Teufel im Bunde stehend hielten. Das Laster der Zauberei war eine Zeitkrankheit geworden. Nicht um Gutes, sondern um Böses zu stiften, legten sich unzählige Menschen auf den Schadenzauber, und wenn die Wirkungen des Zaubers in einzelnen Fällen unleugbar waren, so war es auch kein Unsinn und keine Ungerechtigkeit, Strafen dafür festzusetzen. Es kann mir natürlich nicht einfallen, alles für wahr und wirklich zu halten, was die dichtende Phantasie des Volkes den Hexen zugeschrieben hat. Und noch weniger ist das gerichtliche Verfahren zu billigen, das bei diesen Processen eingeschlagen wurde. Aber daß die Hexenprocesse eine solche weltgeschichtliche Bedeutung erlangen konnten,

*) Es giebt Zeiten, in denen sich das concentrirt, was in andern Zeiten nur sporadisch vorkommt: Die Besessenheiten z. B., die jetzt seltener sind, waren in Christi Zeiten sehr allgemein. Indessen müßen wir es ablehnen, noch jetzt zu bestimmen, was von dem für Zauberei Ausgegebenen wahr ist und was nicht, was einen realen Hintergrund hat und was auf bloßer Einbildung und Täuschung beruht. Nicht einmal dazu können wir uns verstehen, einen Kreis zu ziehen, außerhalb dessen die Möglichkeit der Zauberei aufhört. Denn einmal ist uns das Maß der Macht, welche Gott dem alten bösen Feinde einräumt, unbekannt. Und sodann giebt es natürliche Gebiete, welche mit dem Gebiete der Zauberei so viel Aehnlichkeit haben, daß die Grenzen schwer zu ziehen sind.

wie geſchehen iſt, würde ewig unbegreiflich ſein, läge der Zauberei und Hexerei nicht eine Realität zu Grunde. Nur unter der Vorausſetzung, daß es wirkliche Hexen gegeben, iſt der Misbrauch zu begreifen, der in den Hexenproceſſen vor unſern ſchaudernden Blicken da liegt. Dieſer Misbrauch beſteht weniger in den Proceſſen ſelbſt, welche zur Bekämpfung des Hexen- und Zauberweſens dienen ſollten, als in den Mitteln, deren man ſich dabei bediente, und in der Rohheit und blinden Willkür der damaligen Rechtspraxis.

Dabei darf man aber, will man gerecht ſein, dreierlei nicht vergeßen. Zunächſt muß man feſthalten, daß damals alle Criminalproceſſe denſelben Charakter trugen, der uns die Hexenproceſſe ſo furchtbar erſcheinen läßt. Ueberall dasſelbe rohe, willkürliche Verfahren, überall Folter, Feuer und Schwert. Man hat daher ſehr unrecht gethan, in dieſem Charakter etwas den Hexenproceſſen eigenthümliches zu ſehen. Sodann darf man zweitens nicht vergeßen, daß die Hexenproceſſe eine Reaction waren gegen das heimlich im Volke fortlebende und in der Zauberei ſich am deutlichſten manifeſtirende Heidenthum. Seit Jacob Grimms gründlichen Unterſuchungen ſteht es feſt, daß das Hexenweſen an ſich auf den alten Volksverſammlungen und dem dabei von den Weibern vollzogenen Salzkochen beruht, woher namentlich die Hexenplätze und der Hexenſabbat ſtammen. Allmählich wurde das Hexenweſen der Inbegriff aller Reſte des alten Heidenthums, welche ueben dem Chriſtenthum, in der Hauptſache oft unbewußt, fortdauerten. Das Volk der niedern Schichten blieb lange heidniſch, wenigſtens mit Vorneigung für das altnationale Heidenthum behaftet; erſt als das niedere Volk ſelbſtbewußt chriſtlich wurde, kam der Abfall an die höhern Stände, welche bisher, eben mit durch die Hexenproceſſe, das Chriſtenthum gegen die niedern Stände vertreten hatten. Dieſer Umſchwung wurde durch den dreißigjährigen Krieg vollzogen; denn nach Beendigung desſelben war Deutſchland, wie Leibniz ſagt, nur noch von einer unmündigen Jugend bevölkert. Das alte Geſchlecht, welches die Reſte des Heidenthums ſorgfältig conſervirt hatte, war ſo zu ſagen mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und ſo trafen nach dem dreißigjährigen Kriege mehre Bedingungen zuſammen, welche das Aufhören wie des Hexen-

weſens ſelbſt, ſo auch der Hexenproceſſe ermöglichten und beſchleunigten. Endlich darf man nicht vergeßen, daß der Feuertod nach dem damaligen Maße, wie die Strafe zugemeßen wurde, durchaus keine unangemeßene Strafe war. Ergab ſich jemand wirklich dem Teufel, um dem Nächſten zu ſchaden, ſo war er ſelbſt für den Fall, daß er dieſen Schaden nicht ausgeübt hatte, des Todes ſchuldig. Denn die Addiction an den Teufel war eine thatſächliche Verleugnung des lebendigen Gottes und folglich eine flagrante Uebertretung des erſten Gebotes und folglich eben ſo gut wie die Gotteslästerung mit dem Tode zu beſtrafen; denn der mittelalterliche Staat beſtrafte nicht nur die Sünden gegen die zweite, ſondern auch die gegen die erſte Tafel. Die Römiſche Kirche ſtellt zwar den Grundſatz auf: ecclesia non sitit sanguinem; aber ſie fordert von dem Staate, daß er auch die Uebertretungen der erſten Tafel ſtrafe. Principiell iſt dieſe Forderung durch die Reformation nicht aufgehoben. Die Obrigkeit wird als custos utriusque tabulae hingeſtellt und in einem rein chriſtlichen Staate kann ſie kaum eine andre Stellung einnehmen. Ganz anders iſt die Stellung, die ſie in unſern Tagen einnimmt, wo ſie nicht mehr als eine mit dem geſammten Staatsweſen auf chriſtlichen Anſchauungen beruhende angeſehn werden kann. Wir dürfen alſo die damalige Beſtrafung der Zauberei nicht von dem modernen Standpuncte aus beurtheilen; denn die ganze Lage iſt eine andere geworden. Daß der jetzige entchriſtlichte, ja religionsloſe Staat die Gotteslästerer und Meineidigen überhaupt noch beſtraft, iſt eine heilſame Inconſequenz, hervorgegangen aus der Erwägung, daß ohne den Glauben an Gott und ohne Heilighaltung des Eides überhaupt keine Rechtspflege möglich iſt, aber doch eine Inconſequenz, denn der moderne Staat hat keinen Gott und enthält ſich der Strafen gegen alles, was ſonſt gegen dieſen Gott gerichtet iſt. Er würde entſetzt ſein, wenn er auch die Religionsſpötter und Sacramentsverächter beſtrafen ſollte. Ganz anders ſtand in dieſer Beziehung der frühere Staat, welcher auch die Sünden gegen die erſte Tafel als ſolche ſtrafte. Nicht die Beſchädigungen, welche die Hexen dem Nächſten zufügen, ſondern die Hexerei als ſolche will Carpzow beſtraft wißen, weil ſie Teufelswerk und folglich Verleugnung des lebendigen Gottes iſt. Daher erklären ſich denn

auch die Bestimmungen der alten Gesetzbücher. Um auf die Strafe des Scheiterhaufens erkennen zu können, war erforderlich, 1) daß der Verbrecher sich zum Christenthume bekannte und also in der Taufe dem Teufel und all seinem Werk und Wesen abgesagt hatte; 2) daß er ungläubig war; und 3) daß der Unglaube nicht in der innerlichen Gesinnung bestand, sondern durch Zauberei oder Giftmischerei oder durch ein Teufelsbündnis zu Tage getreten war. Halten wir die angedeuteten Gesichtspuncte fest, so werden wir milder über eine Zeit urtheilen lernen, über die aus Unkenntnis und Oberflächlichkeit oft so hart und ungerecht abgeurtheilt wird. Stellen wir uns auf den Standpunct des christlichen Staates, so war die Thatsache der Zauberei vorausgesetzt, die ernstliche Bestrafung dieser Sünde nicht nur statthaft, sondern wegen 2. Mose 22, 18 sogar geboten. Aber auch auf diesem Standpuncte giebt es bei den Hexenprocessen eine ganze Reihe von Verirrungen, welche in keiner Weise gerechtfertigt werden können. Es gehört dahin das ganze System des Hexenhammers, in das man durch die Tortur die einzelnen Fälle hineinzwängte. Mit vorgefaßten Meinungen trat man nach diesem Systeme an jeden Unglücklichen heran, welcher unter der Anklage der Zauberei stand, und verfuhr dann mit unglaublicher Blindheit und Willkürlichkeit. Die Untersuchung über teuflische Wunder wurde ebenso geführt, wie die über Raub, Mord, Diebstahl, indem man Natur und Uebernatur, Thatsachen und Phantome in einen Topf warf und über Dinge, die zum größten Theil in das Gebiet des Unsichtbaren gehörten, ein richterliches Urtheil zu fällen unternahm. Das war eine arge Kurzsichtigkeit, und die Folter, welche man dabei anwandte, war eine Grausamkeit, gegen welche sich mit Recht das Gefühl unser feineren Zeit sträubt und empört.

Frühzeitig hat es daher auch Männer gegeben, welche gegen das Unwesen der Hexenprocesse auftraten, und die Abschaffung derselben ist einer der schönsten Siege, welche mit den Waffen des Geistes errungen sind. Von Aerzten und Theologen war das erste Licht zu erwarten, und sie haben denn auch am meisten zur Beseitigung dieser Calamität gethan. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts lebte in Basel ein Arzt Namens Thomas Ernst († 1583), der eine ehrenvolle Ausnahme von

dem allgemeinen Wahne der Zeit machte und dem Unweſen der Hexenproceſſe zu ſteuern ſuchte. Ein Arzt war auch Johann Wieren († 1588), nämlich Leibarzt des Herzogs von Cleve, welcher anfangs als ärgſter Kenner des Teufelsweſens verſchrieen war und ſich dann durch freiſinnige Anſichten auszeichnete. Und allerdings hatte er früher in einer Schrift de praestigiis daemonum die Beſchwörung der Geiſter gelehrt und die ganze Hölle mit den Namen und Zunamen ihrer fünfhundertzweiundſiebzig Teufelsfürſten beſchrieben. Seine ſpäteren Schriften enthielten dagegen freimüthige Belehrungen über alle Arten von Teufelskünſten und kamen während ſeines Lebens ſechsmal heraus. Im Jahre 1565 richtete Wieren auch eine Zuſchrift an Johann Brenz, den Reformator von Süddeutſchland, worin er den Satz durchführte, wenn die Hexen ſich auch dem Teufel ergeben hätten, ſo wären ſie darum nicht zu verbrennen, ſondern zu belehren und zu bekehren. Brenz lobte in ſeiner Antwort Wierens Eifer, die Unſchuldigen zu vertheidigen. Das ſei ein gottwohlgefälliges Beginnen. Denn wie einſt, als die Heiden noch gegen die Chriſten wütheten, das Volk, ſobald jemand des Glaubens an Chriſtum angeklagt ſei, geſchrieen habe: vor die Löwen! ſo pflege man jetzt, wenn eine noch ſo ehrbare Frau der Hexerei angeklagt werde, zu ſchreien: auf den Scheiterhaufen! Wenn daher jemand hervortrete und die Obrigkeit zur Vorſicht ermahne, ſo ſei der offenbar von Gott angeregt. Mit großem Ernſt ſei dahin zu trachten, daß Perſonen, welche der Zauberei angeklagt wären, recht beurtheilt würden. „Ich wollte lieber“, ſchreibt Brenz, „daß zehn Schuldige ungeſtraft blieben, als daß ein Unſchuldiger ungerecht litte. Es iſt eine ausgezeichnete Art der Frömmigkeit, ſich der Elenden anzunehmen. Deshalb iſt es ein gutes Werk, wenn du jene betrübten Weiber lieber zu deiner, des Arztes, oder zu meiner, des Theologen Sorge, als zu Feuer und Schwert des Henkers remittiren willſt.“ Man ſieht, Brenz lehnte ſich nicht gegen das Princip, ſondern gegen die Praxis der Hexenverfolgung auf. Bald nach Brenz wagte es ein katholiſcher Theologe, Cornelius Loos, Prieſter zu Mainz († 1596), die Ungerechtigkeit der Hexenproceſſe darzuthun. Er wurde dafür gefangen geſetzt und mußte widerrufen. Ein andrer katholiſcher Theologe, der den Verſuch

machte, dem Unweſen zu ſteuern, war der Jeſuit Adam Tanner, († 1632). Er wollte den Richtern geringere Gewalt eingeräumt wißen und ermahnte ſie zu größerer Vorſicht, wofür er ſelbſt der Zauberei verdächtig gehalten wurde.

Mehr als alle andern wirkte der Jeſuit Friedrich Spee, der bekannte Liederdichter, welcher ſich durch edle Menſchlichkeit, ſeltenen Muth und hohe Weisheit auszeichnete. Er hatte in Würzburg, wo in den Jahren 1627 bis 1629 gegen zweihundert Hexen verbrannt wurden, das Elend mit angeſehn und als Beichtvater viele nach ſeiner Ueberzeugung Unſchuldige zum Richtplatz begleitet. Da ſchrieb er ſeine berühmte cautio criminalis, ein Buch, durch welches er die Obrigkeiten, Richter und Beichtväter aus dem Schlafe zu wecken und ſie aus eigner Erfahrung über die Unvernunft und Grauſamkeit jener peinlichen Gerichte zu belehren ſuchte. In dieſer gründlichen Schrift, welche 1631 anonym in Rinteln herauskam und bald mehre Auflagen erlebte, tritt Spee, ähnlich wie Brenz, nicht als principieller Gegner der Hexenproceſſe auf, wohl aber bekämpft er mit aller Entſchiedenheit die Willkürlichkeit und Blindheit des damaligen Gerichtsverfahrens. Das deutet er ſchon durch das Motto an, das aus dem Prediger Salomo 3, 16 entlehnt iſt: „Ich ſah unter der Sonne Stätte des Gerichts, da war ein gottloſes Weſen, und Stätte der Gerechtigkeit, da waren Gottloſe.“ Man kann das Buch des frommen katholiſchen Liederdichters nicht durchblättern, ohne ihn lieb zu gewinnen. Mit ruhiger Beſonnenheit, in maßvoller, faſt wehmüthiger Sprache, weder vorlaut noch überlaut, führt er darin die Sache der Menſchlichkeit. Spee ſtarb ſchon 1635 mitten in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, und er würde als Verfaßer der cautio criminalis unbekannt geblieben ſein, hätte nicht Leibniz von Johann Philipp von Schönborn, dem Kurfürſten von Mainz, ſeinen Namen erfahren. Jenem hatte Spee ſich als Verfaßer der cautio criminalis entdeckt und hinzugefügt, das graue Haar, das er ſchon im blühenden Alter trage, verdanke er den vielen Schlachtopfern, die er zum Scheiterhaufen begleitet habe, und dem tiefen ſein Leben verzehrenden Kummer über die Bekenntniſſe, die ihm von ſo vielen Unglücklichen gemacht wären.

An den katholiſchen Theologen Friedrich Spee reiht ſich würdig der proteſtantiſche Philipp Jacob Spener, der

Freund unſers Leibniz, der, wie Brenz und Spee, nicht das Princip, ſondern die Praxis der Hexenproceſſe angriff. In einem Bedenken, das er gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts (1696) abfaßte, ſagt er: „Betreffend die der Zauberei wegen Verdächtigen, ſo halte ich mehr Vorſichtigkeit in ſolcher Sache, als wegen eines andern Laſters, nöthig zu ſein, nachdem ich allerdings glaube, daß der Zauberer viel weniger ſind, als man insgemein dafür hält, auch wohl vielleicht manche unter ſolchem Namen hingerichtet werden, die unſchuldig ſind: daher auch, wo ich ein Juriſt wäre, in einer ſo dunklen und deswegen meiſtens zweifelhaftigen Sache mich ſchwerlich würde haben gebrauchen laßen: ſo vielmehr hat ein Prediger ſehr bedachtſam darin zu verfahren, nicht etwa unſchuldige Perſonen mit Verdacht zu beſchweren oder unzeitig zu betrüben.“

Mitten zwiſchen Spee und Spener ſteht nun unſer Leibniz, der als Juriſt das Unweſen der Hexenproceſſe nicht weniger verabſcheute, als die beiden Theologen. Als Leibniz nach Hannover kam, ſtand hier der Hexenproceſs noch in voller Blüthe. Denn unter den Relationen in Proceſsſachen, die Leibniz in ſeiner amtlichen Stellung als Mitglied des Hofraths ausarbeitete, kommt auch eine vor, die einen Zauberproceſs gegen eine Frau und deren einjährigen Sohn betrifft. Die Relation iſt vom 12. December 1677, alſo aus dem erſten Jahre ſeiner Wirkſamkeit als Hofrath. Desgleichen findet ſich noch ein Bruchſtück einer andern nicht datirten derartigen Relation. Die Protocolle über Hexenproceſſe in den Braunſchweig-Lüneburgſchen Landen liefern den Beweis, daß hier dieſem Moloch nicht weniger Opfer gebracht ſind, als anderswo. Im Lechelnholze vor Wolfenbüttel, der üblichen Richtſtätte, wurden an einem Tage oft mehr als zwölf Hexen verbrannt und man ſah ſtellenweiſe nur verkohlte Baumſtämme. Beim Jahre 1578 finden wir bei den Ausgaben der Stadt Goslar die Angabe: dem Scharfrichter Meiſter Lorenz, zwei Stübchen Wein und einen Gulden ſechzehn Groſchen, daß er zwei Frauen von Gottes Wegen examinirt und mit dem Feuer vom Leben zum Tode gebracht. Im Jahre 1599 ſind ebenfalls die Koſten „für zwei verbrannte Zauberſche“ eingetragen. Auf gleiche Weiſe endeten in einem Jahre neun Frauen auf dem Lichtenberge, zehn zu Salzgitter, zwölf zu Loccum,

in Osnabrück sogar in einem Jahre, 1589, nicht weniger als einhundertdreiunddreißig. In Hildesheim wurden 1604 mehre Schüler als Zauberer und Mäusemacher aus der Stadt verwiesen. Ebendaselbst wurde ein Junge, weil er den Leib einer Katze anzunehmen, und ein Mädchen, weil es sich unsichtbar zu machen verstand, zum Feuertode verurtheilt. Leibniz kam mit aufgeklärteren Ansichten nach Hannover. Er war Rath am Revisionscollegium in Mainz gewesen, wo der treffliche Kurfürst Johann Philipp die Hexenprocesse längst abgeschafft hatte. Johann Philipp hatte in Folge der cautio criminalis von Spee als der erste Fürst in Deutschland das Beispiel der Abschaffung des Hexenprocesses gegeben und das Beispiel des Einen hatte Gewicht für die andern. Leibniz sagt uns, daß diejenigen, welche zuerst dem Beispiele des Kurfürsten Johann Philpp folgten, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg waren. Man darf annehmen, daß Leibniz selber, wiewohl er sich nicht nennt, der Träger und Vermittler der Ideen Spees und Johann Philipps bei den Herzögen, zunächst bei Johann Friedrich, gewesen ist. Man ist zu dieser Annahme deswegen berechtigt, weil Leibniz bei verschiedenen weit aus einander liegenden Anläßen das Lob Friedrich Spees in den stärksten Ausdrücken verkündet. Schon aus dem Jahre 1677 findet sich ein kleiner Aufsatz von Leibniz über das „güldene Tugendbuch" Spees, welches Leibniz dort liber plane divinus (ein ganz göttliches Buch) nennt. Er hat später die Einleitung dieses Buches für die Kurfürstin Sophie ins Französische übersetzt, und wie Kenner versichern, ist die Arbeit mit einer solchen Liebe ausgerichtet, daß die Uebersetzung hinter dem Originale nicht zurücksteht. Ganz besonders hat aber Leibniz in seiner Theodicee, welche 1710 gedruckt wurde, mit warmer Begeisterung von Spee gesprochen. Die Stelle der Theodicee, auf welche sich unsre Kenntnis des Namens des Verfaßers der cautio criminalis gründet, lautet folgendermaßen: „Das Andenken dieses vortrefflichen Mannes muß auch deswegen gelehrten und verständigen Leuten lieb und werth sein, weil er der Urheber des Buches ist, das den Titel führt cautio criminalis circa processus contra sagas, welches nicht wenig Aufsehn gemacht hat und in viele Sprachen übersetzt ist. Ich habe von dem großen Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, vernommen,

dieſer Pater habe ſich damals im Frankenlande befunden, als man daſelbſt auf die Verbrennung der vermeinten Hexen ganz unſinnig war, und als er viele zum Scheiterhaufen begleitet, habe er ſie insgeſammt aus der Beichte und andern Fragen, die er deswegen an ſie gethan, für unſchuldig erkannt. Dadurch ſei er dergeſtalt gerührt geworden, daß ohngeachtet der damaligen Gefahr, die Wahrheit zu ſagen, er ſich entſchloßen, die angezogene Schrift zu verfertigen, jedoch ohne ſich zu nennen, die einen großen Nutzen geſchafft. Selbſt dieſer Kurfürſt, der damals nur noch ein bloßer Domherr war, hernach Biſchof in Würzburg und endlich Erzbiſchof von Mainz geworden, ward in dieſem Stücke auf andere Gedanken gebracht, hat auch, ſobald er zur Regierung gekommen, dieſes Verbrennen abgeſchafft, worin ihm hernach die Herzoge von Braunſchweig und endlich die meiſten andern Fürſten und Stände von Deutſchland nachgefolgt ſind. Dieſe Abſchweifung hat mir nicht unzeitig geſchienen, weil dieſer Schriftſteller verdient, bekannter zu ſein."

Wie Leibniz gern die Gelegenheit ergreift, um Spees Schriften zu empfehlen, ſo hat er auch Speners Lob verkündet ungefähr zu derſelben Zeit, in welcher dieſer das vorhin mitgetheilte Bedenken gegen die Hexenproceſſe verfaßt. „Ich ſchätze unendlich die Klugheit", ſchreibt er an die Kurfürſtin Sophie Charlotte von Preußen, „welche Herr Spener bisher in dieſen Dingen an den Tag gelegt hat, und wenn die übrigen ihm glichen, würde man ſich nur um die Ehre ſtreiten, wohl zu handeln." Bezieht ſich der Ausdruck „in dieſen Dingen" zunächſt auch nicht auf die Hexenproceſſe, ſo wißen wir doch, daß Spener darin nicht anders dachte, als Spee; und Spee, Leibniz und Spener ſind drei Männer, welchen vor andern das Verdienſt gebührt, zur Abſchaffung einer der ſchlimmſten Plagen des Deutſchen Volkes mitgewirkt zu haben.*)

*) Was ſpäterhin Thomaſius gethan, dem man gewöhnlich das ganze Verdienſt der Abſchaffung der Hexenproceſſe allein zuſchreibt, iſt, wenn auch quantitativ, doch qualitativ nicht mit dem zu vergleichen, was die oben genannten Männer geleiſtet haben.

Neunte Vorlesung.

Der Regierungswechsel in Hannover und Leibnizens Persönlichkeit.

H. V. Leibniz hatte das Glück gehabt, in dem Herzoge Johann Friedrich einen Herrn zu finden, wie er ihn sich nicht beßer wünschen konnte. Aber das Unglück wollte es, daß das intime Verhältnis, in das er besonders im letzten Jahre zu seinem fürstlichen Freunde und Gönner getreten war, durch dessen plötzlichen Tod allzu früh aufgelöst wurde und daß in Hannover ein Regierungswechsel eintrat, der für Leibnizens Zukunft leicht verhängnisvoll hätte werden können.

Gegen Ende des Jahres 1679 hatte Johann Friedrich seine fünfte Reise nach Italien angetreten. Er sollte das Land seiner Sehnsucht nicht mehr erreichen. Schon in Augsburg wurde er von einer heftigen Krankheit befallen, der er am 18. December 1679 erlag. Seine Leiche wurde nach Hannover gebracht und hier mit großer Pracht bestattet. Leibniz schilderte das Leichenbegängnis in einem Berichte, der für ein öffentliches Blatt bestimmt gewesen zu sein scheint, aber erst in unsern Tagen ans Licht gezogen ist. Er war es auch, der die Personalien des verstorbenen Herzogs niederschrieb, welche nach der von einem Kapuziner gehaltenen Leichenpredigt in Anwesenheit des Herzogs Ernst August, der Herzogin Sophie, des Hofes und des gesammten Leichengefolges in der Kirche verlesen wurden. Sie füllen nicht weniger als dreißig Seiten in Großoctav und enthalten eine sehr ausführliche Characteristik des verstorbenen Herrn, der man es anmerkt, daß die Liebe hier die Feder geführt hat. „Ihrer Durchlaucht Person etwas genauer zu betrachten", heißt es da, „so ist selbige eines annehmlichen Gesichts, von Leibe ziemlich corpulent, aber

dabei von einer ſtarken Natur und keiner Krankheit ſonderlich unterworfen geweſen. Was die geiſtigen Eigenthümlichkeiten betrifft, ſo kann man mit Wahrheit ſagen, daß wenig Perſonen zu finden ſind, ſo die Natur mit höhern Gemüthsgaben ausgeziert hat. In Gefahr ſind ſie tapfer und unerſchrocken geweſen, haben in ihren Rathſchlägen nicht hin und her geſchwankt, ſondern ſind bei den vernünftig gemachten Schlüßen beſtändig geblieben. Im Glück haben ſie ſich niemals überhoben und bei guten Tagen nicht den Wollüſten nachgehänget, ſondern ein recht exemplariſches Leben geführt. Ein Verſprechungswort von ihm herauszubringen war zwar ſchwer, aber wer es gehabt, hat darauf bauen können." Schon dieſe wenigen Worte, welche wir der Schilderung unſers Leibniz entnehmen, genügen, um zu zeigen, daß Johann Friedrich ein ausgezeichneter Fürſt und ein ganzer Mann war. Aber Leibniz hat ſeinem fürſtlichen Freunde, mit dem er zehn Jahre lang theils brieflich, theils durch perſönlichen Verkehr in engſter Verbindung geſtanden, noch drei andre Ehrendenkmäler geſetzt. Unter Leibnizens Nachlaße hat ſich eine Schrift von faſt hundert Seiten gefunden, welche die Ueberſchrift führt: „Das Bild des Fürſten, gezogen aus den Eigenſchaften und den heroiſchen Tugenden Sr. Durchlaucht des Herzogs Johann Friedrich von Lüneburg." Es iſt wahrſcheinlich, daß Leibniz dieſe Arbeit während der letzten Reiſe des Herzogs verfaßte, um ſie ihm nach der Wiederkehr zu überreichen. Johann Friedrich kehrte aber nicht wieder, und der Aufſatz blieb Entwurf, bis er nach zweihundert Jahren als ein Denkmal der Liebe und Pietät an die Oeffentlichkeit trat. Es iſt ein Panegyrikus auf Johann Friedrich, der aber unter der Form des Lobes auch viel ermahnendes enthält. Auch der Italiener Nicolo Macchiavelli widmete ſeine Schrift il principe einem Fürſten zur Lehre und Mahnung, und eine Vergleichung des in ſeiner Art patriotiſchen Italieners mit dem in ſeiner Art patriotiſchen Deutſchen wird es einem jeden Leſer leicht machen, zu entſcheiden, wem von beiden der Vorzug gebührt. Sodann haben wir aus Leibnizens Feder noch eine Beſprechung des von dem Oberhofprediger Barkhauſen auf Befehl des Herzogs Ernſt Auguſt im Jahre 1685 herausgegebenen „glorwürdigen Ehrengedächtniſſes" Johann Friedrichs, welche für Leibniz eine

Veranlaßung zu erneuertem Lobe seines sel. Herrn wurde. Endlich hat Leibniz uns noch ein Epicedium oder Leichengedicht auf Johann Friedrich hinterlaßen, von welchem Fontanelle in seiner Lobrede auf Leibniz sagt: „Er machte auf den Tod des Fürsten ein lateinisches Gedicht, welches verdient, unter die schönsten Stücke der neuen Poesie gezählt zu werden."

Der unerwartete Tod des Herzogs Johann Friedrich hatte viele Hoffnungen zerstört, berechtigte und unberechtigte. Zu diesen gehörte die Erwartung der katholischen Hofpartei, daß Johann Friedrich durch seine Französische Politik eine starke Herrschaft gründen und dem Katholicismus im Norden Bahn brechen würde. Der an sich treffliche Fürst, an den sich leider so undeutsche und unevangelische Hoffnuugen knüpfen konuten, stand am Ende seiner Laufbahn, ohne einen Erben seiner Politik und seines Glaubens zu hinterlaßen. Sein Nachfolger Ernst August war einer der eifrigsten Anhänger des Kaisers, und die Ceremonien, welche das Leichenbegängnis seines Bruders verherrlichten, bildeten so ziemlich den letzten Act des von diesem wieder eingeführten Katholicismus. Noch ein halbes Jahr gönnte Ernst August den Kapuzinern die Schloßkirche für ihre Gottesdienste; daun mußten sie diese räumen, um bald darauf auch von der Stadt für immer Abschied zu nehmen.

Zu den berechtigten Hoffnungen, welche durch Johann Friedrichs Tod zerstört wurden, gehörte die zuversichtliche Erwartung unsers Leibniz, daß der gelehrte und für alles Große und Edle empfängliche Herzog ihn bei allen seinen hohen Plänen und Entwürfen für die Wißenschaft und die Wohlfahrt der Menschheit fördern und thatkräftig unterstützen werde. Diese Hoffnung war nun dahin, und Leibniz sah sich aufs neue vor eine ungewisse Zukunft gestellt.

Zwar auch der Nachfolger Johann Friedrichs, Ernst August, war ein Fürst, zu dem das Land voll Hoffnung aufblicken konnte. Er war der jüngste der vier Brüder, welche nach einander die Regierung führten, und ohne Zweifel der bedeutendste und begabteste. Ihm zur Seite stand die Herzogin Sophie, eine Fürstin, welche durch körperliche Anmuth und geistigen Adel sich vor den meisten ihres Geschlechtes und Standes weit

hervorthat. Zu einem ſolchen Herrſcherpaare konnte auch Leibniz Vertrauen haben. Da er indeſſen dem neuen Herzoge, der noch immer in Osnabrück reſidirte, perſönlich noch nicht näher getreten war, ſo war ſeine Zukunft um ſo ungewiſſer, als der Verbleib der bisherigen Angeſtellten in ihren Aemtern keineswegs eine Sache war, die nur der formellen Beſtätigung bedurfte. Ernſt Auguſt räumte ſtark unter den Fremden auf, die ſein Bruder nach Hannover berufen hatte, und beſonders von den Italienern und Franzoſen erhielten die meiſten einen Laufpaſs. Zu ihnen gehörte auch der Hofgärtner, von welchem folgende Anecdote erzählt wird. Als der Franzöſiſche Gartenkünſtler eines Tages in einer glänzenden Caroſſe daher fuhr, begegnete ihm der neue Herzog und fragte neugierig nach ſeinem Namen und Stande. „Ich bin Seiner Hochfürſtlichen Durchlaucht Gärtner", erwiederte der Franzoſe; worauf der Herzog ihm den Beſcheid ertheilte: „Es ſtünde dir beßer an, einen Spaten auf den Nacken zu nehmen, als in einer Caroſſe zu fahren." Darauf, ſo wird weiter erzählt, habe der Herzog ihm ein Paar Schuhe reichen laßen und dann den vorigen deutſchen Gärtner, welchen der Franzmann „ausgebißen", wieder in ſeine Stelle eingeſetzt.

Wenn nun auch der neue Herzog unſerm Leibniz kein Paar Schuhe reichen ließ, ſo wurde doch der Regierungswechſel für ihn die Veranlaßung, ſich nach einer neuen Stelle umzuſehn, und Hannover war einen Augenblick in Gefahr, den größten Geiſt zu verlieren, den es jemals beſeßen hat. Leibnizens Blicke richteten ſich nach Wien, wo durch den Tod des Lambeccius die Stelle eines kaiſerlichen Bibliothekars erledigt war, und ſchon vor dem Tode Johann Friedrichs ſcheint Leibniz eine Berufung an des Lambeccius Stelle nach Wien ins Auge gefaßt zu haben. Wir werden das begreiflich finden, wenn wir uns erinnern, daß der Trierſche Rath Johann Linker ſchon im Jahre 1673, als Leibniz in Paris weilte, den Wunſch ausgeſprochen hatte, Leibniz in der Stellung eines kaiſerlichen Hiſtoriographen in Wien zu ſehn. Seitdem hatte ſich Johann Linker bleibend in Wien niedergelaßen, Leibniz correſpondirte fleißig mit ihm, und in einem Schreiben Linkers an Leibniz vom 28. Juli 1678 kommen ſchon Aeußerungen vor, welche beweiſen,

daß jener Wunsch in beiden wieder aufgelebt war. Seitdem war nicht nur Leibnizens fürstlicher Gönner in Hannover, sondern auch der kaiserliche Bibliothekar in Wien mit Tode abgegangen, und so waren alle Bedingungen vorhanden, welche eine Uebersiedelung Leibnizens von Hannover nach Wien räthlich und thunlich machten. In der That wurde nun dieser Lieblingsplan von Linker und Leibniz mit allem Ernst betrieben. Denn Linker hätte seinen gelehrten Freund gar zu gern in seiner Nähe gehabt, und für Leibniz hatte die große Kaiserstadt an der Donau doch größere Anziehungskraft als die kleine herzogliche Residenz an der Leine. Doch stellte er bei den darüber gepflogenen Verhandlungen Bedingungen, bei denen es darauf abgesehen war, daß sein Ehrgeiz nicht zu kurz komme. „Sie entnehmen leicht", schrieb er an den Wiener Staatsmann, welcher sein Gesuch bei dem kaiserlichen Kanzler, Grafen von Stratmann, vermitteln sollte, „daß ich, der ich in der That im Rathe meines Fürsten sitze, von dieser Stufe nicht gern herabsteigen würde; dies würde aber stattfinden, wenn ich das bloße Amt eines Bibliothekars und Historiographen übernähme und so auf diese Art von dem Glanze der Geschäfte in das Dunkel zurückträte." Es versteht sich von selbst, daß Johann Linker alles aufbot, was zur Erreichung des eifrig erstrebten Zieles dienlich sein konnte. Am 12. August 1680 schrieb er an Leibniz: „O glückliches Wien, wenn es sich entschlöße, unter den übrigen Zierden auch Dich für sich zu gewinnen." Bald darauf theilte er Leibniz einen Brief von Guden mit, aus welchem hervorgeht, daß man in Wien die ernstliche Absicht hatte, auf Leibnizens Wünsche einzugehn. Obwohl die Stelle des Lambeccius schon besetzt sei *), berichtet Guden unterm 17. August 1680, so habe der Hofkanzler Hocher doch gesagt, er wolle mit Sr. Majestät davon reden und er suche Gelegenheit, auch den Fürsten von Schwarzenberg zu sondiren, wie man Leibniz einen Platz im kaiserlichen Hofrathe verschaffen könnte; denn obgleich die Zahl der Hofräthe voll sei, so fänden doch Leibnizens Eigenschaften überall Platz. So dachte der Kanzler Hocher; allein andre mußten anders denken. Die Verhandlungen zerschlugen sich und Leibniz blieb in Han-

*) Nessel ius war inzwischen Nachfolger des Lambeccius geworden.

nover. Doch beweiſt ein Brief von Leibniz an Linker vom Jahre 1681, daß Leibniz auch damals die Ausſicht auf Wien noch nicht ganz aufgegeben hatte.

Inzwiſchen mußte ſich Leibniz immer mehr überzeugen, daß, wenn Wien für ihn keinen Platz hatte, ſich nicht leicht ein angenehmerer und paſſenderer Wirkungskreis für ihn finden würde, als der, den er in Hannover hatte. Denn was irgend einem Lande mäßigen Umfangs Bedeutung geben kann, hervorragende Perſönlichkeiten in der fürſtlichen Familie, glückliches und behagliches Gedeihen im Lande, Aufblühen der Kunſt und Wißenſchaft, wirkliches Eingreifen in die großen Begebenheiten der Weltgeſchichte, das alles hatte ſich um dieſe Zeit in Hannover vereinigt. Beſonders war es die vielverſprechende Perſon des neuen Regenten ſelbſt, über welche ein Leibniz ſich nicht täuſchen konnte. Bald nach dem Tode des Herzogs Johann Friedrich ſagte er von dieſem in einem Briefe an dem Oberhofmarſchall Baron von Platen: „er war in Wirklichkeit ein großer Fürſt, deſſen Verluſt uns untröſtlich machen würde, wenn er uns nicht einen Nachfolger hinterließe, welcher nicht bloß ſeine Macht, ſondern auch ſeine großen Tugenden geerbt hat. Denn der Edelmuth und die großen Einſichten des neuen Herrſchers ſind überall bekannt, und es ſcheint, daß ſie im Welfenhauſe erblich ſind.“ Bald darauf bittet Leibniz denſelben Oberhofmarſchall von Platen in einem zweiten Briefe um ſeine Protection bei dem neuen Fürſten, deſſen allbekannter Edelmuth und Einſichten den Grund ſeiner Hoffnung bildeten. „Ich habe es um ſo nöthiger, mich nach Gunſt umzuſehn, als ich noch nicht bekannt bin, weil das geringe Vertrauen, das ich in meine geringen Verdienſte ſetze, Schuld daran iſt, daß ich mich nur zögernd bekannt mache.“ Trotz dieſer beſcheidenen Redewendung verſtand es Leibniz, wie wenige, ſich in ein möglichſt günſtiges Licht zu ſtellen, und bald fand er auch Gelegenheit, dem neuen Herzoge Ernſt Auguſt ſeine Talente und ſeine Leiſtungsfähigkeit anzupreiſen. In ſeinem Nachlaße hat ſich der Entwurf eines Schreibens an den Herzog ohne Datum gefunden, worin er demſelben für die annoch ganz unverdiente Gnade dankt, daß er ihn in ſeinen frühern Bedienungen, ſowohl bei der Canzlei als Bibliothek, beſtätigt habe, und worin er weiter verſpricht, daß er es ſich äußerſt angelegen ſein laßen werde, ſeine Treue

und seinen Eifer zu dessen Diensten bei allen vorfallenden Gelegenheiten, soweit sich seine Kräfte erstrecken, zu bezeigen. Dann unterläßt er es aber auch nicht, dem Herzoge Ernst August in ähnlicher Weise wie in dem Briefe an Johann Friedrich vom Jahre 1671 seine Lebensgeschichte, seine Gaben, Neigungen und Wünsche in kurzen Zügen vorzuführen. „Denn weil ich bisher das Glück nicht gehabt, in Euer Hochfürstl. Durchlaucht Diensten zu stehn, gleichwohl aber nichts mehr von Herzen wünsche, als Mittel zu finden, dadurch ich mich Ew. Hochfürstl. Durchlaucht nützlich machen könne, so werde ich gleichsam gezwungen, von mir selbst und demjenigen, was ich etwa prästiren könnte, zu reden, wiewohl solches sonst meiner Natur nicht gemäß und ich mehr retiré, als daß ich mich selbst produciren könnte." Seine Leistungen schildert er mit folgenden Worten: „Und ob ich zwar weder die apparenz und extérieur noch éloquenz und promptitude habe, so kann ich mir doch dieses zum wenigsten attribuiren, daß ich auch in considerablen Materien, von was Art sie sein wollen, die Sachen distincte überlegen, klar, deutlich und kräftig vorstellen kann, also daß diejenigen, so meine Aufsätze gesehen, oftmals bekennen müßen, sie wären durchdringend und sans replique (unwiderleglich)." Er berichtet dann mit Berufung auf den Kammerdiener Kahm, daß der hochselige Herzog Johann Friedrich ihm habe sagen laßen, er solle sich an ihn, den Herzog allein und nicht an dessen Minister halten. Auch habe Seine Durchlaucht ihn ganz für sich in einigen wichtigen Dingen gebraucht, davon er umständliche Relation thun wolle, wenn der Herzog es für gut befinde.. „Kann ich nun die Gnade haben," setzt er dann hinzu, „bei Ew. Hochfürstl. Durchlaucht zu der admission interieure zu kommen, die ich bei dem höchstseligen Herrn gehabt, so schätze ich mich für einen der glückseligsten Menschen in der Welt."*) So sucht Leibniz sich von

*) Es sind noch mehre ähnliche Briefe von Leibniz an Ernst August in Deutscher und Französischer Sprache auf uns gekommen, die zum Theil Entwürfe geblieben sein mögen, die uns aber zeigen, wie eifrig Leibniz bemüht war, sich in der Gunst des neuen Herrschers festzusetzen. In einem derselben kommt die Stelle vor: „Alle meine Esperanzen gehen dahin, daß Ew. Hochfürstliche Durchlaucht mir erstlich die Vorrechte, so mir der hochselige Antecessor bewilligt, gnädigst belaßen wollen; vors andre, daß Sie gnädigst belieben, etwa Wagen, Pferde und Diener hinzuzufügen. Ein mehre habe

Anfang an zu dem neuen Herzoge in ein persönliches Verhältnis zu setzen. Aber er hatte auch andere Wünsche. Im April 1680 schreibt er an den Herzog: „Der selige Abt Denike ist zugleich Klosterrath gewesen. Ob nun Ew. Durchlaucht zwar dessen Abtei, nämlich Bursfelde, so der hochselige Herr mir versprochen gehabt, vergeben und ich mit Dero gnädigster Erklärung deswegen wohl zufrieden, so weiß ich doch nicht, ob Ew. Durchlaucht einen andern Klosterrath verordnet. Auf den Fall es nicht geschehn und noch zu thun wäre, so würde es sich wohl für mich fügen." In einem andern Briefe aus demselben Jahre spricht Leibniz die Hoffnung aus, daß der Herzog die Güte haben werde, ihm „das Kostgeld" zu bewilligen, in der Weise, wie der selige Herr es ihm für immer bewilligt hätte, möge er nun anwesend oder abwesend sein. „Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, fährt er fort, daß Ew. Durchlaucht mir dieselbe Gnade erweisen werden. Auch haben Sie mir darauf in einer Weise geantwortet, welche meine Hoffnung nicht zerstört hat, so wenig als in Betreff des Futters der Pferde und eines Bedienten, welchen Ew. Durchlaucht so vielen andern bewilligen und welchen ich nicht wohl entbehren könnte. Ew. Durchlaucht wird vielleicht meine Dankbarkeit aus meinem wirklichen Eifer erkennen, und die Personen in fremden Ländern, von denen ich die Ehre habe gekannt zu werden, werden vielleicht die Generosität Ew. Durchlaucht in Betreff meiner gut angewandt finden. Aber ich werde mich bemühen, zu bewirken, daß Ew. Durchlaucht selbst dieser Ansicht sind. Was das Kostgeld anbetrifft, so ist es vorzugsweise die Rücksicht auf meine Gesundheit, welche mich dazu verpflichtet (nämlich Kostgeld zu fordern und nicht am Hofe zu eßen), da sie große Stöße empfängt von dieser Art am Hofe zu leben, an die ich nicht gewöhnt bin. Und was die Pferde anbetrifft, so glaube ich um so mehr Ansprüche darauf

ich nicht zu begehren. Sollte ich aber dermaleins einige wichtige Dinge zu Ew. Durchlaucht Nutzen ausführen, so stände dahin, was Ew. D. ferner darauf für Reflexion machen würden." In einem andern Französischen Schreiben erzählt er, daß Johann Friedrich ihm eine gewisse Anwartschaft gegeben unter der Bedingung, niemand etwas davon zu sagen. Er, Leibniz, habe darüber auch gewißenhaft tiefstes Schweigen beobachtet, selbst auf die Gefahr hin, nach des Herzogs Tode die Frucht davon zu verlieren, wenn der Edelmuth des Nachfolgers ihm den Vortheil nicht erhalten wollte.

zu haben, als ich mir Rechnung machte auf die Verwirklichung der Anwartschaft, welche der hochselige Herzog mir zugesagt hatte. Es ist wahr, daß Ew. Durchlaucht allen Grund gehabt haben, anders darüber zu bestimmen; aber Ihr Edelmuth läßt mich hoffen, daß Sie in einer andern Weise darauf Rücksicht nehmen werden.“ Man sieht aus diesen und ähnlichen Aeußerungen, daß Leibniz es verstand, sich bei dem neuen Herrn in Gunst zu setzen und zugleich seine persönlichen Interessen zu wahren. Und Ernst August trat wenigstens insofern in die Fußtapfen seines verstorbenen Bruders, als er einen Mann wie Leibniz zu würdigen und zu halten verstand. So hatte denn der Regierungswechsel an Leibnizens Stellung zum Hannöverschen Hofe wenig oder gar nichts geändert, und der große Mann blieb dem Lande und dem Herrscherhause für immer erhalten.

Ehe wir aber Leibnizens Wirksamkeit am Hannöverschen Hofe weiter verfolgen, laßen Sie uns den Versuch machen, uns ein möglichst genaues Bild von seiner äußern Erscheinung und seiner geistigen Eigenthümlichkeit zu entwerfen. Denn Leibniz hat sich jetzt nicht nur eine dauernde Stellung errungen, sondern er ist auch in das Alter getreten, wo das Gepräge der einzelnen Charaktere nicht mehr zu verkennen ist, und wir haben ihn lange genug auf seinem Lebenswege begleitet, um für eine allgemeine Charakteristik die nöthigen Beobachtungen gemacht zu haben. Sollten wir dabei der Darstellung seines spätern Lebens auch ein wenig vorgreifen müßen, so wird das Verständnis desselben dadurch nur erleichtert werden.

Leibniz war unansehnlich von Person, und wer ihn zum ersten Male sah, ahnte nicht, was für ein Geist in dieser unscheinbaren Hülle wohnte. Durch seine Jahre lang gepflogene Verbindung mit dem Hause Boineburg-Schönborn in Mainz war ihm reiche Gelegenheit gegeben, sich die Bildung der höhern Gesellschaft anzueignen. Auch hernach in Paris hatte er so viel mit hohen und vornehmen Personen verkehrt, daß er mit den Formen nicht unbekannt war, deren Kenntnis und Beobachtung an einem fürstlichen Hofe unerläßlich ist. Doch war Leibniz in seinem Auftreten keineswegs ein vollendeter Hofmann, und trotz aller Geschmeidigkeit seines Charakters hatte er dennoch

etwas ſteifes in ſeiner Haltung. Er geſteht dies ſelbſt, wenn er von Paris aus im April 1673 an Habbeus von Lichtenſtern ſchreibt: „Ich bekenne, daß ich an einem Fehler leide, der in der Welt für bedeutend gilt, nämlich es oft an den Ceremonien fehlen zu laßen und im erſten Augenblicke keine zu gute Meinung von mir einzuflößen.“ Wie wenig Leibnizens äußere Perſönlichkeit für Unkundige eine Empfehlung war, zeigt ein Vorfall in Paris, den er ſelbſt für ſo bemerkenswerth hielt, daß er ihn ſich aufſchrieb. Hören wir denn ſeine eigenen Worte. „Das Anſehn der Perſon“, ſagt er, „gilt oft mehr als Gründe. Ich kam zu Paris in einen Buchladen, wo die Critique de la recherche de la verité verlegt war. Ich fing an ohngefähr von dieſer Materie zu reden; aber da war dem Buchführer und der daſelbſt befindlichen Geſellſchaft nichts recht. Ja, der Buchführer lachte mich aus, als ich ſagte, es ſei eine materia metaphysica, und ein andrer, der dabei ſtand, fragte, ob ich denn ſo gar den Unterſchied zwiſchen Logik und Metaphyſik nicht wüßte. Ich mußte ſelbſt mit lachen, weil ich bei mir ſtillſchweigend bedachte, wie lächerlich die Menſchen ratiociniren (ſchließen) und wie ſie auf nichtige Außendinge gehen, die ihnen das Gemüth einnehmen und ſelbſt die Vernunft anſtecken. Indem wir nun alſo reden, kommt der Verfaßer des obgedachten Buches in den Laden. Der kannte mich ſchon lange, machte mir ein großmächtig Compliment, nannte mich einen illustre (einen berühmten Mann) und ſagte in einem Athem ſo viele Dinge von meinen Qualitäten, daß der Buchführer mit den Beiſtehenden Maul und Naſe aufſperrten. Da hätte man ſehen ſollen, was ſie mir alle für Complimente ſchnitten. Was ich ſagte, war recht und fand Beifall. Noch niemals habe ich ſo ſichtbar gemerkt, was bei den Menſchen die vorgefaßte Meinung und das Anſehn vermögen.“

Dieſe Pariſer Geſchichte iſt wohl geeignet, uns den unſcheinbaren Gelehrten zu veranſchaulichen, der von jedem, der ihn nicht genauer kennt, überſehen wird. Doch ſind wir ſo glücklich, uns ein noch viel genaueres Bild nicht nur von Leibnizens äußerer Geſtalt, ſondern auch von ſeinen geiſtigen Eigenthümlichkeiten und Charaktereigenſchaften entwerfen zu können, da er ſelbſt uns eine ſehr ausführliche Schilderung

seiner Persönlichkeit hinterlaßen hat. Diese Schilderung, die sich auf zwei Blättern in Lateinischer und Deutscher Sprache befindet und von Leibniz wahrscheinlich im Jahre 1696 zum Zwecke der Consultation eines auswärtigen Arztes niedergeschrieben ist, lautet, aus beiden Blättern zusammengeworben, im wesentlichen folgendermaßen:

Er ist hager, von mittelmäßiger Statur, hat ein blasses Gesicht und meistentheils kalte Hände. Seine Füße sind lang, seine Finger sehr dürr, seine Hände von unzähligen Linien durchfurcht. Sein Haar ist schlicht und dunkelblond. Seine Augen sind von Jugend auf blöde gewesen, was aber nicht von den Studien, sondern von natürlicher Constitution herkommt. Er kann nicht gut in die Ferne sehen; dagegen ist sein Gesicht in der Nähe desto schärfer; denn da wird es ihm nicht schwer, auch das Subtilste genau zu erkennen, weshalb es seinem Gesichte angenehmer ist, mittlere, als grobe Schrift zu lesen. Seine Stimme ist schwach, aber hoch, und mehr hell, als stark; auch ist sie biegsam, aber nicht mannigfaltig genug. Die Kehllaute und besonders den Buchstaben K kann er nicht gut aussprechen. Er geht spät zu Bett und zieht das Nachtsitzen dem Arbeiten am frühen Morgen vor. Doch ist sein Schlaf ruhig, und wenn er lange zu Nacht sitzt, so steht er auch spät wieder auf. Schon seit seinem Knabenalter hat er eine sitzende Lebensart geführt und sich wenig Bewegung gemacht; denn von Jugend auf hat er viel gelesen und wollte immer jedes Ding tiefer, als man sonst pflegt, durchdringen und neues erfinden. Auch jetzt macht er sich nicht viel Bewegung, doch fährt er bisweilen aus der Stadt. Auch kann er einen guten Weg ohne Müdigkeit und Mattigkeit zurücklegen und hat einen starken Gang. Sein Hang zu Gesprächen ist nicht so groß, als der zur Meditation und zum einsamen Lesen. Ist er aber einmal in ein Gespräch verwickelt, so setzt er es ziemlich angenehm fort, indem er an scherzhaften und angenehmen Reden mehr Vergnügen findet, als an Spiel oder körperlichen Bewegungen. Wegen seines schwachen Gesichts hat er keine lebhafte Einbildungskraft, wegen seines schwachen Gedächtnisses geht ihm ein geringer gegenwärtiger Verlust näher, als der größte aus der Vergangenheit. Er braust zwar leicht auf und kann sich bisweilen mit Reden und Gedanken

kaum mäßigen, aber wie sein Zorn rasch aufsteigt, geht er auch rasch vorüber. Man wird ihn niemals weder ausschweifend fröhlich noch übermäßig traurig sehn. Schmerz und Freude empfindet er nur mäßig. Das Lachen verändert oft nur seine Miene, ohne seine innern Theile zu erschüttern. Er ist schüchtern, wenn er eine Sache anfängt, aber voll Kühnheit und Ausdauer bei der Fortsetzung. Er hat nur ein schwaches Gedächtnis, ist aber mit ausgezeichnetem Urtheils- und Erfindungsgeiste begabt, und es wird ihm nicht schwer, verschiedenes auszusinnen, zu lesen, zu schreiben, aus dem Stegreif zu reden und irgend einen geistigen Gegenstand, wenn es nöthig ist, gründlich zu durchdenken und erschöpfend zu durchforschen. Sein Temperament ist nicht einfach; doch scheint das gallige Temperament vorzuwiegen, und er ist mehr Phlegmatiker als Sanguiniker. Er liebt angenehme Gerüche und sagt, daß sie viel dazu beitrügen, die Geister zu erfrischen und zu stärken. Nicht minder liebt er Süßigkeiten und pflegt darum den Wein mit Zucker zu mischen. Er hat guten Appetit, wenig Durst, niest selten und wird nie von Husten belästigt. Er hat nur schwache Lungen; seine Leber scheint trocken und warm zu sein, worauf die Feinheit der Glieder hinweist. Ich fürchte daher, daß er einmal plötzlich durch eine hitzige Krankheit fortgerißen wird. Auch sollte ich meinen, daß er sich vor der Schwindsucht zu fürchten hätte.

Zu dieser Selbstschilderung Leibnizens, der man den medicinischen Zweck anmerkt, erlaube ich mir noch zwei Bemerkungen zu machen.

Leibniz sagt von seinem Haare das eine Mal, es sei dunkelblond, das andere Mal, es sei dunkelbraun. Jedenfalls ist es also dunkel gewesen, sein Gehülfe Eckhard nennt es sogar schwarz. Sodann erfahren wir, daß es ihm wie dem großen Staatsmanne unserer Tage ergieng: er hatte nur dünnes Haar, das ihm frühzeitig ausgieng. Deshalb trug er seit seinem 21. Jahre eine Perücke und machte so aus Bedürfnis eine Mode mit, die damals erst anfieng, sich einzubürgern, und von den Geistlichen noch als sehr bedenklich angefochten wurde. In dieser Frisur erscheint er auf den Bildern, die wir von ihm haben, und auch seine Statue, welche seit dem Beginn dieser Vorlesungen an der

Fronte des hiesigen Museums aufgestellt ist, zeigt uns den unverkennbaren Perückenkopf.

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf sein Gedächtnis, von welchem er ausdrücklich sagt, es sei mäßig und schwach. Das Gegentheil behauptet sein Gehülfe und nachheriger Nachfolger Eckhard, welcher sagt, er habe ein so ausgezeichnetes Gedächtnis gehabt, daß er noch im hohen Alter fast alle Kirchenlieder und ganze Stellen aus dem Virgil aus dem Gedächtnis habe hersagen können. Dabei erinnern wir uns jenes von Leibniz selbst erzählten Zuges, der wahrlich keine Probe eines schwachen Gedächtnisses ist, daß er ein früher verfertigtes Gedicht von 100 Hexametern nach langen Jahren aus dem Gedächtnisse niederschrieb, um es nicht wieder zu vergeßen. Auch wißen wir von ihm selbst, daß er seine Methodus nova jurisprudentiae unterwegs in den Wirtshäusern ohne alle weitere Hülfsmittel geschrieben hat. Der scheinbare Widerspruch, der in diesen Angaben über sein Gedächtnis liegt, löst sich wohl dadurch, daß Leibniz in jüngeren Jahren alles rasch erfaßte und bis ins Alter behielt, daß aber später sein Gedächtnis schwächer wurde und nachließ.

Um die Schilderung seines Charakters zu vollenden, wollen wir gleich noch einige andere Züge desselben hervorheben, wobei wir so glücklich sind, meist seine eigenen Worte gebrauchen zu können.

Leibniz war sehr empfindlich; doch trug er nicht nach und hatte keine Rachsucht, sobald ihm die Ehre wieder hergestellt war. Er ward sowohl durch kleine, als durch große Beleidigungen scharf getroffen, aber seine Empfindlichkeit war wie ein Strohfeuer, das schnell herunterbrennt, während der, welcher eine starke Einbildungskraft hat, bei Beleidigungen unterscheidet und eine große Beleidigung schwer vergeßen kann. Er war mitleidig, d. h. er wurde gerührt, sobald er einen andern in denjenigen Zustand versetzt sah, der ihm für seine Person peinlich gewesen sein würde.

Nicht minder zeichnete er sich durch große Treue und Anhänglichkeit an die Personen aus, zu denen er einmal in ein näheres Verhältnis getreten war. Er selbst schreibt darüber im April 1673 an Habbeus von Lichtenstern: „Was mich anbetrifft, so protestire ich gegen die Beilegung aller der Eigenschaften, womit Sie mich schmücken, mit einziger Ausnahme der Treue.

Sie allein ist es, deren ich mich zu rühmen wage, und alle, mit denen ich zu thun gehabt habe, sind davon so sehr überzeugt gewesen, daß sie mir die Gunst erwiesen haben, mir ihre größten Heimlichkeiten anzuvertrauen, ohne es je bedauert zu haben." Es ist kein eitles Selbstlob, das Leibniz sich hier ausstellt. Seine Verschwiegenheit bestand die glänzendsten Proben, nicht nur bei dem Plane der Aegyptischen Expedition, sondern auch bei andern ähnlichen Gelegenheiten*), und seine Redlichkeit und Zuverläßigkeit fand die größte Anerkennung. Boineburg schenkte ihm ein Vertrauen, das geradezu unbegrenzt genannt werden kann. Er gab seinem jungen Freunde Blankete, von ihm unterzeichnet, mit der Vollmacht, hineinzuschreiben, was Leibniz für gut halte. Ein solcher thatsächlicher Beweis ist noch stärker, als die Worte Boineburgs in seinen Briefen, obwohl diese ausdrücklicher kaum gedacht werden können.

Ganz besonders war Leibniz eine sehr friedliche Natur und gieng gern allen Händeln aus dem Wege. Im allgemeinen, sagt er selbst, ist es sehr gerathen, daß man sich von aller Welt außer Schußweite halte, vorausgesetzt, daß die Wahrheit nicht darunter leide. Beim Lesen der Autoren suchte er nicht das, was zu tadeln war, sondern was gebilligt zu werden verdient und wovon man lernen kann. Da er wußte, wie verschieden die Dinge genommen werden, so stieg ihm beim Lesen meistentheils etwas auf, daß die Schriftsteller rechtfertigt oder entschuldigt. Sein Tadel war jederzeit überaus maßvoll. Niemals lautete sein Urtheil unbedingt verdammend, und auch wo er am schärfsten richtete, war gewöhnlich ein Lob vorangestellt, um die nachfolgende Rüge zu mildern. Dazu kam, daß er sich stets an die Sache hielt und die Persönlichkeit dessen, den er tadelte, stets aus dem Spiele ließ. Nur gegen Verleumder trat er als scharfer

*) Als Leibniz seine erste Reise nach Wien antrat, 1687, machte er von Marburg aus einen Abstecher nach Rheinfels zu seinem fürstlichen Freunde, dem Landgrafen Ernst, der ihm ein warmes Empfehlungsschreiben an den Kurfürsten von der Pfalz, Philipp Wilhelm, mitgab, welcher nach dem Aussterben der Simmernschen Linie im Jahre 1684 die Kurwürde geerbt hatte und seitdem in Düsseldorf residirte. Es war derselbe, für welchen Leibniz als junger Mann die anonyme Schrift Specimen demonstrationum politicarum geschrieben hatte. Allein Leibniz bewahrte auch jetzt sein Geheimnis, ohne seine Autorschaft zu seinem Vortheile geltend zu machen.

Polemiker auf. „Ich meinerseits“, sagt er einmal, „obwohl ich offenbare Laster, wo es Noth thut, nicht verschweigen möchte, gestehe jedoch, daß ich geneigter bin zu Apologieen als zu Vorwürfen, und mich fast nur gegen diejenigen zu sprechen entschließen kann, von welchen andere verleumdet sind, weil Unschuldige auf keine andere Weise vertheidigt werden können.“ Es war diese rücksichtsvolle Mäßigung unsers Leibniz allerdings gar oft auch in der Klugheit mitbegründet. Aber nicht aus bloßer Klugheit, sondern weit mehr noch aus Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe ist seine nachsichtige Beurtheilung zu erklären. „Geschichtliche Gerechtigkeit gegen alle fremden Leistungen,“ sagt ein gründlicher Kenner unsers Leibniz, „Berücksichtigung der Zeitverhältnisse, unter deren beherrschenden Einfluße dieselben entstanden sind, gewißenhafte Abwägung der bleibenden Verdienste und der zu entfernenden Mängel, mit einem Worte die wahre wißenschaftliche Demut ist eine der hervorragendsten Eigenschaften des wißenschaftlichen Charakters von Leibniz. Wenn Demut und Gerechtigkeit christliche Tugenden sind, dann ist Leibniz einer der größten christlichen Heiligen. Soviel ist wahr, daß Leibniz, wiewohl er der größte Polyhistor war, der je gelebt hat, sich nie mit seinem Wißen blähte, und daß er seine Gaben und Kenntnisse nie misbrauchte, um im Dienste einer Partei Andersdenkende zu erdrücken. An niemand kann man schlagender beweisen, daß die echte Wißenschaft nicht hochmüthig, sondern demütig und bescheiden macht, als an Leibniz. Er hat ein starkes Selbstbewußtsein und ist ehrgeizig, aber er kennt keinen Wißensdünkel. Er wußte zuviel, um sich nicht zu sagen, daß alles menschliche Wißen Stückwerk sei. Darum stieß er sich auch nicht an die Mängel und Fehler anderer, sondern lernte von ihnen. Er besaß einen so vorurtheilsfreien Blick und einen so großen Gerechtigkeitssinn, wie er kaum jemals im höhern Grade irgend einem Gelehrten eigen gewesen ist. In seinem Nekrologe wurde öffentlich anerkannt, daß er nie von einem andern geringschätzig gesprochen, vielmehr alles zum besten gekehrt habe. „Er sprach,“ sagt auch sein Secretär Eckhard, „von jedermann gutes und schonte sogar seine Feinde, denen er bei gnädigster Herrschaft oft eins hätte versetzen können.“ Und einer seiner ältesten und besten Biographen, Ludovici, fällt über ihn folgendes Urtheil:

„Nichts verabſcheute er mehr, als die Ruhmredigkeit. Ohnerachtet er alle Wißenſchaften erweitert und mit ſeinen Schriften bei der gelehrten Welt ein ſolches Aufſehen gemacht, daß alle kleinen Werke, die Leibniz zum Vater hatten, ohne Unterſchied höher geachtet wurden, als die größten Werke anderer, ungeachtet er ſowohl von einheimiſchen als auswärtigen Gelehrten zum Richter und Schiedsmann ihrer obwaltenden Streitigkeiten öffentlich ernannt wurde, ſo findet man doch nirgends nur die geringſte Spur, daß er ſich über jemand erhoben oder ſeine ſeltenen Verdienſte mit vielen (ungebührlichen) Lobeserhebungen herausgeſtrichen habe.“ Wir werden in dieſes und ähnliche Urtheile ſo weit einſtimmen müßen, daß wir Leibnizens mildem, beſcheidenem und allezeit maßvollem Auftreten unſere volle Anerkennung zollen. Leibniz war ein Jünger der Wahrheit, kein Parteimann. Er war bemüht, allen Parteien gerecht zu werden, ohne die Wahrheit zu verleugnen.

Mit ſeiner Abneigung gegen die Polemik hängt, wenn man es ſo nennen will, ſein Mangel an kritiſchem Talent zuſammen. Er iſt zu lernbegierig, zu ſehr mit den eigenen Ideen beſchäftigt, zu erfinderiſch in die Sachen vertieft, um kritiſch gegen andere ſein zu können. Seine Geiſtesfülle macht ihn gleichgültig gegen fremde Mängel, und wenn er ſie bemerkt, ſo urtheilt er ſchonend, wie der überlegene Geiſt über den befangenen, wie der Große über den Kleinen, der trotz ſeiner Schwächen und Mängel dennoch ſeinen Platz ausfüllt. Dieſe Milde des Urtheils bildet in ſeinem Charakter einen hervorſtechenden Zug, der ihn von Leſſing unterſcheidet und mit Göthe vergleichen läßt. Er ſelbſt ſagt in ſeinen Selbſtbekenntniſſen: „Ich verachte faſt nichts und niemand iſt weniger kritiſch als ich. Es klingt wunderbar: ich billige faſt alles, was ich leſe; denn ich weiß wohl, wie verſchieden die Dinge gefaßt werden können, und ſo begegnet mir, während ich leſe, vieles, was den Schriftſteller in Schutz nimmt oder vertheidigt. Daher geſchieht es ſelten, daß mir bei der Lectüre etwas misfällt, obwohl mir das eine mehr, das andere weniger zuſagt. Meine Gemüthsſtimmung iſt von Natur ſo, daß ich in den Schriften anderer lieber den eigenen Nutzen, als die fremden Mängel aufſuche. Es iſt meine Sache wenig, Streitſchriften zu ſuchen und zu leſen.“

Aus der Friedfertigkeit seines Naturells geht dann weiter seine religiöse Toleranz und seine Abneigung gegen alles Sectenwesen hervor. Mild gegen fremde Fehler, ist er duldsam gegen fremde Meinungen. Diese Toleranz ist aber bei ihm nicht ein Gesetz, dem er sich pflichtmäßig unterwirft, was sie später in der Schule der Aufklärung wurde, auch nicht, was sie bei vielen ist, eine Gleichgültigkeit, die dem Kampfe der Meinungen aus dem Wege geht, sondern eine Eigenthümlichkeit seines Naturells und darum fast unbedingt. Nur der beschränkte Parteigeist ist ihm zuwider. Es giebt nichts, das ihm, dem alles erfaßenden und in sich verarbeitenden Universalgenie, dem vermittelnden Denker, dem toleranten Philosophen, mehr widerstrebt, als die Secte, die sich gegen jede Entwicklung sträubt und über die willkürlich gewählte Grenze nicht hinausgeht.

Mit dieser seiner Toleranz hängt seine kirchliche Stellung zusammen, welche wir später bei seinen Unionsbestrebungen näher werden kennen lernen. Auch in kirchlicher Beziehung ist er kein einseitiger Parteimann, und sein Bestreben, allen Confessionen gerecht zu werden und in allen die Wahrheit, die sie besitzen, anzuerkennen, geht so weit, daß er nicht selten den Schein des Indifferentismus auf sich lädt. Dennoch verleugnet er seine lutherische Herkunft nicht. Luther ist ihm jener berühmte Sachse, dem man die Emancipation der Menschheit aus der Sclaverei verdankt, *) und mit Zorn erfüllt ihn die Arglist und Ränkesucht, die heuchlerische Frömmigkeit und Verfälschung des echten religiösen Bewußtseins im Interesse der Herrschbegier durch die Päpste und ihre Hierarchie. Seine Ehrfurcht vor dem Göttlichen bleibt sich unter allen Umständen gleich, und überall dringt er auf ein practisches Christenthum, welches sein Absehn auf die Ehre Gottes und das Wohl der Menschheit gerichtet hat. „Gewiss", schreibt er am 3. Oct. 1683 an Seckendorf, „gewiss, wenn wir in Wahrheit Christen sein wollen, so müßen wir dies nicht nur in der Kirche, sondern auch am Hofe, im öffentlichen Leben, auf dem Schlachtfelde sein, und jede Berufs-

*) „On doit à un homme de la Saxe d'avoir mis le genre humain hors de page", schreibt er an Madame Brinon (ohne Datum).

art, *) welche die Gesetze des Christenthums von sich weist, muß verabscheut werden."

Leibniz war ein großer Mann, den Gott mit ganz besondern Gaben und Vorzügen ausgestattet hatte. Aber auch große Männer haben ihre Schwächen und Fehler, und gerade bei charaktervollen Persönlichkeiten pflegen die hervorragenden Tugenden stets von den verwandten Schwächen begleitet zu sein. Auch an Leibniz zeigen sich Schattenseiten, die wir nicht übersehen dürfen und wollen. Mit der Universalität seines Geistes hieng eine Unbestimmtheit und Zerfloßenheit zusammen, die nicht selten in Charakterlosigkeit auszuarten drohte, und seine Friedfertigkeit war mit einer diplomatischen Geschmeidigkeit gepaart, die im Nachgeben und Sichbequemen nicht selten weiter gieng, als es sich mit der Wahrhaftigkeit und Festigkeit eines männlichen Charakters verträgt. Bei seinem ausgedehnten Briefwechsel vergegenwärtigt er sich stets aufs genaueste die Personen, an welche er schreibt, und nimmt auf ihren Charakter, ihren Stand, ihre Ansichten und Anschauungen sorgfältig Rücksicht; nicht selten hat man das Gefühl, daß seine brieflichen Aeußerungen mehr das Product kluger Berechnung, als der unmittelbare Erguß wahrer Herzensmeinung sind. Es ist wahr, seine Fähigkeit, auf die Vorstellungsweise eines jeden Andersdenkenden einzugehen, ist von seinen streitfertigen Zeitgenoßen oft verkannt, und man hat ihn mit Unrecht des Indifferentismus oder gar der Heuchelei beschuldigt. Allein der Vorwurf der Charakterschwäche, der ihm gleichfalls gemacht ist, dürfte doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein. Es läßt sich nicht leugnen, dieser in Bezug auf Erkenntnis und Willensrichtung wahrhaft große und edle Mann macht trotz der unverkennbaren Güte seines Herzens und trotz der hohen Bildung seines Geistes in seinem

*) Ob Leibniz wohl die Berufsart der Politiker und Diplomaten, die seine eigene war, ausgenommen wißen wollte? Dieses Kunststück blieb unsrer verlogenen Zeit vorbehalten. „Zur Durchbringung der Annexionen", sagt Herr von Gauvain, ein Preußischer Edelmann, „erfand die publicistische Gelehrsamkeit der officiösen Blätter den köstlichen Witz in das Antlitz Deutschlands hinein, daß die Sittlichkeit nicht hinanreiche an die oberste Gestaltung, in welcher sich das sittliche Leben der Menschen ausdrückt, also an den Staat, dessen eigentliches Princip vielmehr die Selbstsucht sei."

Handeln doch selten den Eindruck der Stärke und Entschloßenheit. Mit einer Milde und Toleranz, die an Hoheit grenzt, verbindet sich eine leicht zu reizende Empfindlichkeit und ein kleinlicher Eigensinn, der des großen Mannes unwürdig ist. Aus derselben Quelle, aus der die schonende Nachsicht mit den Fehlern anderer fließt, entspringt auch das lebhafte und reizbare Gefühl für kleine Verletzungen und der Anspruch auf unbedingte Geltendmachung seines Willens. Es ist dasselbe ausgeprägte Selbstgefühl, das sich dort in seiner Ueberlegenheit und Kraft, hier in seiner Schwäche offenbart. Dieses Selbstgefühl läßt ihn auch nicht selten über sich selbst in einer Weise reden, die bei allen daneben stehenden Ausdrücken der Bescheidenheit einen peinlichen Eindruck macht. Leibniz weiß, daß er ein großer Mann ist, und wird nicht müde, seine Gaben und Vorzüge besonders in den Augen der Fürsten zur Anerkennung zu bringen. Jeder strebsame und tüchtige Mensch muß ein Selbstbewußtsein haben, und wollte Gott, daß dies bei keinem Menschen in größerem Misverhältnisse zu seinen wirklichen Verdiensten stände, als das bei Leibniz der Fall war, der, was Talent und Gelehrsamkeit anbetraf, sich mit den ersten Männern seiner Zeit meßen durfte. Allein wenn man an das edle, von Unbescheidenheit wie von höfischer Selbsterniedrigung gleich weit entfernte Selbstgefühl denkt, womit andre große Männer von sich geredet haben, wenn man sich z. B. Luthers Demut und kühnes Selbstvertrauen vergegenwärtigt, so wird man einräumen müßen, daß der Vergleich nicht zu Leibnizens Gunsten ausfällt. Leibniz benutzt jede Gelegenheit, sich selbst zu empfehlen. In den kurzen biographischen Aufzeichnungen wie in den Briefen an Fürsten und Gelehrte, in denen er von sich selber redet, weiß er seine Verdienste und Vorzüge stets in ein solches Licht zu stellen, daß sie wie von selbst hervorspringen. Darin zeigt sich eine verborgene Eitelkeit, welche ihn auch der Schmeichelei zugänglich macht und ihn persönlichen Widerspruch schwer ertragen läßt.

Leibniz liebt die Gunst der Großen und empfindet es schmerzlich, wenn er sie einbüßt. Sein Ehrgeiz bewirbt sich um Stellen, die seiner Person mehr äußern Glanz gewähren, als sie seinem Geiste angemeßen sind. Aus derselben Quelle fließt auch das Geltendmachen des persönlichen Interesses, welches bisweilen an

Eigennutz und Habsucht streift. Zwar giebt er sich selbst in einem Briefe an Habbeus folgendes Zeugnis: „Sie kennen meinen Sinn, welcher nicht darauf ausgeht, Geld aufzuhäufen, noch mich dem gewöhnlichen Vergnügen zu überlaßen, sondern meinen Geist zu befriedigen, welches geschieht, wenn ich etwas Gediegenes und Nützliches für das Allgemeine hervorbringen kann." Auch unterläßt er nie, wenn er mit den Fürsten über seine Besoldung verhandelt, hervorzuheben, daß er alles, was er nicht zu seiner Nothdurft gebrauche, zu wißenschaftlichen Zwecken, also ad bonum publicum verwende, und gewiss war das kein bloßer Vorwand. Man denke nur daran, daß allein seine Rechenmaschine ihm die Summe von elftausend Thalern gekostet hat. Dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er die materiellen Vortheile und fürstlichen Pensionen oft mehr suchte, als er nöthig hatte. Es fehlt in Leibnizens Leben nicht an Zügen von Freigebigkeit und Opferwilligkeit. So z. B. ist auf der hiesigen Bibliothek ein Brief des Buchbinders Gimpel erhalten, worin er bezeugt, daß er von Leibniz zwanzig Thaler geliehen habe und diese Summe sobald als möglich zurückgeben wolle. Leibniz hat eigenhändig darunter geschrieben: „Bekommen 0 Thaler anstatt der 20." Leibniz konnte also auch da leihen, wo er keine Sicherheit hatte, und machte schließlich lieber einen Strich durch die Schuld, als daß er die Hülfe der Gerichte angerufen hätte. Auch der Schottische Ritter Ker von Kerland, welcher mit Leibniz im lebhaften Briefwechsel stand, legt für dessen Freigebigkeit ein ehrenvolles Zeugnis ab. „Ich werde", schreibt er, „hier nicht den Charakter dieses unvergleichlichen Mannes abmalen, weil schon andere Federn, als die meinige, sein Lob verkündigt haben und weil sein Renommée so lange dauern wird, als die Wißenschaften und die Welt existiren werden. Ich werde nichts sagen sur son sujet als dies, daß er so gerührt wurde durch die Mishandlung, welche ich erduldet, daß er ohne mein Wißen eine Schuld von zweihundertdreißig Pfund Sterling von seinem eigenen Gelde bezahlte, welche ich mich genöthigt gesehen hatte in Deutschland zu contrahiren." Daß Leibniz bei dem allen auf das Geld mehr sah, als nöthig war, und es zusammenzuhalten verstand,

geht zur Genüge daraus hervor, daß er bei seinem Tode eine Summe von zwölftausend Thalern hinterließ.*)

Doch wenden wir uns von den Schattenseiten seines Charakters wieder zu den Lichtseiten, welche die bei weitem überwiegenden sind. Bewunderungswürdig ist sein rastloser Forschungstrieb und die zähe Ausdauer, mit der er seine wißenschaftlichen Pläne verfolgte. Es hat wohl nie einen Menschen gegeben, der größeren Heißhunger und brennenderen Durst nach Erweiterung seiner Kenntnisse gezeigt hätte als Leibniz. Mit diesem unersättlichen Wißensdurste, den das Kleine und das Große, das Nahe und das Ferne, das Geistliche und das Weltliche in gleicher Weise interessirt, verbindet Leibniz einen durchdringenden Verstand, der leicht und schnell die schwierigsten Aufgaben erfaßt und sich klar macht. Was er von außen empfängt, wird sogleich von ihm selbst durchdacht und so von ihm selbst erworben und in wirkliches Eigenthum verwandelt. So ist er zugleich Polyhistor (Vielwißer) und Autodidact (sein eigner Lehrer). Die Bildungsstoffe, die er mit Bienenfleiß einsammelt, werden in seinem Geiste fruchtbare Keime neuer Ideen, die er mit der erfinderischen Kraft des Selbstdenkens entwickelt. Zu untersuchen und zu erfinden ist sein Bedürfnis und sein Talent. Dies Bedürfnis zu befriedigen ist ihm ebenso leicht, als nothwendig. Ihm macht sein Naturell unmöglich, was den meisten am leichtesten und bequemsten wird: zu lernen, ohne zu untersuchen. Er sagt von sich selbst: „Wenige sind meiner Art; alles leichte wird mir schwer, alles schwere dagegen leicht." Bei dem unermeßlichen Umfange der Gegenstände, mit denen Leibniz sich beschäftigt, sind seine ungeheuren wißenschaftlichen Erfolge nur aus der concretesten Aufmerksamkeit zu erklären, mit der

*) M. Friedrich Simon Löffler, der Sohn seiner Schwester, welcher Pfarrer zu Probstheyda bei Leipzig war, wurde der einzige Erbe des Leibnizischen Vermögens, das ihm keinen Segen brachte. Denn seine Frau wurde von dem Anblicke des ererbten Geldes so alterirt, daß sie eines plötzlichen Todes starb, und Löffler selbst gieng es nicht viel beßer. Er wußte sein Geld nicht zu gebrauchen und gestand offen, es sei nun mit seiner Ruhe aus; denn er müße nun in steter Furcht und Sorge schweben, daß er um das Geld betrogen oder gar ermordet würde. Zugleich war der unwürdige Erbe des großen Mannes so undankbar, daß er jenem nicht einmal ein Begräbnismonument aufrichtete.

er jedes einzelne betrachtete. Er besaß die Fähigkeit, in jeder Sache energisch den Punkt zu treffen, worauf es ankam. Dazu kam die rasche Erzeugungskraft seiner Phantasie, die ihm sofort die durch die Sonde des Verstandes untersuchten Einzelheiten in einem umfaßenden Gesammtgemälde zeigte, und ein Gedächtnis, das namentlich in jüngeren Jahren ans Wunderbare grenzte. Auch dadurch zeichnet sich Leibniz vor andern großen Männern aus, daß er bis zum letzten Lebensjahre voll frischer Lust am Forschen, Bilden und Schaffen seine Lebensaufgabe verfolgte und trotz eines nicht starken Körpers ungebrochenen Geistes blieb und noch im hohen Alter dieselbe Schwungkraft, dieselbe frische Thatkraft zeigte, wie in seiner Jugend.

Zu den Grundzügen seines Wesens gehörte eine strenge Methodik, und zwar nach allen Seiten hin. Er gab sich selber Rechenschaft über alles, was er that und ließ, bis auf die geringsten Dinge hinab, nicht nur bei besondern Anläßen, sondern im täglichen Leben, und zwar schriftlich. Stand ihm eine Audienz bei einer fürstlichen Person oder sonst eine wichtige Begegnung bevor, so schrieb er im voraus alles nieder, was er zu sagen gedachte, und ruhte nicht, bis ein klares Bild davon vor seinem Geiste stand. Nicht selten machte er sich einen schriftlichen Plan für die Anwendung eines einzelnen Tages. Aber er unterließ es auch nicht, sich eine schriftliche Lebensordnung zu entwerfen, welche sein ganzes Leben regeln sollte, wie die früher besprochenen Selbstberathungen, welche er bei seiner Ankunft in Hannover niederschrieb, uns eine Probe davon geliefert haben. Aus allem, was er las, machte er ungeheure Excerpte, die er aber nie wieder ansah, weil er sich ganz auf sein Gedächtnis verlaßen konnte. Von seinen Denkschriften, zum Theil auch von seinen Briefen, entwarf er fast immer mehrere Brouillons, was bei dem riesenhaften Umfange seiner Correspondenz*) nur dadurch ermöglicht wurde, daß er ein Gelehrter aus der alten Zeit war mit eisernem Eingeweide. Vom 3. August 1696 an führte er auch ein

*) Seine Correspondenz, sagt Eckhard, war sehr groß und benahm ihm die meiste Zeit. Alle vornehmen Gelehrten in Europa warteten ihm mit Briefen auf, und wenn auch geringere Leute an ihn schrieben, antwortete er ihnen allezeit und gab ihnen Auskunft.

Tagebuch, von welchem Dr. Grotefend in seinem Leibnizalbum ein Bruchstück veröffentlicht hat, das bis zum 21. April 1697 reicht. Es fängt mit den Worten an: „Heute habe ich ein Tagebuch angefangen, um Rechnung von meiner noch übrigen Zeit zu halten." In diesem Tagebuch verzeichnet er nicht nur wichtige Erlebnisse, wie z. B. daß kurfürstliche Durchlaucht ihn zum Justizrath ernannt oder daß die Kurfürstin ihm einen Brief von der Herzogin von Orleans zu lesen gegeben; nicht nur die Verhandlungen, die er mit zwei Holländern wegen der Waßerkünste in Herrenhausen gehabt; nicht nur die mathematischen Fragen, über die er morgens im Bett oder unterwegs auf der Reise speculirt hat und die er in der Eile pro memoria aufs Papier bringt, um das Resultat seines Nachdenkens nicht wieder zu vergeßen; nicht nur die Reisen, die er macht, und die Todesnachrichten, die er empfängt; nicht nur die zahlreichen Correspondenzen, die er mit Gelehrten in Deutschland, Italien, Frankreich, England, Holland und Schweden führt; nicht nur die Gedichte und Epigramme, die er absendet, und die Bücher, Manuscripte und Münzen, die er empfängt; nicht nur seine Gedanken vom geschwinden Fortkommen auf Schuhfedern, von einem Wagen auf allezeit glattem Boden, vom Braten und Kochen mit eisernem Kasten, von Drucken mit dem Fuße, von Spinnen mit beiden Händen, von Goldschlagen und Wachsbleichen und dergleichen: sondern er berührt auch die täglichen Lebensbedürfnisse, die kleinen Haushaltungssorgen, die geleisteten Geldzahlungen, und wir erfahren z. B. daß er am 15. September 1696 Thee, Kaffee, Chocolade, Feuerzeug und Wachsstock mitzunehmen hat und daß er am 19. September vier Fuder Heu, drei zu zwei und einem halben Thaler und eins zu zwei Thaler, und zweiundzwanzig Scheffel Gerste zu zweiundzwanzig Groschen gekauft hat und eine Laterne zu kaufen beabsichtigt. Und zu solchen, selbst das Kleinste, man möchte sagen, selbst das Kleinliche umfaßenden Aufzeichnungen fand der Mann Zeit, der sich gleichzeitig mit den großartigsten Plänen, mit den umfaßendsten Entwürfen trug, dessen Kopf die Geburtsstätte der tiefsinnigsten Ideen war und dessen Geist den höchsten Gedanken nachhing. Da muß man gestehn, bei aller seiner Vielgeschäftigkeit war dennoch Methodik in allem, was er that, und überall bethätigte

er die Regel, welche der neuste Herausgeber seiner Werke als Motto auf deren Titel gesetzt hat, welche man aber auch als Ueberschrift über seine ganze Wirksamkeit setzen könnte: „In Worten die Klarheit, in Sachen den Nutzen."

Zu den Eigenthümlichkeiten Leibnizens, die mit seiner Universalität zusammenhängen, gehört auch seine Vielgeschäftigkeit. In der Selbstbeschränkung, die ihm Conring einst so dringend anrieth und deren Räthlichkeit oft von ihm schmerzlich empfunden wurde, hat er es nie weit gebracht. Vielmehr war er, weil in allen Sätteln gerecht, auch einem Jäger zu vergleichen, der auf jedes edle Wild, das ihm begegnete, sofort Jagd machte. Wußte er mit seinem Universalgenie alles in rastloser und mannigfaltiger Thätigkeit zu vereinigen, so konnte er dabei nur wenig vollenden. „Angelegt und angefangen", sagt er selbst, „ist vieles, ausgeführt und zur Vollkommenheit gebracht freilich nichts." Das gilt namentlich von seinen philosophischen Arbeiten. Es ist ihm während eines langen Lebens nicht gelungen, den reichen Inhalt seiner Philosophie in die durchgeführte Form eines Systems zu bringen. So bleiben seine philosophischen Schriften Skizzen, Entwürfe, unvollendete Bruchstücke, in Aufsätzen und Briefen zerstreut. Nur wenige Theile sind gründlich ausgeführt, und fast alle seine philosophischen Werke sind wie die Göthischen Poesien eine Art von Gelegenheitsschriften. Die Königin von Preußen redet mit ihm über Bayles Zweifel in Betreff der Uebereinstimmung zwischen Glauben und Vernunft: bei dieser Gelegenheit entsteht die Theodicee. Der Prinz Eugen von Savoyen wünscht von Leibniz die Grundsätze kennen zu lernen, auf denen die Theodicee beruht: bei dieser Gelegenheit entwirft er die Monadologie. Neben diesen philosophischen Entwürfen, welche bestimmt sind, die Aufgabe und Beschäftigung eines Jahrhunderts zu werden, beschäftigen ihn tausend andere Dinge. Er selbst schreibt einem Freunde: „Es geht ins Fabelhafte, wie zerstreut nach allen Seiten meine Arbeiten sind. Ich durchwühle Archive, untersuche alte Handschriften, sammle ungedruckte Manuscripte. Ich möchte daraus Licht für die Geschichte Braunschweigs schöpfen. Dabei empfange und schreibe ich eine Unzahl von Briefen. Ich habe so viel neues in der Mathematik, so viele Gedanken in der Philosophie, so viele an-

dere literariſche Beobachtungen, die ich nicht gern umkommen ließe, daß ich bei der Maſſe der Aufgaben oft nicht weiß, wo ich anfangen ſoll, und mit Ovid ausrufen möchte: Der Reichthum macht mich arm. Ich möchte gern eine Beſchreibung meiner Rechenmaſchine geben, aber die Zeit fehlt mir dazu. Vor allem möchte ich meine Dynamik vollenden, in welcher ich endlich die wahren Geſetze der materiellen Natur gefunden zu haben glaube, kraft deren ich hinſichtlich der Körper Aufgaben löſen kann, wofür die bisher bekannten Regeln nicht ausreichen. Meine Freunde treiben mich, meine Wißenſchaft des Unendlichen herauszugeben, welche die Grundlagen meiner neuen Analyſis enthält. Dazu kommt eine neue Charakteriſtik, an welcher ich arbeite, und noch viele allgemeinere Dinge über die Erfindungskunſt. Aber dieſe Arbeiten alle, die hiſtoriſchen ausgenommen, geſchehen wie verſtohlen. Denn an den Höfen ſucht und erwartet man ganz andere Dinge; daher habe ich auch von Zeit zu Zeit Fragen aus dem Völkerrechte und aus dem Rechte der Reichsfürſten, beſonders meines Herrn zu behandeln. So viel habe ich jedoch erlangt, daß ich mich nach Ermeßen der Privatproceſſe enthalten kann. Ich werde dafür ſorgen, daß Sie meine auf Befehl geſchriebenen Verſuche über das Reichsbanner erhalten. Inzwiſchen habe ich oft mit den Biſchöfen von Neuſtadt und Meaux, mit Peliſſon und andern über Religionsſtreitigkeiten verhandeln müßen.“ Zu gleicher Zeit beſchäftigen ihn die verſchiedenartigſten Gegenſtände; zu gleicher Zeit trägt er ſich mit dem Plane der Theodicee und mit einer Reform des Römiſchen Geſetzbuches. So war es unmöglich, daß Leibniz ſein Syſtem in einer vollendeten, durchgearbeiteten Form ausführte. Die meiſten Schriften ſind gleichſam jede wieder ein neuer Verſuch des Syſtems unter einem neuen Geſichtspunkte. Er nimmt immer neue Anläufe, aber er kommt nie zum Ziele. So bieten ſeine Schriften des anregenden viel, aber nie etwas vollendetes.

Doch ſelbſt in dieſer fragmentariſchen Form hätte Leibniz unmöglich ſo unermeßliches leiſten können, wäre nicht ſein Genie unterſtützt von einem unbeugſamen Fleiße. Leibniz bemerkt ſelbſt, er habe die Eigenheit, daß er einen Gegenſtand nicht gern anrühre, wenn er nicht hoffe, etwas ungemeines zu

leiſten. Hatte er ſich aber einmal einer Sache hingegeben, ſo ließ er ſie nicht wieder los. Er kam trotz aller Störungen und Hinderniſſe immer wieder auf ſeine Lieblingspläne zurück und verfolgte ſie mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit und Ausdauer. „Ich maße mir weder Talent noch Gelehrſamkeit an," ſagt er an einer andern Stelle, „das Lob des Fleißes aber müßen billige Richter mir zuerkennen." Er gönnte ſich nie Ruhe, er war immer in angeſpannter geiſtiger Thätigkeit, ſelbſt auf Reiſen, ſelbſt in den Wirtshäuſern, wie ſeine Reiſenotizen davon manche Probe enthalten. In den Wirtshäuſern ſchrieb er ſeine Methodus nova jurisprudentiae; in den Wirtshäuſern machte er Verſe, in den Wirtshäuſern verzeichnet er die neuen Ideen und Erfindungen, die er ſich unterwegs ausgedacht.*) In dieſer ſeiner raſtloſen und angeſtrengten Thätigkeit läßt er ſich durch nichts ſtören, durch nichts abhalten. Die Bedürfniſſe der Natur, Krankheiten und die peinlichſten Schmerzen können ſeinen unermüdlichen Geiſt nicht beſiegen. Er vergrößert das körperliche Leiden, indem er ſeine Schmerzen durch gewaltſame Mittel unterdrückt, um ſie im Augenblicke, wo er arbeitet, erträglicher zu machen. Dieſe dem Schmerz überlegene Gewalt des Geiſtes, die Leibniz aufbieten konnte, erinnert an Kant, der das heftigſte Zahnweh durch die bloße Energie des Willens vertrieb oder mindeſtens vergaß. Zu dem raſtloſen Fleiße und der heroiſchen Ausdauer kam eine ebenſo große Leichtigkeit im Arbeiten. Es iſt unglaublich, mit welchem geringen Aufwande von Kunſt und Mühe Leibniz ſeine tiefſinnigſten Ideen entwirft. Oft ſcheint es, als ob er ſie erzähle, wie ein Erlebnis. Schwer wird ihm nur die Unthätigkeit, und die angeſtrengteſte Arbeit ſcheint ihm nur ein Spiel zu ſein.

---

*) So z. B. verzeichnet er am 17. Auguſt 1696 in ſein Tagebuch: „Bin verreiſet und abends nach Peine gekommen. Unterwegs habe ich dem Vectur-Werk nachgedacht, und iſt mir ein ganz neuer Modus beigefallen, daß die Laſt nur hänge an einem Punkt eines Maſtbaums, etwa 20 Schuh hoch, und dann nur einmal ſchwinge. Zwei Maſtbäume auf zwei Karren, deren einer ſteht, der andre geht und vorläuft. Der ſtehende trägt die ſchwingende Laſt und übergiebt ſie dem gehenden, der alsdann ſtehen bleibt, und geht der fort, welcher geſtanden. Pferde ziehen die Laſt in einem fort; Maſtbäume allezeit perpendicular u. ſ. w.

Dennoch hat sein Leben in mehr als einer Beziehung etwas unbefriedigendes. Schon beim Beginne seiner Laufbahn mußte er die Erfahrung machen, daß seine besten Bemühungen des Erfolges ermangelten, und je länger je mehr stieß er mit seinen großartigen Entwürfen auf Schwierigkeiten und Widersprüche. Er wandte sich, um ihnen die Ausführung zu sichern, an die Fürsten und hatte das Glück, sehr geistreichen und wohlwollenden Personen darunter zu begegnen. Aber indem er sie für seine hohen Ideen zu gewinnen suchte, mußte er sich nicht selten ihren Interessen dienstbar machen, und erreichte meist nur so viel, daß sie ihn anhörten, auch wohl mit ihm schwärmten. In der Wirklichkeit gestaltete sich das Verhältnis so, daß er mit seinen Talenten ihnen diente, während seine Ideen in das Gebiet der schönen Träume verwiesen wurden. So blieben Leibnizens Leistungen weit hinter seinen Absichten und oft auch hinter seinen Versprechungen zurück. Wie mancher schöne Versuch wurde gemacht, der misglückte durch Ungunst der Verhältnisse, wie mancher Plan kam nicht zur Ausführung, wie manches angefangene Werk blieb unvollendet! Man würde aber irren, wenn man meinte, daß Leibniz sich dadurch hätte niederdrücken laßen, und daß ein Gefühl des Ungenügens oder gar der Bitterkeit sein Leben vergällt hätte. Im Gegentheil war er eine durchaus heitere Natur, und wenn er die Welt als die beste erwies, so trug dazu die Grundstimmung seines Gemüthes eben so viel bei, als seine Logik. Nur gegen Ende seines Lebens ist an ihm eine gewisse Unrast und Unbefriedigtheit wahrzunehmen, welche ihren Grund theils in der Veränderung seiner nächsten Umgebung und theils in dem wiederholten Mislingen seiner höchsten Ideen und liebsten Pläne hatte.

Zum Schluße sei es mir gestattet, noch mit einigen Zügen das äußere Leben unsers Leibniz zu schildern, wie uns dasselbe aus den Aufzeichnungen seines Gehülfen Eckhard und anderer Zeitgenoßen entgegentritt. Leibniz war und blieb unverheiratet. Zum Heiraten hatte er einmal in seinem fünfzigsten Jahre Lust. Als aber die Person, auf die er seine Blicke gerichtet hatte, sich erst bedenken wollte, zog er sich wieder zurück. Hernach pflegte er zu sagen, er habe immer gedacht, daß er zum Heiraten noch Zeit genug habe, und nun sehe er, daß es zu spät sei. So

kam es denn, daß er nie eine eigne menage hatte, sondern beständig eine Junggesellenwirtschaft führte. Das Eßen ließ er sich aus den Wirtshäusern auf die Stube bringen und aß stets allein, wie er denn auch keine gewisse Stunde einhielt, sondern sich die Zeit dazu nahm, wie es seine Studien litten. Er war im Eßen nicht delicat, aß aber sehr stark. Dagegen trank er, wo er nicht genöthigt wurde, nur wenig und allezeit Waßer unter dem Wein, wenn er auswärts speiste, weil er sonst am Sodbrennen litt. Zu Hause trank er ein wenig Bier und hatte immer süßen und sauern Wein beisammen; diesen mischte er und that dann noch Waßer und mit Zucker gekochten Kirschsaft hinzu. Als er vom Podagra zu stark belästigt wurde, fieng er an, des Mittags nichts als ein wenig Milch zu eßen. Dagegen that er abends eine starke Mahlzeit und schlief gleich darauf ein. Er scherzte dabei, so könne er die Zeit beßer gebrauchen, speise à la Romaine, und der Magen verdaue im Schlafe beßer, als wenn er wache. Krankheiten hat er nicht sonderlich ausgestanden, außer daß er vom Schwindel bisweilen incommodirt wurde. Sein Schlaf war stark und ohne Unterbrechung. Er gieng gewöhnlich erst um ein oder zwei Uhr zu Bett. Oft schlief er auch nur im Stuhle, und um sechs oder sieben Uhr war er wieder munter und gieng wieder an seiner Arbeit. Er studirte dann in einem fort und kam oft in mehreren Wochen nicht vom Seßel. Als er noch gesunder war, gieng er zuweilen spazieren. Um neun Uhr vormittags pflegte er in späteren Jahren der Kurfürstin Sophie die Aufwartung zu machen. Ein Zeitgenoße, der ihn persönlich kannte, erzählt von ihm: „Alle Morgen fuhr er vor meiner Eltern Hause vorbei nach Hofe, da mir denn jederzeit seine große und pechschwarze perruque in die Augen stach. Er wohnte in meiner Nachbarschaft auf der Schmiedestraße bei einem Patricier, Namens von der Lühe, zur Miethe. Seinen Garten, der vor dem Aegydienthore lag und mit Maulbeerbäumen angefüllt war, habe ich einige Male besucht, um die Seidenwürmer entstehen, freßen und spinnen zu sehen."

Leibniz speiste oft bei Hofe und war gewiss eine Zierde der fürstlichen Tafel. Der Kurfürst Ludwig Georg pflegte ihn immer sein lebendiges Dictionär zu nennen, weil nichts vorkam, worüber er nicht gründlich discurirte. Er redete mit Soldaten, Hof- und

Staatsleuten, Künſtlern und dergleichen, als wenn er von ihrer Profeſſion geweſen wäre, weswegen er bei jedermann wohlgelitten war, ausgenommen bei denen nicht, die dergleichen nicht verſtanden. Er war bei dem Frauenzimmer ſehr beliebt und achtete keine Zeit, wenn er ſich mit ſelbigem unterhalten konnte. Ja, er wußte ſich ſo mit ihm zu unterreden, daß man ihn für gar keinen Philoſophen hätte halten ſollen. Damen vom höchſten Range ſchätzten ſeinen Umgang. Jedermann, der ihn kannte, mußte ſein leutſeliges und munteres Weſen, ſeine Gutherzigkeit und Menſchenliebe rühmen und verehren. Er ſah gern Fremde bei ſich und machte ihnen Gegenviſiten. In ſeinem Alter empfing er wegen ſeiner Gichtſchmerzen die Fremden, welche ihn beſuchten, in einem mit Pelz gefütterten Schlafrocke, wobei er ſeine lange ſchwarze Perücke trug und ſtatt der Pantoffeln große Socken von grauem Filze anhatte.

Seine Bildniſſe, deren ein Sammler über zwölf beſaß, ſollen alle nicht ähnlich ſein. Im Jahre 1703 ließ die Kurfürſtin Sophie ſein Bildnis ohne ſein Wißen in Berlin anfertigen. Leibniz bezeigte in einem Billet an die Kurfürſtin ſeine Unzufriedenheit zwar nur über die darunter geſetzten bombaſtiſchen Verſe und bat um eine Abänderung derſelben. Doch die Kurfürſtin antwortete: „Das ganze Bild taugt nichts. Der Maler hat Ihnen die Naſe eines Trunkenbolds gegeben, und alles iſt zu maſſiv.“ Der einzige gelungene Kupferſtich von Leibniz ſoll derjenige ſein, welchen im Jahre 1711 die Königin von Preußen Sophie Louiſe, die dritte Gemahlin des Königs Friedrich I., hat anfertigen laßen. Der Maler iſt unbekannt, der Kupferſtecher heißt laut der Unterſchrift Bernigerath. Unter dem Bildniſſe ſtehen folgende lateiniſche Verſe, die von Hortenſio Mauro verfaßt ſind:

Hoc duce in immensi penetravimus intima veri,
Nec probat autorem meus magis ulla deum.*)

In demſelben Jahre 1711 ließ Leibniz ſich auf die Bitte ſeines Freundes Johann Bernouilli in Hannover von dem Hofmaler Andreas Scheitz malen; allein er ſelbſt geſtand, daß er gar nicht getroffen ſei.

*) „Unter ſeiner Leitung drangen wir in das Innerſte der unendlichen Wahrheit, und kein Geiſt zeigt mehr als der ſeine den Gott, der ihn erſchaffen.“

War es schon nicht leicht, Leibnizens leibliches Bildnis richtig wiederzugeben, so möchte es noch schwerer sein, sein geistiges Portrait zu treffen, und wenn ich versucht habe, neben das Bild des Fürsten, das der Philosoph uns gezeichnet hat, das Bild des letzteren selbst zu stellen, so ist das eben ein Versuch, der auf Unfehlbarkeit keinen Anspruch macht.

Zehnte Vorlesung.

Leibnizens Leben und Wirken unter Ernst August.

H. V. Ernst August hatte als der jüngste der vier Söhne des Herzogs Georg kaum die Hoffnung gehabt, zur Regierung berufen zu werden. Dennoch war er von Stufe zu Stufe gestiegen und wurde zuletzt der Repräsentant des ganzen Welfenhauses und der Vollender des vom Vater begonnenen Werkes. „Von sämmtlichen vier Brüdern", sagt Leibniz, „kann man, wiewohl auf unterschiedliche Weise, sagen, daß sie sowohl auf Reisen und Zügen in und außer Deutschland, als zu Hause von jedermann als ein Ausbund und Zierde der deutschen Fürsten an innerlichem Lichte und äußerlichem Glanze, an Verstand, Aufrichtigkeit, Großmuth, Annehmlichkeit und tapferm Wesen angesehn worden." Von keinem galt das Gesagte mehr, als von Ernst August, der mit mancherlei leiblichen und geistigen Vorzügen ausgerüstet war. Ernst August war eine sehr scharf ausgeprägte Persönlichkeit. Allgemein galt er als einer der schönsten Männer seiner Zeit. Aber auch seine geistigen Gaben waren reich und vortrefflich ausgebildet. Studirt hatte er 1644 und 45 in Marburg und dann die Europäische Tour im größten Umfange gemacht: er sah Holland, England, Frankreich, Spanien, Italien, Sicilien und Malta. Anfangs auf die Verwaltung eines schmalen Einkommens beschränkt, rang er mit Ausdauer nach der Erweiterung seiner Kenntnisse und Einsichten und trug die mancherlei Widerwärtigkeiten seiner Lage mit Muth und Standhaftigkeit. Als im Jahre 1662 der Bischofsstuhl von Osnabrück erledigt wurde, siedelte Ernst August mit seiner jungen Gemahlin, der erst kürzlich von ihm heimgeführten Sophie von der Pfalz, nach Iburg über. Hier residirte er,

bis der Tod ſeines Bruders Johann Friedrich ihm den Weg zur Regierung in Hannover bahnte.

Doch hielt Ernſt Auguſt nicht ſofort nach Johann Friedrichs Tode ſeinen Einzug in Hannover. Von Osnabrück aus ordnete er mit Bedacht die Regierung und ehrte das Andenken des Bruders durch gewißenhafte Berückſichtigung ſeiner Wünſche. Dann machte er mit ſeiner Gemahlin einen Beſuch bei ſeiner Schweſter, der Königin von Dänemark, in Niköping. Erſt nach der Heimkehr ſiedelte er nach Hannover über und überließ ſich nun ganz den Geſchäften der Regierung.

Ernſt Auguſt war in jeder Beziehung ein tüchtiger Herrſcher, deutſchgeſinnt, männlich, kenntnisreich und duldſam. Das Anſehn, deſſen er ſich ſchon längſt erfreute, beruhte bis dahin, da ſeine Macht gering war, faſt ganz auf ſeiner Perſönlichkeit. Als König Karl XI. von Schweden ſich dem Tode nahe glaubte, bezeichnete er Ernſt Auguſt als den Fürſten, der am geeignetſten ſei, die Würde der Schwediſchen Krone aufrecht zu erhalten. Was Ernſt Auguſt für Schweden nicht thun konnte, das that er für Hannover. Mit ihm gieng der Stern des Welfiſchen Hauſes im neuen Glanze auf; durch ihn ſollte dasſelbe einer Kräftigung entgegen geführt werden, wie ſie nur die Zeit des großen Ahnherrn, Heinrichs des Löwen, gekannt hatte. Seine Gemahlin Sophie, ihm ebenbürtig an Geiſte, ſtand ihm hülfreich zur Seite als Genoßin ſeiner Pläne und Theilnehmerin ſeiner Beſtrebungen. Der Geiſt, welcher unter der Regierung des neuen Herzogs das Leben und Streben des Hannöverſchen Hofes beſeelte und der Bürge einer glorreichen Zukunft war, ſtrömte zunächſt von den Perſönlichkeiten des neuen Herrſcherpaares aus, die beide zu den nicht gewöhnlichen Menſchen zählten. „Durch die verſchiedenen Schickſale der frühern und ſpätern Jahre“, ſagt Spittler, „bildeten ſich in dieſem erhabenen Paare jene himmliſch-ſchönen Züge veredelter Menſchlichkeit, davon ihre Geſchichte ſo voll iſt; jene deutſche, gründliche, überfürſtliche Aufklärung, die ſie zu Leibnizens Freunden machte; jene planmäßige Feſtigkeit, die ſo auszeichnend in ihrer Regierung war, und jene überall umherſehende Duldſamkeit, die man durch Trübſale jüngerer Jahre ſo leicht lernt und durch glücklich gewonnene Tage nachfolgender Jahre ſo leicht wieder vergißt.“

Im Innern machte das Land unter Ernst August große Fortschritte. Unter ihm fieng zuerst eine planmäßige Beförderung der Cultur an. Bergbau und Forstwesen kamen in Aufnahme, Lizent und Münzwesen*) fanden sorgsame Beachtung, und die ganze neue Regierungsmaschine war trefflich eingerichtet. Im Jahre 1680 nahm Ernst August das Lauenburgsche Erbe in Besitz und erweiterte dadurch seine Hausmacht. Dies reizte den Unwillen Kursachsens, das nähere Erbansprüche zu haben meinte, und des Kaisers. Allein der letztere wurde durch den Französischen Krieg und den Türkenkrieg zur Nachgiebigkeit bewogen. England gratulirte zur Besitzergreifung Lauenburgs, stellte auch den erblichen Besitz Osnabrücks in Aussicht und brachte die Erwerbung der Kurwürde in Anregung. Später wurde mit dem Hause Cirksena ein Erbverbrüderungsvertrag geschloßen, welcher auch die Erwerbung Ostfrieslands in Aussicht stellte. Endlich brachte Graf Grote im Jahre 1692 eine ewige Union zwischen Oesterreich und Hannover zu Stande, welche mehr als alles andre den Beweis lieferte, was für eines Ansehns sich das Welfenhaus im Deutschen Reiche erfreute.

Daß Ernst Augusts Stern immer glänzender emporstieg, dazu trug vor allem die politische Haltung bei, die er von Anfang an beobachtet hatte. Während Johann Friedrich sich auf Frankreichs Seite stellte und sich dadurch in manche schiefe und verwickelte Lage brachte, hielt Ernst August mit den übrigen Fürsten seines Hauses treu zu Kaiser und Reich. Sobald das Reich den Krieg an Frankreich erklärt hatte, führten Ernst August, damals noch Bischof von Osnabrück, und Rudolf August von Wolfenbüttel ihre Truppen an den Oberrhein. Das starke

*) Leibniz rühmt in einem Briefe an Thamas Burnet, daß die Silbermünzen des Hauses Braunschweig, welche im Harze geschlagen würden, schlechterdings die besten von ganz Europa wären, beßer selbst als die Englischen. Denn man gieng in Hannover von dem Grundsatze aus — den Leibniz gegenüber der damaligen täglich zunehmenden Unordnung und Verwirrung im Münzwesen allen Staatsmännern immer aufs neue empfahl — ein reines, so wenig als möglich legirtes Silber zu den Münzen zu nehmen und diesen einen innern, unzerstörbaren und alle Wandelungen in den Waarenverhältnissen überwindenden Werth zu geben: ein Grundsatz, den Leibniz durch sein von Jahr zu Jahr steigendes Ansehn aufrecht erhalten hat. Die feinen Harzgulden, welche jetzt Seltenheiten geworden sind, gehören zu den gesuchtesten Münzen.

Contingent, welches weit über die Zahl hinausgieng, zu der die Reichsgesetze verpflichteten, überschritt bei Straßburg den Rhein, um in Gemeinschaft mit dem kaiserlichen Heere sich auf den Feind zu stürzen. Auch Georg Wilhelm von Celle brach nach dem Kriegsschauplatze auf und traf hier zur rechten Stunde ein, um in der Schlacht bei Ensisheim (am 2. October 1674) die Seinen persönlich gegen den Feind zu führen. So feierten denn die drei Welfischen Herzöge einen der schönsten Triumphe, indem die Regimenter von Celle, Wolfenbüttel und Osnabrück die einzigen waren, welche mit Erfolg dem ersten Feldherrn Frankreichs, Türenne, die Spitze boten. Etwas später schloß Ernst August mit dem Kaiser ein Defensivbündnis auf zehn Jahre, kraft deßen er sich zur Stellung von fünf- bis sechstausend Mann verpflichtete, welche zur Aufrechterhaltung der Ruhe in den Nachbarlanden verwandt werden sollten. Bald ergieng ein dringender Ruf des Kaisers an die Welfischen Fürsten, mit ihren Streitkräften an den Mittelrhein aufzubrechen, um den aus seiner Residenz vertriebenen Kurfürsten von Trier zurückzuführen. Sofort brach Georg Wilhelm mit achttausend und Ernst August mit dreitausend Mann auf, um sich mit den kaiserlichen Truppen zu vereinigen. Am 4. August 1675 langte das vereinigte Heer vor Trier an, und als der Marschall Crequi zum Entsatz herannahte, waren es wieder die Braunschweig-Lüneburgschen Regimenter, welche unter persönlicher Leitung der tapfern Herzöge den vollständigsten Sieg davon trugen. Sechstausend Franzosen bedeckten das Schlachtfeld. Zwei Bataillons der Französischen Haustruppen waren dnrch das Osnabrückſche Garderegiment, in deſſen erster Linie der vierzehnjährige Sohn Ernst Augusts, Georg Ludwig, mitfocht, völlig vernichtet. Der Marschall Crequi erreichte mit nur wenigen Officieren fliehend die Thore von Trier, das nicht lange darauf in die Hände der Verbündeten fiel. Vergebens versuchte der tapfere Französische Marschall sich im Dome, zuletzt sogar vom Thurme aus, zu vertheidigen. Ein Lüneburgscher Hauptmann bemächtigte sich des Tollkühnen und nahm ihn gefangen. Die Nachricht von dem glänzenden Siege bei der Conzer Brücke erregte in der Heimat großen Jubel. Der Kaiser sprach den Herzögen Georg Wilhelm und Ernst August brieflich seinen

Dank aus für die dem Reiche bewiesene Treue und Tapferkeit, und das Volk feierte den Sieg über den Erbfeind in Liedern, welche von dem derben Humor der Niedersachsen Zeugnis geben.

Dieselbe Haltung beobachtete Ernst August, nachdem er zur Regierung in Hannover gelangt war. „Unsre Fürsten aus dem Hause Braunschweig," schrieb Leibniz 1687 an Linker, „sind so gesinnt, daß sie nicht nur der öffentlichen Nothwendigkeit, sondern auch ihrer Ehre wegen dem Kaiser beistehn und stets ein schlagfertiges Heer haben werden." Gelegenheit zur Bethätigung dieser Gesinnung fand sich bald. Die zahlreichen Verstöße des Königs von Frankreich wider die Friedensschlüße von Münster und Nimwegen, vor allen Dingen die Errichtung der Reunionskammern von Breisach und Metz, bewogen den Kaiser, zur Sicherheit des Reiches der Versammlung der Stände desselben in Regensburg nachdrückliche Vorschläge zu machen. Man beschloß eine Reichsarmee von vierzigtausend Mann zu errichten. Zuvor aber wurden Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich zugelegt und zum Orte der Verhandlungen wurde die alte Kaiserstadt Frankfurt bestimmt. Der König gab die Erklärung ab, daß von dem ersten Tage dieses Friedenscongresses an bei den beiden Reunionskammern von Breisach und Metz alles im bisherigen Stande verbleiben sollte. Dies Erbieten ward von dem Reichstage in Regensburg angenommen. Der Congreß in Frankfurt war eröffnet, die Verhandlungen hatten begonnen. Während aber der Friede beredet wurde, wurde der Krieg geübt. Gegen das gegebene Versprechen erfolgte der schmähliche Raub Straßburgs.

Zum Congresse nach Frankfurt schickte der Herzog Ernst August seinen Minister Otto Grote. Ihm sollte unser Leibniz beigeordnet werden. Um zu verstehen, wie ungelegen ihm dieser Auftrag kommen mußte, gehen wir etwas genauer auf die Pläne und Arbeiten ein, welche ihn damals beschäftigten.

Leibniz hatte es verstanden, sich schnell bei dem neuen Herrscher in Gunst zu setzen, und entfaltete eine bewunderungswürdige Thätigkeit, welche sowohl den treuen Diener des Welfenhauses, als den Mann der Wißenschaft und den praktischen Realisten kennzeichnet. Zu Ernst August war er fast schneller noch, als zu Johann Friedrich, in ein persönliches Verhältnis

getreten. Gleich nach Ernſt Auguſts Ueberſiedelung nach Hannover machte er ihm ſchriftlich eine Reihe von Vorſchlägen, die auf eine Erleichterung der Regierungsgeſchäfte abzielten. So z. B. ſchlug er vor, eine Sammlung von Ordonnanzen, Geſetzen, Statuten, Gebräuchen, Edicten, Patenten u. ſ. w., die von den regierenden Herzögen publicirt, zuſammenzutragen und zu veröffentlichen, welches corpus dann Ernesto-Augustinum genannt werden könnte. Ferner proponirte er, daß eine Viſitation und Generalrevue der Archive und öffentlichen Schriften, die ſich in Hannover, Braunſchweig, Oſterode, Calenberg und ſonſt hin und her in den Städten und Aemtern befänden, gehalten und alles in Rubriken und Inventarien gebracht werden möchte. Wenn er dabei die Errichtung eines Ober-Archivariats vorſchlägt, ſo kann kaum zweifelhaft ſein, wem er dieſe Charge zugedacht hat. Sodann macht er auch den Vorſchlag, ein Manual oder Handbüchlein für den Fürſten auszuarbeiten, in welchem die wichtigſten Sachen der Art kurz zuſammengefaßt wären, daß der Fürſt ſich ſelbſt jeden Augenblick über die Hauptſachen in den laufenden Geſchäften unterrichten könnte. Ein ſolches Manual würde um ſo nützlicher ſein, wenn eine Topographie des Landes hinzukäme. Alle dieſe Vorſchläge habe er ſchon dem Herzoge Johann Friedrich gemacht. Er begnügte ſich aber nicht damit, ſie dem neuen Herzoge zu wiederholen, ſondern er erweiterte ſie in einer neuen Eingabe, welche auch die Vermehrung der Bibliothek, den Ankauf von Kupferſtichen und anderen Abbildungen, die Anlegung einer herzoglichen Druckerei, einer fürſtlichen Kunſtkammer für Maſchinen und Modelle, einer mineralogiſchen Sammlung, eines Laboratoriums und eines damit verbundenen Apparats von raren Vaſen, von Gläſern und Oefen proponirte. Er beantragte ferner die Anſtellung geſchickter Arbeiter im Arſenale, als da ſind gute Schmiede, Schloßer, Uhrmacher, Gießer, Zimmerleute, Dreher und dergleichen, die Berufung geſchickter Architecten, Maler, Bildhauer, Brunnenmeiſter, Tiſchler, Maurer, Landmeßer, Brückenmeiſter und ſolcher Leute, die ſich auf Deiche und Schleuſen verſtehn, Canäle anlegen, Ströme reinigen, Moräſte austrocknen und andere nützliche Dinge unternehmen können. „Item auf dem Harze ſind diejenigen, ſo den Bergbau treiben, auf Gruben und Stollen zu ſehen haben, die Künſte und Ma-

schinen beobachten, Markscheider, Schmelzer, Probirer, Münzmeister und sehr viele andere Leute, so dazu gehören. Hierzu sind auch Glas- und Eisenhütten sammt andern Kunstwerken zu rechnen. Es wäre nöthig, daß man nicht nur eine Liste derselben hätte, sondern sie auch an die Kunstkammer und Bibliothek also wiese, daß sie auf Erfordern des Directors erscheinen und ihm alle Nachricht sowohl schriftlich als mündlich geben, auch Abrisse und Modelle ihrer unter Händen habenden Dinge einschicken müßten."

Man sieht aus solchen Vorschlägen, wie dieser universelle Geist das Größte wie das Kleinste ins Auge faßte und indem er stets die Praxis und die Wißenschaft zugleich beachtete, die eine der andern dienstbar zu machen suchte. „So wäre auch vonnöthen," urtheilt er weiter, „daß eine kurze, aber gründliche Geschichte des fürstlichen Hauses abgefaßt würde, welche überall mit genugsamen Documenten bestärkt werden müßte." Auch bei diesem Vorschlage kehrt der Gedanke eines Oberarchivars wieder, der nicht nur die Bibliothek, die Kunstkammer, das Laboratorium, die Typographie, die Büchercensur unter seiner Direction hätte, sondern dem auch die Klostersachen anzuvertrauen wären, weil die Klosterintraden zur Besoldung der Geistlichen, Professoren und Schuldiener, zu Stipendien und andern piis causis verwendet würden, solche aber mit den Studien zusammenhingen und gemeiniglich zu deren Förderung gerichtet wären. Schon im April 1680 begegnet uns eine dritte Reihe von Vorschlägen, darunter auch der, daß er selbst, Leibniz, beordert werden möchte, die versiegelten Schriften des seligen Herrn durchzugehn; denn es befänden sich darunter viele curiose und nützliche Dinge, unter andern rare in die fürstliche Bibliothek gehörige Manuscripte, curiose Berichte, Geheimnisse und dergleichen, und er, Leibniz, sei mit den Umständen zum Theil bekannt, da er oft mit dem seligen Herrn darüber geredet habe. Daran schließt sich ein anderer Plan. Bei Abfaßung der Personalien des sel. Herzogs Johann Friedrich habe er aus dem Archive so viele Details gesammelt, daß dadurch der Grund zu einem größern Werke über Johann Friedrichs Regierung gelegt sei. Indem nun Leibniz anfrägt, ob er dies Werk ausführen solle, beantragt er jetzt ganz offen, daß ihm die Inspection sämmtlicher

Archive oder das Oberarchivariat übertragen werde, weil er zu jener Arbeit ſich vielfach des Archives werde bedienen müßen. Denn obgleich ein Archivſecretär angeſtellt ſei, ſo pflege doch einer der Räthe die Specialaufſicht zu führen, was füglich wohl von keinem andern als von ihm geſchehen könne. Leibniz findet dann weiter, daß ſich zu der Aufſicht der Archive nicht nur die der Bibliothek, ſondern auch die der Univerſitäten und Klöſter ſehr wohl ſchicke und gleichſam ein beſonderes Amt damit bilde, wozu auch die Büchercenſur gezogen werden könnte. Endlich macht er noch den Vorſchlag, nach dem Beiſpiele der neuerrichteten Academie in Turin auch in den herzoglichen Landen eine Academie zu gründen. Bei dem vorigen Regenten ſei dieſer Vorſchlag inopportun geweſen, weil er keine Deſcendenten hatte. Jetzt aber wären junge Prinzen vorhanden, welche ohnedem größtentheils der Leute vonnöthen hätten, die in eine ſolche Academie gehörten. Gründete man eine ſolche Academie im eignen Lande, ſo brauchte man ſich nicht in Frankreich oder Italien unnütz aufzuhalten, ſondern es würde ſich die Deutſche Nobleſſe aus den herzoglichen und benachbarten Ländern auf der einheimiſchen Academie aufhalten. Leibniz bemerkt dann, daß er für die zu gründende Academie ſchon einen Director auserſehen habe, den er aber nicht namhaft macht. Dagegen nennt er den Ort, welchen er für die Academie am paſſendſten hält. Es iſt Göttingen, und wenn der preußiſche Cultusminiſter dieſen erſt kürzlich ans Licht gezogenen Vorſchlag im Auge gehabt haben ſollte, als er Leibniz den Begründer der Univerſität Göttingen nannte, ſo haben wir alle Urſache, ihm Abbitte zu thun. Denn Leibniz hat zuerſt auf Göttingen als auf die Stadt hingewieſen, die ſich am beſten für eine Academie eigne. Hannover, ſagt er, floriret ſonſt ſchon wegen der Hofhaltung, und wäre beßer, daß die avantagen getheilt würden.

Alle dieſe Entwürfe, welche Leibniz beſchäftigen, laufen auf ein wißenſchaftliches Intereſſe hinaus. Doch weiß der practiſche Diplomat dem Herzoge jedesmal ſonnenklar vorzudemonſtriren, was für pecuniäre Vortheile mit der Ausführung ſeiner Entwürfe verbunden ſind. Die anzulegende herzogliche Druckerei ſoll z. B. nicht nur Canzleiformulare, Kirchenordnungeu, Geſetzſammlungen und dergleichen liefern, ſondern ſie ſoll auch andre

nützliche Schriften verlegen und sich dadurch nicht nur selbst bezahlt machen, sondern auch einen solchen Ueberschuß geben, daß man dafür viele Bücher durch Tausch in die fürstliche Bibliothek bekommen könnte.

Es ist klar, daß das rasche Aufsprudeln dieser Vorschläge in solcher Zahl schon an sich ein Hindernis gegen die Ausführung sein mußte. Andererseits beweisen diese wiederholten Vorschläge, wie bald das Vertrauen des Herzogs zu Leibniz sich bewurzelt hatte und wie Leibniz seinerseits geneigt war, den Herzog auch in seine tieferen philosophischen Ideen einzuweihen. In dieser Beziehung verdient ein Schreiben Leibnizens an den Herzog besonders hervorgehoben zu werden, in welchem er ihm Mittheilung über seine Pasigraphie oder Weltschrift macht. „Diese Schrift oder Sprache", heißt es da, „könnte bald in der ganzen Welt eingeführt sein, weil sie in wenigen Wochen begriffen sein könnte. Sie würde ein Mittel der allgemeinen Communication abgeben, was von großem Nutzen sein würde, auch für die Ausbreitung des christlichen Glaubens und für die Unterweisung entfernter Völker.*) Aber dies würde der geringste Vortheil sein; denn diese Schrift würde eine Art allgemeiner Algebra bilden und ein Mittel sein, zu räsonniren, indem man calculirt (d. h. mit Begriffen wie mit Zahlen zu rechnen), der Art, daß man anstatt zu disputiren, sagen könnte: wohlan, laßt uns rechnen. Und so würde es geschehn, daß die Irrthümer des Räsonnements nur Irrthümer des Calculs sein würden, welche man, wie in der Arithmetik, durch die Probe entdecken könnte. Die Menschen würden dadurch einen wahrhaft infalliblen Richter ihrer Controversen finden." Leibniz verhehlt sich nun zwar nicht, daß sich auf diesem Wege nicht jede Frage lösen laße; doch könne man immer bestimmen, was das wahrscheinlichste sei, und für alle Fälle sei es wichtig, wenigstens zu wißen, daß das, was man sucht, durch die Mittel, welche wir haben, nicht zu finden ist. Man sieht, zu welcher Höhe sich die Träume dieses Mannes versteigen, für dessen

*) Ich bemerke hier, daß Leibniz einen ähnlichen Gedanken ausspricht, als er sich von Peter dem Großen Sprachproben von allen Russischen und benachbarten Völkerschaften erbittet.

Entwürfe die Welt zu enge zu ſein ſcheint. Dennoch hält Leibniz ſeine allgemeine Charakteriſtik oder Paſigraphie für mehr, als einen Traum; er hält ſie für eben ſo ausführbar, als ſeine Differentialrechnung, und er ſchreibt an den Herzog, daß er ſich an die Ausführung machen wolle, wenn er die Geſchichte des Welfenhauſes beendigt habe. Die Arbeit koſte zwar viel Nachdenken, werde aber raſch von ſtatten gehn, wenn er nur ein wenig Hülfe dabei habe.

Einige andere Schriftſtücke Leibnizens aus dieſer Zeit ſind wieder in anderer Beziehung intereſſant, weil ſie nämlich den Antheil ins Licht ſtellen, mit welchem man damals chemiſche Verſuche aller Art betrachtete. Hatte Johann Friedrich dieſen Verſuchen ſeine volle Aufmerkſamkeit geſchenkt und zum Beiſpiel den Dr. Brand von Hamburg kommen laßen, um von ihm die Bereitung des Kunkelſchen Phosphors zu erlernen, ſo war ſein Nachfolger Ernſt Auguſt nicht weniger curieux, ein Franzöſiſcher Ausdruck, der ſich mit einem Worte nicht überſetzen läßt, der aber die aus Neugierde und wißenſchaftlichem Intereſſe gemiſchte Theilnahme für alle neuen Erfindungen und Entdeckungen, namentlich auf dem Gebiete der Naturwißenſchaften, bezeichnet. Die Studien, ſagt Leibniz einmal ſelbſt, theile ich ab in belles lettres und curiosités. Belles lettres begreifen meines Erachtens alles, was etwa merkwürdig iſt in Historicis und Politicis. Curioſitäten ſind hingegen Philosophica, Mathematica, Physica und Medica. Auch Ernſt Auguſt war ein Liebhaber von Curioſitäten, und Leibniz ergriff jede Gelegenheit, um dieſe Liebhaberei zu befriedigen und zu nähren. Dabei kommen die wunderlichſten Dinge vor, welche zeigen, daß die Curioſität oder Wißbegierde — denn auch als Eigenſchaftsbegriff wird das Wort gebraucht — oft in eine wahre Sucht nach merkwürdigen Neuigkeiten ausartete. Beſonders war es die Kunſt des Goldmachens, welche noch immer die Gemüther beſchäftigte, und es fehlte nicht an alchymiſtiſchen Betrügern, welche unter dem Vorgeben dieſer oder einer andern Kunſt nur ihren Vortheil ſuchten. Auch am Hannöverſchen Hofe kamen davon Beiſpiele vor. Mag man aber über die Einzelheiten ſolcher Verſuche und Beſtrebungen denken, wie man will; im allgemeinen beweiſen ſie, wie bemüht man war, die mancherlei neuen Ent-

deckungen der Naturwißenſchaft dem Staatswohle dienſtbar zu machen und durch allerlei ſtaatswirtſchaftliche Erfindungen und Verbeßerungen den allgemeinen Wohlſtand wie die fürſtlichen Einnahmen zu heben.

Um das Geſagte zu veranſchaulichen, mögen aus Leibnizens Schriften einige concrete Fälle mitgetheilt werden. In einem Schreiben an den Herzog ohne Datum meldet Leibniz dieſem, daß in England eine Perſon ſei, welche ein Kochgefäß anbiete, worin das Fleiſch derart gekocht werden könnte, daß auch die Knochen eßbar würden. Dieſe Perſon ſei bereit, ihre Kochmaſchine dem herzoglichen Agenten, Herrn Gloxin, einzuhändigen; aber ſie fordre dafür vier bis fünf Pfund Sterling. Indem nun Leibniz anfrägt, ob Gloxin dieſe Summe auslegen ſolle, bemerkt er: „Ich glaube, daß man nicht weniger thun kann, um ſich einer ſo curioſen Sache, wie dieſe, zu verſichern.“ Wie ſehr ihn dieſe neue Erfindung beſchäftigte, geht daraus hervor, daß er dem Herzoge eine humoriſtiſche Bittſchrift der Hunde überreichte, welche er an den Staatsſecretär der Köche von Frankreich adreſſirt hatte; „denn es wird gerathen ſein“, wie er vorſichtig hinzuſetzte, „jedes andre Land eher zu nennen, als England, damit die andern nicht auch eben ſo bald dahinter kommen, als wir.“ In der Bittſchrift beklagen ſich die unterzeichneten Doggen, Jagdhunde, Windhunde, Leithunde, Hofhunde, Bologneſerhunde und andre große und kleine Hunde über eine wichtige Beeinträchtigung ihres Geſchlechts. Schon der große Diogenes, wegen ſeiner Vorliebe für die Hunde der Kyniker genannt, habe geſagt, es gebe zuweilen einen größern Unterſchied zwiſchen Hund und Hund, als zwiſchen Menſch und Menſch. Allein trotz aller Verſchiedenheit der Hunde, welche ſie gleichſam als beſondere Racen erſcheinen laße, habe ſich das ganze Corps derſelben vereinigt, um eins ihrer ſchönſten Rechte aufrecht zu erhalten, das man ihnen rauben wolle. Durch ihre Correſpondenten hätten ſie nämlich gehört, daß ein gewiſſer quidam behaupte, die Knochen weich und für die Menſchen eßbar machen zu können, und daß dieſer quidam ſogar ſeinen Topf nach Hannover ſchicken wolle. Dem glaubten alle Hunde zu rechter Zeit ſich widerſetzen zu müßen. Denn obgleich es ihnen ſchwer werde, der Sache Glauben zu ſchenken, und obgleich ſie dieſelbe nur

für eine Träumerei halten zu müßen glaubten, so könnte doch ein feindlicher Dämon des Hunde- und Menschengeschlechts, welcher das gute Einverständnis, das bisher zwischen Hunden und Menschen geherrscht, stören wollte, dies Geheimnis jenem Menschen eingeflößt haben, wie z. B. ein andrer Dämon einem Mönche das Geheimnis des Schießpulvers eingeflößt habe. Seit unvordenklichen Zeiten gehörten die Knochen den Hunden. Homer und die andern Schriftsteller des Alterthums redeten davon in den bestimmtesten Ausdrücken, und wenn die Schrift sage: es ist nicht fein, daß man das Brod den Kindern nehme und werfe es vor die Hunde, so sage sie nicht dasselbe von den Knochen, wohl wißend, daß diese seit der Sündflut, d. h. seit die Menschen angefangen, Fleisch zu eßen, den Hunden gehörten. Hätten diese aus lauter Friedensliebe das Fleisch den Menschen abgetreten, so hätten sie das nur gethan, um sich desto beßer ihr Aurecht auf die Knochen zu sichern. Nun gehe die Begehrlichkeit der Menschen so weit, daß sie zu dem Fleische auch die Knochen für sich haben wollten. Aber die Schutzgötter des Hundegeschlechts würden diese Lüsternheit strafen, und der große Sirius, der himmlische Hund, der einen Platz unter den Sternen verdient habe, würde die Sache seines Geschlechts vor Jupiter führen. Ja, Sirius selbst würde die Hunde an den Menschen rächen, indem er die Hitze der Hundstage verdoppelte. Die bösen Folgen des Rechtsbruches würden sich auch sonst auf mancherlei Weise zeigen. Die Menschen, welche so schon zur Unverschämtheit neigten, würden immer hündischer, cynischer werden. Die Hunde aber würden ihre Schuldigkeit nicht mehr thun, wenn man ihnen den besten Theil ihres Salars vorenthielte. Die Jagdhunde würden keine Thiere mehr verfolgen, die andern Hunde würden die Häuser den Spitzbuben und die Schafe den Wölfen überlaßen. Auch würde die Kunst des Vorschneidens überflüßig werden, wenn man durch Fleisch und Knochen wie durch Butter schneiden könne. Deswegen beantragten die Hunde, den Neuerer mit seinem ganzen Apparate fortzuschicken und ihm den Zutritt zu den Küchen Hannovers zu verbieten. Unterzeichnet für die Jagdhunde: Lelaps, für die Hofhunde: Mops, für die Bologneser: Amarillo.

Der Hofmarschall v. Malortie hat diese Bittschrift in seinem

Buche über den Hof des Kurfürſten Ernſt Auguſt mitgetheilt. Aber er irrt, wenn er meint, dieſelbe ſei hervorgerufen durch einen aus weiſer Sparſamkeit erlaßenen Befehl, die Knochen zu verkaufen. Der erwähnte Brief von Leibniz an den Herzog läßt über die Entſtehung der Bittſchrift keinen Zweifel zu. Sie war eine rein humoriſtiſche Studie, welche uns zeigt, daß Leibniz ſeine Gaben auch zur Unterhaltung des Hofes zu verwenden verſtand.

Auch den Grundſatz „immer etwas neues“ vergaß er nicht. Bald nach Ueberreichung jener Bittſchrift meldete er dem Herzoge, der Italiener, der das rauchende Waßer beſitze, ſei abgereiſt. Indes habe er ſeinem Cameraden Vollmacht gegeben, es mitzutheilen, aber für nicht weniger als hundert Thaler. „Was mich anbetrifft“, ſetzt Leibniz hinzu, „ſo geſtehe ich, daß die Sache von Wichtigkeit iſt und ganz neu. Auch zweifle ich nicht, daß man ſie noch weiter treiben kann. Der Erfinder ſagt, daß das, was neulich in der Flaſche war, einen Ducaten koſtete. Nichtsdeſtoweniger glaube ich, in Anbetracht, daß die Sache gelegentlich eine große Wirkung haben kann, daß ſie nicht zu theuer bezahlt iſt. Auch glaube ich, daß es ſich billiger herſtellen läßt, wenn man erſt den Grund davon weiß. Wie es aber auch darum ſtehen mag, ſo bin ich der Meinung, daß dies eine Sache iſt, die man ſich nicht entwiſchen laßen darf.“

Eine neue Merkwürdigkeit, welche Leibniz zu melden hat, bezieht ſich auf die Goldmacherkunſt. Ein auswärtiger Correſpondent, deſſen Namen und Wohnort er verſchweigt, hat ihm geſchrieben: „Es iſt hier ein Cavalleriehauptmann Namens Vierort, der ein gewiſſes rothbraunes Pulver hat, vermittelſt deſſen er Blei in Gold verwandelt hat, in Gegenwart mehrer Perſonen, die mir zugeſchworen haben, daß ſie es ſelbſt geſehen hätten. Sie verſichern, daß ein Körnlein dieſes Pulvers von der Größe eines Nadelknopfes hinreiche, um drei oder vier Unzen Blei zu färben.“ Leibniz theilt nun dieſe Curioſität ſofort dem Herzoge mit und geſteht, daß er ungläubig ſei. Indeſſen habe der Kurfürſt von Mainz ihm erzählt, daß ein gewiſſer Baron von Chaos vermittelſt eines Pulvers Queckſilber in Gold verwandelt habe. Er ſelbſt, der Kurfürſt, habe einige ſilberne Medaillen hineingeworfen, während alles auf dem Feuer

gewesen sei. Auch der Bruder des Kurfürsten, der selige Baron v. Schönborn, der ein großer curieux gewesen, habe der Sache beigewohnt und ihm dieselbe bestätigt. Auch erzähle man, daß erst kürzlich ein gewisser Wenzel dieselbe Operation vor dem Kaiser gemacht und dafür zum Generaldirector des Münzwesens in Böhmen ernannt sei. Leibniz schlägt nun vor, den Hauptmann Vierort nach Hannover oder Pyrmont kommen zu laßen, damit er hier in Gegenwart des Herzogs sein Kunststück producire. Er selbst wünscht zugegen zu sein, und verspricht, alle Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um die Thatsache festzustellen und sie dann in den gelehrten Zeitschriften von Paris, London und Rom zu veröffentlichen. Leibniz erwartet die Befehle des Herzogs und fügt die bezeichnende Nachschrift hinzu: „Ich weiß, daß es in gewisser Weise schimpflich ist, von Alchemie zu reden. Deswegen wage ich nur zu Ew. Durchlaucht selbst davon zu reden."

In der That erzählt uns Leibniz denn auch von einem alchemistischen Abenteurer, der am Hannöverschen Hofe glänzend Fiasco machte. Es war ein Engländer, Namens Brottridge, welcher sich unter anderm erbot, aus Bleischlacken Zinnober zu machen. Man ließ ihn aus Holland kommen, von wo aus er seine Geheimnisse angeboten hatte, und führte ihn in das herzogliche Laboratorium. Hier gab man ihm alle Materialien, die er forderte. Allein er kam nicht weiter, und nachdem er mehre Tage gearbeitet hatte, zeigte sich kein Resultat. Der Herzog befahl nun, von ihm eine bestimmte Antwort zu fordern, wann er seinen Versuch beendet haben würde. Er wurde dadurch so verwirrt, daß die Anwesenden versicherten, sie hätten nie einen so armen Teufel gesehn, als diesen. Es wären ihnen unter denen, die sich unterstanden, einem Fürsten Vorschläge zu machen, wohl Schelme vorgekommen, aber nie ein ähnlicher Dummkopf. Dennoch suchte er Ausflüchte. Er wollte sein Experiment in Amsterdam machen, forderte aber vorher zehntausend Pfund, die er dazu nöthig hätte. Diese Ausflüchte waren so dumm, daß man ihn wie einen Stupiden oder überführten Betrüger stehn ließ. Der Herzog, sagt Leibniz, hätte wohl Grund gehabt, ihn für seine Unverschämtheit zu züchtigen; aber edelmüthig, wie er war, befahl er, ihn ehrenvoll zu verabschieden,

und gieng in seiner Güte so weit, daß er ihm hundert Thaler für die Kosten seiner Reise und zweihundert Thaler für seine Mühe verabreichen ließ; denn er wollte lieber das ansehn, was eines Fürsten würdig wäre, als das, was dieser Mensch verdient hätte.

Unter den vielen Vorschlägen, welche Leibniz dem Herzoge machte, trat zunächst einer hervor, dessen Ausführung sofort in Angriff genommen wurde und den Leibniz um so eifriger verfolgte, je mehr er selbst dabei interessirt war und je weitgreifender die Wünsche und Pläne waren, die sich daran knüpften. Es war dies die Verbeßerung der Harzbergwerke, über welche er an Linker schrieb: „Ich bekenne Dir, daß die ganze Sache nach der ersten Bestimmung meines Geistes dem Kaiser gewidmet ist. Denn wenn Du den katholischen König ausnimmst, so ist niemand in ganz Europa, dem mehr daran liegen muß, daß die Gruben gefördert werden, als der Kaiser. Aber da ich schon früher solche Gedanken hatte, beschloß ich doch, den Versuch an einem weniger erhabenen Orte zu machen. Denn wie ich meine, ist man der kaiserlichen Würde die Ehrfurcht schuldig, daß man ihr nur bewiesenes und bewährtes darbietet. Da hast Du den Grund meines Planes mit den Gruben, welcher Dir um so einleuchtender sein wird, je mehr Du meine Gesinnung gegen das geheiligte Oberhaupt des Reiches kennst, die schon seit vielen Jahren die festesten Wurzeln bei mir geschlagen hat."

Schon unter Johann Friedrich hatte Leibniz seine Harzarbeiten begonnen und der Herzog hatte ihm im Falle des Gelingens (wie wir früher gehört haben) „eine fast zu beneidende" Belohnung versprochen, nämlich eine Jahresreute von zweitausend Thaler, welche durch förmlichen Contract festgestellt war. Sobald nun Ernst August die Regierung angetreten hatte, ersuchte ihn Leibniz, jenen Contract zu bestätigen. Der Herzog versprach, daß diese wichtige Angelegenheit eine der ersten sein sollte, welche erledigt würden. Sobald der Herzog in Hannover angekommen war, erneuerte Leibniz sein Gesuch, und wir erfahren aus den betreffenden Schriftstücken ganz genau, um was es sich handelte, nämlich um Entfernung des sogenannten wilden Waßers aus den Gruben durch neue Künste. Leibniz sagt: „es beruht alles darin, daß wir in der Natur zwei große motores

oder Bewegungskräfte haben, nämlich den Wind und das Waßer, bisher aber auf den Bergwerken uns allein des Waßers zur Treibung der Pumpen und andrer Kunstwerke bedient haben. Des Windes hat man sich nicht bedient, weil man sich nicht getraute, die damit verbundenen Schwierigkeiten zu überwinden.“ Leibniz versprach nun, durch seine Mühlenkünste auch den Wind als motor zu verwenden und dadurch die Bewegungskräfte zu verdoppeln. Er erbot sich, auf seine Kosten, unbeschadet der bisherigen Kunstwerke, die Sache einzurichten und die Zweckmäßigkeit durch den Erfolg darzuthun. Wenn das Unternehmen gelang, so war der Vortheil zweifellos. Viele reiche Gruben, welche, weil die Kräfte zur Ausschöpfung des Waßers fehlten, nicht bebaut werden konnten, mußten wieder in Gang kommen und der Werth der Kuxe mußte auf das Doppelte steigen. Johann Friedrich hatte die Sache mit großer Sorgfalt untersucht und Leibnizens Entwürfe für ausführbar gehalten, und Ernst August dachte nicht anders. Schon im April 1680 bedankte sich Leibniz wegen gnädigster Bestätigung des Eventual-Privilegiums und fügte hinzu, er werde ehestens hinaufreisen und alle nöthigen Anstalten machen, um seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Seitdem brachte er mehre Jahre lang die Sommermonate im Harze zu und setzte alles daran, um sein Versprechen zu lösen. „Ich mußte die Sache von neuem beginnen“, schreibt er an einen Freund, „und hatte dabei viel zu kämpfen mit neidischen, in dergleichen Dingen unwißenden Menschen, aber der durchlauchtigste Nachfolger selbst, nachdem er das Unternehmen einer genauen Prüfung unterworfen und mich lange und ausführlich angehört hatte, hat das Beneficium seines Bruders bestätigt. Ich bin jetzt eben bei dem Werke unter dem Beifall der Kenner, welche sich von dem guten Fortgang selbst überzeugen, und zwar hoffe ich in wenigen Monaten damit zu Stande zu kommen.“ Diese Hoffnung, um das gleich hier zu bemerken, sollte leider nicht in Erfüllung gehen. Die von den Menschen mehr, als von den Dingen, immer neu geschaffenen Schwierigkeiten zogen die Sache in die Länge. Ein in dieser Beziehung vollgültiger Richter, der Oberberghauptmann v. Trebern in Freiburg, hat in seiner Bergbaukunde sein Urtheil dahin abgegeben, daß Leibniz sein größtes Hindernis darin

gefunden, daß er mit den Praktikern im Bergbau schlechterdings zu keiner Verständigung kommen konnte. Mehre Jahre vergiengen, während welcher Leibniz sich Monate lang im Harze, meist in Zellerfeld aufhielt, und als er endlich selbst darum bat, von seiner vergeblichen Arbeit erlöst zu werden, bestand der Hof noch längere Zeit auf Fortsetzung derselben. Zu Neujahr 1684 bat Leibniz seine hohe Gönnerin, die Herzogin Sophie, um ihre Verwendung, indem er schrieb: „Ich habe augenscheinlich Dinge dargestellt, die man für unmöglich hielt, und hoffe, verdient zu haben, daß ich nun dies Geschäft mit Ehren niederlegen darf."

Als Leibniz im Jahre 1681 mit dem Minister O. Grote zum Congresse nach Frankfurt gesandt werden sollte, war er gerade im Begriffe, eine neue Harzreise anzutreten. Er konnte sich nicht entschließen, dieselbe aufzugeben, und verabredete mit dem Minister Grote, daß dieser allein voran reisen sollte. Leibniz wollte erst nach dem Harze gehn, um seine Mühlenkünste zu fördern, und dann, wenn die Verhandlungen sich in die Länge ziehen sollten, nachkommen. Als Grote schon abgereist war und Leibniz noch in Hannover weilte, begegnete er von ungefähr dem Herzoge, der sich sehr wunderte, ihn noch hier zu sehn. Leibniz mußte sich entschuldigen und reiste dann auch ab, aber nicht nach Frankfurt, sondern nach dem Harze. Hier erhielt er die Nachricht von dem Raube der Stadt, welche mit Recht der Schlüßel Deutschlands genannt wurde, von dem Raube Straßburgs. Wie sehr ihn dieselbe erregte, beweisen Deutsche und Lateinische Gedichte, Jamben und Hexameter, und eine ganze Reihe von Anagrammen, welche er dort in der abgelegenen Gebirgswelt verfaßte. Er schrieb sogar ein Epitaphium Argentinae, eine Grabschrift Straßburgs, worin er seinen bittern Spott über Ludwig XIV. ausgießt, der, ein neumodiger Alcide, des Jupiter würdig, ja selbst ein zweiter Jupiter, auf eine Wiederholung des Raubes der Europa sinnt und dann plötzlich von Liebe zu der schönen bis dahin unberührten Argentina ergriffen wird; ferner Stimmen, die am Völkercongresse abgegeben, ein Französisches Schriftstück, worin er ausspricht, wie er sich denkt, daß die Mächte Frankreich gegenüber reden müßten.

Leibniz gieng nicht nach Frankfurt, sondern er blieb im

Harze; allein von hier aus verfolgte er den Gang der Dinge mit dem lebhafteſten Intereſſe, und theilte dem Miniſter Grote brieflich ſeine Gedanken mit. Grote erhob in Frankfurt, dem Grundzuge des Welfenhauſes gemäß, ſeine Stimme mit Nachdruck für die Wahrung des Reiches und Rechtes. Leibniz empfand darüber eine lebhafte Freude und ſprach dieſelbe brieflich gegen den Miniſter Grote aus. Er wünſchte ſelbſt in Frankfurt anweſend zu ſein, um Zeuge von der ehrenvollen Haltung des Hannöverſchen Miniſters ſein zu können, welche ihm den Beifall der ganzen Welt einbrächte. Otto Grote handelte ganz im Einverſtändniſſe mit ſeinem Herrn, dem Herzoge Ernſt Auguſt, welcher ihm unterm 16. October 1681 ſchrieb: „Es wird dem Reiche vor der ganzen Welt ſchimpflich und gegen die Poſterität unverantwortlich ſein, wenn nicht vor allen Dingen die Reſtitution der Stadt Straßburg begehrt werden ſollte. Der Franzöſiſche Vorſchlag, zur Satisfaction für Straßburg eine andere Stadt raſiren und reſtituiren zu wollen, gereicht dem Reiche zum größten Nachtheile.“

Ganz anders war die Haltung, welche der Kurfürſt von Brandenburg in dieſer wichtigen Reichsangelegenheit beobachtete. Herr von Hörnigk, Mitglied der kaiſerlichen Geſandtſchaft in Berlin, ſchrieb von hier an Leibniz unterm 1. December 1681: „Man bleibt allhier leider noch bei den alten Reſolutionen, die dem allgemeinen Beſten nicht viel vortragen mögen. Gott gebe bald etwas erfreuliches von Frankfurt. Sed non erunt solatio nisi fortia (Aber nur entſchiedenes Auftreten wird Troſt bringen.)“ Vier Wochen ſpäter, am 4. Januar 1682, ſchreibt derſelbe: „Es ſind aller Wohlintentionirten Augen allhier mit eifrigſter Sehnſucht auf die Anherokunft der beiden hochfürſtlichen Durchlauchten von Celle und Hannover gerichtet, hoffend, daß ſolche alles, was nur noch möglich pro bono publico, über ihre kurfürſtliche Durchlaucht gewinnen werden. Es bemüht ſich aber auch die Gegenpartei auf das heftigſte, ihre Sache alſo anzuſchicken, ne deinceps possit regressus dari (daß kein Rückzug mehr möglich ſei.)“ Wieder vier Wochen ſpäter, am 8. Februar 1682, ſchreibt derſelbe Herr von Hörnigk von Berlin aus an Leibniz: „Mein hochgeehrter Herr hat vorlängſt wohl geſchrieben, daß es gut wäre, wenn man anderwärts ſo gute Intentionen als in Han-

nover führte. Solche aber haben sich hier nicht gefunden. Aber wie die entgegengesetzten Dinge, wenn sie neben einander stehen, sich um so mehr erleuchten, also hat auch Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht Beständigkeit, mit der sie sich weder zur Rechten noch zur Linken wollen verleiten laßen, einen ungemein großen Ruhm hinterlaßen. Ich zweifle nicht, es werde sich auch noch im Reiche ein guter Glaube finden, der getreulich mit anspanne, obgleich solcher dermal im Brandenburgschen Israel sich nicht hat wollen finden laßen." Wie ein erquickender Luftzug in der Schwüle sind dagegen die Aeußerungen des Hannöverschen Hofes. Am 25. März 1682 läßt Ernst August an seinen Minister Grote schreiben: „Sie finden es eben so unverantwortlich als der Würde des Reiches zuwider, in dergleichen nach eigner Willkür und Gutdünken von ausländischer Macht vorgeschriebene Gesetze so schlechterdings zu gehehlen und soviel bedrängte Städte im Stich zu laßen und gleichsam mit beiden Händen wegzugeben und zu verschenken, noch ehe sie einmal mit ihren Beschwerden recht gehört, viel weniger das Geringste zu ihrer Sublevation geschehen, noch geschieht." Ferner am 1. April 1682: „Sie laßen es bei obigem nochmals dahin bewenden, daß wenn Sie ja dermalen zur Rettung der Reputation des Reiches und zur Sublevation so vieler bedrängter Städte etwas furchtbarliches zu schaffen behindert würden, Sie dennoch an dergleichen der Restitution des Reiches ganz entgegenlaufenden Voreilung eines schimpflichen und schädlichen Friedens ganz keinen Theil zu nehmen gedächten, noch künftig den Namen haben oder die Blame auf sich lenken wollten, als ob Sie in dergleichen Dismembrirung und Abandonnirung so vieler getreuen Reichsglieder und Angehörigen ihres Theils mit gehehlet hätten." Dagegen berichtet wieder Hörnigk am 8. April 1682 von Berlin aus an Leibniz: „Allhier stehen die Sachen noch im vorigen Stande. Das männliche Votum des Geh. Raths Grote zu Frankfurt macht hier bei Wohlgesinnten consolation, rumpantur ut ilia Gallis (daß die Franzosen — vor Aerger — bersten möchten). Aus den hiesigen Werbungen wird schwerlich etwas. Möchte ich ein falscher Prophet sein." Herr von Hörnigk war leider kein falscher Prophet. Das Votum, welches der sogenannte große Kurfürst als Herzog von Magdeburg am 6. Mai im Reichsfürstenrathe vortragen ließ, drängt

ſich zuſammen in folgende Worte: „Was ſoll man machen? Man muß ſich in die Zeit ſchicken und ſich nach den Adſpecten, Circumſtanzien und Conjuncturen richten, welche ſich nach unſerm Willen nicht reguliren. Es muß ſich einer dann und wann bücken und biegen, damit er nicht gar zerbreche; die spiritus generosi magis quam utiles (die mehr edelmüthigen als nützlichen Gefühle) ſind eine Zeit lang zu comprimiren. Die Menſchen laßen ſich, um ihren Leib beim Leben zu erhalten, Finger, Füße und Hände ablöſen und thun recht daran, denn ſie bleiben in substantia, was ſie geweſen, und können an Verſtand, Reputation und Vermögen wachſen und mehr als vorhin ausrichten.“

Ein ſolches Votum konnte bei allen Patrioten nur Schmerz und Unwillen hervorrufen. Der Kaiſer Leopold gab der allgemeinen Stimmung im Fürſtenrathe Ausdruck, indem er hervorhob, daß ein ſolches Votum, welches den Schutz der mit Gewalt dem Reiche entrißenen Theile nicht zu einer Reichsſache machen, ſondern dieſelben gänzlich aufopfern wollte, den Franzoſen die Worte in den Mund legen heiße. Das, was Brandenburg gerathen, ließen die Fundamentalſatzungen des Reiches eben ſo wenig zu, als deſſen Dignität, Ehre und Sicherheit, wie auch die Freiheit der deutſchen Nation ſich nicht damit vertrüge. Der Knechtſchaft und Schande ſei alles andere vorzuziehn. Am Schluße ſprach der Kaiſer die Hoffnung aus, Brandenburg werde die Mitſtände nicht verlaßen, den gemachten Frieden von Nimwegen behaupten und ſich und das Reich gegen ungerechte Gewalt ſchützen.

Es iſt bekannt, daß Brandenburg dieſen wohlberechtigten Hoffnungen nicht entſprochen hat.

Leibniz gehörte zu den Patrioten, welche die traurige Rolle, die Brandenburg ſpielte, tief beklagten. Seinem Unwillen darüber verlieh er auch kräftigen Ausdruck. Als Vorwand für das ſo höchſt unpatriotiſche Benehmen des Kurfürſten von Brandenburg mußten die Klagen dienen, die er wegen des Nimweger Friedensſchlußes gegen den Kaiſer erhob. Leibniz beleuchtete dieſe ad nauseam usque (bis zum Ueberdruß) wiederholten Klagen in einem beſondern Schriftſtücke, welches dieſelben in einem eigenthümlichen Lichte erſcheinen läßt. „Man hört überall,“ heißt es da, „daß ſeine kurfürſtliche Durchlaucht ſich laut beklagt über den Kaiſer

und das Reich zur großen Befriedigung der Franzoſen, als wenn der Kaiſer aus niedrigem Neid oder Eiferſucht oder aus Herzensluſt ihn verlaßen hätte, um ihn zu zwingen, Pommern, ſeine alte Domäne, welche ihm ſo viel Blut und Geld gekoſtet, zurück zu geben. Aber wenn ſeine kurfürſtliche Hoheit ſich nur ein wenig mäßigen wollten, würden ſie ſelbſt erkennen, 1) daß Pommern nach dem Frieden von Münſter nicht mehr ſein patrimonium iſt, weil er dafür vier ſchöne Bisthümer empfangen hat; 2) daß er nicht bloß auf ſeine Koſten agirte, ſondern große Subſidien, gute Winterquartiere und gute Hülfstruppen gehabt hat; 3) daß man zur Quelle zurückgehn und mehr die Unbeſtändigkeit der Holländer, als des Kaiſers anklagen muß; 4) daß der Kaiſer gegen ſeinen Willen zum Frieden gezwungen wurde und ſogar ſeine Schweſter, die Königin von Polen, und ſeinen Schwager, den Herzog von Lothringen, verlaßen mußte; 5) daß das ganze Reich laut nach Frieden ſchrie; 6) daß keiner der Verbündeten den Krieg fortſetzen konnte. Will alſo der Kurfürſt klagen, fährt Leibniz fort, ſo muß er ſich an die Holländer wenden. Aber auch geſetzt den Fall, daß der Kaiſer Unrecht gethan hätte — iſt es darum recht, daß der Kurfürſt, welcher der Achilles der Deutſchen Nation ſein will, ſich hintergehn läßt durch die Schmeicheleien der Franzoſen, daß er die Gewaltthaten und ſchändlichen Chicanen einer Nation begünſtigt, welche ſich über ihn und uns luſtig macht, und daß er durch ſein Magdeburgſches Votum und ſo viele andere Unterhandlungen alle kräftigen Entſchlüße hindert? Gewiſs, wenn dieſer Kurfürſt mit ſeinem Degen ſo viel mitgewirkt hätte, als der ſelige Kurfürſt von der Pfalz mit der Feder, ſo würden ſich die Dinge in einem ganz andern Stande befinden. Und wenn der Kaiſer nicht durch das Haus Braunſchweig, den Biſchof von Würzburg und Bamberg, den Landgrafen von Heſſen-Caſſel und andre unterſtützt wäre, ſo würde Frankreich noch ganz andre Fortſchritte gemacht haben."

Unterdeſſen zogen die Wolken des Türkiſchen Kriegswetters herauf, und es gieng nun in Erfüllung, was Leibniz einſt in Mainz, als er ſeine Schrift de securitate publica abfaßte, fürchtend vorausſah. Von beiden Seiten wurde Deutſchland bedroht, von Oſten und von Weſten.

Leibniz arbeitete noch immer im Harze. Allein gleichen Schritt mit der Sorge für seine eigne Angelegenheit hielt die um das Wohl des Gesammtvaterlandes. Wir haben aus dieser Zeit verschiedene Schriftstücke, in denen er sich seine Ansichten über den Gang der Dinge klar zu machen suchte. Ein kleines Lateinisches Schriftstück, Antiturcica, ist eine Anthologie, worin er Sprüche und Weißagungen gegen die Türken zusammenstellt. Ein anderes Französisches Schriftstück enthält einige Betrachtungen über den Ungarischen Krieg. Es beginnt mit dem Gedanken, daß die Menge immer nach dem Erfolge urtheilt und daß immer die Unrecht haben, welche im Kampfe unterliegen. Dann geißelt Leibniz die Leichtgläubigkeit der Widersacher des Kaisers. Sie bilden sich lächerlicherweise ein, daß die Jesuiten in Wien allmächtig sind und daß der Kaiser ein einfältiger Fürst ist, gegängelt von den Mönchen, die ihm weismachen können, was sie wollen, da man doch weiß, daß es in aller Welt keinen beßer unterrichteten und fleißigern Fürsten giebt, als der Kaiser ist. Dennoch ist die Dummheit oder Bosheit einiger so weit gegangen, daß sie veröffentlicht haben, der Kaiser sei in den Jesuitenorden getreten, jedoch mit dem Dispense, in der Ehe zu bleiben und seine Charge zu gardiren, und nehme Befehle vom Pabste und vom Jesuitengenerale an, Dinge, welche nur von einem Narren oder Einfaltspinsel geglaubt werden können. Diese Widersacher des Kaisers sollten ihre Animosität gegen Frankreich kehren, welches die Verbündeten mit der äußersten Anmaßung behandelt hat und so weit gegangen ist, sie zu zwingen, daß sie, den Stecken in der Hand, alle ihre Eroberungen herausgeben müßen, und welches die Protestanten mit einer Härte bedrückt, die alles übertrifft, was der Kaiser in seinen Erblanden gethan hat, ohngeachtet des Edicts von Nantes, über das man sich öffentlich lustig macht. Dann bekämpft Leibniz die närrischen Leute, welche, indem sie in den Siegen der Franzosen ein Gottesgericht sehen, die Unverschämtheit haben, Gott ihre eignen Gedanken unterzuschieben. Doch wünscht auch er, daß man den Ungarn gerechter werde und den Jesuiten nicht zu viel Spielraum laße. Die Ungarn fiengen an, zu glauben, daß der Kaiser eine Aversion gegen sie hätte, und der Graf Adam Forgach hätte ganz recht gehabt, als er gesagt, der Kaiser brauche

nur drei Worte zu sprechen, um die Nation zufrieden zu stellen, die drei Worte: Ego amo Hungaros (ich liebe Ungarn).

In einem Deutschen Bedenken wegen der unglücklichen Retirade der kaiserlichen Hauptarmee in Ungarn im Jahre 1683 spricht Leibniz seinen Schmerz und sein Erstaunen über das Unglück der kaiserlichen Waffen aus, das ihm anfangs ganz unglaublich vorgekommen ist. Einige sagen, die Türken stünden schon vor Wien, und die Stadt, welche keine genügende Besatzung habe, sei für verloren zu achten. Andere sagen, sie sei schon verloren. „Dies ist es, was ich bisher davon an diesem abgelegenen Orte habe erfahren können." So viel, meint Leibniz, sei gewiss, daß die Gefahr groß sei. Doch giebt er die Hoffnung nicht auf, daß die christlichen Waffen den Türken Widerstand leisten werden. Am 1. August 1683 richtet Leibniz dann aus seiner Harzeinsamkeit an den Minister Grote, dem er über den Fortgang seiner Arbeiten berichtet, zugleich allerlei politische Fragen, welche zeigen, wie ihm das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt. Wird Wien sich halten? Welche Hülfe ist von Sachsen, Braunschweig-Lüneburg, Brandenburg zu erwarten? Wird der allerchristlichste König wenigstens den Positiv seines Namens rechtfertigen?

Leibniz hoffte auf den Sieg der christlichen Waffen, und diese Hoffnung sollte ihn nicht betrügen. In einem andern Deutschen Schriftstücke konnte er bald den Entsatz von Wien constatiren. Der Aufsatz, der ein selbständiger Auszug aus den Berichten des Hannöverschen Gesandten Falkenhayn ist, enthält eine genaue Beschreibung der Affaire vor Wien und widerlegt einen Irrthum, der sich schon damals erhob und, später von Französischen und Französischgesinnten Schriftstellern verbreitet, sich bis auf diesen Tag festgesetzt hat, den Irrthum nämlich, als hätten die Polen bei dem Entsatze von Wien das meiste gethan. Auch berichtet Leibniz den Antheil, den die Hannoveraner an dem Kampfe zur Befreiung der Kaiserstadt genommen. Die beiden Hannöverschen Prinzen, sagt er, nachdem sie hin und her geritten, um alles zu sehn, haben sich endlich bei dem kaiserlichen Regiment des Grafen Rabbata attachirt, weil man aus vielen Umständen wahrgenommen, daß gegenüber der Großvezir selbst gestanden, wie es denn auch an selbigem Orte ziemlich scharf hergegangen ist, allwo sich die Prinzen mit ihrer Suite, welche alle rothe charnirte Röcke gehabt, wohl distinguirt und

von dem Grafen Rabbata hernach ſehr gerühmt worden. Es iſt aber der Oberſt Palant, Commandant der Hannöverſchen Fußgarde, welcher dem älteſten Prinzen beigegeben, an des Prinzen Seite durch die rechte Bruſt geſchoßen und am andern Tage im Kloſter Neuburg geſtorben.

Der Unwille über die Geſchichtsfälſchung, welche damals ähnlich wie in unſern Tagen im Schwange gieng, gab Leibniz bald darauf die Feder in die Hand zu ſeinen kritiſchen Anmerkungen über einen Discurs, der 1683 kurz nach der Entſetzung Wiens unter dem Titel „Curioſer Staats-Mercurius“ herausgekommen war.

Es kämen, ſagt Leibniz in dieſen Anmerkungen, viele fliegende Tractätlein heraus, von den Holländern blaue Böckchen genannt, über die man lachen oder ſich ärgern müße. Lachen müße man, wenn man die gar ungereimten Grillen betrachte, welche ſich dieſe vermeintlichen Staatsmänner beim Bierglaſe oder bei der Tabackspfeife machten. Zugleich aber müße man ſich ärgern, daß eben dieſe Leute Frankreich und andern Feinden des Vaterlandes große Dienſte leiſteten und durch ihre ungereimten Einbildungen bei dem gemeinen Manne nur einen Haß und Verbitterung gegen das Oberhaupt des Reiches und andre Reichsmitglieder erweckten und unterhielten. Dahin gehöre z. B. die Behauptung, daß das Haus Oeſterreich mit Frankreich gegen die Proteſtanten unter einer Decke liege, was Leibniz für ſo närriſch und unglaublich erklärt, als nur irgend ein Traum ſein könne, der aus Morpheus Magazin gekommen. Wenn etwa ein Dorfſchulmeiſter oder Bauervogt in dergleichen wunderliche Gedanken geriethe, ſo wäre das nicht zu verwundern, daß aber dieſer Autor, der ein gelehrter und ſonſt vernünftiger Mann zu ſein ſcheine, ſich damit ſchleppe, könne er nur für einen großen Pedantismus oder für eine ſonderbare Bosheit halten, jenes, wenn es ſein Ernſt wäre, dieſes, wenn er wider beßeres Wißen den gemeinen Mann verführen und das Haus Oeſterreich verhaßt machen wollte.

Der Angriff des öſtlichen Erbfeindes war mit Anſtrengung aller Kräfte abgeſchlagen; aber ſchon erhob ſich ein neuer Sturm von Weſten her. Im April 1684 rückte der Franzöſiſche Marſchall Crequi gegen Luxemburg vor, um unter dem Beiſtande

Vaubans dieſe Veſtung zu belagern. Und noch weiter giengen die ehrgeizigen Pläne des Franzöſiſchen Eroberers. Ludwig XIV. faßte die Abſicht, aus dem Kölniſchen Gebiete noch einmal gegen Holland und alsdann gegen Hannover vorzudringen. Denn die Welfiſchen Herzoge, die entſchiedenſten Vorkämpfer der deutſchen Sache gegen Franzöſiſchen Uebermuth, mußten vor allen andern gezüchtigt werden. Der Zeitpunkt ſchien günſtig, und ſchon unterhandelte Ludwig XIV. mit Brandenburg und Dänemark über den Beginn der Kriegshandlungen.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, warum der ſogenannte große Kurfürſt ſich nicht ſchon damals als Aequivalent für die von ihm geforderten Dienſte die Welfiſchen Lande ausbedang, wie ſie ſpäter ſein Enkel aus der Hand eines andern Franzöſiſchen Eroberers hinnahm. Sein Grundſatz: „Wer mir das meiſte bietet, dem adhärire ich," ſtand jedenfalls einer ſolchen Abmachung nicht im Wege. Auch die Heirat zwiſchen dem Brandenburgiſchen Kurprinzen und der Prinzeſſin Sophie Charlotte von Hannover, welche eben damals zu Stande gebracht war, würde, wie die Folgezeit beweiſt, kein abſolutes Hindernis für die Hohenzollernſche Politik geweſen ſein. Allein ein ganzes Herzogthum war doch nicht ſo leicht zu rauben, wie eine einzelne Grenzſtadt. Der Kurfürſt warnte den Franzöſiſchen König, eine Unternehmung gegen das Haus Hannover ſich nicht ſo leicht zu denken, denn dieſes ſei unter allen deutſchen Häuſern faſt im beſten Zuſtande und keineswegs machtlos. In wiederholten Anſchreiben erinnerte er an die Nothwendigkeit des Friedens und drang in ihn, ſeine Forderungen zu mäßigen. So kam es am 15. Auguſt 1684 zu einem zwanzigjährigen Waffenſtillſtande und der Kurfürſt hatte wenigſtens das Verdienſt, Hannover nicht in gleicher Weiſe, wie Straßburg, preisgegeben zu haben.*)

*) In dieſer ſchlimmen Zeit, ſagt Leibniz, hat Ernſt Auguſt nicht weniger Beſtändigkeit und unerſchrockenen Muth, als großen Verſtand erwieſen, und ſich ſo wenig durch Offerten als durch Drohungen bewegen laßen, von dem rechten Wege abzuweichen. Und ſo hat man es ihm und ſeinem Hauſe wenigſtens zu verdanken, daß man die Hände nicht gar hat ſinken, noch ſo viele Reichsſtände und Lande, wie es faſt darauf geſtanden, gänzlich hat dismembriren laßen, ſondern zu einiger Redintegration des Entrißenen die Zeit gewonnen. Zu dem im Monate Juni 1684 im Haag beſchloßenen und im Auguſt zu Regensburg angenommenen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand, dadurch

Wir haben Ludwigs XIV. Eroberungspolitik so weit verfolgt, bis sie ihren Höhepunkt erreicht hat. Die Herrschaft des gewaltthätigen Unrechts steht in dem Französischen Eroberer verkörpert vor uns. Eine Sophistik, deren Dreistigkeit mit jedem Schritte wächst, geht damit Hand in Hand und ist geschäftig, das schreiendste Unrecht in Recht zu verkehren. Und da zuletzt auch der leere Schein der Gründe nicht mehr vorhanden ist, so wird mit frivoler Rücksichtslosigkeit dem offenbarsten Unrecht bloß noch der Name und Stempel des Rechts aufgedrückt. Eine solche Vertheidigung ist von der groben Ironie nicht mehr zu unterscheiden. Man braucht die Politik Ludwigs XIV. nur im Stil ihrer Parteigänger zu vertheidigen, um sie aufs stärkste zu treffen.*) Ein solches ironisches Pamphlet schreibt Leibniz in dem Zeitpunkte, wo die Gefahren von Osten, die er einst durch Ludwig XIV. hatte vernichten wollen, durch die Politik eben dieses Königs schlimmer als je gegen das Reich heraufbeschworen sind. Der Raub Straßburgs ist geschehen, die Türken stehen vor Wien und eine offene Allianz zwischen ihnen und Frankreich scheint das Werk Ludwigs XIV. krönen zu müßen. Darum nennt Leibniz sein Pamphlet „Mars christianissimus“ (der allerchristlichste Kriegsgott) oder „Vertheidigung der Waffen des allerchristlichsten Königs gegen die Christen.“ Es ist eine Gesinnungsschrift, bei der die Diplomatie nicht mitredet, und die darum in ihrer Art einzig ist unter den politischen Schriften unsers Leibniz. Der Verfaßer nimmt keine Rücksicht, kennt keine Schonung. Er will mit seinem Gegenstande kein schriftstellerisches Spiel treiben, sondern seinem im tiefsten Grunde empörten Rechtsgefühle Luft machen. Darum sind die grellsten Farben der Ironie so stark aufgetragen, daß sich niemand täuschen kann.

---

dem Gegentheil alles in Händen geblieben, hat er nicht rathen wollen. Dagegen sagt Wilhelm v. Oranien in einem Bedenken: „Es stehet fast bloß bei dem Kurfürsten von Brandenburg, die Sache zu einem erwünschten Ende zu bringen. Denn die Hartnäckigkeit des Königs in Frankreich gründet sich jetzo mehr auf die faveur des Königs von Dänemark und des Kurfürsten von Brandenburg, als auf seine eigne Macht.“

*) Ich erinnere an ein ähnliches „ironisches Pamphlet“ unsrer Tage, das die herrschende Politik so trefflich charakterisirte, daß es von vielen für Ernst genommen wurde.

Leibniz nimmt die Maske eines der Deutschen Parteigänger Ludwigs XIV. vor, die man im Reiche „Gallo-Grecs“ nannte und und denen das letzte vaterländische Gefühl käuflich war für fremden Sold. So trifft er mit einem Schlage zugleich die Politik Ludwigs XIV., die Sophistik ihrer Vertheidiger, die Verrätherei ihrer deutschen Anhänger. Wir faßen einiges aus dem Mars christianissimus kurz zusammen.

„Früher hat man in Frankreich mit dem Westfälischen Frieden schön gethan. Die neufranzösische Politik will den König von allen jenen Verpflichtungen freisprechen. Nichts ist dieser Politik widerwärtiger, als daß es in jenem Friedensschluße geheißen hat: „teneatur rex christianissimus“ d. h. der allerchristlichste König sei gehalten, sei verpflichtet. Dieser Formel gehen die modernen Französischen Diplomaten aus dem Wege, „wie der Teufel dem Weihwaßer.“ Denn der allerchristlichste König von Frankreich wird durch nichts gehalten und handelt weder nach Rechten noch nach Staatsgründen, sondern nach seinem „bon plaisir.“ Die Rücksichten auf die Rechte der Kirche und des Staates sind Scrupel, die gut sind für gewöhnliche Sterbliche, aber nicht für einen Mann, wie Ludwig XIV., der zu den Auserwählten gehört und vom Himmel selbst die Macht empfangen hat in allen zeitlichen Dingen. Ich will, sagt der Verfaßer unsrer Schrift, den König von allen Scrupeln der Art befreien durch eine neue Rechtslehre. Freilich werde ich alle wirklichen Rechtslehrer gegen mich haben, die Legisten und Canonisten: aber die Casuisten sind auf meiner Seite und besonders die Jesuiten, die jetzt von dem Französischen Königthume mehr zu hoffen haben, als von dem Spanischen. Die Grundlage dieser neuen für Ludwig XIV. gemachten Rechtstheorie ist höchst einfach. Gott ist der Inhaber des höchsten Rechts, und der König von Frankreich ist in Rücksicht auf alle zeitlichen Dinge Gottes Statthalter auf Erden. Er besitzt jene göttliche Machtvollkommenheit, kraft deren Moses den Juden befohlen, die goldenen und silbernen Gefäße der Aegypter zu fordern, kraft deren das Volk Israel die Güter Canaans für sich in Anspruch nahm, kraft deren der Pabst Alexander VI. die Länder der neuen Welt zwischen Spanien und Portugal theilte. Als der Bevollmächtigte Gottes ist Ludwig nothwendig ein ge-

rechter Mann, und der Gerechte iſt ſich ſelbſt das Geſetz, wie Paulus ſagt. Er iſt zugleich unter allen Monarchen der mächtigſte, und was dem mächtigſten nützlich iſt, das iſt gerecht, wie Plato den Thraſymachus erklären läßt.

Cardinal Bellarmin hat die mittelbare Macht des Papſtes in zeitlichen Dingen bewieſen. Dieſelben Gründe beweiſen ungleich beßer die unmittelbare Macht des Königs von Frankreich. Was von dem Reiche Chriſti auf Erden geſagt iſt, das muß man von dem Reiche des allerchriſtlichſten Königs verſtehn. Weshalb wäre auch ſonſt das heilige Fläſchchen mit dem Salböle vom Himmel gefallen? Weshalb hätte der König von Frankreich die Gabe empfangen, Wunder zu thun und Kranke zu heilen? Chriſtus und die Propheten haben immer die Könige von Frankreich im Auge gehabt. Kein Königreich der Welt kann ſein Grundgeſetz ſo gut aus der Bibel beweiſen, als das neufränkiſche.

Hat der Meſſias ſein Recht aus den Propheten bewieſen, warum ſoll es nicht auch ſein Statthalter thun? Wenn Chriſtus ſagt: „Sehet die Lilien auf dem Felde, ſie ſpinnen nicht," ſo liegt in dieſen tiefſinnigen Worten eine verborgene Weißagung. Die Lilien bedeuten die Könige von Frankreich, deren Wappenbild ſie ſind. Das Spinnen iſt eine weibiſche Arbeit. Das bibliſche Wort will ſagen, daß der Herrſcherſtab dem kriegeriſchen Volke der Franzoſen gebühre.*) In Frankreich ſoll das große und letzte Weltreich gegründet werden, welches beſtehen wird bis ans Ende der Tage.

Und nicht bloß die Weißagungen der Schrift, auch die Wunder Gottes ſtehen ihm zur Seite. Iſt es kein Wunder,

---

*) Die neuere Hoftheologie iſt hinter dieſer Leibniziſchen Exegeſe ſo wenig zurückgeblieben, daß ſie dieſelbe noch überboten hat. „Ungerechtes", ſagt Herr von Gauvain, „ward dem Volke mit dem dem Heiligen geweihten Oele in Hochgerechtes umgeſalbt, und obſchon die Thatſachen klarliegen als Thatſachen, als Document, als offenes Eingeſtändnis, ſo haben dennoch heilige Hände aus der Lüge Nimbuswolken gebildet zur Verhüllung und zu einer Umwandelung in das Hehre." Es iſt ein alter Erfahrungsſatz, daß, wenn des Teufels Unordnung ſich für Gottes Ordnung ausgiebt, es nie an Prieſtern fehlt, welche ihr Kirchenſiegel darunter drücken.

daß dieſer König fortwährend Kriege führt und doch immer Geld hat? Manche meinen, er beſitze den Stein der Weiſen. Andre glauben gar, er habe einen Hauskobold in ſeinem Dienſte. Wie lächerlich nicht nur, ſondern auch läſterlich iſt eine Meinung, die dem Teufel zuſchreibt, was offenbar Gottes Werk iſt! Als ob, wie die Juden ſagten, Chriſtus durch Beelzebub Wunder thäte! Und wie vollbringt der König ſeine Großthaten? Er iſt eigentlich nur beſchäftigt, ſich zu amüſiren. Die großen Dinge geſchehen zu ſeinem Plaiſir, ohne alle Anſtrengung, ohne allen Kraftaufwand. Daran erkennt man den Liebling Gottes, denn, wie das Sprüchwort ſagt, Gott giebt es den Seinen im Schlafe. Der Himmel iſt ſichtlich mit dieſem Könige. Wehe daher allen, die gegen ihn ſind! Dieſe Verblendeten, die ſeine Miſſion nicht anerkennen, trotzen dem Himmel und löken wider den Stachel.*) Gottes Gerichte werden nicht ausbleiben.

So iſt durch Weißagungen und Wunder die göttliche Sendung Ludwigs XIV. bewieſen. Alle Könige und Fürſten müßen ihm ſich beugen, müßen ihn anerkennen als den Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten, als den Lenker der geſammten chriſtlichen Welt. Vor allem ſollen die Deutſchen Katholiken ihm huldigen als dem Beſchützer ihrer Kirche. Denn der König kämpft überall nur zur Ehre Gottes und für das Heil der Kirche. Seine Geſandten in Nimwegen haben ausdrücklich die freie Religionsübung für die Katholiken in den Niederlanden gefordert. Sie trachten zuerſt immer nach dem Reiche Gottes, und wißen, daß ihnen dann die andern Dinge von ſelbſt zufallen. Freilich hat der König auch die Rebellen in Ungarn unterſtützt, obgleich es Proteſtanten waren; er hat ſie unterſtützt im Intereſſe der Türken, obgleich dieſe Ungläubige ſind. Aber er hat beides nur gethan, um Oeſterreich zu vernichten und nach deſſen Vernichtung der alleinige Schirmherr der Kirche zu ſein, die er dann erlöſen wird von aller Ketzerei. Im Grunde thut der König alles um der Kirche willen. Darum zählt er denn auch

*) Dagegen ſagt Herr v. Gauvain: „Die Deutſche Nation weiſt mit Abſcheu die verruchte Lehre zurück, daß Gott und der Erfolg identiſch ſeien, und die Wahrheit Gottes wird ihr mehr ſein, als ein zur Stützung von Weltbegebenheiten erfundener Kram.“

eine Menge Anhänger, nicht nur in Italien, ſondern auch in Deutſchland, wo es viele Verehrer des großen Königs giebt. Der Pöbel nennt ſie Verräther, aber in Wirklichkeit ſind ſie kluge Leute, welche wißen, was dem Deutſchen Reiche noth thut. Dieſes Reich iſt ſo monſtrös und verdorben, daß es umgeſtaltet werden muß und einen Herrn braucht. Die Deutſchen Fröſche, welche zügellos ſpringen und quaken, müßen einen Storch haben. Dieſer Storch iſt der König von Frankreich, dem man es dankwißen muß, daß er das elende Reich der Fröſche vernichtet. Einige von den „Gallo-Grecs" machen ſich im ſtillen Scrupel und können die Vaterlandsliebe noch nicht ganz loswerden. Aber ihre Zahl iſt gering und ihre Thorheit lächerlich. Es ſind die Dummen unter den Klugen, welche man damit beruhigen muß, daß das Vaterland am Ende nichts iſt, als ein leerer Name, womit man dem dummen Gewißen Angſt macht, eine Vogelſcheuche der Idioten (épouvantail des idiotes). Freilich wird unter dem Franzöſiſchen Joche der Zuſtand Deutſchlands der elendeſte ſein. Aber die Zeit der Unterdrückung und des Unglücks iſt eine Prüfung, und jede Prüfung iſt gut; denn ſie dient zur Läuterung. Wir werden elend ſein vor der Welt und um ſo glücklicher vor Gott. Wir werden in einem politiſchen Jammerthale leben; aber um ſo lieber werden wir es verlaßen und zum Himmel eingehn.

Was fehlt noch, um unſer Elend zu vollenden, nach der gewaltſamen Wegnahme Lothringens, nach dem Kriege gegen Holland, der ohne einen Schein des Grundes begonnen wurde, nach ſo vielen Gewaltthaten gegen Deutſche Städte, ſo vielen Feindſeligkeiten in der Pfalz, nach der Berufung der Reunionskammern, endlich nach dem Raube Straßburgs, dieſem Meiſterſtreich einer ſpitzbübiſchen, tückiſchen Politik, einem Raube mitten im Frieden, ohne jeden Vorwand, gegen alle gegebenen Verſicherungen? Nichts iſt unverſchämter und lächerlicher, als die Vertheidigung der vermeintlichen Rechtsanſprüche, die der König von Frankreich auf Deutſche Gebiete erhebt. Um Grund für jene Forderung zu finden, müßen die Advocaten der neufranzöſiſchen Politik untertauchen bis auf die Zeiten Dagoberts und Karls des Großen.

Digitized by Google

Ebenso gut könnte es den modernen Galliern einfallen, in Rom jenes Geld zu fordern, welches dort einst den alten Galliern unter Brennus versprochen wurde!

Wozu braucht auch der König von Frankreich Rechtsgründe für seine Ansprüche und Handlungen? Ist er doch der Generalvicar Gottes und als solcher an keine Gründe und Rechenschaften gebunden! Freilich ist diese tiefe Einsicht in die Mission des Königs nicht jedermanns Sache. Die zahllosen Opfer seines Ehrgeizes rufen den Himmel um Rache an für das frevelhaft vergoßene Blut. Um dem Ruhmeskitzel einer Nation zu schmeicheln, hat man so viel Felder mit Blut überschwemmt. So viele Tausende sind hingeopfert durch das Schwert, durch Hunger und Elend, nur damit man auf die Thore von Paris mit goldnen Buchstaben die Worte „Ludwig der Große" schreiben könnte. Indessen alle diese Klagen, sowie alle Versuche, nach dem Maßstabe des gemeinen Rechts den König von Frankreich zu verdammen oder zu rechtfertigen, fallen machtlos zu Boden vor der göttlichen Mission Ludwigs XIV. Er ist berufen zum Regenerator der christlichen Welt. Diese bedarf eines Oberhauptes, welches bisher der Römische Kaiser sein wollte. In der Erfüllung seiner Mission steht dem Könige das Haus Oesterreich im Wege. Um sein Ziel zu erreichen, muß er Oesterreich stürzen; daher fällt er in dem Augenblicke, wo die von ihm selbst heraufbeschworne Türkengefahr dem Reiche am furchtbarsten droht, über Deutschland her, damit die Leute einsehn, wie sie nur zu wählen haben zwischen Mahomet und Ludwig XIV.

Man sollte meinen, daß der allerchristlichste König, in Zukunft das alleinige Oberhaupt der christlichen Welt, vor allem die Türken angreifen werde, diesen Erbfeind der Christenheit. Im Gegentheil, er hält es mit den Türken und bekämpft zuerst die Holländer und die Deutschen. Der Grund ist klar. Deutschland und die Niederlande sind nahe, die Türkei aber ist weit. Er wird die Türken besiegen, nachdem er die christlichen Völker, die ihm näher sind, besiegt hat. Die Methode seiner christlichen Welteroberung wetteifert mit der Methode der christlichen Weltbekehrung: „erst die Juden, dann die Heiden!"

Das war eine Deutſche Antwort auf die Franzöſiſchen Anmaßungen, wie der „allerchriſtlichſte König“ ſie verdient hatte. Möchten ähnliche Anmaßungen zu allen Zeiten mit ähnlicher Entſchiedenheit von allen Deutſchen Patrioten zurückgewieſen werden.

Elfte Vorlesung.

Leibniz als Diener und Geschichtsschreiber des Welfenhauses und als Biograph des Kurfürsten Ernst August.

H. V. Man hat Ernst August, und nicht mit Unrecht, den zweiten Begründer des Welfenhauses genannt; denn im innigsten Anschluße an den ältesten Bruder, Georg Wilhelm, der noch immer in Celle residirte, verfolgte er mit Consequenz und rastlosem Eifer das hohe Ziel, die welfischen Länder, deren Wiedervereinigung unter nur zwei Fürsten in Aussicht stand, auf eine Stufe der Macht zu heben, wie sie nur wenige Stände des Reiches einnahmen. Die Wege, welche zu diesem Ziele führten, waren nicht die krummen Wege der Lüge und der Gewalt, sondern die geraden Wege der Offenheit und Ehrlichkeit, verbunden mit entschiedenem Geltendmachen gerechter Ansprüche und mit kluger Benutzung der Zeitumstände. Was für ein Ansehn sich Ernst August durch seinen Deutschen Patriotismus erwarb und wie er durch die Festigkeit und Entschiedenheit, mit der er für Kaiser und Reich eintrat, die Bewunderung seiner Zeitgenoßen erregte, haben wir in der vorigen Vorlesung gehört. Seiner äußern Politik entsprachen völlig die Bestrebungen, durch welche er die Macht seines Hauses nach innen zu consolidiren und zu stärken bemüht war. Zwei Aufgaben waren es, welche Ernst August auf dem Gebiete der innern Politik zu lösen hatte und bei denen Leibniz als treuer Diener des Welfenhauses seinem fürstlichen Herrn rathend und helfend zur Seite stand: Die Feststellung der Successionsordnung und die Erwerbung der neunten Kur für das Haus Hannover. Beide Ziele hiengen aufs engste zusammen; denn die Kurwürde war die Besiegelung und Sanctionirung der Primogenitur, welche

durch die goldne Bulle ausdrücklich für die Kurhäuser festgesetzt war. Ernst August begann sachgemäß mit Feststellung der Primogenitur; als er dabei auf allerlei Schwierigkeiten stieß, kam die Bewerbung um die Kurwürde hinzu, und seitdem giengen beide Bestrebungen, einander ergänzend und unterstützend, nebeneinander her und wurden mit Umsicht und Energie so lange fortgesetzt, bis das hohe Ziel erreicht und Ernst August in der That der zweite Begründer des Welfenhauses geworden war.

Die Macht des Welfenhauses war durch reichsgesetzwidrige Theilungen sehr verringert. Es würde indes Unrecht sein, aus dem seit der ersten Theilung (1267) befolgten Principe gerade diesem Fürstenhause einen besonderen Vorwurf zu machen. Das Erbübel der Theilung zieht sich durch alle Deutschen Fürstengeschlechter ohne Ausnahme und ist im politischen Leben der gesammten Nation bis gegen das Ende des siebzehnten und den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein Factor, der nicht genug in Anschlag gebracht werden kann. Selbst bei den drei minder mächtigen weltlichen Kurfürstenthümern kam es bald dahin, daß die Primogenitur mit der ihr anhaftenden Kurstimme sich beschränkte auf die drei verhältnismäßig kleinen Länder Kurpfalz, Kurkreis und Kurmark. Im übrigen wird getheilt, hier mehr, dort weniger, je nach Umständen. Was z. B. Kurbrandenburg anbetrifft, so gieng der sogenannte große Kurfürst gerade damals, als Ernst August von Hannover die getrennten Welfenländer wieder zusammenzubringen ernstlich bemüht war, mit dem Plane um, zu gunsten seiner Söhne aus zweiter Ehe eine Theilung vorzunehmen. Gereizt wurde er dazu durch seine zweite Gemahlin Dorothea von Holstein-Glücksburg, die „böse Stiefmutter", „die Giftmischerin", wie das Volk sie nannte,*)

*) Dem Volke war die Kurfürstin aus zwei Gründen verhaßt, wegen ihres Uebertritts zum Katholicismus und noch mehr wegen ihres Geizes. Sie suchte reich zu werden und nahm ihre Zuflucht zu Mitteln, welche gekrönte Häupter sonst zu verschmähen pflegen. So z. B. legte sie auf einem ihrer Vorwerke vor dem Spandauer Thore einen ausgedehnten Wein- und Bierschank an und ließ daselbst die Hamburger Fuhrleute beherbergen, woraus sie ansehnlichen Gewinn zog. Vergeblich beschwerten sich darüber die in ihrer städtischen Nahrung gekränkten Berliner Bürger: die Kurfürstin wurde in ihrem Privilegio geschützt. Ja, sie wurde sogar beschuldigt, zu dem nachtheiligen Frieden

die „Brandenburgsche Agrippina", wie sie von den Geschichtschreibern genannt wurde.*) Sie war eine sehr energische Frau, welche den Kurfürsten auf allen seinen Kriegszügen begleitete und je schwächer er wurde, desto mehr die Herrschaft über ihn gewann, in dem Maße, daß der „große" König über den „großen" Kurfürsten schreibt: „Er hatte zwei Schwächen, den Wein und seine Gemahlin." Den Intriguen dieser ränkesüchtigen Frau gelang es, den schwachgewordenen „großen" Mann zu bewegen, daß er nicht nur ein Testament machte, worin er den Kurprinzen auf Preußen und das Kurland beschränkte und über das andre, namentlich die neuerworbenen Provinzen, zu Gunsten der Kinder aus zweiter Ehe verfügte, sondern daß er auch Frankreich und Dänemark zu Executoren dieses Testamentes ernennen wollte.**) Aber der Kurprinz Friedrich fand Schutz beim kaiserlichen Hofe, und als sein Vater gestorben war, wurde das ganze Testament von ihm cassirt.

Den entgegengesetzten Weg schlug Ernst August von Hannover ein. Er verfolgte mit Energie und Consequenz den Gedanken der Wiedervereinigung der zersplitterten Welfenländer, und trotz der Hindernisse, welche sich nicht nur im fürstlichen

---

von St. Germain mitgewirkt zu haben, weil sie von Ludwig XIV. hunderttausend Thaler und einen Schmuck von Diamanten erhalten habe.

*) Die schwerste Beschuldigung, welche die unbeliebte Kurfürstin traf, gieng dahin, daß sie die Kinder des Kurfürsten aus erster Ehe durch Gift aus dem Wege zu räumen suche, um ihren eigenen Kindern den Weg zum Throne zu bahnen. Schon während des Französischen Feldzuges 1674 starb der neunzehnjährige hoffnungsvolle Kurprinz Karl Emil zu Straßburg an einem hitzigen Fieber. Die Kurfürstin weinte große Thränen, ward aber von den Soldaten im Lager mit Schmähungen überhäuft. Als darauf der Kurprinz Friedrich, der schwächlich und verwachsen war, sich dennoch im Jahre 1679 verheiratete, ward er ein Jahr nach der Hochzeit von seiner Stiefmutter zu einem Gastmahle geladen. Unmittelbar nach dem Genuße einer Tasse Kaffee ward er von einer so heftigen Kolik befallen, daß man ihn für todt in sein Zimmer trug. In demselben Jahre starb auch der Prinz Ludwig am Tage nach einem Balle bei der Kurfürstin. Man sprach laut von Vergiftung. Der Kurfürst ernannte auch eine Commission zur Untersuchung; aber die Sache wurde niedergeschlagen.

**) Wenigstens schreibt Leibniz: „On dit aussi, que l'Empereur en a refusé la confirmation et que l'Electeur veut faire les Rois de France et de Dannemarck exécuteurs de son testament."

Hause selbst erhoben, erreichte er das erstrebte Ziel, soweit es sich damals erreichen ließ.

Ernst August begann sofort nach seinem Regierungsantritte in Hannover sich mit dieser hochwichtigen Angelegenheit zu beschäftigen. Zunächst wurde das Erbfolgeverhältnis zu seinem älteren Bruder Georg Wilhelm geordnet, und zum Verständnis dieser Angelegenheit ist es unerläßlich, daß wir einen kurzen Blick in dessen Häuslichkeit nach Celle werfen. Georg Wilhelm hatte dem jüngeren Bruder Ernst August nicht nur die königliche Braut überlaßen, sondern er hatte zu dessen Gunsten auch das Versprechen der Ehelosigkeit gegeben. Später gieng er mit Wißen seines Bruders ein Verhältnis ein, für dessen Verwerflichkeit das Zeitalter Ludwigs XIV. kein Verständnis hatte. Auf einer seiner Reisen nach Italien hatte er in Holland das Fräulein Eleonore d'Olbreuse kennen lernen, deren Schönheit und liebenswürdige Bescheidenheit ihn so feßelte, daß kaum der Tod seines älteren Bruders Christian Ludwig in Celle und die ihm daraus erwachsenden Regentenpflichten ihn loszureißen vermochten. Als er nun gleich darauf mit seinem Bruder Ernst August und seiner Schwägerin Sophie auf dem Schloße Ohsen zusammentraf, redete er mit einer solchen Begeisterung von der jungen Französin, daß leicht zu errathen war, was in seinem Herzen vorgegangen. Bald auch ließ er das Französische Fräulein von Herzogenbusch, wo sie sich damals aufhielt, nach Ibum holen, und Sophie nahm die Fremde, der Anweisung ihres Gemahls gemäß, mit einer Freundlichkeit auf, die sie sonst ungern an Frauen des niederen Adels verschwendete. Sie selbst gesteht in ihren Memoiren, daß sie in Eleonore nicht die leichtsinnig tändelnde Französin, als welche sie ihr vorher geschildert sei, sondern ein ernstes, feingebildetes Mädchen gefunden habe, zurückhaltend, karg in Worten, hochgewachsen und von auffallender Schönheit. Als sie gleich darauf zur Bestattung Christian Ludwigs nach Celle reiste, mußte auch Eleonore ihr dorthin folgen. Hier in Celle war es nun, wo Georg Wilhelm die schöne Eleonore als das Weib seiner Wahl für immer an sich zu feßeln wußte. Da ihm aber das Versprechen der Ehelosigkeit, das er seinem Bruder gegeben, nicht gestattete, Eleonore zum Altare zu führen, so bewog er dieselbe, nicht ohne langes

Widerſtreben von ihrer Seite, zu dem Gelübde, ihm angehören zu wollen, ohne Stand und Namen der Gattin zu beanſpruchen. Seitdem lebte Eleonore am Celler Hofe unter dem Namen einer Gräfin von Harburg. Durch die ehrerbietige Beſcheidenheit, mit welcher ſie auftrat, durch die ungezwungene Anſpruchsloſigkeit, in welcher ſie die Schranken ihrer Stellung innehielt, gewann Eleonore bald die Achtung ihrer Umgebung, und ſelbſt eine Sophie ſchien ihr anfangs ihr Wohlwollen nicht verſagen zu können. Je mehr aber Eleonorens Anmut den Herzog feßelte, deſto mehr begegnete ihr Sophie mit jener verletzenden Kälte, welche die Tochter des Franzöſiſchen Marquis fühlen ließ, wie tief ſie unter der Enkelin eines Königs und der Gemahlin eines Herzogs ſtand. Sophie mochte ahnen, daß die Fremde im Bewußtſein ihrer Geltung nach Begründung eines Verhältniſſes ſtrebte, das den Intereſſen des Hauſes nicht günſtig ſchien. Vielleicht ſah ſie auch nicht ohne Erregung, daß derſelbe Mann, der einſt um ihre Liebe geworben und ſie dann verſchmäht hatte, jetzt einer andern angehörte, deren Beſitz ihn glücklich machte. Kurz, das Verhältnis zwiſchen den beiden Frauen wurde je länger je mehr ein Misverhältnis. Eleonorens Stellung am Celler Hofe war zu unwürdig, um nicht je länger deſto drückender zu werden. Georg Wilhelm fühlte um ſo mehr die Verpflichtung, die er gegen ein geliebtes Weſen hatte, das ſich ihm vertrauensvoll hingegeben, als Eleonore ihm im Herbſt des Jahres 1666 eine Tochter gebar, welche in der Taufe die Namen Sophie Dorothea erhielt: er beſchloß daher, das Verhältnis zu gunſten der Mutter ſeines Kindes umzugeſtalten. Er wollte ſeiner Tochter die volle Ehre vor der Welt und ſeiner Geliebten die fürſtliche Begegnung von Seiten ſeiner Standesgenoßen ſichern; und ſtand dieſem Plane auch das Verſprechen der Eheloſigkeit entgegen, das er einſt ſeinem Bruder gegeben, ſo wußte er ihn doch zu verwirklichen und ſchrittweiſe durchzuführen. Zunächſt bewirkte er beim Kaiſer, daß Eleonore zur Reichsgräfin erhoben und daß ihrer Tochter für den Fall, daß ſie ſich in ein altes fürſtliches Haus vermählte, Titel und Wappen einer geborenen Herzogin von Braunſchweig zuerkannt wurde. Dann ließ er ſeinem Bruder eröffnen, daß er aus hochbewegenden Urſachen ſich entſchloßen habe, ſein Verhältnis zur

Gräfin von Harburg durch priesterliche Einsegnung bestätigen zu laßen, und erbat sich dessen Zustimmung. Ernst August willigte unter der Bedingung ein, daß die Verehelichung des Bruders auf den früher eingegangenen Successionsreceß keinerlei Einfluß haben sollte, und feierlich verzichtete Georg Wilhelm auf jede Erbfolge selbst für den Fall, daß ihm von seiner geliebten Eleonore noch Söhne geboren werden sollten. Nachdem diese Erklärung auch von den Ständen des Fürstenthums wiederholt war, erfolgte im April 1676 die Vermählung, welche die Geliebte des Herzogs zur Gemahlin des Landesherrn erhob. Es handelte sich nur noch darum, von Ernst August die Anerkennung Eleonorens als Herzogin von Braunschweig-Lüneburg zu erlangen. Auch dieses Ziel wurde erreicht, indem der Receß vom 14. Juli 1680 die vieljährigen Verhandlungen über Vermählung und Beerbung Georg Wilhelms znm Abschluß brachte.

Die erst zehnjährige Sophie Dorothea, die einzige Tochter Georg Wilhelms, war mit August Friedrich, dem ältesten Sohne Anton Ulrichs, verlobt worden. Als dieser im August 1676 in Folge einer bei Philippsburg empfangenen Wunde gestorben war, suchte Anton Ulrich die Hand der reichen Erbtochter für seinen zweiten Prinzen, August Wilhelm, zu gewinnen, ohne Zweifel in der Hoffnung, dadurch eine Handhabe zur Durchführung von Ansprüchen auf eine wenigstens theilweise Nachfolge im Fürstenthum Lüneburg zu gewinnen. Dem glaubte Ernst August zuvorkommen zu müßen. Es sollte das Cellische Erbe nicht auf das Haus Wolfenbüttel übergehen, und diesem sollte nicht einmal der Schein einer Berechtigung gelaßen werden, sich dereinst in den Anfall des Fürstenthums einzumischen. Die Herzogin Sophie übernahm es, das Interesse des eigenen Hauses gegen den Wolfenbüttelschen Vetter wahrzunehmen. Im September 1682 traf sie plötzlich in Celle ein und im raschen Gespräche vermochte sie Georg Wilhelm dazu, daß er die Hand seiner Tochter ihrem erstgeboreuen Sohne Georg Ludwig zusagte. Noch in demselben Herbst, am 21. November 1682, fand im Schloße zu Celle die Vermählung des jungen Paares statt, durch welche der Anfall des Lüneburgschen Fürstenthums an die Hannöversche Linie unwiderruflich gesichert wurde. Mit Ballet, Feuerwerk und üblichen Hochzeitsgedichten wurde das

hohe Freudenfest gefeiert, und auch unser Leibniz besang diesen Tag in zierlichen Französischen Reimen, in denen er diese Heirat als das himmlische Pfand einer gesegneten Union pries.

Bei dieser Vermählung Georg Ludwigs mit Sophie Dorothea ward nun auch zuerst das Primogeniturstatut ausgesprochen, das Ernst August am 21. October 1682 mit Beistimmung seines Bruders Georg Wilhelm errichtet hatte. Das Gesetz erhielt die kaiserliche Bestätigung am 1. Juli 1683, wurde indes erst durch das Testament des Kurfürsten Ernst August vom Jahre 1696 als ewiges Landesgesetz zum vollen Abschluße gebracht.

Es mag dem Herzoge Ernst August nicht leicht geworden sein, ein Statut aufzurichten, durch welches fünf vielversprechende Söhne der Aussicht auf eine selbständige fürstliche Stellung beraubt wurden. Indessen, sollte nicht der Glanz des Hauses, in kleinen machtlosen Herrschaften untergehn, so war es unerläßlich, das ganze Erbe mit der Aussicht auf reichen Zuwachs dem Erstgeborenen zuzuweisen. In Ernst August überwogen die höheren Pflichten gegen sein Haus, und bestimmten ihn, jede weichliche Rücksicht gegen die nachgeborenen Söhne zu unterdrücken. Er sah auf das Beispiel der kurfürstlichen Höfe, denen er beigezählt zu werden wünschte, und die Vergangenheit lehrte ihn, die Uebel zu meiden, die seinen Vorgängern so manche schmerzliche Wunde geschlagen.

Mit andern Augen betrachtete die Herzogin Sophie das neue Hausstatut. In ihr regte sich die Mutter, die alle ihre Kinder mit gleicher Liebe umfaßte, und ihr Gefühl widerstrebte der Bevorzugung eines derselben auf Kosten der andern. Das wußte der zweitgeborene Prinz Friedrich August, und die Anschauung der Mutter bestärkte ihn nicht wenig in dem Entschluße, die von ihm verlangte eidliche Anerkennung des neuen Familienstatuts zu verweigern. Kriegsmuthig, hochstrebend, voll jugendlicher Pläne und Entwürfe, war er nicht gewillt, auf seine vermeintlichen Rechte zu verzichten; und außer seiner Mutter fand er einen zweiten Bundesgenoßen in dem Herzoge Anton Ulrich von Wolfenbüttel. Bei einem Besuche in Wolfenbüttel klagte Friedrich August über die ihm widerfahrene Kränkung, und Anton Ulrich, nicht weniger ehrgeizig, als Ernst August,

und von gleichem Verlangen nach Vergrößerung seiner Hausmacht getrieben, lieh den Klagen des Sohnes gegen den Vater ein nur zu williges Ohr. Dazu wurde er von Sophie unter der Hand aufgefordert, sich ihrer nachgeborenen Prinzen, namentlich des wegen der Eidesverweigerung von seinem Vater scharf bedrohten Friedrich August, anzunehmen. In einem Schreiben vom December 1685 klagte sie ihm: „Arm Gustchen wird ganz verstoßen, sein Herr Vater will ihm gar keinen Unterhalt mehr geben. Ich schreie die ganze Nacht hierüber, denn ein Kind ist mir eben so lieb, als das andere. Ich habe sie alle unter dem Herzen getragen, und die unglücklich sind, jammern mich am meisten." Anton Ulrich hielt sich nun für verpflichtet, den Prinzen Friedrich August in seinem Widerspruche zu bestärken, und erklärte, daß die nachgeborenen Söhne zu der geforderten Verzichtleistung nicht verpflichtet wären. Eine in diesem Sinne abgefaßte Auseinandersetzung überreichte er am 28. Juli 1685 der Herzogin Sophie, welche die Schrift ihrem sich derzeit in Venedig aufhaltenden Gemahle nachsandte.

Ernst August ließ sich durch die Einmischung eines dritten in die Angelegenheiten seines Hauses nicht beirren, sondern verfolgte mit großer Consequenz einen Plan, der mit eben so großem Ernst unter Berücksichtigung aller Verhältnisse festgestellt war. Hier ist nun der Zeitpunkt, wo auch unser Leibniz als treuer Diener des Welfenhauses thätig in eine Angelegenheit eingreift, welche eine Lebensfrage für dasselbe geworden war.

Man weiß, wie nahe Leibniz der Herzogin Sophie stand und wie er schon damals der Vertraute ihrer Seele war, dem sie am liebsten ihre Gedanken erschloß, ihre Hoffnungen und Befürchtungen mittheilte. Wie leicht wäre es da möglich gewesen, daß Sophie ihrem vertrauten Freunde nicht nur jenen Kummer geklagt, der sie um ihre nächtliche Ruhe brachte, sondern ihn auch auf ihre Seite herübergezogen, für ihre Anschauungen und Pläne gewonnen hätte. Ja, wie leicht hätte Leibniz sich aus Rücksicht auf seine hohe Freundin verleiten laßen können, eine ähnliche Rolle zu spielen, wie sie später der Oberjägermeister von Moltke sich zuweisen ließ. Allein von dem allen ist nicht die leiseste Spur wahrzunehmen. Der vertraute Briefwechsel zwischen Sophie und Leibniz enthält nicht die ge-

ringste Andeutung, daß dieser den Verirrungen der gekränkten Mutterliebe auch nur den geringsten Vorschub geleistet habe. Dagegen zeigen uns mehre Schriftstücke aus Leibnizens Feder, daß er ein eifriger Fürsprecher und Vertheidiger des neuen Hausgesetzes war. Zwar die Hauptschrift über die Primogenitur ist nicht von Leibniz, sondern von dem Vicekanzler Ludolf Hugo. Aber aus Leibnizens Feder stammt eine kurze Deduction in puncto primogeniturae, in welcher allerlei Einwände gegen das Primogeniturstatut widerlegt werden, und der Beweis erbracht wird, daß die Theilung der fürstlichen Lande, als wären es Privaterbschaften, dem Rechte der natürlichen Vernunft zuwider, in den alten Reichsgesetzen verboten, in unglücklichen Zeiten eingerißen, zum Verderb der Lande und der fürstlichen Familien wie zum Nachtheile des Reiches ausgeschlagen, und deshalb an verschiedenen Orten wieder abgeschafft sei. Außerdem haben wir noch ein zweites Actenstück, welches zeigt, wie Leibniz unmittelbar bei der Lösung dieser so wichtigen Frage betheiligt war. Es ist eine „Unterredung mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel über die Sache der Primogenitur 1685." Es ist höchst wahrscheinlich, daß Leibniz von seinem abwesenden Herrn zu dieser Unterredung, welche am 13. August stattfand, in Folge jener schriftlichen Auseinandersetzung veranlaßt wurde, welche Anton Ulrich am 28. Juli in Sophiens Hände niedergelegt hatte. Nach seinem Berichte, der einen amtlichen Charakter zu tragen scheint, führte Leibniz dem Herzoge unter anderm zu Gemüthe, daß kein Edict so beständig sei, daß es nicht von den Nachfolgern derer, die es gemacht, wieder umgestoßen werden könne, ferner, daß es kein Exempel gebe, daß ein junger Prinz sich der Disposition seines Vaters dergestalt widersetzt habe, ferner, es sei nicht zu vermuthen, daß der Herr Vater würde das Dementi haben und einem jungen Prinzen würde weichen wollen. Dagegen sei es wahrscheinlich, daß der Herzog solche Maßregeln ergreife, die der Prinz nicht würde umstoßen können. Der Widerstand würde also dem Prinzen so wenig nützen, daß nur zu besorgen sei, er dürfte noch schlechtere Bedingungen bekommen. Sollten aber fremde Potentaten sich darein legen, so wäre leicht zu erachten, was für Unglück daraus entstehen würde. Demnach wäre zu bedenken, daß der Prinz

ſchuldig, ſich zu accommodiren und dem Unglücke vorzubeugen. Solche Vorſtellungen blieben nicht erfolglos, und Anton Ulrich gab am 15. März 1686 die Erklärung ab, daß er ſich in der Vettern häusliche Angelegenheit ferner nicht miſchen wolle. Indes ließ der Prinz Friedrich Auguſt auch jetzt von ſeinem Widerſpruche ſo wenig ab, daß er eine Deduction ſeiner Rechte ausarbeiten ließ, die er dem höchſten Gerichtshofe vorlegen wollte. Da machte 1690 eine Türkenkugel ſeinem Leben ein Ende.

Alsbald nahm der dritte Sohn, Maximilian Wilhelm, die Stellung des verſtorbenen Bruders zum Vater ein, und ſelbſt der kaum zum Jünglinge herangewachſene jüngſte Prinz, Chriſtian, verweigerte den Eid auf das neue Familienſtatut. Und dabei blieb es nicht. Hatte ſich früher der Widerſtand auf Proteſte beſchränkt, ſo ſteigerte er ſich jetzt zum Complott. Man wollte durch Einwirkung fremder Mächte, vielleicht ſogar durch einen Gewaltact in der Reſidenz, ſeinen Zweck erreichen Man knüpfte zu dem Ende Verbindungen mit dem Däniſchen Hofe an und ſuchte auch Kurbrandenburg ins Intereſſe zu ziehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Anton Ulrich trotz der früher von ihm abgegebenen ſchriftlichen Erklärung die geheime Leitung aller dieſer Umtriebe in ſeiner Hand hielt. Als vornehmſte Werkzeuge ſeiner ſelbſtſüchtigen Abſichten benutzte er den Oberjägermeiſter von Moltke und deſſen Vetter, den Oberſtlieutenant von Moltke, der dem Prinzen Maximilian Wilhelm als Cavalier beigegeben und dieſem ſonderlich vereidet war. Außerdem diente als geheimer Agent ein Secretär Namens Blume, welcher in Berlin die Bitte um eine nachdrückliche Unterſtützung der Einrede gegen die Primogenitur vortrug. Auf dieſen Antrag wurde mit Bereitwilligkeit eingegangen. Man empfahl den nachgebornen Prinzen, mit Nachdruck bei dem Proteſte zu verharren, und ſagte ſeine thätige Mitwirkung zu. Mit dieſem Beſcheide kehrte der Secretär Blume von Berlin über Braunſchweig nach Hannover zurück, um hier nach Angabe der Gebrüder von Moltke einen Proteſt zu entwerfen, der für den kaiſerlichen Hof und die Reichsſtände beſtimmt war. Sofort nach Uebergabe desſelben gedachte Maximilian die Heimat zu verlaßen, um ungefährdet ſeinem Vater als Kläger entgegentreten zu können. Da ſollte die Entdeckung dieſer Umtriebe von der Seite her

erfolgen, von welcher die meiſte Gefahr drohte, nämlich von Berlin aus. In gleichem Grade, als der Kurfürſt Friedrich von Brandenburg der raſchen Entwicklung der Macht des Hannöverſchen Hauſes misмuthig zuſah und gern ſeine Beihülfe bot, wenn es galt, derſelben in den Weg zu treten, in gleichem Grade hieng deſſen Gemahlin Sophie Charlotte, Ernſt Auguſts einzige Tochter, an ihren Blutsverwandten. Der Miniſter Dankelmann, der Günſtling des Kurfürſten, kannte die Stimmung der Kurfürſtin; deshalb ſuchte er alle das Hannöverſche Haus betreffenden Angelegenheiten vor ihr geheim zu halten. Es gelang nicht immer, und in den erſten Tagen des Decembers 1691 wurde Ernſt Auguſt durch ſeine Tochter, die Kurfürſtin, von den Umtrieben ſeiner Gegner in Kenntnis geſetzt.

Es war am Abend des 5. Dec. 1691, als der Oberjägermeiſter von Moltke aus den Gemächern der fürſtlichen Reſidenz unmittelbar von der Seite des Herzogs abberufen wurde. Auf der Schloßtreppe trat ihm der Generalmajor von Weyhe entgegen, und forderte ihm den Degen ab. Dann geleitete er ihn nach einem über der Schloßkirche gelegenen feſten Gemache, von wo der Gefangene ſpäter nach dem Clever Thore abgeführt wurde. Gleichzeitig wurden der Prinz Maximilian Wilhelm und ſein Adjudant, der Oberſtlieutenant von Moltke, verhaftet. Die Unterſuchung begann. Beide Moltke hielten mit ihren Geſtändniſſen nicht zurück. Der Oberjägermeiſter behauptete, ſchon längſt Reue empfunden und die Abſicht gehabt zu haben, das Geheimnis zu offenbaren. Daß man „einige Thätigkeit, Krieg und Blutvergießen“ beabſichtigt habe, ward entſchieden in Abrede geſtellt. Indes man ſchenkte dem Hauptangeklagten keinen Glauben, und in der That ſind Indicien vorhanden, daß Plan und Thätigkeit der Verſchwornen weit über den Inhalt ihres Geſtändniſſes hinausgiengen. Das am 8. Juli 1692 über den Oberjägermeiſter gefällte Urtheil lautete auf Tod und wurde nach einem vergeblichen Fluchtverſuche*), und nachdem die Geiſt-

*) Moltke bekam von ſeinem Diener Buchholz, der ihm im Gefängnis aufwarten durfte, eine Phiole mit Scheidewaßer, wodurch er eine Stange des Gitterwerks am Fenſter durchätzte. In der Nacht vor dem Oſterfeſte geſchah die Flucht. Auf ſeinem Tiſche hinterließ er ein Schreiben an den Kurfürſten, worin er demſelben mit höhnender Verachtung ſeinen Dank für das bisherige

lichkeit vergeblich verſucht hatte, ihm die Begnadigung des Herzogs zu erwirken, durch den Scharfrichter vollzogen. Dem Verbrechen des Oberſtlieutenants wurde eine minder ſcharfe Auffaßung zu Theil, weil er dem Landesherrn nicht unmittelbar durch Eide verwandt war, ſondern im Dienſte Maximilian Wilhelms ſtand, und ſodann weil ſein Gewißen ihn getrieben hatte, durch die Andeutung, daß der Prinz etwas wichtiges vorhabe, den Miniſter Grote und den Obermarſchall Görtz auf die bevorſtehende Gefahr aufmerkſam zu machen. Erſterer hatte die Warnung verachtet, letzterer ſich mit der Bemerkung begnügt, daß um des Prinzen willen niemand ein Pferd ſatteln werde. Der Oberſtlieutenant von Moltke wurde Landes verwieſen. Der Prinz Maximilian Wilhelm wurde erſt dann wieder in Freiheit

---

Logis abſtattete. Die Aufſchrift lautete: „Chriſt iſt erſtanden, Moltke iſt entgangen; das thu ich meinem Herrn zu wißen.“ Nach Abfaßung dieſes Schreibens ließ er ſich von Buchholz an einem Seile aus einem Fenſter hinunter laßen, das über der Leine lag. Unten angelangt, wollte er nach einem gegenüber liegenden Garten durchſchwimmen, wo ein andrer Diener mit zwei Pferden ſeiner wartete. Allein das Seil zerriß und Moltke fiel mit Geräuſch hinunter. Dadurch aufmerkſam geworden, kam der nahe Militärpoſten herbei und ergriff den Flüchtling. Umſonſt bat Moltke: „Laßt mich laufen, ich ſchenke euch hundert Thaler!“ Der Soldat ſchrie: „Wache heraus!“ und Moltke wurde in ſeinen Kerker zurückgeführt. Da er beim Eintritte in denſelben haſtig nach dem zurückgelaßenen Schreiben griff, ſo wurde ihm dasſelbe vom wachthabenden Unterofficier entrißen und höheren Orts abgeliefert. Das Volk freute ſich über die Vereitelung des Fluchtverſuches und citirte die Aufſchrift des Briefes mit folgender Veränderung: „Chriſt iſt erſtanden, Moltke iſt entgangen, aber wieder gefangen.“ Am 15. Juni erfolgte die Hinrichtung. Der Richtplatz war mit einer vierfachen Militärlinie umſchloßen. Vormittags zehn Uhr fuhr Moltke in ſeiner eignen ſchwarzbehangenen Staatskutſche dorthin. Zwei ſchwarze Rappen zogen den ſtark bewachten Wagen. Neben dem Verurtheilten ſaß der Oberhofprediger Barkhauſen, ihm gegenüber der Hofprediger Erythropel. Zu beiden Seiten des Wagens giengen in ſchwarzen Trauermänteln des Grafen Diener. Unweit der Baſtion ſtieg der Verurtheilte aus. Ein langer Trauermantel floß von ſeinen Schultern, von ſeinem Hute hieng ein Flor bis zur Erde herab, in der Hand trug er ein Gebetbuch. Nachdem Moltke mit entblößtem Haupte das Urtheil angehört hatte, ſetzte er ſeinen Hut wieder auf und gieng dann zwiſchen ſeinen beiden Seelſorgern in den innern Kreis die Baſtion hinauf zum Richtplatz. Hier entledigte er ſich ſeines Oberkleides und ſang dann mit lauter Stimme: „Vor Gericht, Herr Jeſu, ſteh ich hier.“ Darauf kniete er nieder, ließ ſich von einem Unterofficier die Augen verbinden und empfieng den Todesſtreich.

gesetzt und mit einer reichlichen Apanage versehn, als er auf jedes Successionsrecht verzichtet und das Primogeniturgesetz vollkommen anerkannt hatte.

Seinem irregeleiteten Sohne zürnte Ernst August hart. Daß er dennoch die Milde walten ließ, verdankte der gefangene Prinz der Fürsprache seines Oheims Georg Wilhelm, der bei dem ersten Gerüchte von dem Geschehenen nach Hannover geeilt war. Auf dem Schloße zu Celle verzichtete Maximilian Wilhelm am 27. Februar 1692 für immer auf die Nachfolge, es sei denn, daß die männliche Nachkommenschaft seines älteren Bruders erlösche. Die Finger auf das Evangelium legend, sprach er die von Platen ihm vorgelesene Eidesformel nach. Wenn wir ihn gleichwohl noch zehn Jahre später, nachdem er in kaiserliche Dienste getreten, Verhandlungen anknüpfen sehen, um sein verlornes Erbrecht wieder zu gewinnen, so blieben auch diese neuen Anstrengungen erfolglos. Indes haben wir vielleicht darin den Grund zu suchen, weshalb Leibniz eben um diese Zeit einen längeren Französischen Aufsatz schrieb, welcher die Ueberschrift führt: „Das Recht der Erstgeburt in dem Hause Braunschweig-Lüneburg."

So war denn das Gesetz der Primogenitur und der Untheilbarkeit der Lande im Welfenhause eingeführt, und je größere Hindernisse dabei zu überwinden gewesen waren, desto größerer Dank und Nachruhm gebührt dem Fürsten, dem es gelang, mit Energie und Consequenz einen Gedanken durchzuführen, der allein im Stande war, das Welfenhaus einer neuen Kräftigung und Machtentfaltung entgegenzuführen. Indes war mit der Einführung der Primogenitурordnung das Werk nur halb vollbracht. Gekrönt wurde es durch die Erwerbung des Kurhutes, durch welche das neue Hausgesetz erst seine volle Bedeutung gewann.

Kein Fürstenhaus Europas verdiente mehr, in das Collegium der Kurfürsten aufgenommen zu werden, als das Haus Hannover; denn es war so alt und berühmt, daß kein zweites in Europa ihm gleichgestellt werden konnte, und seine Verdienste um Kaiser und Reich fanden allgemeine Anerkennung. Daß dieses Fürstengeschlecht Mitglieder zählt, welche zur Kaiserwürde berufen wurden, ist eine Ehre, welche dasselbe mit anderen

Familien gemein hat. Aber die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg haben einst ihre Herrschaft weiter ausgebreitet, als irgend ein anderes Fürstengeschlecht. Sie besaßen nicht nur die Herzogthümer Bayern und Sachsen, sondern sie waren auch die souveränen Herrn eines Gebietes, das vom Tyrrhenischen Meere bis zur Ostsee reichte. Neid, Eifersucht und Furcht vor ihrer wachsenden Größe hatten ihnen ihre Besitzthümer zum großen Theile entrißen; aber ihre Ansprüche auf die Führerschaft im Deutschen Norden waren damit nicht erloschen, und die Zeit schien gekommen, in welcher frühere Ungerechtigkeit und Unbill wieder gut gemacht werden sollte.

Man hat die Fabel verbreitet und bis in unsre Tage aufrecht erhalten, als sei der Sturz Heinrichs des Löwen Folge einer Felonie gewesen. Die bekannte Urkunde, durch welche der Kaiser Barbarossa das Herzogthum Sachsen theilt oder richtiger zersplittert, zählt die Gründe der Entsetzung des besiegten Löwen auf. Von einer Felonie durch Verweigerung des Zuges nach Italien sagt sie kein Wort. Die Urkunde läßt vielmehr ebenso wie die andern Handlungen des Kaisers das Ziel seiner Politik deutlich erkennen: er will die großen stürzen, um über die kleinen desto leichter zu herrschen.

Nun hatte sich das Welfenhaus wieder emporgearbeitet, und mit der zunehmenden Macht erwachte auch das Andenken an die einstige Führerschaft des niedersächsischen Stammes und an die berechtigten Ansprüche, welche durch Ungerechtigkeit und Gewalt beseitigt waren. Kein anderes Deutsches Fürstenhaus trug in sich so große Erinnerungen an einstige Macht und Größe, als dieses. Damals, als der Hohenstaufe Konrad III. nach seiner erschlichenen Wahl zum Deutschen König den heillosen Kampf gegen das Welfenhaus begann, und später noch, als es Friedrich Barbarossa gelang, durch die Entfeßelung des Particularismus der kleinen Machthaber den weithin herrschenden Herzog, den Vorkämpfer des Christenthums und Deutschthums im Norden und Nordosten, zu stürzen, sein Stammesherzogthum zu zersplittern und dadurch den Volksstamm zugleich mit dem Herrscherhause für lange Zeit zu lähmen: — damals waren viele der später hochragenden Deutschen Fürstengeschlechter noch erst Grafen des Reichs; und jetzt standen die Nachkommen des

gefallenen Löwen wenn auch nicht eben so mächtig, doch eben, so ruhmgekrönt da, als ihr berühmter Ahnherr.

Welfische Fürsten hatten auf vielen Schlachtfeldern geblutet, und die Welfischen Waffen hatten im Kampfe gegen den Erbfeind im Osten wie im Westen neuen Ruhm erworben. Seitdem der östliche Erbfeind im Jahre 1683 mit Anstrengung aller Kräfte von den Mauern Wiens zurückgeschlagen war, erschienen die Welfischen Streitkräfte zum Schutze des bedrohten Reiches überall, wo Hülfe noth war, bald in Ungarn oder Morea, bald am Oberrhein oder in den Niederlanden die Schlachtfelder mit ihrem Blute röthend, an ihrer Spitze das fürstliche Brüderpaar Georg Wilhelm und Ernst August, oder die Prinzen des Hannöverschen Hauses. Beide Herzöge traten der zu Linz zwischen Oesterreich, Venedig und Polen getroffenen Einigung bei, welche die Bekämpfung des Erbfeindes im Osten zum Gegenstande hatte. In Folge dessen fanden sich 1685 der Erbprinz Georg Ludwig und der Cellische General Chauvet mit zehntausend Mann beim Heere Karls von Lothringen ein, und Prinz Friedrich August trat mit tausend Pferden in des Kaisers Sold; die muthigen Männer träfen eben zur guten Stunde ein, um an dem Sturm auf Neuhäusel Theil nehmen zu können und außer der Ehre des Tages reiche Beute davonzutragen.*) Als in den Tagen der bittersten Noth die Sache des Reiches verloren zu sein schien, gelang es Ernst August auf einer im October 1688 zu Magdeburg gehaltenen Zusammenkunft, die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen und den Landgrafen von Hessen-Cassel zu gemeinsamem Handeln gegen den westlichen Erbfeind zu bewegen.**) Dann begab er sich an den Mittelrhein, rettete Frankfurt, half die Uebergabe von Mainz erzwingen, machte der Beschießung von Coblenz ein Ende und brach nach dem Niederrhein auf, wo die entscheidenden Kämpfe ausgefochten werden sollten. Seitdem sahen Elbe, Rhein und Donau abwechselnd jene stattlichen Regimenter, von denen ein Italienischer

*) Das Goldzelt des feindlichen Heerführers, das Georg Ludwig bei dieser Gelegenheit erbeutete, gab später bei mehr als einem Lustlager vor Hannover den Gegenstand der Neugierde ab.

**) „Serenissimi Domini nostri se revera duces ostendunt", schrieb Leibniz im September 1688 von Wien aus an Philipp Jacob Spener.

Berichterstatter sagt: „La gente de Brunsvich era universalmente bella“ (die Braunschweiger sind durchweg ein schöner Menschenschlag). Solche Opferwilligkeit und solcher Heldenmuth hatten sich längst allgemeine Anerkennung erworben. „Es ist Thatsache,“ schrieb einer von Leibnizens Freunden, „daß mehrere Jahrhunderte hindurch in den Umwälzungen und dem allmählichen Verfall des Reiches die Braunschweigschen Fürsten stets sehr mächtige und edelmüthige Vertheidiger der deutschen Freiheit gewesen sind. Man findet in der Geschichte eine große Anzahl ruhmvoller und unbestreitbarer Belege für diese Wahrheit; aber von denjenigen Herzogen, welche aus diesem erhabenen Hause seit dem Westfälischen Frieden zur Regentschaft gelangt sind, kann man ohne Schmeichelei behaupten, daß sie Europa mit ihrem großen Namen und ihrem Ruhme erfüllt haben.“

Unter allen ragte Ernst August hervor, von welchem Leibniz sagt, es sei gewiss, daß er einer der vollkommensten Herrn seiner Zeit gewesen und daß das Haus Braunschweig-Lüneburg ihn allezeit unter diejenigen Regenten setzen werde, mit denen es am meisten zu prangen Ursache habe. So treu und entschlossen, wie er, war kein anderer Reichsfürst für den Kaiser eingetreten. Um seine dem Kaiser gegebenen Zusagen zu halten, machte er Anstrengungen, welche fast über seine Kräfte giengen. Doch können wir die Opfer, welche Ernst August brachte, nicht nach der Zahl seiner Gerüsteten abwägen, die er nach dem Rheine, der Maas und der Theiß sandte. Er setzte das Leben seiner Kinder daran, und zwei blühende Söhne verbluteten in den Türkenkriegen. Drum wars nicht unbillig, daß er als Dank den Kurhut begehrte. Für eine solche Würde war das Land nicht zu eng, und der Herr desselben, auch bevor noch das Herzogthum Lauenburg dem welfischen Hause als Erbgut zufiel, war mächtig genug, um im Collegium der Kurfürsten mit Ehren den neunten Sitz einzunehmen.

Wir erwarten es nicht anders, als daß Ernst August bei seinen Bewerbungen und Bestrebungen um die Kurwürde auch den treuesten und begabtesten Diener seines Hauses, unsern Leibniz, aufbot und daß dieser die Sache seines Herrn mit Eifer und Geschick zu führen verstand. Außer anderen Schriftstücken, welche Leibniz zu diesem Zwecke verfaßt hat, befindet sich auf

der hiesigen Bibliothek auch ein Französisches exposé, welches die Ueberschrift führt: De la grandeur de la Sérénissime Maison de Bronsvic-Lunebourg.

Mit seiner umfaßenden und bis ins einzelnste gehenden Geschichtskenntnis entwickelt Leibniz hier die Gründe, welche für eine Verleihung des Kurhutes an Hannover sprechen. „Man kann," sagt er, „über die Größe eines bewährten Hauses urtheilen, indem man seinen Ursprung, seine Macht und die Würden, welche auf dasselbe übergegangen sind, ins Auge faßt; denn auf diese drei Gesichtspuncte laßen sich die meisten übrigen Erwägungen zurückführen. Das Durchlauchtige Haus Braunschweig-Lüneburg kann in Rücksicht aller dieser Puncte den Vergleich mit den größten Familien Europas aushalten." Indem er dann den Ursprung des Welfenhauses bis auf den Italienischen Markgrafen Azzo zurückverfolgt, sagt er: „Man kann versichern, daß die Genealogie dieser Fürsten vom Jahre 1060 bis zur Gegenwart eben so ausgemacht (liquide) ist, als es nur irgend ein Beleg sein kann, den man im Capitel irgend einer Cathedralkirche vorgezeigt hat, und der jüngste dieses Hauses kann sich einer unbestreitbaren Reihenfolge von zwanzig fürstlichen Geschlechtern rühmen, die seine Ahnen sind." Zur Macht des Hauses übergehend, sagt Leibniz, dieselbe habe gleichen Schritt gehalten mit der Macht der angesehensten Häuser. Besonders hebt er die Machtentwicklung des Löwen hervor: „Man konnte damals sagen von diesem Hause, daß es herrschte von Meer zu Meer, vom Deutschen Ocean bis zum mittelländischen Meer Italiens, und wenn man Heinrich dem Löwen die bekannten Verse in den Mund legt:

Von der Elbe bis zum Rhein,
Vom Harz bis an die See war mein!

so sagen dieselben nicht die Hälfte von dem, was sich sagen läßt. Aber eben seine große Macht erweckte dem Löwen Neider und endlich Feinde, welche ihn durch ihre große Zahl unterdrückten, und die andern Fürsten bereicherten sich nun durch die Spolien dieses Hauses." Zu den Würden, welche auf das Haus Braunschweig-Lüneburg übergegangen sind, gehört auch die höchste weltliche Würde, welche es in der Christenheit giebt: zwei Mitglieder des Welfenhauses sind zum Kaiser gewählt, Otto IV.,

der Sohn des Löwen, und Friedrich III., der 1400 vor der Krönung getödtet wurde. Eine Braunschweigsche Prinzessin, Irene, bestieg als Gemahlin des Kaisers Andronikus II. den Thron zu Constantinopel, und ein Prinz von der Grubenhagenschen Linie, Namens Otto, heiratete die Königin Johanne und wurde dadurch König von Neapel. Was die Kurwürde anbetrifft, so weist Leibniz darauf hin, daß dieselbe in den ältesten Zeiten mit den Stammesherzogthümern verbunden war, oder daß diese wenigstens die Stelle der Kurfürstenthümer vertraten. Da nun die beiden Herzogthümer Bayern und Sachsen im Besitze des Welfenhauses waren, so waren ohne Zweifel Heinrich der Schwarze, Heinrich der Stolze und Heinrich der Löwe Kurfürsten, oder sie bekleideten, wenn der Name dieser Würde damals noch nicht entstanden war, factisch eine der kurfürstlichen ähnliche Würde.*) Obwohl nun später das Haus Braunschweig-Lüneburg das Unglück hatte, die Länder zu verlieren, in denen später die Kurwürde errichtet wurde, so hat das Welfenhaus trotz dieses Unsterns stets und ohne Widerspruch den ersten Rang nach den Familien der Kurfürsten eingenommen. Um nun die Ansprüche dieses Hauses an die Kurwürde zu begründen, weist Leibniz auf die Opfer hin, die es gebracht, und auf die Verluste, die es erlitten hat. In letzter Beziehung hebt er das hervor, was wir bereits in der Vorlesung über die unbillige Behandlung gehört haben, die sich das Welfenhaus beim Westfälischen Friedensschluße mußte gefallen laßen. Dabei er-

*) Auf einem Blättchen von der Größe einer Hand, das ich in einem Handschriften-Fascikel (Nr. 172) auf der hiesigen Bibliothek fand, findet sich von Leibnizens Hand sehr sauber folgende Zusammenstellung: „Aus dem hochfürstlichen Hauſe Braunschweig-Lüneburg sind entsproßen:

1. zween Kayser.
2. ein König zu Neapel.
3. zwey, ja mehr weltliche Kurfürsten.
4. fünf Erzbischöfe.
5. vierzehn Bischöfe.
6. ein Hoch- und Teutschmeister.
7. eine Römische Königin.
8. eine Königin von Dänemark.
9. eine Königin von Schweden.

(NB. adde eine Orientalische Kayserin, Andronici junioris Gemahlin.)“

wähnt er die „unverschämten Forderungen anderer," und wen er dabei vorzugsweise im Auge gehabt hat, würde auch dann nicht zweifelhaft sein können, wenn der Name „Brandenburg," der ursprünglich im Contexte gestanden, nicht wieder ausgestrichen und in „andere" verallgemeinert wäre. Was die Opfer und Leistungen des Welfenhauses betrifft, so erwähnt Leibniz, daß fast allein die Söhne des Herzogs Georg dem Erbfeinde gezeigt hätten, was Deutschland könnte, wenn man ihrem Beispiele folgte. Darum gebe es kein Fürstengeschlecht in ganz Deutschland, welches durch die dem Reiche geleisteten Dienste mehr verdient habe, daß man es zufrieden stelle, als das Welfenhaus. Denn außer daß es seine Staaten und das Leben seiner Fürsten aufs Spiel gesetzt habe, habe dieses Haus fast allein den Ruhm des Germanischen Namens gegen Fremde aufrecht erhalten, die, von ihren Fortschritten aufgeblasen, Deutschland mit dem Untergange bedrohten. Gott habe die Pläne desselben autorisirt durch außerordentliche Erfolge, welche der Gerechtigkeit seiner Waffen und der Generosität seiner Rathschläge entsprächen. Auf dem Reichstage zu Regensburg und dem Congresse zu Frankfurt habe sein Eifer für das Wohl des Vaterlandes vor den meisten andern Reichsständen geglänzt. Dabei habe es stets gewißenhaft die Gerechtigkeit bewahrt, und man werde finden, daß andre mehr widerrechtliche Eingriffe in die Rechte dieses Hauses, als dieses Haus in die Rechte andrer gethan habe.*) Endlich habe das Welfenhaus die wenigste Anhänglichkeit an die Fremden, und das Reich könne sich seiner mindestens eben so viel versichert halten, als irgend eines andern Fürstenhauses. Damit ist denn der Punkt gegeben, wo es sich zeigt, daß Leibniz nicht bloß als Diener des Welfenhauses dessen dynastische Interessen ver-

*) Elle a gardé réligieusement la justice, et il se trouvera, qu'on a plustôt usurpé sur elle, qu'elle n'ait usurpé sur d'autres.

Mit Recht sagt auch Spittler in seiner Geschichte des Fürstenthums Hannover: „Welch ein schöner Blick ists nun von Münden bis nach Ratzeburg hinab, aus dem engen Thale, wo sich Werra und Fulda zur Weser vereinigen, bis hinab nach Stade, bis hinab zur schönen, schiffreichen Elbe! Und von diesem ganzen schönen Lande, das sich so wunderbar allmählich unter einem Herrn vereinigte, ist nichts gewaltthätig einem Nachbar abgedrängt, nichts ei-

folgt, ſondern daß ihm das Wohl des Ganzen, das Wohl des Deutſchen Reiches am Herzen liegt. Vier Kurfürſtenthümern, ſagt er, ſind die Hände gebunden, weil ſie an den Grenzen Frankreichs liegen. Von den geiſtlichen Kurfürſten iſt außerdem nichts zu hoffen, weil ſie nur auf die gegenwärtigen Vortheile ihrer Perſon und ihrer Familie, nicht aber auf das Wohl ihres Landes und des Reiches ſehen. So kommt es, daß Frankreich im Kurfürſtencollegium herrſcht, wovon die letzten Jahre den traurigen Beweis geliefert haben. Soll alſo eine neunte Kur errichtet werden — und das iſt auch um deswillen durchaus nöthig, weil nach dem Ausſterben der Pfalz-Simmernſchen Linie das katholiſche Element im Kurfürſtencollegium ganz und gar die Ueberhand gewinnen würde — ſoll alſo eine neue Kur errichtet werden, ſo muß man ein Fürſtenhaus nehmen, das fern vom Rheine liegt, und das mächtig genug iſt, um dieſe Würde mit Erfolg zu behaupten und im Kurfürſtencollegio Frankreich das Gleichgewicht zu halten. Dazu eignet ſich nur Hannover, das man ohne Ungerechtigkeit nicht übergehen könnte. Hannover iſt unter allen fürſtlichen Familien am meiſten geeignet einen Platz im Kurfürſtencollegio auszufüllen. Es hat die beſtbegründeten Anſprüche und muß dem Kaiſer am willkommenſten ſein. Weder ſo ſchwach, daß es ohnmächtig wäre, noch ſo groß, daß es dem Kaiſer und Reiche gefährlich werden könnte, kann Hannover am beſten dazu dienen, diejenigen in ihren Grenzen zu halten, welche dieſelben zu überſchreiten mehr als jenes geneigt ſind.

Damit war alles geſagt, was im Intereſſe des Welfenhauſes, das mit dem Reichsintereſſe zuſammenfiel, geſagt werden konnte, und es iſt bekannt, daß diesmal Leibnizens Beſtrebungen von glänzendem Erfolge gekrönt wurden.

---

nem ſchwächern halbrechtlich entrißen, nichts durch blindes Heiratsglück gewonnen; es iſt lauter gerechtes Gut, altes Stammgut, neugekauftes Land — wie viele Acquiſitionstabellen großer Fürſten können ſich ſo ſchließen? Und wo iſt vollends noch das Teutſche Land, das nach ſtarken Anſtrengungen, die es noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts litt, gerade in dem Zeitalter, da alles nach despotiſcher Gewalt ringt, da alles unter despotiſcher Gewalt immer tiefer verſinkt, ſeine mildeſten Regierungen genoß, ſeine ausgebildetſte Freiheit unbeſchränkt behauptete?“

Jedoch fehlte es im Kurfürstencollegio nicht an Opposition gegen den neuen Bewerber um den Kurhut, und besonders war es der östliche Nachbar, welcher ihm den Eintritt in das Kurfürstencollegium zu wehren suchte.

Zwar war es dem gewandten Minister Grote gelungen, zwischen der Hannöverschen Prinzessin Sophie Charlotte und dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg 1684 eine Heirat zu Stande zu bringen, welche die widerstrebenden Interessen beider Häuser versöhnen sollte. Sophie Charlotte, späterhin die erste Königin von Preußen, ist dadurch die Stammmutter des Preußischen Königshauses geworden. Allein nur zu bald sollte es sich zeigen, daß man in Berlin keine Verwandtschaft respectire, sobald das eigne dynastische Interesse in Frage stand, und daß jede verwandtschaftliche Regung durch eine selbstsüchtige Politik unterdrückt wurde. Anfangs scheinbar günstig gestimmt, nahm Brandenburg nach dem Lauenburgschen Erbanfall plötzlich eine andere Haltung an und zeigte sich den Hannöverschen Bestrebungen ungünstig, ja feindlich. Es sah zu argwöhnisch auf die rasche Entwicklung der Welfischen Macht, die ihm das Principat in Norddeutschland streitig zu machen drohte, als daß es selbst die Hand zur Erhebung des Rivalen hätte bieten sollen. Allein Ernst August war nicht der Mann danach, um vor dem Widerspruche seiner Neider und Widersacher zurückzuschrecken. Er machte um so dringender beim Kaiser seine Ansprüche geltend, und als der Kaiser zögerte, erinnerte ihn Ernst August nachdrücklich daran, daß dem Reiche die Hülfe des Welfenhauses unentbehrlich war. Er drohte in Gemeinschaft mit Sachsen eine dritte neutrale Macht zwischen Oesterreich und Frankreich zu bilden und da er durch seine zwanzigjährigen Hülfeleistungen sich keinen Anspruch auf die Dankbarkeit des Kaisers habe erwerben können, es nunmehr auf einem andern Wege zu versuchen. Das half, und am 22. März 1692 stellte der Kaiser Leopold I., nachdem er mit Hannover eine ewige Union geschloßen, die Urkunde über Ertheilung der Kurwürde an dies Fürstenhaus aus, ohne auf der Forderung zu bestehen, daß der Herzog Ernst August zum katholischen Glauben überträte.*)

*) Besonders der bekannte Gourville beschäftigte sich mit dem Plane, den

Die Belehnung erfolgte am 4/19. December 1692 in dem Rittersaale der Hofburg zu Wien. Mit den Insignien des Kaiserthums angethan, saß Leopold I. auf dem Throne. Vor ihm knieten die Hannöverschen Gesandten zu dreien Malen; dann trat Grote vor, sprach den Huldigungseid, empfing für seinen Herrn den Kurhut und wurde nach dreimaliger Kniebeugung verabschiedet.*)

Was das mit jeder Kur verbundene Reichs-Erzamt anlangt, so wurde für Hannover das Amt des Reichsbannerherrn beliebt, und bei dieser Gelegenheit bekam Leibniz ein unerwartetes Thema zu einer historischen Untersuchung. Gegen das neue Erzamt protestirte nämlich der Herzog von Würtenberg, der seit 1336 das Recht auf die Reichssturmfahne besaß und sich darin durch die Ernennung des neuen Kurfürsten zum Reichsbannerherrn beeinträchtigt sah. Noch vor Ausgang des Jahres 1692 bereitete Leibniz seine Denkschrift vor „über den Unterschied des Reichsbanners von der Sturmfahne," und als zwei Jahre später von Seiten Würtenbergs eine Deduction für seine Ansprüche herausgegeben wurde, setzte Leibniz derselben eine neue, jedoch nicht mit seinem Namen versehene Schrift entgegen. Dieselbe führt den Titel: „Die hochfürstliche Würtenbergsche Deduction

---

Nachfolger Johann Friedrichs zur Annahme des Römischen Glaubensbekenntnisses zu bewegen, und stellte die Erlangung der Kurwürde als Preis des Glaubenswechsels hin. Allein Ernst August erklärte, er sei zu alt, um seinen Glauben ändern zu können. Er wollte auf ehrlichem Wege und ohne Beschwerung des Gewißens zum Ziele gelangen, und verharrte bei der Erklärung, in seinem Glauben sterben zu wollen.

*) Grote war ein großer, starker und schon vom Alter gebeugter Mann, weshalb ihm das Niederknien und Aufstehn so schwer wurde, daß ein Edelmann aus seinem Gefolge ihn unterstützen mußte. Es troff dem alten würdigen Herrn der Schweiß von den Wangen, und als er aus der Audienz in den Rittersaal zurückgekehrt war, erklärte er Luft schöpfend, daß er des Todes sein müßte, wenn er gleich noch einmal dran sollte. Er nahm den empfangenen Kurhut in seiner Kutsche auf dem Kissen mit nach seiner Herberge und brachte ihn seinem Herrn nach Hannover. Schon im Jahre darauf, 1693, starb er.

Bald nachdem Hannover die Kurwürde erreicht hatte, wurde Brandenburg zum Königthume proclamirt. Aber die Königswürde war ihm nicht im Reiche, sondern in Preußen verliehen. Innerhalb des Reiches stand Hannover jetzt Brandenburg gleich.

sammt der Beantwortung, auch dazu gehörenden Beilagen und Kupfern." Leibniz wies auf Grund heraldisch-genealogischer Untersuchungen und Beweise die Ansprüche Würtenbergs zurück. Er zeigte, daß das Reichsbanner „niemand bisher erblich zugestanden, sondern bei wichtigen Begebenheiten einem dazu erwählten zeitlichen Reichsbannerherrn nach Gelegenheit aufgetragen worden; wiewohl dergleichen innerhalb zweihundert Jahren, seit dem Zuge Kaiser Friedrichs gegen Herzog Karl von Burgund, nicht geschehen." Es war für einen Geist wie Leibniz kein geringes, sich dieser trocknen und an sich ziemlich gleichgültigen Frage zu widmen; allein überzeugt von dem guten Rechte seines kurfürstlichen Herrn unterzog sich Leibniz mit Liebe und Fleiß auch dieser mühevollen Arbeit und drückte ihr den Stempel seines Geistes auf sowohl durch die Gründlichkeit, womit er seinen Gegenstand behandelte, als auch durch den urbanen Ton, den er in seiner Widerlegung anschlug. Dennoch blieben seine Bemühungen fruchtlos; Würtenberg behielt den Sieg, und die neunte Kur blieb ohne Erzamt, bis im Jahre 1710 das Amt eines Erz-Schatzmeisters damit verbunden wurde.

Bei allen diesen Bestrebungen, welche sich auf die Feststellung der Primogenitur und auf die Erwerbung des Kurhutes bezogen, haben wir Leibniz vielfach das Gebiet der Geschichte betreten sehen, und auf diesem Gebiete sollte ihm noch eine schwierige und mühevolle Aufgabe gestellt werden, welche je länger je mehr seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Leibniz, der treue Diener des Welfenhauses, sollte auch dessen Geschichtsschreiber werden, und keiner war dazu tüchtiger und geschickter, als er; denn mit den umfaßendsten Geschichtskenntnissen verband er einen Scharfsinn, welcher die verwickeltsten geschichtlichen Fragen zu entwirren und zu lösen verstand, und eine Eleganz der Darstellung, welche den Leser feßelt und befriedigt.

Es ist schon in der vorigen Vorlesung erwähnt, daß unter den vielen Vorschlägen, welche Leibniz dem nunmehrigen Kurfürsten Ernst August machte, auch der war, eine „gründliche Historie des fürstlichen Hauses" abzufaßen. Dieser Vorschlag entsprach zu sehr den Bestrebungen Ernst Augusts für die Machtentwicklung seines Hauses, als daß er nicht mit ganzer Seele darauf eingegangen sein sollte. Ernst August wünschte

vor allem, daß die Genealogie ſeiner Familie von Leibniz unterſucht und dargethan werde. Genealogie der Fürſten galt im Zeitalter Ludwigs XIV. und ſchon einige Zeit vorher als der wichtigſte und belohnendſte Zweig hiſtoriſcher Forſchung und Darſtellung. Ebendeshalb war aber auch gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts kein Gebiet der Geſchichte ſo unſicher, ſo voll von Willkür, Uebertreibung und gewißenloſer Schmeichelei der Gelehrten. Denn die meiſten Fürſten ſahen es gern, ihren Urſprung, wenn nicht von Karl dem Großen, ſo doch aus Italien, dem Lande des Ruhms und der Wiege der Kultur, zu haben, und es fehlte nicht an Geſchichtsſchreibern, welche allen Scharfſinn und alle Gelehrſamkeit aufboten, um die berühmteſten Patricierfamilien Roms zu Ahnen Deutſcher Fürſtenhäuſer zu ſtempeln. So leitete Peter Lambeccius das Haus Habsburg von den Anicii, andere von den Scipionen und Fabiern ab. So galt es auch im Zeitalter des Herzogs Johann Friedrich für ausgemacht, daß der Stammvater des Welfiſchen Hauſes, der Italieniſche Markgraf Azzo, von der Römiſchen Familie der Accii abſtamme. Die Gelehrten beeiferten ſich um die Wette, ihre gelehrten Deductionen in zierlichen Handſchriften den Fürſten zu überreichen und ſich dafür reichlich belohnen zu laßen. So hatte auch ein Holländiſcher Edelmann namens Theodor Damaidenus dem Herzoge Ernſt Auguſt, als er ſich 1685 in Venedig aufhielt, eine handſchriftliche Genealogie überreicht, worin er ſich nichts geringeres vermaß, als den Urſprung des Welfenhauſes vom Kaiſer Octavianus Auguſtus herzuleiten, deſſen Stammbaum er dann weiter hinauf bis zum erſten Jahre der Erbauung Roms verfolgte. Das Werk, das noch in der ſchön geſchriebenen Handſchrift exiſtirt, geſchmückt mit Wappen, Münzen und Abbildungen aller Art, verfolgt alſo die Herkunft der Welfen mit chronologiſchen und heraldiſchen Beweiſen in ununterbrochener Reihenfolge durch einen Zeitraum von zweitauſendſechshundertſechsundvierzig Jahren. Dieſe Arbeit konnte dem ſcharfen Blicke des Herzogs Ernſt Auguſt unmöglich zuſagen. Doch gab ſie dem Herzoge einen neuen Anſtoß, den Auftrag, welchen Leibniz bereits erhalten hatte, die Urſprünge des Welfenhauſes wißenſchaftlich zu erforſchen, mit erneutem Eifer zu betreiben. Leibniz, deſſen hoher Sinn jede Gunſtbuh-

lerei nach Art der bisherigen Geschichtsschreiber verachtete, knüpfte sofort nach der Rückkehr des Herzogs aus Italien einen Briefwechsel mit dem gelehrten Anton Magliabecchi, dem Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, an, um Aufschlüße über gewisse Markgrafen Oberitaliens aus dem elften Jahrhundert, namentlich die Este, zu erhalten. Doch überzeugte sich Leibniz bald, daß schriftliche Untersuchungen aus der Ferne nicht zum Ziele führten. Sollte etwas gründliches geleistet werden, so mußten die schwierigen Fragen an Ort und Stelle untersucht werden, und so erwirkte sich Leibniz den Auftrag, die Wiege des Welfenhauses in Oberdeutschland und Italien zu besuchen, um dort die noch vorhandenen Spuren ihrer Geschichte zu sammeln. Er sah dadurch den schon vor zehn Jahren in Paris gehegten, aber damals wieder aufgegebenen Wunsch, Italien, das Vaterland Galileis, zu bereisen, in Erfüllung gehn.

Im October 1687 verließ Leibniz, mit Empfehlungen des Herzogs versehen, Hannover und besuchte zunächst das mittlere und südliche Deutschland. Nachdem er einige Zeit in Hessen, am Mittelrhein, in Franken, Bayern und Böhmen verweilt und nicht nur überall in den Bibliotheken, Archiven und Grabdenkmälern Nachforschungen angestellt, sondern auch „keine Gelegenheit versäumt hatte, allerhand Berg-, Salz-, Hütten-, Blech- und Hämmer-Werke, die nicht allzu abgelegen waren", auf seiner Reise zu besichtigen, und sich mit dem Münzwesen, der Perlenfischerei, der Stuckatur-Arbeit in Gips und Alabaster, der Seiden- und Woll-Manufactur in jenen Gegenden bekannt zu machen, wandte er sich, immer sein Hauptziel im Auge behaltend, nach Wien, wo er im Mai 1688 anlangte und sich neun Monate lang aufhielt. Hier knüpfte er sofort Verbindungen mit dem kaiserlichen Bibliothekar Nesselius an, um seine geschichtlichen Quellenstudien fortzusetzen. Doch auch mit Spinola, dem Bischof von Wienerisch Neustadt, trat er in Verkehr, um die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten zu betreiben. Außerdem beschäftigten ihn die großen politischen Fragen der Gegenwart, welche ihn mitten in dem Getriebe der Kaiserstadt noch viel mehr in Anspruch nahmen, als einst in der Einsamkeit des Harzgebirges. Besonders waren es zwei für das Haus Hannover bedeutungsvolle Begebenheiten, welche

Leibniz in Wien erlebte, der Ausbruch des Reichskrieges mit Ludwig XIV. und die Englische Revolution, die dem Hause Hannover die erste Aussicht auf die Englische Thronfolge eröffnete. Der neueste Herausgeber seiner Werke hat eine ganze Reihe von Briefen und Aufsätzen ans Licht gezogen, welche Leibniz während seines Wiener Aufenthaltes ohne Beziehung auf seine dienstliche Stellung als Deutscher Patriot im allgemeinen Reichsinteresse abfaßte. Es geht daraus hervor, daß er in Wien mit den ersten Oesterreichischen Staatsmännern verkehrte und selbst Zutritt zum Kaiser erlangte.

Nachdem Leibniz von Wien aus noch einen Ausflug nach den reichen Goldbergwerken in Ungarn gemacht, um hier seine bergmännischen Kenntnisse zu erweitern, machte er sich im Januar 1689 auf den Weg nach Italien. Hier machte er zum Mittelpunkte seiner Arbeiten nicht Rom, sondern, wie es der Zweck seiner Reise forderte, Modena, wo er von dem Herzoge die Erlaubnis erhielt, alles zu erforschen, was zur Beleuchtung der Abstammung des Hauses Braunschweig diente. Noch im Herbst desselben Jahres besuchte er Venedig, Rom und Neapel, um sich dann über Florenz und Bologna wieder nach Modena zurückzuwenden. Von Venedig aus machte er einen Ausflug nach den kaiserlichen Quecksilbergruben in Istrien. Als er bei dieser Gelegenheit in einer kleinen Barke an der Küste hinfuhr, bestand er ein sehr bedenkliches Reiseabenteuer, dessen Erzählung Eckhard oft aus seinem Munde gehört haben will. Da nämlich die Reisegesellschaft von einem Sturme überfallen wurde, so faßten die Schiffer den Plan, mit dem Ketzer — denn dafür hielten sie den Reisenden — ähnlich zu verfahren, wie einst jene morgenländischen Schiffer mit Jonas verfuhren. Da sie aber in der Ueberzeugung, daß er ihre Sprache nicht verstehe, in seiner Gegenwart sich über ihren Plan berathschlagten, so durchschaute Leibniz denselben und erkannte mit Schrecken, was für eine Gefahr ihn bedrohte. Doch behielt er seine Geistesgegenwart und verfiel sofort auf ein allerdings nicht nachahmungswürdiges Mittel, das ihn rettete. Ohne sich etwas merken zu laßen, zog er einen Rosenkranz hervor, den er bei sich führte, und fieng an, so eifrig zu beten, als ob er der rechtgläubigste Katholik wäre. Als die Schiffer dies bemerkten, erklärte alsbald

einer derſelben, da es ſich heraus ſtelle, daß dieſer Mann kein Ketzer ſei, ſo könne er auch nicht zugeben, daß er ins Meer geworfen würde. So ſtieg Leibniz ungefährdet ans Land und zog dann, an allen Orten forſchend und beobachtend, nach Rom, wo er kaum länger als einen Monat verweilte. Da ihm ſein Ruf vorhergegangen war, ſo kamen die einheimiſchen und fremden Gelehrten, mit denen er zum Theil ſchon in Briefwechſel geſtanden hatte, ihm mit Verehrung und Dienſtfertigkeit entgegen. Ueberall mit Zuvorkommenheit aufgenommen, erhielt er nicht nur Zugang zu den reichen Schätzen der Wißenſchaft und Kunſt, ſondern es war auch keine Geſellſchaft von Gelehrten in Rom, von der er nicht als Gaſt oder Mitglied aufgenommen wurde. Ja, er erregte die Bewunderung und Liebe der Römer in einem ſolchen Grade, daß ihm der Antrag gemacht wurde, die Stelle eines Cuſtode der Vaticaniſchen Bibliothek anzunehmen. Da jedoch dieſe hohe Ehre an die Bedingung geknüpft wurde, daß er die katholiſche Religion annähme, ſo war das für Leibniz Grund genug, den Antrag abzulehnen. Nachdem Leibniz innerhalb eines Monats alle Merkwürdigkeiten Roms beſichtigt, die Katakomben beſucht und dabei das Blut der Märtyrer, das er in Flaſchen auf ihren Gräbern fand, unterſucht, ſich mit der Chineſiſchen Miſſion bekannt gemacht und mit dem Pater Grimaldi, welcher ſich eben damals anſchickte, dem Rufe des gelehrten Kaiſers Cham-Hi zu folgen, eine intereſſante Bekanntſchaft angeknüpft hatte, welche ſich hernach in einem lebhaften Briefwechſel von und nach China fortſetzte, verließ er die ewige Stadt, um nach einem kurzen Ausfluge nach Neapel ſich nach Florenz zu begeben, wo er bei ſeinem Freunde, dem Bibliothekar Magliabecchi, die zuvorkommendſte Aufnahme fand und von demſelben bei ſeinen hiſtoriſchen Nachforſchungen eifrig unterſtützt wurde. Mit vielen Empfehlungsſchreiben von Magliabecchi an die Gelehrten Oberitaliens verſehen, begab ſich Leibniz von Florenz nach Bologna, von wo er gegen Ende des Jahres 1689 wieder in Modena eintraf. Hier verweilte er nun noch einige Monate und fand in den Archiven und Bibliotheken von Modena, was er ſuchte, nämlich die hiſtoriſchen Beweiſe für den Familienzuſammenhang der Häuſer Braunſchweig und Eſte; und dieſe Entdeckung wurde beſtätigt durch die Grabſchriften der

alten Markgrafen von Este und ihres Stammvaters Azzo, die Leibniz in einer Carmeliterabtei an der Etsch auffand. Vor allem berichtete Leibniz den gemachten Fund seinem Herrn, dem Herzoge Ernst August, und seiner hohen Gönnerin, der Herzogin Sophie, der er zum neuen Jahre seine Wünsche für das Heil und die Größe des Welfenhauses sandte, nicht ohne bestimmte Beziehung zu einem Plane, der mit seinem Aufenthalte in Modena zusammenhing. Es war nämlich im Werke, eine Vermählung zwischen dem Herzoge von Modena und einer Hannöverschen Prinzessin, einer der Töchter des Herzogs Johann Friedrich, zu Stande zu bringen, und Leibniz scheint nicht wenig zur Verwirklichung dieses Planes beigetragen zu haben. Aus der Antwort der Herzogin geht wenigstens zur Genüge hervor, daß ihm die Förderung jenes Planes eben so wohl oblag, als die Feststellung der Genealogie des Welfenhauses. Die geistreiche Fürstin schrieb dem gelehrten Forscher: „Sie geben den guten Wünschen, welche Sie mir zu diesem neuen Jahre darboten, eine so angenehme und verbindliche Wendung, daß ich sie deshalb denjenigen vorziehe, welche ich von den Königen und Fürsten erhalten habe. Das Schicksal wird ihren Ausgang anordnen; und in dieser Hinsicht sind die der größten Monarchen und die Ihrigen gleich für mich. Ich wünsche Ihnen meine Erkenntlichkeit durch die That zu beweisen und Ihnen zu zeigen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Könnten Sie dem Herzoge von Modena die eine unsrer Prinzessinnen zum Neujahrsgeschenke geben, so würden Sie dieses Haus sehr erfreuen; was ich sehr wünsche, so wie, Sie diesen Frühling in guter Gesundheit wieder zu sehn, damit Sie mir, während der Herzog bei der Armee ist, Gesellschaft leisten können. Ihre Bibliothek hat sich in ein Theater verwandelt, wo man die schönsten Opern von der Welt aufführt. Sgr. Hortensio macht den Text und Sgr. Steffani, welcher im Dienste des Herrn Kurfürsten von Bayern war, die Musik. Sie sehen daraus, daß die Franzosen unsre Staaten noch nicht (wie die Pfalz) verbrannt haben."

Sophiens Wünsche sollten in Erfüllung gehn. Im Februar und März 1690 war Leibniz wieder in Venedig, von wo er noch einen Ausflug nach den Bergwerken Illyriens machte, um dann über Padua und Wien nach Hannover zurückzukehren.

Im Juni 1690 traf er hier nach faſt anderthalbjähriger Abweſenheit wieder ein, um fünf Jahre ſpäter, im Herbſt 1695, Zeuge der Vermählung des Herzogs von Modena mit der Prinzeſſin Charlotte von Braunſchweig zu ſein. Auch benutzte er bald darauf ſeine genealogiſchen Entdeckungen, welche den Glanz des Welfenhauſes erhöhten, bei den Unterhandlungen, welche er mit ſeinem frühern Zöglinge, jetzigem Kammerherrn des Kaiſers, dem Baron von Boineburg führte, um eine Verbindung des Römiſchen Königs Joſeph mit einer andern Tochter des Herzogs Johann Friedrich, Wilhelmine Amalie, zu Stande zu bringen, und auch dieſe Bemühungen wurden, wie bekannt, mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt.

. Die Nachforſchungen Leibnizens in Italien hatten unwiderruflich ergeben, daß das Braunſchweig-Lüneburgſche Fürſtenhaus durch die Eſte und die älteren Welfen rückwärts bis in die Zeiten Karls des Großen verfolgt werden konnte. Leibniz brachte von ſeiner Reiſe ein reiches Geſchichtsmaterial mit. Aber die Hauptaufgabe war noch ungelöſt. Sie beſtand darin, auf Grund der angeſtellten Nachforſchungen nun ein Geſchichtswerk zu ſchaffen, worin die Herkunft der Welfen, ihre Thaten und Schickſale, ihre Verdienſte, ſowie ihre Rechte und Anſprüche von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart herab dargeſtellt werden ſollten. An dieſer Aufgabe hat Leibniz dreißig Jahre lang gearbeitet und die letzten Jahre ſeines Lebens hat er ſeiner Geſchichtsarbeit faſt ausſchließlich gewidmet. Dabei war er durchdrungen von dem Pflichtgefühle eines wahren Hiſtorikers, nur das aufzunehmen, was vor dem Richterſtuhle einer gründlichen Kritik beſtehen konnte. Gleich im Anfange ſeiner Reiſe ſchrieb er von Nürnberg aus an den Baron von Blum, das, was Pigna, Bucelinus und ähnliche mehr gedichtet, als entdeckt hätten, genüge ihm nicht; denn er habe gelernt, daß man ſich in der Mathematik auf das Denken, in der Natur auf die Erfahrung, in menſchlichen und göttlichen Geſetzen auf das Anſehn, in der Geſchichte aber auf Zeugniſſe gründen müße.*) Bei der Aus-

*) „Didici, in mathematicis ingenio, in natura experimentis, in legibus divinis humanisque auctoritate, in historia testimoniis nitendum esse.“

führung seines Werkes gieng Leibniz von dem Gedanken aus, die Annalen des Deutschen Reichs mit steter Berücksichtigung des Braunschweigischen Hauses und Landes bis auf seine Zeit herabzuführen. In der neuesten Zeit dachte er sein Werk noch mehr zu erweitern und es zu einer allgemeinen Geschichte auszudehnen. Später jedoch zog er den Plan in engere Grenzen und beschränkte die Ausdehnung des Werkes auf die fünf Jahrhunderte von Karl dem Großen bis zum Tode des Welfischen Kaisers Otto IV. (768—1218). Die Sprache eines solchen gelehrten Werks konnte nach dem ganzen Bildungsgange der Zeit kaum eine andre als die Lateinische sein.

Hand in Hand mit seinem großartigen Geschichtswerk giengen zwei andre Unternehmungen, die hier nur kurz berührt werden können. Das eine ist seine Protogäa, welche er im ersten Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien, 1691, verfaßte, wiewohl dieselbe erst nach seinem Tode im Druck erschienen ist. Dies Werk, worin er die vulcanische und neptunische Periode der Erdbildung zu entwickeln suchte, gedachte er seinem Geschichtswerke gewissermaßen als geologische Einleitung vorauszuschicken. Veranlaßt war dasselbe durch die geologischen Beobachtungen und Untersuchungen, wozu ihm sein wiederholter Aufenthalt im Harze so reiche Gelegenheit geboten hatte. Leibniz war in Deutschland der erste, welcher vaterländische Gestaltungen und Bildungen der Erdoberfläche zum Ausgangspunkte einer allgemeinen Theorie über die Entstehung der Erde nahm. Die im Harze vorzugsweise gewonnenen Kenntnisse über Fossilien und Versteinerungen dienten ihm dabei als Leitfaden und machten eben so das charakteristische seines Systems aus, wie späterhin die Alpen und andre Gebirge die Grundlage für andre geologische Arbeiten hergegeben haben. Indem Leibniz nun seine Beobachtungen aus dem Harze mit denen verknüpfte, welche er auf seiner Italienischen Reise gemacht hatte, erweiterte und generalisirte er die vereinzelten Forschungen und erhob sie zu einem wißenschaftlichen System, das er in seiner Protogäa niederlegte.

Wie Leibniz an dem localen Bergwerk die Geschichte der Erde studirte, so waren auch die archivalischen Untersuchungen, die er in Anlaß der Genealogie des Welfenhauses anstellte, um-

faßender, als das nächste Ziel, das er dabei im Auge hatte, und die Früchte, die er aus seinen Materialien gewann, beschränkten sich nicht auf die Geschichte Braunschweig-Lüneburgs. Aus einer Menge mittelalterlicher Urkunden, die sich auf völkerrechtliche Verhältnisse bezogen, gab er eine Auswahl seltener und größtentheils ungedruckter Actenstücke heraus, wobei er besonders den Interessen des Deutschen Reiches nachgieng, dessen Geltung und Ansprüchen dieses Gesetzbuch des Völkerrechts zur Bekräftigung dienen sollte. Das ganze Werk war auf drei Bände berechnet, von denen aber nur der erste Band 1693 erschien, unter dem Titel codex juris gentium diplomaticus; später kam unter dem Titel mantissa noch ein Nachtrag hinzu.

Seinem Geschichtswerke selbst schickte Leibniz eine umfaßende Quellensammlung voraus, die eine Menge neuer und seltener Schriften ans Licht brachte und nicht bloß die Grundlage für die Specialgeschichte Braunschweigs enthielt, sondern eine werthvolle Fundgrube für die Geschichte des Mittelalters überhaupt eröffnete. Im Jahre 1698 erschienen in zwei Bänden die accessiones historicae, welche aber nur die Vorläufer der eigentlichen Sammlung waren, die später unter dem Titel scriptores historiae rerum Brunsvicensium inservientes herauskamen.

In demselben Jahre, in welchem Leibniz seine accessiones historicae herausgab, starb Ernst August, der erste Kurfürst von Hannover, und dadurch wurde jenem die Pflicht aufgelegt, in den Personalien seines verehrten Herrn das Ende seines beabsichtigten Geschichtswerkes zu schreiben, ehe noch dessen Anfang gemacht war. Wie Leibniz bei Johann Friedrichs Tode einen kurzen Ueberblick über dessen Leben und Wirken gegeben hatte, so verfaßte er auch eine biographische Skizze von Ernst August, welche die nämliche kirchliche Bestimmung erfüllte, wie die Personalien des Herzogs Johann Friedrich. In einfacher, edler Schreibart stellte er kurz die Hauptzüge aus dem thatenreichen Leben seines hingeschiedenen Herrn zusammen und schloß daran einen Bericht von seiner letzten Krankheit und von seinem seligen Ende. Ernst August hatte sich einer so starken Gesundheit erfreut, daß er in dreißig Jahren fast niemals bettlägrig gewesen war und anstrengende Reisen, Kriegsexpeditionen und andre Fatiguen ohne Beschwerung ertragen hatte. In den letzten drei

Jahren aber hatten die Kräfte merklich abgenommen, und im October 1697 war dem Kurfürsten nachts 12 Uhr ein schwerer Zufall zugestoßen, von dem er sich nicht wieder erholte. „Bei dieser langwierigen und beschwerlichen Krankheit des Kurfürsten hat seine Durchlauchtigste Gemahlin, die Kurfürstin Sophie, fast Tag und Nacht bis zuletzt mit großem Fleiß und mit Hintansetzung ihrer eigenen Ruhe und Gesundheit Beistand geleistet und darin ein so löbliches Exempel ehelicher Treue gegeben, als nur immer gefunden werden kann. Nicht lange vor seinem Ende hat der höchstselige Kurfürst das h. Abendmahl verlangt, sich mit dem himmlischen Viatico des wahren Leibes und Blutes Christi zu versehen, welches Sie auch von dem Beichtvater nach evangelischem Gebrauch unter eifrigem Gebet, mit wahrer Contrition (Reue) und mit innerlicher Erhebung des Herzens zu der Liebe Gottes Ihres Heilandes andächtigst empfangen. Darauf hat es sich am 23. Januar begeben, daß Seine Kurfürstliche Durchlaucht, während Sie nach eingenommener Mittagsmahlzeit im Stuhle geschlafen, einen Anstoß vom Schlag empfunden, also daß Sie, aus dem Schlafe kommend, ohne Bewegung gewesen, nur daß das Herz und die Adern noch gar schwach geschlagen. Herzog Georg Wilhelm, der Tags zuvor nach Herrenhausen gekommen, ist bei diesem traurigen Zustande seines herzgeliebten Bruders mit zugegen gewesen und hat demselben alle mögliche Assistenz leisten helfen. Allein mit innigster Betrübnis hat er sehen müßen, daß die bewährtesten Mittel nichts verfangen haben. Es hat deshalb alles Gott heimgestellt werden müßen, zu dem man sich mit inbrünstigem Gebete gewendet hat und dem auch der höchstselige Kurfürst seine mit Christi Blut erkaufte Seele anbefohlen hat. Als er deswegen von seinem Beichtvater befragt worden, hat er mit einem merklichen Ja geantwortet. Letztlich, da der Odem ausgeblieben, hat auch die Bewegung des Geblütes aufgehört, da denn Seine Kurfürstliche Durchlaucht unter der Umstehenden Gebet nachts gleich vor 12 Uhr ohne alle Ungeberde sanft und selig in dem Herrn entschlafen ist, in dem Alter von achtundsechzig Jahren, zwei Monaten und drei Tagen."

Nachdem Leibniz in dieser anschaulichen Weise uns die letzten Augenblicke des ausgezeichneten Fürsten vorgeführt hat,

giebt er noch in wenigen, aber lichtvollen und sprechenden Zügen eine Characteristik desselben, aus der wir erkennen, was der Herr dem Diener und der Diener dem Herrn gewesen sein mag. Auch in dieser Characteristik tritt uns wieder der treue und anhängliche Diener des Welfenhauses entgegen, der dem Kurfürsten Ernst August ein ähnliches Denkmal der Liebe setzt, wie er es neunzehn Jahre vorher dem Herzog Johann Friedrich gesetzt hat. Ich kann mir daher auch nicht versagen, Ihnen zum Schluß meiner heutigen Vorlesung noch die betreffenden Worte Leibnizens mitzutheilen, welche also lauten:

„Nun sollte man von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht vortrefflichen Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit, heroischen Tugenden und andern denkwürdigen Umständen noch ausführliche Meldung thun; maßen gewiss und bekannt, daß er einer der vollkommensten Herrn seiner Zeit gewesen; man will sich aber damit nicht viel aufhalten, sondern sich theils auf die vorhergehende Erzählung, theils auf das gemeine Urtheil berufen."

„Doch ein und anders noch zu erwähnen, so ist es ein Herr gewesen, stark von Gliedmaßen, ansehnlicher und ganz wohl proportionirter Statur, und so angenehmen Gesichts, daß man ihm mit allem Recht eine schöne Gestalt zuschreiben können, so jedem, der ihn gesehen, theils Liebe theils Respect und Veneration inspiriret."

„Die innerlichen Talente des Gemüths, damit Gott Seine Kurfürstliche Durchlaucht ausgerüstet gehabt, etwas großes zu thun, sind gewisslich nicht geringer gewesen, also daß durch deren Zusammenstimmung mit dem, so in die Augen gefallen, etwas unvergleichliches entstanden, womit Sie sowohl bei Versammlungen als bei besondern Unterredungen Ihren Glanz blicken laßen, und die Gemüther der Leute, von was Staude sie auch sein möchten, gewinnen und lenken können; dergestalt daß ihre Entrevuen mit deren Ministris wohl ehe die Wirkung gehabt, so sonst kaum eine langwierige Negotiation erreicht haben würde."

„Was Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Verstand betrifft, so sind Sie zwar mit einem herrlichen Gedächtnis begabt gewesen, also daß Sie vieler längst verwichener Dinge sich zu rechter Zeit wohl erinnern können; viel mehr aber war Dero scharfsinniger Geist hoch zu schätzen, indem man weiß, daß Sie

zum öfteren bei wichtigen Begebenheiten ſonderbare expedientia ausgefunden, ſo niemand ſonſt beigefallen. Ihr geſundes Urtheil aber war über alles, inmaßen Sie ſofort in das Innerſte der Dinge, ſo man Ihnen vorgetragen, eingeſehen, die Schwachheit der Scheingründe entdecket, und das Beſte, gleichſam als durch ein ſonderliches Eingeben, erwählet, darüber diejenigen, ſo ſich Dero consiliis zu nähern die Ehre gehabt, ihre Verwunderung vielfältig bezeiget. Sie haben auch ein ſonderbares Talent gehabt, in die zukünftigen Begebenheiten weit hinaus zu ſehen, und zu ermeßen, was in großen Dingen geſchehen oder nicht geſchehen möge, wie ſichs hernach zum öfteren erwieſen."

„Aus dieſen Vortrefflichkeiten des Verſtandes iſt eine natürliche Eloquenz hergefloßen, die einem großen Fürſten recht anſtändig; indem die ungezwungenen Worte ſo annehmlich als kräftig, auch wohl oft apophthegmatiſch, gefallen und ohne Weitſchweifigkeit die Sachen gleichſam vor Augen geleget, alſo daß Ihren rationibus zu begegnen oder Ihren persuasionibus zu widerſtehen nicht leicht geweſen."

„Ihre eigenen ſelbſt abgefaßeten Handbriefe hat man nicht wohl verbeßern können; als in welchen, nebſt der ungeſuchten Wahl der Worte und auserleſenen Gedanken, ein beſonderer Charakter zu ſpüren geweſen, ſo ohne Abſehen auf den hohen Stand dennoch etwas hohes zu erkennen geben."

„Es iſt bekannt, daß Seine Kurfürſtliche Durchlaucht unterſchiedene Sprachen und ſonderlich neben Ihrer Mutterſprache das Italieniſche und Franzöſiſche gleich als nativa perfectione geredet und geſchrieben. Die Lateiniſche Sprache haben Sie in Ihrer erſten Jugend gefaßet, und ob Sie ſolche ſchon hernach wegen Abgang der Uebung nicht im Gebrauch gehabt, doch gar wohl verſtanden und in erforderlichen Fällen bei den negotiis der Worte Vermögen und Deutung recht beurtheilet, auch ſonſt bei der Converſation nachdenkliche sententias wohl angebracht."

„Es iſt zwar von Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht Studien und Lectüre bereits oben einige Erwähnung geſchehen; anjetzo aber noch wohl zu melden dienlich, daß Sie bei müſſigen Stunden ſehr viel geleſen und ſonderlich die Weltbegebenheiten aus den Hiſtorien zu vernehmen eine große Beliebung gehabt. Daher dann auch ſowohl als wegen des vielfältigen Umgangs

mit vortrefflichen, erfahrenen, gelehrten und meritirten Leuten, die sich bei Dero Hof oder auf Reisen bei Dero hohen Person zu unterschiedenen Zeiten in großer Anzahl gefunden, welche Sie auch hochgeschätzet und deren Conversation gern genoßen, Seine Kurfürstliche Durchlaucht viel mehr gewußt, als man sich von einem so großen Herrn einbilden möchte. Welche erlangte Nachrichten Sie selbst auch nächst der Erhaltung der Gesundheit, wozu Sie die Bewegung und Reisen hoch nöthig gefunden, für eine der größten Nutzbarkeiten solcher Ihrer Reisen gehalten."

„Gleich wie die jetzt erwähnten Vollkommenheiten des Gemüths den Verstand des höchstseligen Kurfürsten erleuchtet, so haben die Tugenden seinen Willen zum rechten Zweck der wahren Glückseligkeit geleitet; inmaßen man mit Grund der Wahrheit sagen kann, daß er ein sehr löblicher Fürst gewesen, der die Gottesfurcht, Gerechtigkeit und alle gute Ordnung nicht nur durch seine hohe Handhabung, sondern auch durch sein Exempel befördert."

„Die ungefärbte Gottesfurcht haben Seine Kurfürstliche Durchlaucht zuvörderst wahrhaftig und ernstlich geliebet und geübet, die Heuchelei und falschen Schein gehaßet, die Ruchlosigkeit aber nicht geduldet. Kirchen und Schulen haben Sie nicht nur im guten Stande erhalten, sondern auch gebeßert, und bei allem, was zur Ehre Gottes gereichen mögen, Ihren Eifer und ad pias causas Ihre Mildigkeit sehen laßen."

„In Religionssachen haben Sie der reinen evangelischen Lehre, darin Sie erzogen, beständig beigepflichtet und selbige auch, wie es einem evangelischen Fürsten ansteht, geschützet und gefördert; gleichwohl aber gegen die anders Gesinnete keinen Haß oder Animosität, sondern Moderation erwiesen, und eine christliche concordiam gewünschet."

„Die Tugenden, so die Bezeigung gegen den Nächsten angehen, sind die Gerechtigkeit und Gütigkeit. Beide werden zumal bei einem großen Herrn erfordert, dem Gott viel andere zu regieren anvertrauet; und beide haben sich bei Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht im hohen Grade gefunden."

„Ueber der Gerechtigkeit haben Sie mit Ernst gehalten, einem jeden Recht widerfahren laßen, auch das Gute belohnet und das Böse bestrafet; und solches Ihr Gemüth nicht nur in

den Dingen erwiesen, so andere betreffen, sondern auch in denen, die Sie selbst angegangen; also daß Sie nichts mit Unrecht zu erlangen begehret."

„Aus dieser vortrefflichen Gemüthsbeschaffenheit ist auch geflossen, daß Seine Kurfürstliche Durchlaucht sonderlich auf guten Glauben und Aufrichtigkeit gehalten und Ihre gegebene Parole in kleinen und großen Dingen steif und unverbrüchlich beobachtet, vor Falschheit aber und Betrug einen rechten Abscheu gehabt, als vor Dingen, so gleichsam Ihrer Natur zuwider gewesen."

„Die sonderbare Gütigkeit Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht war zwar jedermann, sonderlich aber denen bekannt, so die Gnade gehabt, sich Ihrer hohen Person zu nähern. Sie haben sich selbst große Freude gemacht, anderer Glückseligkeit zu befördern, daher Sie auch Ihre Unterthanen, so viel es die schweren Zeiten leiden wollen, möglichst subleviret, und sonst getrachtet, jedermann nach dem Maß seines Verdienstes und seiner Gelegenheit Gutes zu thun. Und wenn Sie des Zustandes der Sachen und der Bewandtnis der Personen genugsam berichtet gewesen, hat es keines Erinnerns noch Anhaltens bedurft, sondern die Gnad und Gutthat ist aus freien Stücken und aus eigener Bewegnis gekommen, welches deren Werth bei erkenntlichen Gemüthern verdoppelt."

„Die Ihrigen haben Sie zu wählen und auch zu schützen gewußt, und Einigkeit unter ihnen haben wollen; unter andern trefflichen Wirkungen aber Ihrer Gütigkeit und edlen Naturells auch diese gezeiget, daß Sie alle Verleumdungen und übels Antragen gehaßet, des Angetragenen Partei gegen den Anbringer genommen, Argwohn und Mistrauen nicht geheget, was zu Nachtheil und Beschimpfung der Leute gereichen können mit sonderbarer Circumspection vermieden, was man Ihnen selbst anvertrauet im höchsten geheim gehalten, und also durch eine seltene Combination bei Ihrem hohen Verstande und großen Elevation, welche sonst gemeiniglich verursachet, daß man andere Leute wenig achtet, dennoch sich charitabel oder gutherzig und für anderer, auch geringer, Menschen Angelegenheit besorgt erwiesen."

„Von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Tapferkeit und

Großmuth bei den gefährlichsten Umständen, auch von Deren Beständigkeit und Fermeté bei dem nach reiflicher Ueberlegung einmal gefaßten Schluß, kann die bereits gethane Erzählung Ihrer Thaten zeugen; und ist gewiss, daß zu Zeiten, wenn die Difficultäten in einer Sache so groß gewesen, daß sie fast jedermann insuperabel angeschienen, Seine Kurfürstliche Durchlaucht unbeweglich geblieben und die Hoffnung nicht fallen laßen; und zwar solches nicht aus einem Eigensinn oder vorgefaßten Wahn, sondern aus gründlicher Erkenntnis und reifem Nachsinnen, welches der Ausgang mehr als einmal dargethan und Ihre Consilia justificiret."

„Aus dem wohl zusammenstimmenden Chor dieser und anderer Tugenden ist eine heroische Generosität entstanden, welche allein hohen Geistern gegeben, und aus allem Thun und Laßen Seiner Churfürstlichen Durchlaucht hervorgeleuchtet. Ihr angenommener Wahlspruch: „Sola bona, quae honesta", hat sich wohl recht auf Ihr Gemüth sowohl als auf Ihre Thaten geschicket; indem Sie Ehr, Redlichkeit, Gerechtigkeit und gemeines Beste, welche alle unter dem Namen des honesti begriffen, zum innerlichen Zweck gehabt, und weil Sie sich dessen bewußt gewesen, auch Ihre Zufriedenheit dabei gefunden; äußerlich aber bei Ihren Verrichtungen keine andere Mittel und Wege brauchen wollen, als die anständig und auch dem honesto gemäß gewesen."

Zwölfte Vorlesung.

Zwei edle Frauengestalten.

H. A. Wir haben bislang zwei Regenten aus dem Durchlauchtigen Welfenhause kennen gelernt, zu denen unser Leibniz in ein gleich intimes Verhältnis trat, die beiden fürstlichen Brüder Johann Friedrich und Ernst August. Heute möchte ich Ihnen zwei edle Frauengestalten vorführen, welche zwar nicht dem Durchlauchtigen Welfenhause entsproßen sind, aber doch längere oder kürzere Zeit dem Hannöverschen Hofe angehört haben, und deren Namen mehr oder weniger mit Leibnizens Geschichte unzertrennlich verflochten sind. Ich meine die Herzogin, spätere Kurfürstin Sophie, die Gemahlin Ernst Augusts, und deren Nichte, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, oder Liselotte, wie sie sich selbst zu nennen pflegte, die spätere Herzogin von Orleans.

Die Herzogin Sophie, die berühmte Freundin des berühmten Philosophen, war sechzehn Jahr älter, als er, und ein Jahr jünger, als ihr fürstlicher Gemahl. Denn sie wurde geboren am 14. October 1630. Ihr Vater war Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, und ihre Mutter Elisabeth Stuart, die gelehrte Tochter des Königs Jacob I. von England. Als ihr Vater seine junge britische Gemahlin in die Burg seiner Väter einführte, schien alles Glück und Wohlergehn auf dies Fürstenhaus und das ganze Land zusammenzuströmen, Feste folgten auf Feste, das Land schwamm in einem Meere voll Jubel und Fürst und Volk versprachen sich den Anbruch einer neuen gesegneten Zeit. Es war ein kurzer Rausch, der bald verschwand und einer furchtbaren Enttäuschung Platz machte. Friedrich V. warf das Glück seines Hauses und seines Landes in den Abgrund einer gährenden Revolution. Er nahm die Krone von Böhmen

an und machte dadurch gemeinsame Sache mit einer Rebellion, an der sich ein furchtbarer Krieg, Bürger- und Religionskrieg, entzündete, der sogenannte dreißigjährige Krieg, die größte Calamität, die unsre Nation getroffen hat. Er wollte alles gewinnen, und verlor alles. Nur der Spottname des Winterkönigs blieb ihm, weil er nur einen Winter lang die Krone von Böhmen getragen. Nach der Schlacht am weißen Berge floh er über Breslau nach Berlin zu seinem Schwager, dem Kurfürsten Georg Wilhelm, der seiner Gemahlin Elisabeth nach langem Bitten Wohnung und spärliche Nahrung in Küstrin gegeben hatte, um dort ihre Wochen zu halten. Auch dies wenige wurde der unglücklichen Fürstin durch die unfreundliche Art verbittert, mit der es gereicht wurde: denn nach kurzer Zeit erschien der Knauserei auch der armselige Lebensunterhalt, den man der bedrängten Fürstin bot, als eine Last. Friedrichs Ankunft verschlimmerte die Sache, und das unglückliche Fürstenpaar sah sich von aller Welt verlaßen. Um dem Mangel und dem Hunger zu entgehn, mußten sie mit ihrem am ersten Weihnachtstage 1620 gebornen Sohn nach Berlin wandern und auch hier fanden sie keinen Schutz und keine Sicherheit. Am 14. April 1621 kam der unglückliche Friedrich V. mit seiner Gemahlin im Haag an, wo sie bei Moritz von Oranien Aufnahme fanden. Friedrich wurde in die Reichsacht erklärt. Seitdem irrte er unstet umher und suchte Hülfe bei den Feinden des Kaisers. Die Nachricht von Gustav Adolfs Tode, auf den er seine ganze Hoffnung stellte, traf ihn wie ein tödlicher Schlag. Er fiel in ein hitziges Fieber und starb am 19. Nov. 1632 in Mainz, sechsunddreißig Jahr alt. „Treu bis zum Grabe" hatte er ahnungsvoll in seinem letzten Briefe an Elisabeth Stuart geschrieben. Die Sorge um seine Familie und Kinder war es, die ihn beim Abschied vom Leben besonders beschäftigte.

Elisabeth hatte ihm in den achtzehn Jahren ihrer Ehe dreizehn Kinder geboren. Friedrich V. ließ seinen Kindern eine auserwählte Erziehung geben, und je weniger damals Hoffnung war, daß ihre Ansprüche auf Land und Leute sich verwirklichen würden, desto mehr sorgte der Vater für ihre geistige Ausbildung. Unter den Töchtern waren mehre, die sich nicht nur durch körperliche Schönheit, sondern auch durch geistige Begabung und

große Wißbegierde auszeichneten. Es war ein Erbe, das sie von ihrer Mutter empfangen hatten, welche während ihres Aufenthaltes zu Rhenen in der Provinz Utrecht nur im Verkehre mit Gelehrten lebte. Diese Richtung der Mutter war auf mehre ihrer Töchter übergegangen, welche sich nicht minder, als jene, durch Gelehrsamkeit und Originalität des Geistes auszeichneten. So die älteste, Elisabeth, welche, um nicht von den Studien abgezogen zu werden, die Hand des Königs Ladislaus von Polen ausschlug, mit Descartes, der ihr zu Liebe sich in Leyden niederließ, in warmer Freundschaft lebte und als Aebtissin von Herford starb. So auch die durch sprühenden Witz und künstlerische Talente ausgezeichnete Luise Hollandine, die berühmte Aebtissin von Maubuisson, welcher Bossuet eine Leichenrede voll Lobeserhebungen hielt.*)

Bei weitem die berühmteste unter diesen begabten Enkelinnen des Königs Jacob, die auch seine Erbin wurde, und die einzige, der ein eben so glänzendes als glückliches Loos fiel, sollte die jüngste werden, unsre Sophie. Im Haag, wo damals die kurfürstliche Familie lebte, wuchs sie gemeinsam mit ihren Schwestern heran unter der Obhut der Frau von Pleß, einer bewährten Dienerin des Pfälzischen Hauses, von der sie mit gleicher Strenge zur Erlernung des Heidelberger Katechismus und zur Beobachtung der Etikette des kleinen, knapp zugeschnittenen Hofes angehalten wurde. Als sie älter wurde, sehnte sie sich nach Heidelberg, wo inzwischen ihr Bruder Karl Ludwig der Wiederhersteller der Pfalz geworden war, und sie ließ nicht nach, in ihre Mutter zu dringen, bis diese ihr die Erlaubnis zur Reise auswirkte. Es war kein glücklicher Tausch, den sie gemacht hatte. Ihr Bruder, Karl Ludwig, lebte in unglücklicher Ehe mit der Landgräfin Charlotte von Hessen-Cassel, einer Frau von ungestümer Heftigkeit, die sich mit Leidenschaft den Genüßen der Jagd und des Spieles hingab und die Gesetze weiblicher Sitte und Zucht ihren Launen opferte. Dieses Misverhältnis warf seine dunklen Schatten auch in Sophiens Seele, und der Zwist des fürstlichen Paares trübte ihr den Aufenthalt am

*) Obgleich sie sich in die entsetzliche Art ihres Zeitalters so weit verlieren konnte, daß sie zu schwören pflegte par ce ventre, qui a porté quatorze enfants.

Pfälzer Hofe. Aber auch ſonſt fand ſie hier nicht die gehoffte Befriedigung. Es gieng am Hofe von Heidelberg ſehr nüchtern, oft ſogar karg zu. Neben Franzöſiſcher Converſation war der Kurfürſt bemüht, den ehrbaren, ſchlichten Bürgerton feſtzuhalten, und die ſchöne, geiſtreiche Prinzeſſin war eine eben ſo fremdartige als anziehende Erſcheinung in einem Kreiſe, wo Franzöſiſches Weſen mit Pfälziſcher Derbheit rang. Aber eben dies letztere ſagte einem Geiſte von Sophiens Feinheit und Ausbildung nicht zu. Sie, die gelehrte Fürſtentochter, welche nicht nur mit der Literatur von Frankreich, Spanien und Italien vertraut war, ſondern ſich auch des Engliſchen und Holländiſchen gleich ihrer Mutterſprache bediente, vermiſste am Heidelberger Hofe jene feinere Bildung, der im Kreiſe ihrer Mutter zu keiner Zeit die Huldigung verſagt war. Der Aufenthalt am Hofe zu Heidelberg mußte für Sophie mit jedem Tage unleidlicher werden, ſeitdem an die Stelle der Kurfürſtin, welche, ihrer Freiheit beraubt, zu einer thatſächlichen Scheidung gezwungen war, das anmutige Hoffräulein Luiſe von Degenfeld als zweite Gemahlin des Kurfürſten trat, die aber natürlich als ebenbürtige Kurfürſtin nicht anerkannt wurde.

Sophie ſah es darum nicht ungern, daß ſich ein neuer Bewerber um ihre Hand einſtellte, nachdem ſchon zwei andre vergeblich verſucht hatten, ſie heimzuführen. Einen Antrag des Herzogs von Aveiro hatte Sophie mit dem vollen Stolze einer Königstochter zurückgewieſen. Dagegen hatte ſie ſich bereit erklärt, dem bereits zum Römiſchen Könige erkorenen Ferdinand IV., dem älteren Bruder des Kaiſers Leopold I., ihre Hand zu reichen; aber durch den frühzeitigen Tod des Kaiſerſohnes war die Verbindung vereitelt. Jetzt kam ein dritter Bewerber in der Perſon des Prinzen Adolf von Schweden. Sophie war dem Königsſohne gewogen, und es handelte ſich nur noch um die Einwilligung des Königs Karl X. und um die Erlangung der von den Reichsſtänden zu gewährenden Zugeſtändniſſe. Allein dieſe ließen nicht von der Forderung, daß die zukünftige Königin von Schweden auch der Kirche des Landes, der lutheriſchen, angehören ſollte, und an dieſer Forderung ſcheiterte das Heiratsproject, da Sophie ſich zu einem Glaubenswechſel nicht verſtehen konnte und wollte. Wie ſie den Herzog von Aveiro

zurückwies, so verzichtete sie auch auf den Kronprinzen von Schweden.

Inzwischen war auf dem Schloße zu Heidelberg schon ein neuer Brautwerber eingetroffen. Dies war der daselbst wohlbekannte Georg Christoph von Hammerstein, der von dem Herzoge Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg auf Kundschaft ausgesandt war, um zu erforschen, ob das Gerücht von der Verlobung des Schwedischen Kronprinzen mit der Schwester des Kurfürsten von der Pfalz auf Wahrheit beruhe. Als Hammerstein mit der Nachricht heimkehrte, daß die Hand der Prinzessin noch frei sei, beschloßen die beiden Welfischen Brüder, Georg Wilhelm und Ernst August, die beabsichtigte Reise nach Italien unverzüglich über Heidelberg anzutreten. Der jüngere, Ernst August, war hier nicht unbekannt. Er hatte schon einmal auf dem Rückwege von Venedig den Pfälzischen Hof besucht, hatte damals mit der schönen Prinzessin Sophie die frühere Bekanntschaft aus dem Haag erneuert, hatte sich mit ihr gemeinschaftlich an Gesang und Saitenspiel erfreut und war endlich mit ihr in einen Briefwechsel getreten, den Sophie indes wieder abgebrochen hatte, weil sie fürchtete, durch Fortsetzung desselben Anstoß zu erregen. Jetzt trat der ältere der beiden fürstlichen Brüder als Bewerber auf, und doch sollte sie die Gattin des jüngeren werden. Georg Wilhelm fand mit seinen Bewerbungen bei der schönen Pfalzgräfin wie bei deren Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig, geneigtes Gehör, Sophie gab das Jawort und der Ehecontract wurde unterzeichnet. Darauf setzten die beiden Brüder ihre Reise nach Italien fort. Hier nun geschah es, daß Georg Wilhelm sich mit dem Uebermuthe der Jugend in einen solchen Strudel von Lustbarkeiten stürzte, daß er aufs Krankenlager geworfen wurde. Da erwachte sein Gewißen und er fühlte, daß das neugeknüpfte Verhältnis zur Pfalzgräfin entweiht sei. Er hielt sich der schönen Braut nicht mehr würdig, und da hinzukam, daß die gewünschte Vermehrung der Einkünfte von den Calenbergschen Ständen abgeschlagen wurde, so kehrte bei ihm die Reue ein über die abgeschloßene Verlobung. Die in Heidelberg von ihm einlaufenden Briefe waren ohne Wärme und Hingebung, und die Veränderung blieb nicht unbemerkt. Der Pfalzgraf Karl Ludwig wurde beunruhigt; in Sophiens

Seele aber drängte der Stolz des Stuartſchen Blutes jede Aeußerung erlittener Kränkung zurück, und um ihren Schmerz zu verſtecken, hörte ſie ſcheinbar gern auf die Anträge, welche ihr der Herzog von Modena machen ließ. Die Unnatur dieſes Verhältniſſes erheiſchte eine raſche Löſung. Deshalb entſchloß ſich Georg Wilhelm, ſeinem Bruder Ernſt Auguſt mit der feſten Zuſage, ſich nimmer vermählen zu wollen, die Heirat mit der Pfalzgräfin vorzuſchlagen. Mit höchſter Bereitwilligkeit gieng dieſer auf den Vorſchlag ein und ſchlug kurze Zeit darauf die Straße von Venedig nach Hannover ein, um die Vorkehrungen zu einer Verſtändigung mit den Ständen zu treffen. Auf der Reiſe erkrankte er und war in Wien dem Tode nahe. Ein Eilbote trug die Nachricht nach Venedig. Haſtig entfaltete Georg Wilhelm das Papier, ſtieß, nachdem er den erſten Blick hineingeworfen, einen Schrei der Verzweiflung aus und warf den Brief zerrißen zu Boden. Er glaubte die Todesbotſchaft geleſen zu haben. Da ſprang der Stallmeiſter von Harthauſen hinzu, las die zerſtreuten Fetzen zuſammen und bewies dem jammernden Fürſten, daß ſein Bruder noch unter den Lebenden ſei. Zur ſelbigen Stunde brach Georg Wilhelm nach Wien auf, wo ihm der geliebte Bruder bereits als geneſen entgegentrat.*) Beide Brüder verfolgten nun gemeinſchaftlich den Weg in die Heimat. Als ſie in Hannover angelangt waren, eröffnete Georg Wilhelm der Landſchaft ſeine Abſicht, ſich nimmer vermählen zu wollen. Dagegen verſprach er die Jahrgelder des Bruders dergeſtalt zu erhöhen, daß dieſer im Stande ſei, die Koſten einer ſelbſtändigen Hofhaltung zu beſtreiten. Die Stände fügten ſich, ſo ſchmerzlich ihnen auch dieſe Mittheilung ſein mochte, dem Willen des Herrn und ſteigerten die Einkünfte des jüngern Prinzen auf zwanzigtauſend Thaler.

Nun trat Herr von Hammerſtein zum zweiten Male die Werbereiſe nach Heidelberg an, und ohne Widerſpruch ſagte

*) „Da hat er von des Herrn Georg Wilhelm herzlicher und mehr als brüderlicher Liebe ein großes Probeſtück erfahren, da Se. Durchlaucht auf vernommene Gefahr Dero Herrn Bruders mit unglaublicher Geſchwindigkeit Tag und Nacht faſt ohne Ruhe, Speiſe und Trank von Venedig nach Wien geeilt, um treuen Beiſtand leiſten zu können“, ſagt Leibniz in Ernſt Auguſts Perſonalien.

Sophie ihre Hand dem jüngeren Welfen zu. Am 5. Juni 1658 wurden die Ehepacten unterſchrieben; eine an demſelben Tage ausgeſtellte Acte enthält die Beſtimmung, daß Sophie keinen reformirten Geiſtlichen mitbringen dürfe. Jedoch ſollte es ihr unbenommen bleiben, zu drei oder vier Malen im Jahre ſich einen Prediger ihrer Confeſſion behufs der Feier des h. Abendmahls kommen zu laßen, dem es aber nicht geſtattet werden ſollte, anderweitige kirchliche Handlungen vorzunehmen. Man war zwar in Hannover, wo ſieben Jahre ſpäter ein katholiſcher Regent zur Herrſchaft gelangte, nicht ſo excluſiv lutheriſch, als in Schweden. Man machte den Uebertritt der reformirten Pfalzgräfin zur lutheriſchen Landeskirche nicht zur unerläßlichen Bedingung der beabſichtigten Verbindung. Aber man verwahrte ſich doch gegen alle Conſequenzen, die zum Nachtheile der Landeskirche aus dieſer Verbindung hätten gezogen werden können. Wie weit das Werk der Auflockerung und Untergrabung ſeitdem vorgerückt iſt, darauf ſei nur hingewieſen.

Georg Wilhelm hatte ſich durch einen Vergleich vom 24. März 1658 verbindlich gemacht, die Koſten der neuen Hofhaltung zu beſtreiten und dem jungen Paare die erforderlichen Gemächer in ſeinem Schloße zu Hannover anzuweiſen. Die Hochzeit ſollte nach dem Wunſche des hohen Bräutigams in Hannover vollzogen werden. Allein das beleidigte den Stolz des Kurfürſten Karl Ludwig. „Es hat wohl eher ein König von Schweden den Weg nach Heidelberg nicht geſcheut, um eine Pfalzgräfin heimzuholen,“ warf er dem Oberhofmeiſter von Hammerſtein entgegen, und der Herzog mußte in dieſer Beziehung nachgeben. Am 17. October 1658 wurde die Vermählung in Heidelberg vollzogen. Dann wurde die junge Herzogin in ihre neue Heimat geleitet, und an der Schloßpforte zu Hannover ſah ſie ſich durch die verwittwete Herzogin von Celle und die Herzogin von Braunſchweig, die Gemahlin Anton Ulrichs, empfangen. Seit Georg Wilhelm 1648 in Hannover zur Regierung kam, hatte ſich Ernſt Auguſt meiſt bei ihm aufgehalten. Nur zu Zeiten beſuchte er ſeine Schweſter, die Königin von Dänemark, doch nur um ſo bald als möglich wieder zu ſeinem geliebten Bruder Georg Wilhelm zurückzukehren. Beide Brüder liebten ſich mit beſonderer Zuneigung und waren unzertrennliche

Gefährten, daheim und auf Reiſen. Leibniz nennt ſie ein fürſtliches Dioscurenpaar*) und vergleicht Georg Wilhelm mit Pollux, der aus Liebe zu ſeinem Bruder dieſem alles überließ, ſogar den Platz unter den Göttern, und dafür von Jupiter gleich jenem mit der Unſterblichkeit belohnt wurde. Georg Wilhelm hatte wenigſtens ſeinem Bruder die Hand der Verlobten überlaßen und zu ſeinen Gunſten wenn auch nicht auf ein Leben unter den Göttern, doch auf das Glück des Familienlebens verzichtet.

Der Hof der beiden Brüder konnte durch die Gegenwart der geiſtreichen Sophie, welche mit feinem Tacte die Verhältniſſe ordnete, nur gewinnen. Es war zum erſten Male nach geraumer Zeit, daß ſich im Schloße zu Hannover ein durch Frauenanmut belebter Familienkreis bildete. Und doch — ſo verlockend war die Erinnerung an die Freuden Italiens — finden wir die fürſtlichen Brüder auch jetzt noch wiederholt im Gedränge des Carnevals von Venedig. Sophie begleitete zuweilen ihren Gemahl. So namentlich im Jahre 1664, wo ſie in Begleitung des Oberſtallmeiſters von Harling, der Frauen von Lenthe und von Ahlefeldt und eines ſtattlichen Gefolges dem Herzoge nach Italien nachreiſte. Doch fand ſie in dem glänzenden Empfange durch die Nobili der Inſelſtadt und in den Genüßen rauſchender Feſte keinen Erſatz für das aufgegebene Stilleben und die Beſchäftigung mit wißenſchaftlichen Gegenſtänden. Sie zog es daher meiſt vor, die Zeit der Abweſenheit Ernſt Auguſts bei der fürſtlichen Wittwe in Harzburg zu verleben, oder für wenige Tage bei dem Bruder in Heidelberg einzuſprechen, oder ihre Mutter in Leyden zu beſuchen. Kehrten dann die Fürſten heim, ſo trat man gemeinſchaftlich die Fahrt nach Schlößern und Amthäuſern an, oder ergötzte ſich in den Bergen um Hameln und Ohſen an der Jagd.

Sophie war jedoch innerlich nicht glücklich; ſie fand in all dem Wechſel der Zerſtreuung keine Befriedigung. Denn ſie hielt ſich nicht für geliebt und nährte in ſich den Wahn, daß nur

*) Unter Leibnizens Manuſcripten befindet ſich der Entwurf einer Medaille von Leibnizens Hand gezeichnet. Er ſtellt das fürſtliche Dioscurenpaar als zwei Ritter dar, die mit eingelegter Lanze neben einander daherſtürmen, mit der Umſchrift: „Fraterni culmen honoris.“

Gründe der Politik ihr den Gemahl zugeführt hätten. Dennoch gestattete das Bewußtsein eigner Würde ihr keine Aeußerung des Unmuths, und ihre Selbstbeherrschung war so groß, daß sie bei allem innern Unfrieden äußerlich eben so unbefangen erschien, wie in späterer Zeit, als der Herzog in warmer Neigung ihr angehörte.

Sophie hatte mit Liebe an Georg Wilhelm gehangen, und fast scheint es, als ob die Erinnerung dieser ersten Neigung nie ganz in ihr erstarb. Doch hatte sie den Geliebten ohne Klage aufgegeben, um dem jüngeren Bruder anzugehören, und was an warmem Gefühl und wahrer Zuneigung in ihr gewesen, war durch ihren Stolz und die Bitterkeit der erlittenen Kränkung längst erstickt und unterdrückt. Ganz anders stand es mit Georg Wilhelm. Erst jetzt, nachdem seine frühere Verlobte die Gemahlin des Bruders geworden, war ihm ein näherer Verkehr mit Sophie gegönnt, und er fühlte sich durch den Geist und die Anmut der schönen Frau nun so sehr angezogen und gefesselt, daß zu spät in ihm jene Neigung erwachte und bald zur heimlichen Glut wurde, welche früher geschlafen hatte. Ernst August entgieng die aufkeimende Leidenschaft des Bruders nicht, und noch weniger blieb es Sophiens scharfem Auge verborgen, was in dem Herzen des Bruders ihres Gatten vorgieng. Hier aber muß zu ihrem Lobe gesagt werden, daß sie trotz aller kleinen weiblichen Schwächen, trotz Eitelkeit und Gefallsucht, der Leidenschaft des Schwagers nicht die geringste Nahrung gab. Die bloße Nähe desselben machte sie beklommen, sie hütete sich vor jeder Vertraulichkeit, und als er einst ohne ihr Wißen ihr nach Leyden gefolgt war, beschwor sie ihn bei der Liebe Gottes, sie zu verlaßen. Nun wurde Sophie Mutter; die Geburt des ersten Prinzen erfüllte Stadt und Land mit Freude und verlieh dem fürstlichen Familienkreise in Hannover einen neuen Reiz. Nur in Georg Wilhelm wurde die Stimmung trüber und trüber. Das bittere Gefühl häuslicher Einsamkeit, verbunden mit heimlichem Liebesgram, warfen ihn aufs Krankenlager. Kaum genesen, folgte er der Aufforderung des Bruders, den Winter in Italien zuzubringen. Bis Heidelberg begleitete Sophie die fürstlichen Brüder; von dort fuhr sie den Rhein hinunter nach Rotterdam, wo sie die Mutter zum letzten Male begrüßte. Im

nächſten Jahre trafen die drei hohen Perſonen, deren Geſchicke in ſo merkwürdiger Weiſe mit einander verkettet waren, in Hannover wieder zuſammen. Allein kaum hier angekommen, fühlte Georg Wilhelm, daß es ihn in Sophiens Nähe nicht dulde. Darum begab er ſich, Linderung für ſeinen Gram zu ſuchen, abermals auf Reiſen. Da geſchah es, daß der Biſchofsſtuhl von Osnabrück erledigt wurde, der nun dem jüngſten Fürſten aus dem Welfenhauſe, Ernſt Auguſt, zufiel, und Sophie, voll Freude, ihrer peinlichen Lage im Schloße zu Hannover entzogen zu werden, drang in den Gemahl, die Ueberſiedelung nach der neuen Reſidenz zu beſchleunigen.

So zeigt ſich dieſe merkwürdige Frau in den von ihr ſelbſt niedergeſchriebenen Memoiren. Frei von den herrſchenden Vorurtheilen, ſo wird ſie von einem neuern Schriftſteller, dem dieſe Memoiren zugänglich geweſen ſind, charakteriſirt, reich an Humor, ſchalkhaft, neckiſch und immer gerüſtet, jeden Angriff mit ſchlagendem Witz abzuwehren, macht ſie aus jugendlicher Eitelkeit kein Hehl und wählt mit fein verſteckter Eigenliebe ihre eignen kleinen Schwächen oft zum Ziel harmloſer Ironie. Aber Worte und That werden von ihr mit Schärfe überwacht, Verhältniſſe und Perſönlichkeiten durchſchaut ſie mit ſeltener Sicherheit, es trifft ſie zu keiner Zeit auch nur der Schein des Verdachts, die weibliche Sitte verletzt zu haben, und über alles leitet ſie Klugheit und — das Stuartſche Erbe — das Bewußtſein königlicher Abſtammung. Sie *will* gefallen, und es ſchlägt ihr nie fehl. Aber jene Tiefe des Gefühls, die auch bei minder begabten Naturen ſo anziehend iſt, jene Demut, die in unbeachteter Pflichterfüllung ihr Genüge findet, tritt uns aus den Aufzeichnungen Sophiens ſo wenig entgegen, wie ein Verſtellen der Herzenswünſche auf den Rathſchluß Gottes. Sie war ſtets geneigt, ihre eignen Wege zu gehn, und überſah zu ſehr die Kurzſichtigkeit menſchlicher Klugheit.

Der neue Biſchof von Osnabrück war von Geld und Bedienung ſo entblößt, daß er ſeine regierenden Brüder um eine milde Gabe zum fürſtlichen Aufzuge anſprechen mußte. Zur Beſtreitung der Umzugskoſten und zur würdigen Vertretung des fürſtlichen Hauſes verehrten Chriſtian Ludwig und Georg Wilhelm dem Biſchofe zwanzigtauſend Thaler und ſandten ihm zwölf

ihrer adeligen Vasallen zur Aufwartung. Auch der Herzog August von Wolfenbüttel erinnerte sich, daß er den jüngsten Sohn des Herzogs Georg über die Taufe gehalten, und beschenkte ihn mit drei Compagnien Soldaten, welche den Stamm eines in Osnabrück gebildeten Regiments abgaben. Die Stände des Stifts vermehrten den üblichen Willkomm von zehntausend Thalern aufs doppelte, und reichten der „Frau Bischöfin," weil sie zu ihrem Sohne zu Gevatter gebeten waren, ein Geschenk von siebentausend Thalern. Am 30. September 1662 hielt Ernst August auf einem prächtig angeschirrten weißen Hengste, den ihm die stiftische Ritterschaft verehrt, geleitet von eintausendfünfhundert Berittenen, seine „solenne Cavalcade" in Osnabrück. Im Schloße Iburg, dessen Lage Sophie entzückte, waren die Vorbereitungen zur Aufnahme des Herrscherpaares getroffen.

Auf den Abschied von Hannover folgte für Sophie die Trennung von einem Wesen, an dem sie, die kinderreiche Mutter, bis in ihr hohes Alter wie an einem Kinde hieng und von dem sie wie eine Mutter geliebt und geehrt wurde. Ich meine ihre Nichte Elisabeth Charlotte, die Tochter des regierenden Kurfürsten von der Pfalz, welche das Glück hatte, die wichtigsten Jahre ihrer Kindheit unter Sophiens Pflege zu verleben. Nach der gewaltsamen Scheidung von seiner rechtmäßigen Gemahlin Charlotte war der Kurfürst Karl Ludwig am 6. Januar 1658 mit dem Hoffräulein Luise von Degenfeld, welcher er den alten Titel einer Raugräfin beilegte, in eine zweite morganatische Ehe getreten. Aus der ersten Ehe waren zwei Kinder geboren, der nachherige Kurfürst Karl, der letzte schwächliche Sprößling seines Stammes, und Elisabeth Charlotte, das kräftige, charaktervolle Ebenbild ihres Vaters. Elisabeth Charlotte war am 17. Mai 1652 geboren, und bei seiner zweiten Vermählung im Anfange des Jahrs 1658 mochte der Kurfürst sich sagen, daß der einzigen rechtmäßigen Tochter der Aufenthalt daheim unter den Augen der Stiefmutter nicht gut thue. Als nun im Herbst desselben Jahres seine jüngste Schwester sich mit dem Welfenherzoge vermählte, bat er sie, die Nichte mit nach Hannover zu nehmen. Elisabeth Charlotte war damals eben sechs Jahre alt, und verlebte von da an unter den Augen und der Pflege ihrer Tante fünf glückliche Jahre,

vielleicht die glücklichſten ihres Lebens, deren reiche Eindrücke ſich nimmer wieder verwiſchten. Sie ſelbſt ſchreibt darüber unterm 2. October 1675, alſo kurze Zeit nach den Heldenthaten der Welfiſchen Waffen an der Conzer Brücke und vor Trier, von Paris aus an ihre Tante: „Ich habe vorgeſtern eine rechte Luſt gehabt, Monsieur de la Trousse zuzuhören, in was für Admiration er von dieſen drei Herrn iſt — es ſind die Herzöge Georg Wilhelm, Ernſt Auguſt und deſſen älteſter Sohn Georg Ludwig gemeint — und was er alles von ihnen rühmt, nicht allein gegen mich, ſondern gegen alle Menſchen. Alle Hofleute führen mir von einem Tage zum andern von unſerm Herzoge Gefangene her; denn ſie wißen, mit was für Luſt ich von ihnen erzählen höre. Andere erzählen mir, was die Gefangenen geſagt haben. Alle Augenblicke kommt man in mein Zimmer und ſagt: Madame, voilà encore des louanges de Messieurs vos oncles et Monsieur votre cousin. Das währt den ganzen Tag. Ja, man meint, daß ich jetzt was gar beſonderes ſein muß, weil ich fünf Jahre bei Ew. Liebden geweſen bin. Worauf ich, um Ew. Liebden keine Schande anzuthun, antworte, daß ich nicht zweifle, daß, wenn ich länger dort geblieben wäre, ich wohl beßer wäre erzogen worden, als bei Jungfer Kelbin; allein daß ich leider gar zu jung wäre weggekommen. Ja, der ganze Hof ſieht mich darüber an, und ich höre im Vorbeigehn, daß man ſagt: ces princes, qu'on loue tant, sont oncles et cousin germain de Madame. Bin auch ſelber ganz hoffärtig, wenn ich von Ew. Liebden einen Brief bekomme, leſe ihn drei oder vier Mal, und inſonderheit, wo ich die meiſten Leute beiſammen ſehe; denn gewöhnlich fragt man mich, von wem der Brief komme. Dann ſage ich über die Achſel: de ma tante Madame la Duchesse d'Osnabruck; dann ſieht mich jedermann an, wie eine Kuh ein neues Thor".

Fünf Jahre brachte alſo die junge derbe, geſunde, naturwüchſige Pfalzgräfin bei ihrer feingebildeten Tante zu, und ſie wurde von dieſer nicht verbildet, ſondern zu einer der edelſten Frauengeſtalten herangebildet, von denen die Deutſche Geſchichte zu erzählen weiß. Die Atmoſphäre von Verſailles, deren erſtickenden Druck Eliſabeth Charlotte ſpäter ſo ſchmerzlich empfinden ſollte, war damals ſchon über den Rhein gedrungen, und es

gab nur wenige Höfe, die nicht von ihr vergiftet waren. Es war ein Glück für Elisabeth Charlotte, daß sie in Hannover eine zweite Heimat fand, wo sie von dem sittlichen Verderben jener Zeit unberührt blieb. „Da hat sie glückliche Tage verlebt", sagt ein Pfälzischer Geschichtsschreiber, „eine tüchtige Erziehung und zugleich eine treue Freundin gefunden, die ihr Jahre lang die letzte alte Bekannte aus ihrem erlöschenden fürstlichen Stamm gewesen ist. Hier, in Hannover, hat sie sich jene physische und sittliche Gesundheit bewahrt und gekräftigt, die damals schon, Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, an Deutschen Höfen anfieng seltener und seltener zu werden." Elisabeth Charlotte wurde während ihres Aufenthalts in Hannover von ihrem Vater, der ja freilich als Wiederhersteller der ruinirten Pfalz um so mehr Ursache hatte, zu sparen, als das Schloß zu Heidelberg sich bald mit jungen Raugrafen und Raugräfinnen bevölkerte und als er neben der zweiten Gemahlin auch die erste geschiedene zu unterhalten hatte — also von diesem ihrem sparsamen Vater, dessen Sparsamkeit oft in Kargheit ausartete, wurde Elisabeth Charlotte sehr knapp gehalten. Sie erhielt während ihrer Erziehung in Hannover nur neunhundert Gulden Nadelgeld, und ihre dienende Umgebung, zu der namentlich ihre vortreffliche Hofmeisterin, Frau von Harling, ein geborenes Fräulein von Offeln, gehörte, fünfhundert Gulden. Allein was ihr an äußerm Glanze abgieng, das wurde reichlich ersetzt durch die Bildungselemente, die Sophiens reicher Geist ihr bot. Sophie machte an dieser ihrer Nichte ein Meisterstück der Erziehung, wie später an ihrer eignen einzigen Tochter, der Prinzessin Sophie Charlotte. Elisabeth Charlotte erkennt dies selbst an, wenn sie später unterm 14. September 1675 als Herzogin von Orleans an ihre Tante schreibt: „Ich habe zu Monsieur gesagt — es ist ihr Gemahl, der Herzog von Orleans gemeint — wenn ich Meister über meine Kinder wäre, so wollte ich sie nach Osnabrück zu Frau von Harling schicken; denn alsdann würde ich versichert sein, daß sie nicht gar zu delicat erzogen würden, wie man hier zu Lande thut, womit sie mich aus der Haut fahren machen." Nein, nicht zu delicat wurde Elisabeth Charlotte unter den Augen ihrer Tante Sophie erzogen. Sie blieb auch später in Frankreich das unverbildete Naturkind, voll derben Humors, voll

ſchlichter Frömmigkeit, kerngeſund, urdeutſch, unverdorben und reines Herzens mitten unter den Unreinen. Aber wie groß der Reichthum ihres Geiſtes war, der ſich an dem verwandten Geiſte ihrer Tante gebildet hatte, zeigen ihre zahlreichen Correſpondenzen, die eine der intereſſanteſten Fundgruben für die Geſchichte des Zeitalters Ludwigs XIV. ſind.

Eliſabeth Charlotte ſiedelte mit ihrer Tante Sophie im Jahre 1662 nach Osnabrück über und blieb hier noch ein Jahr bei ihrer Erzieherin und mütterlichen Freundin. Dann kehrte ſie elf Jahre alt nach Heidelberg zurück. Sie hat weder Hannover noch Osnabrück in ihrem ſpätern Leben wiedergeſehn; aber ihre Erinnerung an den Lieblingsaufenthalt ihrer Jugend blieb ſo lebendig, daß ſelbſt die Oertlichkeiten desſelben ihrem Geiſte ſtets gegenwärtig waren. „Ich habe ſchon von andern gehört", ſchrieb ſie unterm 19. Februar 1682 ihrer Tante, „daß Ew. Liebden das Schloß ganz verändern laßen. Iſt mir nur leid, daß meine Kammer und apartement verändert iſt; denn ich flattirte mich, daß dies, wenn es ſo wie vor dieſem und zu meiner Zeit geblieben wäre, Ew. Liebden alsdann würde an Dero Liſelotte erinnert haben, und daß Ew. Liebden nicht durch meine Kammer würden gegangen ſein, ohne an mich zu gedenken." Und im September desſelben Jahrs, als die nie raſtenden Späher, Verleumder und Verfolger am Hofe zu Verſailles es dahin gebracht haben, daß ſie ihren treuen Diener Wend entlaßen muß, ſchreibt ſie aus Verſailles an ihre Tante: „Ich bin verſichert, daß wenn er einſtmals ſo glücklich ſein wird, von Onkel und Ew. Liebden gekannt zu ſein, ſo werden Ew. Liebden mir nie vorwerfen, daß ich Ihnen da ein ſchlimmes Präſent gegeben. Ja, wenn alle diejenigen, ſo ſich an mich attachiren, von meinen Feinden nicht ſo continuirlich verfolgt würden, würde ich meinen möglichſten Fleiß angewandt haben, dieſen Menſchen zu behalten. Allein um ihn aus dieſem unglücklichen Orte heraus zu reißen, ſo ſchicke ich ihn dahin, allwo ich die beſte Zeit meines Lebens zugebracht habe und wo noch Recht und Gerechtigkeit iſt, alſo daß, wer ſein Beſtes und Schuldigkeit thut, nichts zu befürchten hat. Wollte Gott, es wäre mir erlaubt, alles zu quittiren, und daß ich Ew. Liebden mein Lebelang aufwarten müßte; allezeit würde niemand williger ſein,

als ich, die ich gern alle hiesige grandeur quittiren möchte; sie kommt einem gar zu theuer an.“

Mit so dankbarer Erinnerung im Herzen war Elisabeth Charlotte im Jahre 1663 zunächst nach Heidelberg zurückgekehrt, wo sie rasch zu einer blühenden, kräftigen und lebensfrohen Jungfrau heranwuchs. Im Schloße zu Heidelberg war inzwischen nach den trüben Jahren voll ehelichen Zwistes und ärgerlicher Familienzerwürfnisse ein glückliches Familienleben eingekehrt. Die Raugräfin von Degenfeld war, wiewohl nicht als ebenbürtige Kurfürstin anerkannt, eine glückliche und beglückende Gattin, wie der Kurfürst selbst in seiner Ehestandsabrechnung nach ihrem Tode in einer wirklich beweglichen Weise es ausgesprochen hat. In den zwanzig Jahren ihrer ehelichen Verbindung gebar sie ihrem Gatten nicht weniger als vierzehn Kinder, und es ist ein Beweis von der kerngesunden Natur unsrer Elisabeth Charlotte, daß sie in dem ganz eigenthümlichen Verhältnisse zu Mutter, Stiefmutter und Stiefgeschwistern sich so zurecht fand, wie sie es gethan. Ihre Mutter, welche von Heidelberg nach Cassel zurückgekehrt war, blieb ihr Mutter und die nächste weibliche Vertraute bis an ihren Tod. Aber die Stiefmutter wurde ihr doch zuletzt eine zweite Mutter, denn „was unser Herr Vater selig lieb gehabt hat, das ist mir auch lieb“; und zu ihren Halbgeschwistern hegte sie eine herzliche Liebe und Zuneigung, wovon die Herzensergüße in ihren Briefen, namentlich den an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise, gerichteten, die rührendsten Proben enthalten.

Auch in Heidelberg genoß Elisabeth Charlotte überwiegend glückliche Jugendtage, und ihre Briefe zeigen, daß das mannhafte Bild des Vaters, die Anmut der Stiefmutter und Stiefgeschwister, der Umgaug ihrer Jugendfreundinnen und die reizende Natur ihres Heimatlandes bis in die spätesten Tage im Vordergrunde ihrer Erinuerung standen und die Poesie ihres Lebens ausmachten. „Gott, wie oft habe ich auf dem Berge Kirschen gegeßen“, schreibt sie einmal, „morgens fünf Uhr mit einem guten Stück Brod; damals war ich lustiger, als ich jetzt bin.“ Denn auch die Kirschen sind zu Heidelberg, wie sie ein andermal versichert, besonders im Garten der Familie Lander, unvergleichlich beßer, als an irgend einem andern Orte. Eben

ſo tief iſt ihr die Erinnerung an Mannheim ins Herz gegraben. „Mannheim", ſchreibt ſie in ihrem ſiebzigſten Jahre, „iſt ein warmer Ort; ich erinnere mich, daß wir einmal in der Mühlau zu Nacht aßen, den 1. Mai, alles war ganz grün. Da kam ein ſchreckliches Donnerwetter, als wenn Himmel und Erde ſich aufthun wollte. Eure Frau Mutter wurde bang, aber ſie konnte doch das Lachen nicht laßen, wie ſie die Grimaſſen ſah, ſo die Furcht meiner Hofmeiſterin, der Jungfrau Kelbin, zu Wege gebracht." Auch Schwetzingen hält ſie in lieber Erinnerung, obwohl dort „unerhört viel Schnaken" ſind. Die blühenden Ufer des Neckar mit ihren Bergen und Burgen weichen nie aus ihren Gedanken, die Lieblingsſtätten ihrer Jugend üben einen unwiderſtehlichen Reiz auf ſie, ſie weiß noch jedes Haus und jeden Garten und zählt wie träumend die einzelnen Wohnungen und Gebäude ab, an denen man vorüber kam, wenn man von Schwetzingen zum Mannheimer Thore herein nach dem Schloße gieng. Noch nach zwanzigjähriger Abweſenheit weiß ſie ſich des Volksliedes zu erinnern, das nach einem noch üblichen Gebrauch am ſogenannten Sommertag, am Sonntag Lätare, die Pfälzer Jugend unter allerlei ſymboliſchen Gebräuchen abzuſingen pflegt. Kein Tag vergieng ihr in Paris oder Verſailles ohne Erinnerung an die nun ſo fernliegende Zeit der glücklichen Jugend, und ſo wie ſich damals die Zukunft dachte, hat ſie ſchwerlich anders gemeint, als ihr Leben lang in ihrem Heidelberg zu bleiben, dort als verwegene Reiterin auf wildem Pferde bei einer nicht ungefährlichen Jagd ihre Kraft zu erproben, luſtige Scherze, heitre Geſellſchaft zu pflegen, Kirſchen zu eßen und Erdbeeren zu pflücken.

Lange ſchien ihr ſelbſt der Gedanke einer Vermählung fern zu liegen, und als verſchiedene Bewerber kamen, wußte ſie deren Anträge auf ſcherzhafte Weiſe abzulehnen. Der Vater, der ſeine Liſelotte liebte wie ſein eigenes Leben, gab ihr trotz ſeines Eigenſinns in dieſem Punkte nach, bis politiſche Berechnungen eintraten, welche beſtimmend auf den Kurfürſten einwirkten. Es geſchah im Jahre 1670—71, als Frankreichs Macht anfieng wenigſtens im Weſten die überwiegende zu werden, daß bei dem Kurfürſten der Gedanke angeregt wurde, eine Vermählung ſeiner Tochter mit dem Franzöſiſchen Hauſe herbeizuführen. Er glaubte

dadurch einmal im Fall eines Krieges jede Gefahr von ſeinem Lande abzuwehren, dann aber beſonders, da er durch den dreißigjährigen Krieg an Land und Macht bedeutend verloren hatte, das Verlorene wiederherzuſtellen und unter dem Schutze Frankreichs ein mächtiges Fürſtenthum zu ſchaffen. Seltener hat ſich eine politiſche Berechnung trügeriſcher erwieſen, als hier die Karl Ludwigs. Denn was nach Karl Ludwigs Meinung ſeinem Lande Schutz und Gewinn bringen ſollte, das mußte nach Ludwigs XIV. Plane nur dazu dienen, ein zweideutiges Erbrecht der Franzöſiſchen Krone auf das Pfälziſche Land zu motiviren und bei dem erwarteten Ausſterben der Dynaſtie die begonnenen Reunionen hier im großen fortzuſetzen. Wenn man den Fluch einer politiſchen Heirat geſchichtlich oder romantiſch ſchildern wollte, man könnte kein dankbareres, aber auch im einzelnen erſchütternderes Thema finden, als dieſe Ehe. Denn gerade ſie ſtürzte die Rheiniſche Pfalz in einen Abgrund von Jammer und Elend. Als nämlich Karl Ludwig 1680 und bald darauf 1685 auch deſſen kinderloſer Sohn und Nachfolger Karl geſtorben waren, ſprach Ludwig XIV. die Pfalz als Erbe Eliſabeth Charlottens an und reclamirte ſie für Frankreich. Da er ſie nicht behaupten konnte, ließ er ſie auf das unmenſchlichſte verheeren und das blühende Land einer Wüſte gleich machen.*)

*) Es läßt ſich nicht beſchreiben, was Eliſabeth Charlotte litt, als ihr Name gemisbraucht wurde zu dieſen Frevelthaten, die in der neuern Geſchichte ohne Beiſpiel und für den Namen des „allerchriſtlichſten Königs“, der mit ſeiner Cultur an der Spitze der Welt einherſchritt, ein ewiges Brandmal ſind. Laut machte Eliſabeth Charlotte dem Könige, ihrem Gemahl, dem Dauphin heftige Vorwürfe. Als man ihr gleißneriſch ſagte: Wir tragen ja die Waffen, um Eure Rechte zu vertheidigen, erwiederte ſie mit Entrüſtung: „Mein Recht braucht ihr nicht zu vertheidigen, mein Land ſollt ihr ſchonen.“ Aber ſie bat und flehte vergeblich. Heidelberg, Mannheim, ihre geliebte Heimat wurden beiſpiellos verwüſtet. Hier brach jene heitere Geduld, die der Grundzug ihres Lebens war, zuſammen. Das ganze Unglück ihres Lebens in der Fremde, und dazu die Städte ihrer Heimat in Aſche gelegt, das Land ihres Hauſes barbariſch verwüſtet und entvölkert, das war zu viel. Eliſabeth Charlotte litt unſäglich, und es iſt ihr Jahre lang ergangen, wie ſie ſelbſt erzählt: „Ich kann nachts nicht ſchlafen, und wenn ich aufwache, ſehe ich Heidelberg und Mannheim in Flammen vor mir.“ Am 20. März 1689 ſchreibt ſie der Kurfürſtin Sophie: „Sollte man mir auch das Leben darüber nehmen wollen, ſo kann ich doch nicht laßen, zu bedauern und zu beweinen, daß ich ſo zu ſagen

Elisabeth Charlotte sah dem Plane einer Vermählung mit dem Herzoge von Orleans mit Bangigkeit und innerm Widerstreben entgegen. Unter allen Bewerbern war ihr keiner widerwärtiger, als der. „Unter uns gesagt", schrieb sie noch nach dreißig Jahren an ihre Halbschwester Luise, „unter uns gesagt, man hat mich wider meinen Willen hierher gesteckt." Ihr Deutsches Herz erschrak bei dem Gedanken, ihre Freiheit einem Manne aufopfern zu müßen, den sie nicht liebte, und ihre frische fröhliche Jugend in der Stickluft des Hofes von Versailles verkümmern zu sehn. Allein sie gehorchte, denn sie hatte von Jugend auf neben guter Sitte kindliche Pietät und Gehorsam eingesogen, und wußte es nicht anders, als daß in Fragen wie diese nur die Autorität des Vaters entschied. Mit schmerzlicher Resignation rief sie: „so bin ich denn das politische Lamm, welches für das Land soll geopfert werden. Gott gebe, daß es wohl anschlage." Leider schlug das Opfer nicht nur nicht an, sondern Elisabeth Charlotte mußte erleben, daß gerade ihr Name,

---

meines Vaterlandes Untergang bin." Bis zu jenen Tagen hatte sie Ludwig XIV. gern gehabt, aber seit er 1674—75 ihren Vater zu Tode geärgert und ihr nun auch die Heimat verbrannt, war dies Gefühl in ihr erloschen. Und doch trug sie keinen unvertilglichen Groll und Haß im Herzen. Die edle Deutsche Fürstentochter konnte dem Feinde ihres Hauses und ihrer Heimat verzeihen und ihn bemitleiden. Ludwig XIV. war später, lange nach den Verwüstungen der Pfalz, in einer Lage, in der er sich und seinen Ruhm überlebte. Er sah sein Land verarmt, sein Haus ausgestorben, die großen Staatsmänner und Feldherrn weggestorben; er selbst war nur noch eine Ruine alten Glanzes und pflegte zu sagen: „Zur Zeit, wo ich noch König war." Das war für die gutherzige Elisabeth Charlotte zu viel. Den König, der in seinem Uebermuthe ihre Heimat verwüstet, hatte sie bitter haßen können; aber der unglückliche Monarch, der alles um sich zusammenbrechen sah, erfüllte sie mit tiefem Mitgefühl, und in diesen letzten Tagen bildete sich ein so eigenthümliches Verhältnis, daß sie den König und der König sie häufiger zu treffen suchte. Er hatte die in rauher Schale eingehüllte Tüchtigkeit und den Edelmuth der Frau schätzen gelernt. Der siebzigjährige König hatte die nahezu sechzigjährige Fürstin in ihrem Werthe zu erkennen angefangen, und in den letzten Tagen durfte ihm niemand näher treten, als sie. Es war, wie Massillon in der Leichenrede von ihr sagt: „Hier ist ein Fürstenleben, von dem man ohne Furcht den Schleier wegziehen darf. Ein edler Freimuth, den die Höfe so selten kennen, machte sie dem Könige lieb und werth. Er fand bei ihr, was die Könige sonst selten finden: die Wahrheit."

ihre Abstammung zum schändlichen Vorwande der Verwüstung ihrer Heimat diente.

Erst neunzehn Jahre alt, zog Elisabeth Charlotte nach Frankreich, von ihrem Vater, den sie nie wieder sah, bis Straßburg begleitet. Alles, was ihr theuer war, mußte sie aufgeben, die Heimat, an der ihr Herz hieng, den Glauben, für den ihre Ahnherrn gelitten, die Gewohnheit des Lebens, Denkens, Empfindens. Schon unterwegs in Metz mußte sie ihren Glauben abschwören, ohne Zweifel nach vorhergegangener Uebereinkunft. In Versailles angekommen, fand sie einen Hof, eine Sitte, eine Umgebung, die ihrem urdeutschen Wesen ganz zuwider waren. Es giebt keinen grelleren Gegensatz zu Französischem Denken und Empfinden, als der war, der sich in der Deutschen Art Elisabeth Charlottens ausprägte. Ihre derbe, aber gesunde Natürlichkeit, ihr schlichtes Deutsches Wesen fühlte sich abgestoßen von der Affectation eines verzerrten, auf Lüge und Schein gegründeten Hoflebens, und die ehrbare Züchtigkeit ihres Sinnes fand sich bald ganz verödet in der wüsten Umgebung einer scham- und zuchtlosen Frivolität. Nicht leicht läßt sich ein größerer Contrast denken, als der, welchen Elisabeth Charlotte zu dem Versailles des vierzehnten Ludwig bildete. In eine Welt vornehmsten Prunkes war ein frisches, trotziges Naturkind eingetreten, das absolut nicht den geringsten Respect vor all diesen Herrlichkeiten hatte. In eine Welt, die ihre Virtuosität darin suchte, die tiefe innere Unsittlichkeit, von der sie ergriffen war, mit den elegantesten äußern Formen zu umkleiden, war eine derbe, gesunde, aufrichtige Natur hineingestellt, die gewohnt war sich gehn zu laßen, die es nie übers Herz hätte bringen können, die Dinge auch nur mit einem schonenden, euphemistischen Namen zu nennen, die wahrhaftig war in jeder Regung ihres Herzens und jeder Miene ihres Gesichts, wahrhaftig bis zum Excess, und die, wenn es das Leben gekostet hätte, keiner Lüge fähig gewesen wäre. Und nun denke man sich dieses weibliche Wesen voll Deutscher Treue und Tüchtigkeit an einen Mann gekettet, der, in allen Stücken das gerade Gegentheil, dies seltsame Widerspiel der Verhältnisse bis zur Höhe des directen Widerspruchs steigerte. Sie, die derbe, wenig empfindsame, kräftige, fast männliche Natur, die an rücksichtsloser

Offenheit und entschiedenem Geltendmachen einer geistvollen Eigenthümlichkeit unter allen Fürstentöchtern ihres gleichen suchte, und er, ihr Gemahl, unter allen Männern einer der unmännlichsten, ein eitler, weibischer Geck, ein Sclave seiner Günstlinge, ein Mann ohne Eigenthümlichkeit, ohne selbständigen Geist, aber doch bedeutend genug, um den Tugenden der Deutschen Prinzessin überall mit Französischer Unnatur das Widerspiel zu halten.

Ludwig XIV. selbst erkannte den Werth der Pfalzgräfin und hielt sie, namentlich im Anfange, hoch in Ehren. Er wollte sie immer um sich haben und auch Elisabeth Charlotte fühlte sich am meisten zu ihm hingezogen. „Der König", heißt es in einem Briefe vom Jahre 1673, „hat mir schreiben laßen, er prätendire, daß ich zweimal in der Woche mit ihm auf die Jagd reiten soll; dieses wird recht nach meinem Schmack sein; denn ma tante — es ist dies ein stehender Ausdruck für die Kurfürstin Sophie — ma tante weiß wohl, daß ihre Liselotte allezeit ein ruschenplatten Knechtchen ist." Ja es gab eine Zeit, wo sie eine Rolle spielte am Hofe zu Versailles. „Ich muß sagen", schreibt sie im Jahre 1676, „daß der König mir noch täglich mehr Gnade erweist; denn er spricht mir überall zu, wo er mich antrifft, und läßt mich alle Samstage holen, um media nocche mit ihm zu spielen. Dies macht auch, daß ich jetzt sehr à la mode bin; denn alles, was ich sage oder thue, es sei gut oder überzwerg, admiriren die Hofleute dermaßen, daß es mich wohl lachen macht." Allein ihr Lachen kehrte sich nur zu bald und zu oft in Weinen, und voll Kummer schrieb sie ihrer Tante: „Ich wollte tausendmal lieber an einem Orte wohnen, wo böse Geister und Gespenster regierten; denn denen ließe unser Herr Gott keine Macht über mich. Diese verfluchten Geister aber, die nur gar zu viel Fleisch und Bein haben, denen läßt der König und Monsieur alle Bosheit zu, so nur zu erdenken ist." Man trennte sie von ihrer treuen Dienerschaft, man nahm ihr ihre Kinder, man verdächtigte sie bei ihrem Gemahl, man beschuldigte sie der Untreue, man überwachte sie auf Schritt und Tritt: „und wenn ich nur meine Leute in Gegenwart meines Herrn frage: wie viel Uhr ist es? — so fürchtet er, es sei eine Ordre, und will wißen, was es ist. Was mir

das für einen Respect unter den Domestiken giebt, laß ich E. L. bedenken. Wenn ich zwei Worte mit meinen Kindern spreche, examinirt man sie eine halbe Stunde, was ich ihnen gesagt habe. Und dergleichen schöne Sachen giebt es hundert des Tages, welche alle auf die Länge sehr satigant sind. Hätte ich ein Seelenmensch noch bei mir, welchem ich mein Herz eröffnen und mit dem ich über diese Sachen weinen oder lachen könnte, so würde ich mich gedulden; allein darum hat man mir die gute schwarze Jungfer fort geschickt." Es läßt sich denken, wie unglücklich sich Elisabeth Charlotte unter diesen Umständen gefühlt haben muß. Sah sie sich doch in ein Leben hineingebannt, wo jeder Zug, jeder Athem ihr feindselig war, an einen Gatten gekettet, über den sie sich ihre Empfindung nicht gestehen durfte, von ihren Kindern getrennt und ihre Kinder absichtlich dem Verderben zugeführt. Da ist es begreiflich, wenn sie unsägliches litt und wenn der innere Kummer sich selbst in ihren Gesichtszügen ausprägte. „Ich bin ganz stolz", schreibt sie am 14. Nov. 1678, „daß Ew. Liebden mich hübscher finden, als mein Contrefait, das ich an Frau von Harling geschickt habe; allein es ist jetzt sieben Jahre, daß Ew. Liebden mich nicht gesehen haben*), und wenn Ew. Liebden mich jetzt sehen sollten, würden sie vielleicht ganz conträr judiciren. Was mich aber so alt und häßlich macht, sind nicht die Jagden, sondern die Cabale, welche mir seit sieben Jahren so viele Runzeln gezogen hat, daß ich das Gesicht ganz voll davon habe." Die bitterste Leidensquelle für sie war das Verhältnis zu ihrem Gemahl. „Was Ew. Liebden sagen", schreibt sie darüber an ma tante, „daß man seinen Feinden am meisten Verdruß authut, wenn man sie verachtet, so wäre diese Lectiou wohl leicht zu befolgen, wenn der Verdruß von Leuten herkäme, so weit entlegen wären. Weil es aber mehr von Monsieur, als von jemand anders, herkommt, und seine Freunde, welche just alle meine Feinde sind, ihn dermaßen gegen mich eingenommen, daß er mehr Haß für mich hat, als die andern alle, so ist es unmöglich, daß ich nicht zuweilen bekümmert sein muß." Man würde sich aber irren, wenn

*) Sophie war kurz vor ihrer Abreise nach Frankreich zur Hochzeit des Kurprinzen in Heidelberg gewesen.

man glaubte, daß nun dieſe entſchiedene, charaktervolle Frauennatur verſuchen würde, das Band zu lockern, das ſie an einen Mann kettet, den ſie vielleicht innerlich verachtet. Ihr Gemahl war ihr Herr und ſie war ſeine treue Gattin; ſie iſt ihm hingebend und unterthänig geweſen, wie die Zucht der alten Zeit es mit ſich brachte. „Wenn andre Feinde einen haßen und leides thun", ſchreibt ſie, „hat man den Troſt, daß man es ihnen heute oder morgen wieder vergelten kann. Gegen dieſen aber darf man ſich nicht rächen, und wenn mans ſchon könnte und dürfte, wollte ich doch ſolches nicht, indem ihm, nämlich meinem Herrn, nichts ſo verdrießliches widerfahren kann, worin ich nicht auch mit part nehmen muß. Denn iſt er verdrießlich, muß ich allein ſeine böſe Laune ſpüren; iſt er ſonſt unglücklich, kann ihm nichts begegnet, welches mich nicht auch trifft. Alles, was ihm übles begegnet, muß ich theilen, was ihm aber gutes widerfährt, daran habe ich keinen part. Denn bekommt er Geld, ſo iſt es für ſeine Freunde, die meine Feinde ſiud; iſt er in Gunſt, ſo benutzt er es nur, um mich zu quälen und jenen zu gefallen." Das alles war für Eliſabeth Charlotte eine ſchwere Schule der Trübſal; aber ſie trug es, wenn auch nicht immer mit innerer Geduld, doch ohne äußeres Widerſtreben, und ſelbſt ohne laute Klage. Es iſt die ſtärkſte Probe für eine trotz aller Derbheit und freien Natürlichkeit geſunde Frauennatur, in dieſem ſchweren Lebenskampfe auch nicht einmal zu zeigen, wie tief ſie den Druck ihrer Lage empfindet. Nur einmal verſucht es Eliſabeth Charlotte, das ſchwere Joch, das man ihr auferlegt hat, abzuſchütteln, nämlich da, wo man ihre Kinder verderben will. Als es ſich darum handelt, ihrem Sohne einen Erzieher zu geben, ſucht der Vater aus ſeiner unwürdigen Umgebung den unwürdigſten aus: es war der Stallmeiſter, der ſpäter ſogenannte Abbé Dubois. Damals hat die Mutter ſich geregt, damals hat ſie einen Kampf beſtanden wie eine Löwin, der man ihr Junges entreißen will. Sie hat gerungen mit ihrem Manne, mit dem Könige, dem ganzen Hofe. Es war vergeblich: ſie mußte ihr Kind den Händen des Verführers überlaßen. Und doch ſagt ſie von ihm, dem laſterhafteſten Sohne der tugendhafteſten Mutter: „Es war immer ein guter Bub, aber was er werden konnte mit ſeinen Gaben, iſt er nicht geworden." Und ein

ander Mal: „Mit meinem Sohne iſt es ſeltſam gegangen. Es giebt ein altes Märchen von einem Königsſohn, wo die Feen alle zur Taufe geladen ſind bis auf eine, die vergeßen wurde. Jede Fee bringt ihre Gaben, ſie ſind der reichſten und vielſeitigſten Art; aber die eine, die vergeßen worden iſt, verwünſcht ihn, daß er all dieſe ſchönen Gaben nicht ſoll brauchen lernen. So iſt es meinem Sohne gegangen.“

Eliſabeth Charlotte mußte ihre Tage mit Gram und Kummer hinbringen. Aber ſie hatte eins, was ihr über das Leid hinweghalf, nämlich ihr leichtes Pfälzer Blut und ihre Gabe, die Dinge leicht zu nehmen. Und daneben hatte ſie einen Troſt: ſie ſchrieb. Sie ſchloß ſich Tage lang ein, um ihren Freunden und Verwandten ihr Herz auszuſchütten. Sie ſchrieb heute an ihre Tante, morgen an ihre Schweſter und übermorgen an ihre Tochter. In ihrer freiwilligen Einſamkeit brachte ſie alles zu Papier, was ſie bewegte, und in der Form, wie es ihr gerade in den Sinn und in die Feder kam. Sie hatte niemand, mit dem ſie reden konnte. Sie hatte nur ſich ſelbſt und das Papier, und auch das war nicht ſicher; denn man öffnete ihre Briefe, weil man ihren Inhalt ahnte, und nicht ſelten zeigten ſich Spuren, daß auch in dieſe letzte Zuflucht die Hände der Späher und die Spione des Königs ſich hineindrängten. Aber zum Glück konnte man ihr derbes und eigenthümliches Deutſch nicht verſtehn, und wenn ſie nun gar die Briefe nicht durch die Poſt zu befördern brauchte, ſondern eine ſichre Gelegenheit fand, ſo nahm ſie erſt recht kein Blatt vor den Mund, ſondern ſagte alles heraus, was ſie auf dem Herzen hatte. Dieſe Herzensergießungen waren das, womit ſie ſich hinweghalf über die Oede ihres Lebens. Hätte ſie geahnt, daß es dereinſt gedruckt werden würde, ſie hätte auch dieſen Troſt aufgegeben. Da ſie keine Ahnung davon hatte, ſo hat ſie ein erkleckliches zuſammengeſchrieben. Wenn ich erwähne, daß allein auf der hieſigen Bibliothek die Correſpondenz, die ſie mit ihrer Tante geführt hat, zweiundzwanzig Foliobände füllt, darunter einzelne von tauſend Blättern, ſo läßt ſich ermeßen, was ſie in einem Zeitraume von dreißig bis vierzig Jahren zuſammengeſchrieben hat. Denn die mit ihrer Tante war nur eine ihrer Correſpondenzen. Sie correſpondirte auch mit ihren Halbgeſchwiſtern, mit ihrer

frühern Hofmeisterin von Harling, mit der Prinzessin von Wales und andren. Aber ihrer geliebten Tante in Hannover schrieb sie doch die längsten und vertraulichsten Briefe. „Zweiundzwanzig Seiten sind es schon," schreibt sie einmal, „aber eben so gut könnten es noch einmal zweiundzwanzig sein." Denn sie schreibt alles nieder, was ihr den Tag über begegnet ist, was sie erlebt hat, was ihr Herz bewegt und in Freude oder Trauer versetzt. „Dies alles," schreibt sie einmal, „beichte und bekenne ich Ew. L. wie dem père Jordan meine Sünde, und noch ein wenig offenherziger. Ich glaube, daß die Ursache ist, daß ich mehr gewohnt bin, E. L. zu beichten, als ihm." Vor ihrer Tante Sophie hat sie kein Geheimniß, ihr offenbart sie alle ihre Gedanken und Gefühle, ihr theilt sie alle ihre Beobachtungen mit. Bald hält sie sich über die verwöhnten und verweichlichten Franzosen auf und schreibt: „Die Leute sind hier so lahm wie Gänse, und ohne den König, Madame de Chevreuse und ich ist keine Seele, so zwanzig Schritt thun kann ohne Schwitzen und Schnaufen." Bald berichtet sie von ihren Jagdabenteuern und erzählt, daß sie mit dem Pferde gestürzt ist und durch einen kühnen Sprung ihr Leben gerettet hat. Bald schwelgt sie in den Erinnerungen an ihre Kindheit und spricht ihre Sehnsucht nach einem Wiedersehn ihrer fernen Lieben aus. „Wollte Gott," schreibt sie einmal, „daß ich mit dem Prinzen zu E. L. dürfte, denn ich wollte lieber mit Ew. L. weinen, als hier bei all den lachenden Gesichtern zu sein, welche mir, wo es möglich wäre, meine Traurigkeit noch überhäufen." Und ein anderes Mal: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und was man auch von der Französischen Libertät prahlen mag, so sind alle Divertissements so gezwungen, daß es nicht auszusprechen ist, und überdies bin ich, seit ich hier im Lande, an so viel schlimme Sachen gewöhnt, daß, wenn ich wieder einmal an einem Orte sein könnte, wo die Falschheit nicht so sehr regiert und die Lügen nicht im Schwange gehn, so würde ich glauben, ein Paradies gefunden zu haben. Daher laße ich E. L. selber bedenken, ob ich mich beßer hier oder in Hannover befinden würde." Ueberglücklich ist sie, als sie im Jahre 1675 die Nachricht von den glänzenden Waffenthaten der Welfenherzoge am Rheine empfängt und hört, daß nach der Schlacht an der Conzer

Brücke auch die Stadt Trier in die Hände der Sieger gefallen ist. „Ich bezeuge E. L. meine Freude, daß Gott der Allmächtige Onkel, Pathe und unsern Prinzen so gnädiglich vor Trier behütet hat. Als ich diese Zeitung erfuhr, durfte ich aber nicht so springen, wie ich bei der gewonnenen Schlacht gethan habe, weil ich die Einnahme von Trier vom Könige selbst erfuhr, welcher Onkel und Pathe unerhört lobte und auch sagte, daß die Gefangenen nicht genug rühmen könnten, in was generöse und zugleich tapfre Hände sie gefallen wären. Hernach habe ich ihnen auch erzählt, wie generös unser Prinz (Georg Ludwig) in der Schlacht sich verhalten, daß er nicht allein gegen den Feind gegangen sei, sondern auch so vielen das Leben gerettet habe, worüber sich der König und Monsieur, als ich ihnen sagte, daß er kaum das fünfzehnte Jahr erreicht hat, über die Maßen verwunderten."

Nicht minder glücklich macht sie im Herbst 1678 der Gedanke, daß wenn sie im nächsten Frühjahr nach Straßburg reisen sollte, dort ein Rendezvous mit ihrer geliebten Tante Sophie stattfinden könnte. „Ich glaube, wenn dies geschähe," schreibt sie, „daß ich vor Freuden sterben würde." Und ein ander Mal: „Mich deucht, wenn ich E. L. und Onkel nur einmal wiedersehn könnte, so wollte ich hernach gern sterben. Ich will mich dann mit E. L. und Onkel in eine Kammer einsperren, allwo ich nichts anders als die alte Liselotte zu sein begehre, womit E. L. machen können, was Sie wollen; denn ich bin und werde bis in den Tod E. L. leibeigen bleiben." Als die Erfüllung des Wunsches näher rückt, kann sie vor Ungeduld die Zeit des Aufbruches nicht erwarten; denn sie schreibt: „Wenn einstmals diese glückliche Zeit wird herbeigekommen sein: mein Gott, wie froh werde ich dann sein! Ja, wenn man vor Freude sterben könnte, so glaube ich, daß mein Begräbnis nirgends anders, als zu der Zeit in Straßburg sein würde." Ihr sehnlicher Wunsch sollte sich verwirklichen. Im Sommer 1679 machte sich die Kurfürstin Sophie auf den Weg, um in Begleitung ihrer Tochter Sophie Charlotte, die damals elf Jahre alt war, einen Besuch bei ihren Schwestern in Frankreich zu machen. Sie reiste zuerst nach Maubuisson zu ihrer Schwester Luise Hollandine, der berühmten Aebtissin des

berühmten Klosters, und wurde hier von Elisabeth Charlotte und deren Gemahl, Monsieur, empfangen und nach Paris eingeladen. Sodann wohnte sie am 20. August zu Fontainebleau der Vermählung der Tochter Elisabeth Charlottens mit dem Könige von Spanien, Karl II., bei. Da mochte denn zwischen den beiden Frauen auch mündlich ein anderes Heiratsproject zur Sprache kommen, das vorher schon in ihren Briefen wiederholt besprochen war. „Wenn mein Pathchen (nämlich die Prinzessin Sophie Charlotte) nur ein paar Jahre älter wäre," hatte Elisabeth Charlotte am 25. März 1679 an ihre Tante geschrieben, „so würde ich in dieser Hoffnung, die Ew. Liebden wißen, nicht verzweifeln, im Fall mademoiselle nach Spanien gienge. Man sagt, daß die Bayrische Kurprinzessin abscheulich häßlich und auch kränklich ist." Dennoch trug die Häßliche über die Schöne den Sieg davon, und diese sollte nicht den Dauphin, das „Großmaulchen", heiraten, wie es von den beiden Frauen geplant wurde, sondern sie sollte einige Jahre später die erste Königin von Preußen werden. Ohne Zweifel hatte die Herzogin Sophie ihre elfjährige Tochter nach Frankreich mitgebracht, weil Elisabeth Charlotte trotz der eignen Erfahrungen sie gern auf dem Französischen Throne gesehn hätte, den sie selbst nach des Dauphins Tode als Regentin von Frankreich einnehmen sollte. Und fast scheint es, als ob es so weit gekommen ist, daß auch der König Ludwig XIV. selbst um den Plan wußte. Denn Leibniz erzählt uns, daß die Herzogin Sophie, wiewohl incognito reisend, den Besuch des Königs empfangen und daß dieser mit besonderm Nachdruck das Lob der Prinzessin Sophie Charlotte ausgesprochen habe. Auch unterließ es Elisabeth Charlotte nicht, ihrer Tante nach deren Rückkehr in die Heimat zu berichten, wie günstig sich der König über sie, die Herzogin, geäußert. „Der König", schreibt sie unterm 28. October 1679, „hat heute den ganzen Tag, als ich mit ihm spazieren geritten, von E. L. gesprochen. Er findet einen greulichen Unterschied zwischen E. L. und der Herzogin von Hannover — es ist Benedicta, die Gemahlin des Herzogs Johann Friedrich, gemeint — welche er heute gesehn. Die arme Herzogin war so embarassirt, daß sie mich recht jammerte. Sie wußte nicht, was sie sagte, und hieß den König immer monsieur (die stehende Bezeichnung für den

Bruder des Königs). Der König sah mich an und lachte, und als wir hinausfuhren, sagte er zu mir: es fehlt sehr viel, daß eure Cousine (Benedicta) so viel Geist hat, als eure Tante. Es ist ein Vergnügen, sich mit dieser zu unterhalten; aber was jene betrifft, so habe ich zu meinem Bruder gesagt: laß uns machen, daß wir fortkommen; denn ich versichre, daß ich nur Leute von Geist liebe; und darauf hat er sich noch mehr auf E. L. Lob gelegt. Ich habe ihm da wiederholt, wie content E. L. von ihm seien, welches er gern angehört." Bei den bloßen Lobeserhebungen der schönen, geistreichen Herzogin ließ es der König nicht bewenden. Aus einem Briefe Elisabeth Charlottens vom 1. November 1679 ersehen wir, daß der König ihr auch diamantene Knöpfe schickte und daß Monsieur, der Herzog von Orleans, bedauerte, daß er ihr nicht selber zeigen könnte, wie man sie aufs Kleid oder die Aermel setzen müße. Einen andern, als vorübergehenden Eindruck machte aber Sophiens Besuch in Frankreich nicht.

Kaum war Sophie von ihrer Reise wieder nach Osnabrück zurückgekehrt, so erfolgte gegen Ende des Jahres der Tod Johann Friedrichs, und Ernst August, der nun zur Nachfolge berufen wurde, siedelte darauf im Jahre 1680 mit seiner Familie nach Hannover über. Die Zahl der Kinder hatte sich auf sieben vermehrt. Außer den beiden Prinzen Georg Ludwig und Friedrich, welche in Hannover geboren waren, hatte Sophie ihrem Gemahl als „Bischöfin" von Osnabrück noch fünf Kinder geschenkt, von denen Christian, der vierte Sohn, am 19. September 1671 zu Heidelberg geboren wurde, als Sophie dorthin zur Hochzeit des Kurprinzen mit einer Dänischen Königstochter reiste. Das vierte Kind war eine Tochter, jene Sophie Charlotte, welche wie die Mutter in der reformirten Religion erzogen wurde.

Sobald der herzogliche Hof von Osnabrück nach Hannover übergesiedelt war, bahnte sich zwischen Leibniz und der Herzogin Sophie jenes innige Freundschaftsverhältnis an, das in der Geschichte der Deutschen Fürstenhöfe seinesgleichen sucht. Gleich nach Johann Friedrichs Tode überreichte Leibniz der neuen Herrin ein Französisches Trostgedicht, worin es heißt, um Helden zu beurtheilen, seien Heldinnen nöthig. Nur Sophiens Seele sei in dieser verdorbenen Zeit noch das Maß hoher Tugenden,

und nur sie sei fähig, dem unvergleichlichen Fürsten, den das Welfenhaus verloren habe, Gerechtigkeit widerfahren zu laßen. Leibniz hatte sich in der Herzogin Sophie nicht getäuscht. Was er an dem verstorbenen Johann Friedrich verloren hatte, das wurde ihm, wo nicht in Ernst August, so doch in Sophie reichlich wieder ersetzt. Sophiens feingebildeter Geist wußte den großen Philosophen, den kenntnisreichen Gelehrten, den gewandten Schriftsteller und Dichter zu würdigen und zu schätzen, und der Verkehr mit ihm wurde ihr immer mehr Bedürfnis und Lebensgewohnheit. Und nicht minder gehörte es zu Leibnizens liebsten Genüßen, seiner hohen Gönnerin, „unsrer großen Kurfürstin," wie er sie später nannte, sich zu nahen und alle Talente und Gaben seines reichen Geistes in ihre Dienste zu stellen. Beide zogen sich wechselseitig an. Leibniz that nichts lieber, als daß er sein reiches Wißen einer edlen Frau mittheilte, welche, wenn ihm auch nicht völlig ebenbürtig am Geiste, ihn doch verstand und ihn zu würdigen wußte. Und die reichgebildete Fürstin lauschte mit Wißbegierde auf die beredten Worte des Deutschen Aristoteles oder ließ sich von ihm seine Gedichte und Abhandlungen vorlesen. Es gab keine Tageszeit, wo man Leibniz nicht in Herrenhausen bei der Kurfürstin hätte finden können. In seinem Tagebuche verzeichnet er bald, daß er vormittags oder gar früh morgens bei der Kurfürstin gewesen, und bald, daß er mit ihr zu Abend gespeist habe. In der Regel machte er der Kurfürstin des Morgens um 9 Uhr seine Aufwartung, und sie unterredete sich dann mit ihm, ehe noch jemand anders vorgelaßen wurde. In den letzten Jahren ihres Lebens war Leibniz, wenn er nicht verreist war, ihr täglicher Gesellschafter. Man sah ihn sehr häufig nach Herrenhausen zu seiner hohen Gönnerin hinausfahren. Oft zeigten sie sich auch beide dem neugierigen Publicum neben einander in einem Wagen sitzend, oder sie wandelten neben einander in den nach dem Muster von Versailles angelegten Herrenhäuser Gärten und unterhielten sich über Natur und Offenbarung. Auf einem solchen Spaziergange geschah es einst, daß Leibniz von seiner fürstlichen Freundin gefragt wurde, ob es wohl zwei Bäume in der Welt gäbe, die gleich viel Blätter trügen. Leibniz bejahte die Frage. Die Kurfürstin dagegen zweifelte und fragte, womit er seine Be-

hauptung beweiſen wollte? Der gewandte Denker wurde dadurch nicht in die mindeſte Verlegenheit verſetzt, ſondern lieferte ſofort einen Beweis, deſſen Bündigkeit Sophie anerkennen mußte. Die Kurfürſtin, ſagte er, möge ſich einen Baum denken, der die größtmögliche Anzahl von Blättern trage, etwa eine Million. Sie werde dennoch zugeben, daß die Zahl aller Bäume auf Erden größer ſei, als die Zahl der Blätter auf dem gedachten größten Baume. Die Kurfürſtin ſtimmte zu. Nun gut, ſagte Leibniz; wollte man auch annehmen, daß unter der erſten Million von Bäumen nicht zwei wären, welche gleichviel Blätter zählten, ſo müßte doch der erſte Baum, der über die Million hinausgeht, mit einem der früheren in der Anzahl der Blätter übereinſtimmen. Die Kurfürſtin erklärte ſich überwunden. Doch waren es nicht bloß naturwißenſchaftliche Geſpräche oder Geſpräche über Geſchichte und Literatur, welche Leibniz und Sophie pflogen; ſondern eben ſo oft waren es die Wahrheiten der Religion, die Geheimniſſe der Offenbarung, die Lehren der Kirche, die Unterſchiede der Confeſſionen, welche den Gegenſtand ihrer Unterhaltung bildeten, und dann war nicht ſelten Molanus, der Hannöverſche Kirchenregent, der dritte im Bunde.*) Beſonders die Unionsverſuche jener Zeit, in welche beide Männer, Leibniz und Molanus, tief verflochten waren, erregten Sophiens ganze Theilnahme, und ſie ließ ſich gern von Leibniz mündlich oder brieflich darüber berichten. Denn ihr Verkehr beſchränkte ſich nicht nur auf das geflügelte Wort, das von Mund zu Munde gieng, ſondern auch brieflich tauſchten dieſe beiden für einander geſchaffenen Geiſter ihre Gedanken aus. Beſonders wenn Leibniz auf Reiſen war und Süddeutſchland, Oeſterreich und Italien durchzog, um nach den Quellen der Welfiſchen Geſchichte zu forſchen, oder wenn er ſich längere Zeit in Wolfenbüttel oder am Berliner Hofe bei Sophie Charlotte, der Königin von Preußen, aufhielt, trat der ſchriftliche Buchſtabe an die Stelle der mündlichen Rede. Aber auch von Hannover aus ſandte Leibniz manches Billet, manchen längeren Brief und manche

*) Auch der Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel gehörte neben Leibniz und Molanus zu der „vertrauten Geſellſchaft“, die ſich nicht ſelten bei der Kurfürſtin in Herrenhauſen verſammelte.

Abhandlung nach dem nahen Herrenhausen. Leibniz schrieb, und Sophie verschmähte es nicht, ihm zu antworten. Als er einst in Berlin weilte und ihr zu lange ausblieb, schrieb sie ihm, wenn er nicht bald wiederkäme, würden die Mäuse alle seine Bücher und Manuscripte zernagen. Das half, und Leibniz beschleunigte seine Rückkehr, nicht um seine Bibliothek zu retten, sondern um den Wunsch seiner hohen Gönnerin zu erfüllen. Wie vertraut der Umgang beider war, geht daraus hervor, daß die Kurfürstin erlaubte, daß Leibnizens Briefschaften ihren Packeten beigeschloßen wurden. Was aber alles unter ihnen beredet wurde, davon wird man sich erst ein vollständiges Bild machen können, wenn der Briefwechsel zwischen Leibniz und Sophie veröffentlicht wird, den das hiesige Archiv aufbewahrt.

Einen Hauptgegenstand zur Unterhaltung zwischen Leibniz und Sophie scheinen auch die Briefe gebildet zu haben, welche die letztere von ihrer Nichte, der Herzogin von Orleans, bekam. Wenigstens erwähnt Leibniz die letztere oft in seinem Tagebuch, und wir sehen aus demselben, daß Leibniz sogar thätig in diese Correspondenz eingriff. Wenn Elisabeth Charlotte ihr behagliches Geplauder einmal mit ernsterer Rede vertauschte und sich über religiöse Fragen oder philosophische Probleme ausließ, so wurde Leibniz von ihrer Tante über die Antwort zu Rathe gezogen, oder er mußte wohl gar selbst diese Antwort aufsetzen. So lesen wir in seinem Tagebuche unterm 3. August 1696: „Der Kurfürstin Durchlaucht haben mir einen Brief von Madame la Duchesse d'Orléans zu lesen gegeben, darin sie über die Seele räsonnirt und vermeint, wir hätten deren Unsterblichkeit nur aus dem Glauben; dem natürlichen Verstande nach würde es scheinen, es gehe alles wieder in die Elemente, um neue Geburten zu machen. So könne man auch nicht wohl etwas von Gottes Thun aus den Regeln der Gerechtigkeit urtheilen, weil solche Regeln für die Menschen, und also das höchste Wesen nicht daran gebunden sei. Ich soll meine Gedanken darüber geben. Die Gelegenheit zu diesem Briefe kommt von Herrn Helmonts Speculationen, welche die Kurfürstin an Madame überschickt hat, die damit nicht einig ist." Schon am folgenden Tage schreibt Leibniz in sein Tagebuch: „Habe kurze Gedanken über den Brief von Madame für die Kurfürstin aufgesetzt" Und wieder zwei

Tage ſpäter, unterm 6. Auguſt, verzeichnet er: „Für die Kurfürſtin punctirt in ihrem Cabinet zu Herrenhauſen, was ſie Madame antworten könnte, die Seele betreffend. Habe Abſchrift behalten.“ Faſt ſcheint es, als ob die Kurfürſtin ihrem vertrauten Freunde ziemlich regelmäßige Mittheilungen aus den Briefen ihrer Nichte, der Herzogin von Orleans, gemacht habe. So heißt es in ſeinem Tagebuche unterm 7. September 1696: „Madame ſchreibt, daß die Königin von Spanien vergiftet, weil ſie einſtmals eine gute Aalpaſtete gegeßen und dergleichen wieder verlanget.“ Und ſchon wieder unterm 11. September: „Madame d'Orléans ſchreibt, daß die wunderlichen Zeitungen von dem Tode der Spaniſchen Königin ſich falſch befunden.“ Ja, wir ſehen aus eben dieſem Tagebuche, wem wir es eigentlich verdanken, daß die zweiundzwanzig Foliobände, welche die Briefe der Pfälzerin enthalten und aus denen Ranke in ſeiner Franzöſiſchen Geſchichte einen kurzen Auszug gegeben hat, geſammelt und für die Nachwelt aufbewahrt ſind. Leibniz ſchreibt unterm 18. Januar 1697: „Bei der Kurfürſtin beantragt, die Briefe von Madame aufzuheben.“

Leibniz nahm aber nicht nur an dem Briefwechſel mit den beiden edlen Frauen den lebhafteſten Antheil, ſondern er trat direct mit Liſelotte, wie mit Sophie, in brieflichen Verkehr und brachte jener wie dieſer ſeine Huldigungen dar. Er erklärte, daß die Sprache ihrer Briefe reich, eigenthümlich und an urſprünglichen Ausdrücken reicher ſei, als die gewöhnliche Schriftſprache, wenn er ſie auch in der Form nicht überall correct fand.*)

*) Die Deutſche Fürſtentochter hielt während der ganzen Zeit ihrer Verbannung unerſchütterlich feſt an ihrer Mutterſprache, ſo plump und unausgebildet dieſelbe auch damals noch war, namentlich gegenüber der Glätte und der Eleganz der Franzöſiſchen Sprache, welche am Hofe Ludwigs XIV. ſo ausgebildet war, daß es faſt kein Wort, keine Wendung mehr gab, die nicht eine Zweideutigkeit enthalten konnte. Liſelotte iſt urdeutſch und meint, die anders als Deutſch ſein wollen und ihre Nation verachten, taugen in der Regel nicht ein Haar. Eben darum hält ſie auch ihre Mutterſprache hoch. „Ich kann es nicht vertragen“, ſchreibt ſie, „Deutſche zu finden, die ihre Mutterſprache ſo verachten, daß ſie nie mit andern Deutſch reden oder ſchreiben wollen.“ Ja, ſie grollt faſt der ſonſt von ihr hochverehrten Königin von Preußen, weil ſie hört, daß dieſelbe ihre Mutterſprache nicht achte, oder ſie

Elisabeth Charlotte war nicht wenig stolz auf dies anerkennende Urtheil des großen Philosophen. Unterm 15. December 1701 schreibt sie an die Kurfürstin: „Ew. Liebden machen mich gar zu stolz, meinen Stil im Schreiben zu loben und den Spanischen Gazetten vorzuziehen, welche mir viel beßer geschrieben

---

vermerkt es ausdrücklich, daß eine Ihrer Deutschen Damen „blutsübel orthographire." Umgekehrt hört sie es nicht ungern, wenn man ihre unveränderte Kenntnis der Muttersprache lobt. Ja, wenn sie irgend einer Anwandelung von weiblicher Eitelkeit zugänglich war, so war es vielleicht die, daß sie sich ihrer Uebung in der Deutschen Sprache und Schrift gern bewußt war. Sie sagt nicht ohne Selbstgefühl, es sei ihr ein hoher Trost, „daß ich mein Deutsch nicht vergeßen habe und noch correct schreibe." Mit besonderem Behagen meldet sie eine größere Gesellschaft von Deutschen Fürsten und Grafen, die sie um sich versammelt halte. „Wir waren einundzwanzig Deutsche in meiner Kammer, und wurde mehr Deutsch, als Französisch gesprochen, wie ihr wohl denken könnt." Sie bleibt so weit Deutsch, daß sie nicht nur der Deutschen Sprache, sondern allem, was Deutsch heißt, vor dem Französischen Wesen den Vorzug giebt. Sie vermag daher auch nicht zu begreifen, wie Deutsche in solcher Zeit ihre Kinder nach Frankreich schicken mochten, „wo sie, statt was gutes zu lernen, Untugenden lernten." Von einem Deutschen Besucher sagt sie: „Er scheint noch auf den rechten alten Deutschen Schlag zu sein, wie die Leute, so gut waren, zu meiner Zeit gewesen." „Könnte ich mit Ehren nach Deutschland", schreibt sie 1706, „so würdet ihr mich bald sehen. Deutschland war mir lieber und fand es angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hatte; nach Pracht frage ich nicht, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit. Ich höre recht gern, wie es in Deutschland zugeht, eben wie die alten Kutscher und Fuhrleute, die noch gern die Peitsche klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können." Ihr Deutscher Patriotismus erstreckt sich bis auf die Küche. Die neuen Genüße fortgeschrittener Cultur können ihren Beifall nicht gewinnen. „Ich kann weder Thee, Kaffee noch Chokolade vertragen. Thee kommt mir vor wie Heu, Chokolade thut mir weh im Magen; was ich aber wohl eßen möchte, wäre eine gute Kalteschale oder eine gute Biersuppe; das kann man aber hier nicht haben; man hat hier auch keinen braunen Kohl noch gut Sauerkraut: dies alles äße ich herzlich gern." Die Sehnsucht nach diesem letzten Deutschen Gericht ist so groß, daß sie sich ein Kochrecept über Sauerkraut mit Hecht von der Raugräfin schicken läßt. Ein andermal steigen ihr mitten in der raffinirten Kochkunst Frankreichs Begehren nach „guten Deutschen Schinken und Knakwürsten", oder „nach gutem Krautsalat mit Speck" auf. „Diese delicaten Speisen sind meine Sach." „Ich bin in allem", schreibt sie, „auch im Eßen und Trinken, noch ganz Deutsch, wie ich all mein Lebelang gewesen. Man kann hier keine gute Pfannkuchen machen; Milch und Butter sind nicht so gut, als bei uns, auch haben die Französischen Köche den rechten Griff nicht dazu."

zu sein scheinen. Kann also nur diese Präferenz E. L. Gnaden zuschreiben, welchen wohl J. M. die Königin in Preußen nicht haben widersprechen dürfen. Nach Herr Leibniz sollte sich aber in der That was wohlgeschriebenes darin finden." Und in einem Briefe an ihre Schwester vom 10. December 1715 sagt sie: „Herr Leibniz, dem ich etliche Male schrieb, giebt mir das Zeugnis, daß ich nicht übel Deutsch schreibe; das tröstet mich recht, denn ich würde recht betrübt sein, wenn ich es vergeßen haben sollte." Einige Zeit früher schreibt sie: „Monsieur Leibenitz letzten Französischen Brief verstehe ich weniger als den Deutschen; denn es ist viel von Mathematik darin, wovon ich gar nichts verstehe. Ich werde ihn aber an Savants (Gelehrte) geben und eine Antwort darüber machen laßen." Ein ander Mal schreibt sie an ma tante: „Sage auch demütigsten Dank für den gedruckten Brief von Herrn Leibenitz, welchen ich sehr wohl geschrieben finde, und kann nicht begreifen, wie er eine so embrouillirte Sache so wohl hat auslegen können. Ich zweifle nicht, daß ich der Königin von Engelland einen großen Gefallen thun werde, ihr solches zu weisen. Sobald ich J. M. sehen werde, will ich ihr diesen gedruckten Brief zu lesen geben." Und wieder ein ander Mal: „Mein Sohn ist nicht ganz Monsieur Leibnitz Meinung; denn er prätendirt, daß die Unität sich allein in Gott befindet. Er hat mirs wollen begreiflich machen, ich gestehe aber meine Ignoranz, ich begreife kein Wort davon."

Wir sehen aus diesen und ähnlichen Aeußerungen, was für Fragen und Probleme in diesem Kreise verhandelt wurden, zu dem außer dem großen Philosophen Königinnen, Kurfürstinnen und Herzoginnen zählten.

Der Herzog und nachmalige Kurfürst Ernst August war trotz seiner Deutschen Gesinnung ein großer Verehrer des Französischen Wesens. „Der Hof von Hannover", sagt ein Französisches Journal vom Jahre 1684, „der in allen Gewohnheiten dem Französischen Hofe folgt, ahmt ihn sogar in seinen Lustbarkeiten nach." Sophie war die Seele dieses Hofes, und ihr zu Ehren wurden denn auch manche Lustbarkeiten veranstaltet, bei denen Leibniz mit Rath und That behülflich sein mußte. Besonders waren es die Geburtstage der großen Kurfürstin, die man mit allerlei Festivitäten zu begehen pflegte. Meist waren

es Französische Schauspiele und allerlei bildliche Darstellungen aus der Mythologie, die bei solchen Gelegenheiten in Herrenhausen aufgeführt wurden. Doch fehlte es auch nicht an Deutschen Aufführungen, welche sich durch eine für jene Zeit fließende Sprache und durch christlichen Sinn und Gehalt vortheilhaft auszeichnen. So z. B. ist uns eine Beschreibung der Schatzung des Kaisers Augustus und der Geburt Christi unsers Heilandes vom Consistorialprocurator Coberg erhalten, welche im Jahre 1686, also zwei Jahre nach jener Notiz eines Französischen Journals, durch fünfzehn kleine Knaben auf Opernart mit zehn Arien zum neuen Jahre präsentirt und vorgestellt ist. Die Eingangsrede lautet:

Große Kurfürstin, es haben
Kleine Knaben große Gaben.
Diese Kinder bringen zwar
Nur ein Kind zum neuen Jahr;
Dennoch ist es zu betrachten
Und für übergroß zu achten,
Maßen es uns kündlich groß
Macht, von allen Sünden los.
Drum wird auch dies Kinderlallen
Eurer Durchlaucht nicht misfallen,
Wie sie unterthänigst flehn
Und in fester Hoffnung stehn.

Dann wird der erste Act, in welchem der Kaiser Augustus mit drei Räthen auftritt, durch folgende Arie eingeleitet:

Gottes Fried und Wohlgefallen
Sei und bleibe mit uns allen!
Diese feierliche Zeit
Fordert heilge Fröhlichkeit,
Daß wir frei mit Herz und Munde
Preisen diese Zeit und Stunde,
Da der Heiland Jesus Christ
Uns zu gut geboren ist.
Fürstliche geheime Sachen
Dürfen wir nicht lautbar machen,
Aber Gottes Gütigkeit
Muß man preisen weit und breit.

In dem dritten Acte tritt Joseph auf:

Ei, wie mit großem Haufen
Kommt hie und da gelaufen
Das Volk zur heilgen Stadt.

Wie wird doch durch die Menge
So häufig das Gedränge'
Wohl dem, der Herberg hat! u. ſ. w.

In der vierten Arie ſingt Maria unter anderm:

Der Weg, der uns gen Himmel führet,
Iſt nicht mit Blumen überſtreut,
Manch Dornenheer das Herz berühret,
Daß man erduldet Gram und Leid
Ein jeder lerne die Geduld
Und tröſte ſich des Höchſten Huld.

Dann erſcheint Raphael und ſpricht zu den beſtürzten Hirten:

Jauchzet, ihr Hirten, und freuet euch alle,
Singet und ſpringet mit fröhlichem Schalle:
Jeſus, das Kindlein, iſt heute geboren,
Allen, ja allen zur Freude erkoren.
Ei kommet und ſehet,
Nach Bethlehem gehet,
Da liegt euer Heil!
Wohl dem, der es liebet,
Im Glauben ſich übet,
Der hat an ihm Theil.

Die Hirten erholen ſich von ihrer Beſtürzung und fangen an zu ſingen:

Was für Glanz hat uns umgeben?
Was für engelſüße Lippen
Predigen von Jeſu Krippen
Und erquicken unſer Leben?
Schaut, ein neuer Kreis der Zeiten
Bringt uns tauſend Lieblichkeiten
Und erfüllet Herz und Ohren.
Laßt uns dichten neue Lieder,
Weil ſich Gottes Sohn läßt nieder
Und wird Menſch für uns geboren.
O wie ſelig ſind wir Leute,
Denen Gott ſchenkt ſolche Beute,
Welche vorgeht Gold und Schätzen!
Was kann uns bei unſrer Müh,
Die wir haben ſpät und früh,
Beßer laben und ergötzen!

Dann tritt Herodes wieder auf:

Ja, ich will dies Kindelein
beten alſo heilig an,
Wie die ſcharfe Grimmigkeit
meines Säbels leiden kann.

Eine Sonne, keine mehr,
kann und ſoll die Welt regieren:
Will ein andrer neben mir
Herrſchaft, Kron und Scepter führen?
Nein, bei meinem Haupt ich ſchwör,
nein, ich laß es gelten nicht,
Weil mir Macht, Gewalt und Liſt
dies zu hindern nicht gebricht.

So werden in einfacher Weiſe die bibliſchen Geſchichten vorgeführt, bis die Schlußrede ſich bei der Kurfürſtin bedankt:

Weil ſie unſer Spiel und Chor
Angehört mit gnädgem Ohr.

Ob derartige Aufführungen auch wohl am Hofe von Verſailles möglich geweſen wären? Wie würde die Deutſche Fürſtentochter, die dort in der Verbannung lebte, ſich gefreut haben, wenn ſie in ähnlicher Weiſe, wie ihre Tante Sophie, hätte hören können, daß die großen Thaten Gottes in ſchlichten Reimen von Kinderlippen geprieſen worden wären? „Ich glaube", ſchreibt die Herzogin von Orleans einige Jahre ſpäter an ihre Schweſter, die Raugräfin Luiſe, „daß man ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Perſonen in Paris nicht hundert Menſchen findet, ſo einen rechten chriſtlichen Glauben haben, ja gar an unſern Erlöſer glauben; das macht mich ſchaudern. Von der h. Schrift wißen wenig Leute hier, und es ſind noch weniger, die es glauben. Alles, was man in der Bibel lieſt, wie es vor der Sündflut und zu Sodom und Gomorrha hergegangen, kommt dem Pariſer Leben nicht bei. Die meiſten Leute hier ſind, als wenn ſie aus der Hölle kämen und lebendige Teufel wären. Es iſt weder Gemüth noch Dankbarkeit bei ihnen, nichts als Intereſſe und nagende Ambition."

Auch am Hofe zu Hannover machte ſich je länger je mehr der Franzöſiſche Einfluß geltend. Der Hannöverſche Carneval war hochberühmt und von vielen fürſtlichen Perſonen beſucht. Auch ſonſt gieng es zu Zeiten üppig genug her, z. B. bei der Hochzeit der Prinzeſſin Sophie Charlotte, oder bei dem Beſuche der Königin von Dänemark. Aber eine ſolche Entartung wie am Hofe von Verſailles konnte doch in Hannover keinen Boden gewinnen. Denn einmal bildete ſich im Volke und in der Geiſtlichkeit eine ſtarke Reaction gegen das Franzöſiſche Weſen

— „die Geistlichen“, sagt ein Bericht vom Jahr 1688, sind mit den Carnevalskurzweilen gar übel zufrieden und gehn in ihren Predigten deutlich dagegen los“ — und sodann wußte die Kurfürstin Sophie, welche die Seele des Hannöverschen Hofes blieb, alle Ausschreitungen und Maßlosigkeiten zu verhindern. Sie war, wennschon eine Freundin der Französischen Sprache und Literatur, doch den Französischen Frivolitäten abhold und hielt, wie ihre Nichte Elisabeth Charlotte, fest an Deutscher Zucht und Ehrbarkeit. Sie ließ sich von Leibniz die Einleitung von Spees güldnem Tugendbuche ins Französische übersetzen, und stimmte von Herzen in das Bekenntnis ihrer äußerlich katholisch gewordenen, innerlich aber evangelisch gebliebenen Liselotte ein: „Die rechte Religion ist die, so ein Christ in seinem Herzen hat und auf Gottes Wort gegründet ist; das übrige ist nur Pfaffengeschwätz.“

Auch an mancherlei Trübsal sollte es der edlen Fürstin nicht fehlen. Ein besonders kummerreiches Jahr war für sie das Jahr 1690. Denn am ersten Tage dieses Jahrs fiel ihr vierter Sohn Karl Philipp in Albanien bei einer Action gegen die Türken, und am vorletzten Tage desselben Jahrs blieb ihr zweiter Sohn Friedrich August ebenfalls im Türkenkriege, da er in Siebenbürgen einen Pass forciren wollte. Später, am 31. Juli 1703, sollte auch der Prinz Christian, ihr fünfter Sohn, nachdem ihn die Französischen Kugeln verschont hatten, den Tod in den Wellen der Donau finden, als er dieselbe zu Pferde an einer seichten Stelle zu passiren suchte. Schon einige Jahre vorher, am 23. Januar 1698, wurde die edle Frau durch den Tod ihres fürstlichen Gemahls tief gebeugt. Damals schrieb Leibniz über sie an Thomas Burnet: „Obgleich sie die stärkste Person von der Welt ist, so empfindet sie doch die stärksten Nachwehen über den Verlust des Kurfürsten, ihres Gatten. Der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach. Die Einbildung und das erregte Blut genesen nicht durch Gründe. Nur Gott und die Zeit können hier heilen.“ Fast noch thränenreicher war für die alternde Fürstin das Jahr 1705; denn da sah sie ihre einzige Tochter, die Königin von Preußen, vor sich ins Grab sinken. Dieselbe starb in Hannover, als sie dort bei ihrer Mutter zum Besuche war, und die Herzogin von

Orleans schrieb darüber an eine ihrer Schwestern: „Herzliebe Anneliese, mein Lebelang hat mich nach Monsieurs Tode nichts mehr erschreckt und bestürzt, als dieser schönen Königin so geschwinder Tod, welchen ich wohl von Grund meiner Seele beweint habe. Was Euch dabei eingefallen, gemahnt mich an das lutherische Todtenlied, das ich oft gesungen, als ich zu Hannover war:

Heut sind wir schön, gesund und stark,
Und liegen morgen todt im Sarg,
Heut blühn wir wie die Rosen roth,
Bald krank und todt,
Ist allenthalben Müh und Noth."

In den Personalien der Königin von Preußen, welche Leibniz verfaßte, sagte er von ihrer Mutter Sophie: „Dieser großen Kurfürstin Lob wird von allen Europäischen Völkern und Zungen mündlich und schriftlich, öffentlich und sonderlich ausgebreitet. Anjetzo aber muß man unumgänglich zum wenigsten dieses sagen, daß diese Kurfürstin wegen der hohen Gaben ihres Leibes und Gemüthes, ihres unaussetzlichen Tugendwandels, annehmlichen Umgangs, hohen Geistes, ungemeinen Lichts, vieler Erkenntnis, verschiedener Sprachen, steter Emsigkeit in anständigem Thun und andrer mannigfaltiger lobwürdiger Beschaffenheiten für ein Ausbund ihrer Zeit und, um das kräftigste zu sagen, für die würdigste Mutter unsrer unvergleichlichen Königin gehalten worden."

Noch genauer wird uns das Bild der jugendlichen Greisin um dieselbe Zeit von dem Engländer Toland gezeichnet. „Die Kurfürstin", sagt er, „ist dreiundsiebzig Jahre alt und befindet sich dabei so ungemein wohl, daß, wenn ich nicht viele Zeugen und Beglaubigungen hätte, ich solches kaum zu sagen wagen würde. Sie ist stets bei überaus guter Gesundheit gewesen, woher es kommt, daß sie noch bis jetzt sehr munter und bei guten Kräften, fröhlichen Geistes und lustigen Wesens ist. Sie geht so fest und gerade, als die jüngste Dame, hat in ihrem ganzen Angesichte keine einzige Runzel, hat aus ihrem Munde noch keinen einzigen Zahn verloren und liest auch überdies ohne Brille, wie ich denn oft gesehen habe, daß sie sein geschriebene Briefe noch des Abends in der Dämmerung gelesen hat. Sie

iſt eine ſehr fleißige Arbeiterin; in dem Schloße mag man ſich hinwenden, wohin man will, ſo findet man Spuren ihres Fleißes, indem auch die Ueberzüge aller Stühle im Vorgemach von ihrer Hand gemacht ſind. Die Zierraten um den Altar der kurfürſtlichen Kapelle ſind alle nicht minder ihre Arbeit, ebenſo die in der Abtei zu Lockum, noch anderer tauſend Beiſpiele zu geſchweigen. Sie iſt die größte und beſtändigſte Spaziergängerin, die mir jemals vorgekommen iſt: keinen Tag, wenn gutes Wetter, läßt ſie vorbeigehen, an dem ſie nicht ein, zwei Stunden, bisweilen wohl länger in dem ſchönen Garten zu Herrenhauſen ſpazieren geht. Sie macht alle ihre Diener müde, die ihr dabei aufwarten, außer die, denen ſie die Ehre erzeigt, ſie in angenehmen Geſprächen zu unterhalten. Schon von lange her iſt ſie in der gelehrten Welt gerühmt und bewundert worden als eine Dame von unvergleichlicher Wißenſchaft und Erkenntnis, ſowohl in der Theologie als Philoſophie, in der Geſchichte und in allen andern Arten von Büchern, deren ſie eine unbeſchreibliche Menge geleſen hat. Sie redet fünf Sprachen und zwar ſo vorzüglich, daß man an ihrem Accent zweifelt, welche unter ihnen ihre erſte und Mutterſprache geweſen iſt, nämlich Holländiſch, Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch. Sie wird von ihren Unterthanen wegen ihrer Gütigkeit angebetet und gewinnt durch ihre ganz unvergleichliche Freundlichkeit die Herzen aller Fremden. An ihrem Hofe wird nie zwiſchen den Parteien ein Unterſchied gemacht, in die die Engländer ſonſt pflegen eingetheilt zu werden. In Hannover iſt es genug, wenn man ein Engländer iſt, und niemand wird aus dem Umgang und der Behandlung ſchließen können, ob Whigs oder Tories dort beßer angeſchrieben ſind. Ich war der erſte, der nach Uebergabe der Succeſſionsacte die Ehre hatte, vor ihr niederzuknieu und ihre Hand zu küſſen. Sie äußerte unter anderm damals auch dieſes, daß ſie fürchte, es würde vielleicht ſchon jetzt die Engliſche Nation gereut haben, daß ſie eine alte Frau zur Reichsnachfolgerin erwählt hätten; allein ſie wolle hoffen, es werde keiner von ihren Nachfolgern den Engländern Urſache geben, daß ſie ihrer Regierung überdrüßig werden ſollten."

Es iſt ein liebliches Bild, das uns Toland in den eben

geleſenen Worten von der dreiundſiebzigjährigen Kurfürſtin entwirft.*)

Sophie war, wie Tolands Bericht uns eben daran erinnert hat, ſchon 1701 auf den Thron von England berufen. Die dreizehn Jahre, welche von da bis zum Jahre 1714, wo die Erfüllung eintraf, vergiengen, waren lange Wartejahre, und der glückliche Ausgang ſchien oft ſehr zweifelhaft. Sophie hatte immer gehofft, die Erfüllung noch zu erleben. Mehr als einmal äußerte ſie, ſie wolle gern ſterben, wenn man auf ihren Grabſtein nur die Worte ſetzen könne: „Sophie, Königin von England.“ **) Die Erfüllung war nahe; dennoch ſollte ſie dieſelbe nicht mehr erleben. Ihr Sinnbild war eine untergehende Sonne, und Leibniz hatte ſchon im Jahre 1686, als ſie noch Herzogin war, folgende Verſe darauf gemacht:

Ganz unverändert ich den hohen Lauf vollende,
Mein Licht bis auf die letzt behält den hellen Schein.
Um meinen Niedergang die Welt entſtellt muß ſein,
Ich aber unentſtellt mich neige zu dem Ende.

Nun neigte die Sonne ihres Lebens ſich wirklich zum Untergange, und auf einen ſchönen Lebensabend folgte ein leichtes und ſanftes Ende. Sie gieng hin wie das Abendroth, das plötzlich verliſcht und in Nacht verſinkt. Nur zwei Monate vor dem Ableben der Engliſchen Königin Anna ſtarb ſie im Anfange des Sommers 1714, am 8. Juni, auf einem Abendſpaziergange in ihrem geliebten Garten zu Herrenhauſen, vom Schlage getroffen, vierundachtzig Jahre alt. Es war ein ungewöhnlich ſchöner, reiner Abend, ſie hatte wie gewöhnlich mit dem Kurfürſten, ihrem Sohne, anſcheinend in voller Geſundheit, öffentlich geſpeiſt und ſich nach aufgehobener Tafel eine Arbeit nach der Orangerie bringen laßen. Das ſchöne Wetter verleitete ſie, noch ſpät einen Gang durch den Garten zu machen.

*) Nach der Erzählung ihrer Nichte hat ſie ſelbſt, als man ihr munteres Alter ſchön fand, geſagt: „On peut voir une belle vieille, mais jamais une vieille belle.“

**) Als ſich zum erſten Male die Ausſichten auf die Engliſche Krone in weiter Ferne zeigten, im Jahre 1688, hatte ſie an Leibniz geſchrieben: „Wenn ich jünger wäre, könnte ich mir mit einer Krone ſchmeicheln. Jetzt aber würde ich, wenn ich die Wahl hätte, mir lieber einen Zuwachs an Jahren, als an Größe wünſchen.“

Ihre Hoffräulein und die Hauptperſonen ihres Hofſtaates waren um ſie. Auf einmal kam ein kleiner Regen. Da rief die greiſe Fürſtin aus: „es regnet, es regnet!“ und lief dann mitten durch den Garten. Eine der Damen rief ihr zu, ſie laufe zu ſchnell. „Wahrhaftig,“ erwiderte ſie, „ich glaube es ſelbſt.“ Das waren ihre letzten Worte. Gleich darauf ſank ſie um und nach wenigen Minuten war ſie eine Leiche. Ihre Zimmer in Herrenhauſen hat man bis zu der Umwälzung in unſern Tagen als ein Heiligthum betrachtet und in demſelben Zuſtande gelaßen, in welchem ſie waren, als ein Leibniz dort bei ihr aus- und eingieng. Was jetzt noch aus ihnen werden mag, wo man angefangen hat, die alten Ahnenſchlößer, die Wiegen unſres Fürſtenhauſes mit Schuſtern und Schneidern anzufüllen — wer mag es vorherſehn oder vorherſagen?

Unter allen, die über Sophiens Tod trauerten, gab es zwei, denen der unerſetzliche Verluſt am meiſten zu Herzen gieng. Die eine war Liſelotte, ihr Hannöverſches Pflegekind, welche ihre Klagen um die Hingeſchiedene in ihren Briefen niedergelegt hat. „Herzallerliebſte Luiſe,“ ſchreibt ſie ihrer Schweſter unterm 24. Juni 1714 von Marly aus, „weil ich aus einem Schreiben von Hannover, worin der Verlauf von unſerm leider allzu großen Unglücke (beſchrieben wird), erſehen habe, daß Ihr jetzt wieder zu Hannover ſeid, ſo ſchreibe ich Euch, nicht um mich mit Euch zu tröſten, ſondern um meine Thränen, ſo mir häufig jetzt aus den Augen rinnen, mit den Euren zu miſchen. Unſer Verluſt iſt unendlich. Mein Weinen kann aufhören, aber nie meine Traurigkeit. Dieſe liebe Kurfürſtin Sophie war all mein Troſt in allen Widerwärtigkeiten, ſo mir hier ſo häufig zugeſtoßen ſind. Wenn ich es Ihr Liebden ſchrieb und von ihr wieder Schreiben empfangen hatte, war ich ganz getroſt; nun bin ich, als wenn ich ganz allein auf der Welt wäre. Ich glaube, daß mir unſer Herrgott dies Unglück zugeſchickt, um mir die Angſt des Sterbens zu benehmen; denn es gewiſs iſt, daß ich nun wohl ohne Leid mein Leben enden werde.“ Und am 1. Juli 1714: „Dieſe liebe Kurfürſtin Sophie hat mich durch dero gnädige Schreiben aus manchem Herzeleid gezogen, ſo ich hier im Lande empfunden. Aber nun lebe ich ohne Troſt und habe auch keinen zu hoffen. Alſo könnt Ihr, liebe Luiſe, leicht er-

achten, was für ein elendes und trauriges Leben ich hinfüro bis an mein Ende führen werde. Die Thränen hören auf, aber der innerliche Schmerz und die Traurigkeit wird bis an mein Ende währen. Ich weiß selber nicht mehr, ob ich Euch geschrieben habe, liebe Luise, wie ich dies Unglück erfahren, und wie man mirs durch meinen Beichtvater hat ankündigen laßen. Es kam mir ein Zittern an, als wenn man in einem starken Fieber den Frost hat. Ich wurde auch dabei bleich wie der Tod, war wohl eine Viertelstunde ohne Weinen, der Athem fehlte mir, und es war, als ob ich ersticken müßte. Hernach kamen die Thränen häufig und währten Tag und Nacht. Darnach wurde ich wieder trocken, bis die Thränen wieder häufig kamen. Das hat so bisher gewährt. Ach liebe Luise, wie weit bin ich von Ma tante Tugenden und Verstande! Ach nein, in dieser Welt ist J. L. selig nichts zu vergleichen! Mein Gott, liebe Luise, wie kann ich mich von diesem Unglücke wieder erholen? Für was soll ich mich auch conserviren? Ich bin niemand nichts nutz und mir selber beschwerlich."

Die zweite Person, der Sophiens Verlust vielleicht eben so zu Herzen gieng, als der Herzogin von Orleans, war unser Leibniz. Er hat seinen Klagen zwar nicht in gleicher Weise freien Lauf gelaßen, wie es die weibliche Zunge der Herzogin von Orleans that. Aber auch der Mann hat den Verlust tief empfunden und hat seiner hohen Gönnerin und Freundin einen poetischen Nachruf gewidmet, den ich mir noch zum Schluße mitzutheilen erlaube:

Die sich schon auf der Welt geschwungen himmelan,
Gott ohne Falsch geliebt, den Nächsten Guts gethan,
Im Unglück nicht verzagt, im Glück sich nicht erhoben
Und alles angesehn, als käme es von oben;

Die mit der Hoheit Glanz die Demut vergesellt,
Verstand und Tugend sich als Richtschnur vorgestellt,
Die tapfre Söhne hat fürs Vaterland geboren
Und für dasselbe theils mit Freuden sie verloren;

Die ihr schon hohes Haus noch herrlicher gemacht
Und über Moses Wort der Jahre Zahl gebracht:
Die kann, wenn Gott befiehlt, ohn alles Vorbereiten,
Beherzt, Sophien gleich, zum beßern Leben schreiten.

Dreizehnte Vorlesung.

Leibniz als Universalgenie, Polyhistor, Schriftsteller, Politiker und Patriot.

H. V. Wir haben Leibniz bis über die Mittagshöhe seines Lebens hinausbegleitet, bis zu der Zeit, wo die geistige Entwicklung des Menschen wo nicht still zu stehn, doch mehr in die verborgene Tiefe, als in die sichtbare Breite und Weite zu gehn anfängt. Darum wird es an der Zeit sein, uns das, was Leibniz in einem Zeitraume von fünfzig Jahren geworden ist, zusammenfaßend in einer kurzen Characteristik zu vergegenwärtigen. Schon in einer früheren Vorlesung habe ich versucht, ein Characterbild unsers Leibniz zu zeichnen und Ihnen in einigen Grundzügen seine geistige Eigenthümlichkeit zu umschreiben. Allein ich faßte dabei mehr seine natürlichen Anlagen und Vorzüge, als seine wißenschaftliche Größe, mehr seine sittlichen als seine intellectuellen Eigenschaften ins Auge. Laßen Sie mich denn heute das Bild, das wir bis dahin von Leibniz gewonnen haben, dadurch vervollständigen, daß ich noch einige Grundzüge seines Wesens hervorhebe, indem ich ihn als Universalgenie, Polyhistor, Schriftsteller und Patrioten abzumalen suche.

Man braucht sich nicht lange mit Leibniz zu beschäftigen, um zu der Einsicht zu kommen, daß man es hier mit einem Riesengeiste zu thun hat, wie ihrer die Menschheit nur wenige aufzuweisen hat. Leibniz war ein wißenschaftlicher Heros, der die vielseitigste wißenschaftliche Thätigkeit entwickelte, die ein Sterblicher zu üben vermag. Er war ein universeller Geist, in welchem sich die verschiedensten Richtungen des menschlichen Wißens vereinigten, vielleicht der universellste, der je gelebt,

jedenfalls der universellste, den das Deutsche Volk besessen hat. Eine solche Fülle und Genialität des Wissens, wie sie bei Leibniz anzutreffen, war seit Aristoteles nicht wieder in einem Kopfe vereinigt gewesen. Leibniz ist in vollem Sinne des Wortes ein Universalgenie, der alle Gebiete menschlichen Wissens zu durchforschen und sich immer mehr zu unterwerfen suchte. Der Gelehrteste unter allen Gelehrten, steht er als ein König in dem weiten Gebiete der Wissenschaften da; und wie er dem Kaiser, dem politischen Haupte der Christenheit, den Rath ertheilte, daß nicht das Hinabsteigen in die Einzelheiten der Acten, sondern der leitende Gedanke und die Uebersicht des Ganzen die Aufgabe des Monarchen sei, so erstrebte auch Leibniz bei allem Eingehn in das Detail der wissenschaftlichen Forschung doch vor allem eine harmonische Uebersicht über das gesammte Gebiet der Wissenschaften zu erlangen. Leibniz war ein organisirender, zusammenfaßender, den größten Reichthum des Wissens mit systematischer Ordnung beherrschender Geist, und darum dazu berufen, nicht nur für seine Zeit, sondern für Jahrhunderte den Gang der Entwicklung vorzuschreiben. Bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Aufgaben, mit denen er zugleich beschäftigt, und der Richtungen, in denen er zugleich thätig war, war sein Leben ein übermäßig erfülltes und zugleich ein vielfach zerstreutes und auseinandergezogenes. Und doch verlor er nie den leitenden Gesichtspunkt und wußte seine allseitige Thätigkeit mit jenem harmonischen Geiste zu durchdringen, der stets das Ganze im Auge hat. Er behandelte die verschiedensten Gegenstände, ohne sich zu verlieren. Er zersplitterte seine Thätigkeit, aber jeder Splitter trug die Form seines Geistes. Er beschäftigte sich mit den kleinsten Einzelheiten in Natur und Wissenschaft und hatte dabei doch stets das Universum der Welt und des Geistes im Auge. Universalität in dem fruchtbaren Sinne der Vermittlung und Uebereinstimmung, Universalität, die das Entgegenstehende versöhnt, das Verschiedene vereinigt, überall die Harmonie der Dinge begreift und bezweckt, ist die Triebfeder, welche die geistige Persönlichkeit unsers Leibniz in Bewegung setzt, und das durchgängige Hauptziel in seinem Leben und Denken.

Die Universalität steigt mit dem Vermögen, entgegengesetzte

Richtungen auszugleichen und zu verſöhnen. Denn die Entgegenſetzung iſt immer einſeitig und beſchränkt, die Vereinigung der Gegenſätze dagegen iſt allſeitig oder ſtrebt es wenigſtens zu ſein. Leibniz iſt überall mit Bewußtſein darauf bedacht, die herrſchenden Gegenſätze auszugleichen und zu verſöhnen. Dieſes univerſaliſtiſche Streben iſt dem Charakter ſeines Denkens eingeboren. Es iſt der Typus ſeiner Geiſtesart, die Grundform ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit. Leibniz kann auf allen Gebieten der Wißenſchaft und des Lebens nur eine conciliatoriſche, eine ausgleichende und vermittelnde Thätigkeit üben. Dieſelbe Univerſalität ſeines Geiſtes zeigt ſich nicht nur in ſeinen philoſophiſchen, ſondern auch in ſeinen kirchlichen und politiſchen Anſchauungen.

Leibniz war ein tiefphiloſophiſcher Geiſt, der bei allem Intereſſe an dem Aeußerlichen, Individuellen und Einzelnen doch nur das Innerſte, Allgemeine und Ideale ſuchte. Indem er das ganze weite Gebiet der Empirie durchforſchte und alle einzelnen Erſcheinungen und Begebenheiten im Reiche der Natur und in der Sphäre des menſchlichen Geiſtes mit Bienenfleiß ſammelte, war ſein letztes Streben darauf gerichtet, in das innerſte Weſen der Dinge einzudringen, die Welt als ein Ganzes zu erfaßen und die einzelnen Erſcheinungen derſelben zu einem lebendigen Geſammtbilde harmoniſch zu vereinigen. Einheit, Harmonie, Zuſammenfaßung der zerſtreuten Lichtſtrahlen zu einer hellen Sonne der Erkenntnis, das war das Grundſtreben dieſes univerſellen Geiſtes, und ſo weit dieſes Ziel von dem beſchränkten Menſchengeiſte erreicht werden kann, iſt es von ihm erreicht. Vielleicht iſt bis jetzt unter allen Syſtemen, wenn wir Ariſtoteles und Plato ausnehmen, das Leibniziſche in dem Sinne das fruchtbarſte und mächtigſte geweſen, daß es die größte Tragweite gehabt hat. Wenigſtens unter den neuern Syſtemen war keins, dem eine ſo lange und nachhaltige Lebensdauer vergönnt war, als dieſem. Es kann nicht meine Aufgabe ſein, Sie auch nur mit den Grundzügen dieſes Syſtems bekannt zu machen, und ich werde Ihnen weder Leibnizens Monadenlehre, noch ſeine präſtabilirte Harmonie zu dolmetſchen ſuchen. Ich begnüge mich mit der allgemeinen Bemerkung, daß Leibnizens philoſophiſches Syſtem darauf ausgeht, die alte und neue Philoſophie

auszugleichen, zu versöhnen und zu vereinigen. Es handelt sich um eine Reform der Philosophie, wodurch die von der neuern Philosophie bekämpften und gänzlich entwertheten Zweckbegriffe wieder zu ihrem Rechte kommen und eine von jeder Einseitigkeit, von jeder beschränkten Denkweise freie Philosophie hergestellt wird.

Aehnlich steht es mit seinen religiösen und kirchlichen Anschauungen. Leibniz fordert von einem Theologen, daß er ganz und gar vergeße, welcher Partei er angehöre, um desto beßer das innere Gleichgewicht zu bewahren. Er war bereit zur Anerkennung des Guten und Berechtigten in allen Confessionen. „Ich werde", sagt er in Bezug auf sein theologisches Hauptwerk, die Theodicee, „anerkennend und wie es meine Pflicht ist, von Luther und Calvin reden; aber auch den tüchtigen Männern der Römischen Kirche laße ich Gerechtigkeit widerfahren." Leibniz nannte Luther einen Befreier der Menschheit von arger Tyrannei und war doch ein Lobredner und Vertheidiger der Jesuiten. Er war weder Protestant noch Katholik im confessionellen Sinne; er weigerte sich entschieden, zur katholischen Kirche überzutreten, und behauptete doch, ein guter Katholik zu sein. Das sind scheinbare Widersprüche, welche sich aber durch die einfache Bemerkung lösen, daß Leibniz auch auf kirchlichem Gebiete nicht die einzelne Confession, sondern die ganze Christenheit im Auge hatte. Darum war hier sein Ziel erst die Reunion der beiden großen durch die Reformation getrennten Kirchengebiete, und dann, als er damit nicht durchdrang, die Union der in sich gespaltenen evangelischen Kirche. Leibniz ist Unionist, denn er ist Universalist. Er sucht ein universelles, ein den entgegengesetzten Richtungen in Religion und Kirche überlegenes Christenthum, welches die seiner universalistischen Geistesrichtung entsprechende Universalreligion darstellt.

Auf dem Gebiete der Politik haben seine Ideen und Pläne dieselbe harmonistische Richtung, wie seine Bestrebungen in der Philosophie und Kirche. Schon als vierundzwanzigjähriger junger Mann faßte er den staats- und völkerrechtlichen Zustand Europas mit einer Genialität auf, die bewunderungswürdig ist, und seitdem er in der Schule eines Boineburg sich ein politisches Urtheil gebildet hatte, that er nichts lieber, als in die

großen, oft brennenden politischen Fragen der Zeit rathend und helfend mit einzugreifen. Aber seine Politik war eine Politik des Friedens und nicht des Krieges, der Eintracht und nicht des Zertrennens und Zerreißens. Ueberall ist er bedacht auf die Lösung und Vereinigung der politischen Gegensätze. Und überall, wo es sich um große practische Fragen handelt, sucht er diese Lösung den gegebenen Verhältnissen anzupassen und solche Mittel zu wählen, welche die Völkerharmonie nicht stören, sondern befördern. Was ihm nach dieser Seite als höchstes Ziel vorgeschwebt, ist eine Harmonie der christlichen Völker Europas, ein Völkersystem, worin jede Nation die ihr eigenthümliche Aufgabe ergreift und löst. Die geschichts- und entwicklungsfähigen Völker sind ihm aber nur die christlichen. Zwischen Christenthum und Islam ist eine Harmonie nicht möglich. Vielmehr kann die orientalische Frage, die den Gegensatz der Cultur und Barbarei in sich faßt, nur gelöst werden durch den vollständigen Sieg der christlichen Mächte über die Türken und die Ausbreitung der christlichen Civilisation im Orient. Eben deswegen war die Vertreibung der Türken aus Europa einer seiner liebsten Wünsche. Kaum über zwanzig Jahre alt, also in einem Alter, in welchem wenigen Menschen das Auge für politische Verhältnisse geöffnet ist, entwarf er mit großem Scharfblicke und Weitblicke einen Plan zur Vertreibung der Türken, dessen Ausführung Europa den Frieden gesichert hätte. Und im Jahre 1688 schrieb er an Spener: „Es war Hoffnung, daß ganz Europa christlich werde; aber das von Westen aufsteigende Gewitter hat sie plötzlich zerstört." In dem christlichen Europa darf es keine den Völkerfrieden bedrohende Macht geben, welche die übrigen durch ein exorbitantes Uebergewicht beunruhigt und in Furcht setzt. Am wenigsten will Leibniz ein Französisches Universalreich, eine Weltmonarchie, womit Ludwig XIV. Europa beglücken wollte, eine Weltmonarchie, deren Kitt aus Blut und deren Gebind aus Eisen besteht. In einer solchen militärischen Weltmacht erkennt Leibniz den größten Feind sowohl der Europäischen, als insbesondere der Deutschen Freiheit. Der anschwellenden Französischen Uebermacht stellt Leibniz als einen schützenden Damm das Europäische Gleichgewicht entgegen, das sich auf den Westfälischen Frieden stützt. Dieses Gleichgewicht

ist die nothwendige Bedingung zu einer wahren Harmonie der Europäischen Völkerfamilie. Der eigentliche Schwerpunkt des Gleichgewichts, welches den Frieden erhält, liegt in der Mitte Europas, in dem Deutschen Reiche. Daher ist die nothwendige Bedingung zur Erhaltung des Gleichgewichts die Sicherheit des Deutschen Reiches nach außen und innen; die nothwendige Bedingung aber zur Sicherheit des Deutschen Reichs ist das richtige Gleichgewicht unter den Gliedern des Reiches, das harmonische Zusammenwirken der kaiserlichen und fürstlichen Macht. Leibniz wollte ein einiges Deutschland, aber er wollte keine Einheit, welche durch gewaltsame Unterdrückung des einen Gliedes auf Kosten des andern herbeigeführt wird. Er wollte keine unfruchtbare Einheit, wie sie uns am Strande des Meeres in dem Sande entgegentritt, der, ein Sclave des Windes und der Wellen, in steter Einerleiheit von einer zwingenden Gewalt hin und her gepeischt wird. Er wollte keine Centralisation und Unification, die, weil sie von außen durch Bajonette und Säbel gemacht ist, einer einförmigen und unfruchtbaren Sanddüne gleicht. Nein, Leibniz wollte, wie alle unsre großen Dichter und Denker, ein organisch gegliedertes Deutschland, in welchem die verschiedenen Stämme friedlich und einträchtig neben einander wohnen. Soll Europa eine harmonische Völkerfamilie sein, so muß vor allem Deutschland, das Herz Europas, ein harmonischer Organismus sein. Seine wahre Bestimmung besteht in der wundervollen Mannigfaltigkeit, die durch ein stetes inneres Band zu einer Einheit verbunden wird. Sie war zu Leibnizens Zeit in der Deutschen Reichsverfaßung gegeben, in deren Erhaltung und Neubelebung Leibniz die politische Aufgabe seiner Zeit erkannte: durch Erstarkung des Deutschen Reichs will er den Europäischen Völkerfrieden aufrecht erhalten. Neben der kirchlichen Harmonie der christlichen Völker steht in seinem Geiste als ebenbürtiges Ziel die politische, und wie seine Philosophie eine Universalphilosophie, seine Religion eine Universalreligion, so ist auch seine Politik eine Universalpolitik.

Leibniz ist der universellste Geist der Neuzeit. Er hätte es nicht sein können, wäre er nicht ein vollendeter Polyhistor gewesen. Von Beruf ein practischer Staatsmann, war er der Gelehrteste aller Gelehrten, und sein Riesengeist umfaßte alles,

was jemals Gegenstand menschlicher Forschung und Untersuchung geworden war. Ja, man kann geradezu sagen, Leibniz war der Erbe des gesammten Wißens nicht nur der Deutschen Nation, sondern aller Nationen. Boineburg, selbst ein großes Genie, nennt Leibniz einmal einen unerschöpflichen Schatz von allen schönen Wißenschaften, deren ein solider Geist jemals fähig gewesen. Was dieser Heros in der Philosophie und in allen Wißenschaften göttlicher und menschlicher Dinge durch neue Methoden und unzählige Entdeckungen und Erfindungen aufgestellt, was er wie schlummernde Funken aus der Tiefe des Geistes hervorgeholt und zu hellleuchtenden Flammen angefacht hat, gränzt ans Wunderbare.

Es ist wahr, das Gebiet des Wißens war damals nicht so weit, als heute. Wenn man die Umfaßung des ganzen Wißensgebietes und beinahe aller Zweige menschlicher Geistesthätigkeit ins Auge faßt, so mag es richtig sein, zu sagen: „Ein Leibniz ist nicht mehr möglich.“ Denn die einzelnen Wißenschaften haben sich seitdem so sehr erweitert und vertieft, daß es kaum noch möglich ist, einer einzelnen vollkommen Herr zu werden. Doch gehörte schon ein Riesengeist dazu, um alles das zu bewältigen, was den damaligen Bestand des menschlichen Wißens ausmachte, und es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit Leibniz diese Aufgabe gelöst hat. Einen Geist von minderer Kraft hätte diese geistige Vielgeschäftigkeit schon in den Knaben- und Jünglingsjahren zu Grunde gerichtet und gar nicht zu einer soliden und gründlichen Bildung kommen laßen. Bei Leibniz war es anders. Ihm war diese Ausdehnung seiner geistigen Kräfte über alle Gebiete des menschlichen Wißens natürliches Bedürfnis. Er konnte schlechterdings nichts bei Seite liegen laßen; er mußte sich alles aneignen, was zu allseitiger harmonischer Entwicklung und Ausbildung seiner Kenntnisse diente.

Schon in seinen frühsten Schriften offenbarte Leibniz eine ganz ungewöhnliche Belesenheit und eine seltene Bücherkenntnis. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, über alle Erscheinungen der neuen Literatur, und zwar auf allen Gebieten, Erkundigungen einzuziehn. Er begrub sich in die Bibliotheken. Er benutzte seine Reisen, um mit den einflußreichen und gelehrten Personen aller Orten bekannt zu werden und Correspondenzen anzuknüpfen.

Allmählich ſtand er auch mit der ganzen Welt in Verbindung. Seine Bekanntſchaften erſtreckten ſich von London bis Peking, von Neapel bis Petersburg. Sein Briefwechſel enthält weit über tauſend Namen, darunter Kaiſer, Könige, Fürſten und Fürſtinnen, die erſten Staatsmänner und Feldherrn und die Celebritäten jener Zeit in allen Zweigen der Wißenſchaft.

Leibniz beſchäftigte ſich mit den disparateſten Gegenſtänden zu gleicher Zeit, und die verſchiedenſten Kräfte ſeiner Seele verlangten und erhielten eine gleichmäßige Uebung und Ausbildung. Wie der reflectirende Verſtand in dem ſchärfſten logiſchen Denken, die Vernunft in den höchſten metaphyſiſchen Speculationen, das Gedächtnis in einer großen Sprachkenntnis und in unglaublicher Fülle ſonſtigen Wißens, ſo fand auch die Phantaſie in Gedichten, in geiſtreichen Schilderungen und Vergleichen, wie ſolche zahlreich in ſeinen Schriften, namentlich in ſeinen Briefen, vorkommen, Nahrung und Befriedigung. Leibniz war nicht ein vielſeitig, ſondern ein allſeitig ausgebildeter Geiſt, der auf allen Gebieten des menſchlichen Wißens Meiſter war. Fontenelle ſagt von ihm in ſeiner Lobſchrift: „Aehnlich den Alten, welche die Kunſt verſtanden, bis gegen acht Pferde neben einander geſpannt zu lenken, fährt Leibniz mit allen Wißenſchaften einher.“ Es kann hier nicht daran gedacht werden, Leibnizen auf die einzelnen wißenſchaftlichen Gebiete zu folgen und ſeine Verdienſte um die einzelnen Wißenſchaften auseinander zu ſetzen. Man müßte ſelbſt ein Leibniz ſein, um Leibniz nach Gebühr würdigen zu können. Nur darauf ſoll hingewieſen werden, daß er in der That in jeder einzelnen Wißenſchaft nicht Dilettant, ſondern gründlicher Kenner, ja ſogar theilweiſe großartiger Erfinder und durchgreifender Reformator war. Er war im vollen Sinne des Worts ein Polyhiſtor, eine lebendige Encyclopädie, ein Compendium aller Wißenſchaften.

Seine Berufswißenſchaft iſt die Jurisprudenz, die er mit methodiſchem Geiſte fortzubilden ſucht; ſeine Herrſchaft hat er in der Philoſophie, deren Vergangenheit er kennt und deren Zukunft, deren neue Richtung er für ein Jahrhundert entſcheidet. Aber auch Phyſik, Mechanik, Mathematik treibt er mit dem glücklichſten und erfolgreichſten Eifer, und er iſt auf allen dieſen Gebieten nicht nur heimiſch, ſondern auch erfinderiſch thätig. Die Phyſik empfängt von ihm neue

Grundlagen, in der Mechanik ſtreitet er mit Descartes über die Schätzung und das wirkliche Maß der bewegenden Kräfte; in der Mathematik kämpft er mit Newton um die Erfindung der Differenzialrechnung. Juriſt, Philoſoph, Phyſiker, Mathematiker erſten Ranges, iſt Leibniz zugleich Theologe, Politiker, Diplomat, Publiciſt, Geſchichtsſchreiber, Sprachforſcher, Bibliothekar und ſogar Mediciner. In Hannover beſchäftigen ihn gleichzeitig Bergbau, Geologie, Nationalöconomie, Münzweſen und Staatsſchriften im Intereſſe ſeines Fürſten. In allen Stücken iſt er ſelbſtthätig, durchdringend, erfinderiſch. Er iſt buchſtäblich überall zu Hauſe, und, was ihn am meiſten auszeichnet, er iſt überall derſelbe philoſophiſche, auch in der Zerſtreuung geſammelte und ſeiner ſelbſt mächtige Kopf. In ſeinem Univerſalgeiſte iſt fortwährend die Idee des Ganzen gegenwärtig als einer alles umfaßenden, ordnenden, erhaltenden Weltharmonie. Von dieſer Idee gehen alle ſeine Beſtrebungen aus, zu dieſer Idee führen alle ſeine Pläne und Entwürfe zurück, von dieſer Idee ſind alle ſeine Gedanken und Anſchauungen getragen. Von ſeinem univerſellen Standpunkte aus ſucht er Ariſtoteles mit der neuern Philoſophie, die Philoſophie mit der Theologie, die natürliche Religion mit der geoffenbarten zu verſöhnen. Sein Ziel iſt eine univerſelle Philoſophie, eine harmoniſch gegliederte Völkerfamilie, ein zur Univerſalreligion erhobenes Chriſtenthum, eine dieſem Chriſtenthum entſprechende Kirche, kurz ein Syſtem, welches die großen geſchichtlich ausgeprägten Gegenſätze in ſich überwindet und als der ſachgemäße Ausdruck ſeiner univerſaliſtiſchen Geiſtesrichtung eine von jeder Einſeitigkeit freie Univerſalphiloſophie darſtellt.

Stets vermittelnd und verſöhnend, nimmt er den regſten Antheil an allem, was der Herrſchaft eines chriſtlichen Univerſalſyſtems förderlich iſt. Daher ſehen wir ihn lebhaft intereſſirt für die Miſſionen der katholiſchen Kirche, namentlich die der Jeſuiten in China. Mit unermüdlichem Eifer befördert er die allgemeine Civiliſation, organiſirt das Reich der Wißenſchaften, verwaltet Bibliotheken, gründet Academieen nnd trägt ſich mit der Erfindung einer Weltſchrift. Bibliothekar von Hannover und Wolfenbüttel, wird er der Gründer und Präſident der erſten Deutſchen Academie in Berlin und beſchäftigt ſich fortwährend mit Entwürfen zur Gründung andrer gelehrter Geſellſchaften.

Mit allen bedeutenden Gelehrten in Verbindung, giebt er den Plan und Antrieb für die Gründung der Academie von Dresden, Wien und Petersburg. In Rom faßt er sogar die verwegene Idee, durch Einführung der naturwißenschaftlichen Studien in die Klöster diese in academische Filiale, in Töchteranstalten der Universitäten zu verwandeln. Von Wien aus schreibt er an Peter den Großen, und fordert von ihm einen Katalog der Bücher, die in Rußland herauskommen, Nachrichten von den Griechischen und Russischen Manuscripten, die in den dortigen Klöstern zu finden sind, ein Russisches Wörterbuch, eine Slavonische Grammatik, eine Russische Bibel, besonders das neue Testament, einen Russischen Katechismus und alte Russische Geschichtsbücher.

Seine Studien umfaßten alle Zeitperioden, sein Gesichtskreis dehnte sich über die Grenzen der bekannten Welt aus, und nicht nur die ungeheuren Strecken des Russischen Reiches überschaute er von der hohen Warte der Wißenschaft, auf der er stand, sondern auch was in China und Aethiopien geschah, wurde von ihm in Zusammenhang gebracht mit der Europäischen Culturentwicklung. Mit unermüdlichem Eifer ließ er es sich sein ganzes Leben hindurch angelegen sein, die Wißenschaft auf allen Gebieten und in allen Zweigen zu fördern. Trotz aller entmuthigenden Erfahrungen, trotz der Unempfänglichkeit der einen und des Widerstrebens der andern, denen er „pro monstro erat“ (als ein Ungeheuer galt), war bei ihm des Weiterforschens, Neuerns und Beßerns kein Ende. Es war keine Regung des öffentlichen Lebens, der er nicht seine sorgfältige Aufmerksamkeit zugewandt, kein Streben nach Fortschritt, das er nicht in seiner Berechtigung begriffen, kein Versuch des Beßern, den er nicht aufzumuntern und als bleibendes Culturmittel zu bewahren gesucht hätte. Er war der Begründer und die Triebfeder einer ganzen Reihe von wißenschaftlichen Unternehmungen, die ihm ihren Anfang und Fortgang verdankten. Unermüdlich kämpfte er mit der Waffe des Geistes für seine wißenschaftlichen Pläne und Entwürfe, und fast auf allen Gebieten der menschlichen Gesellschaft hat er neue Schöpfungen ins Leben gerufen.

Und welches war nun der Grundgedanke aller dieser Bestrebungen? Welches war das Endziel seiner ganzen großartigen

Wirksamkeit? Es läßt sich in ein einziges Wort zusammenfaßen, in das Wort Aufklärung. Leibniz will eine Wißenschaft, die alles erklärt, die dabei nichts übersieht, sich für alles interessirt und alles dem wahren Wohle der Menschheit dienstbar macht. Es ist eine Weltaufklärung im wahren Sinne des Wortes, die er erstrebt, nicht jene falsche Aufklärung, welche sich bei den schwierigsten Fragen damit hilft, daß sie das zu Erklärende wegleugnet, und welche, indem sie nur das erklärt, was auf flacher Hand liegt, mehr die Verdunklung, als die Erleuchtung befördert, sondern die wahre Aufklärung, welche auf den Grund der Dinge geht und indem sie jedem Dinge, der Natur, der Religion, der Vernunft, dem Glauben seine rechte Stelle und seine wahre Bedeutung läßt, das Licht der Vernunft so geschickt ausbreitet, daß es die natürliche und moralische Welt aufklärend durchdringt und alles für alle beleuchtet. In diesem Sinne verdient Leibniz der Vater der Aufklärung genannt zu werden, und es ist nur zu bedauern, daß er so viele entartete und misrathene Kinder gehabt hat. Die Gedanken, welche Leibniz erzeugt hat, sind unter allen Köpfen der Aufklärungsperiode von niemand richtiger empfangen, beßer begriffen, fruchtbarer angewandt, als von Leßing. Leßing war eine verwandte Natur und trat in Leibnizens Fußtapfen, ohne schülerhaft von ihm abzuhängen. Er vertheidigte Leibniz, der wie keiner den Misverständnißen der gewöhnlichen Aufklärung ausgesetzt war, gegen Angriffe und Misbräuche. Leßing begriff, daß es Leibnizens Universalgeist war, der den meisten in dem zweifelhaften Lichte einer Allerweltsweisheit erschien, den die religiösen Parteien für einen Indifferentisten und die philosophischen Schulen für einen bloßen Eclectiker erklärten. Der wahre Leibniz ist das Gegentheil. Der Eclectiker möchte mit allen Meinungen übereinstimmen, der Universalgeist verlangt, daß alle Meinungen mit ihm übereinstimmen. Der Eclectiker unterwirft sich, der Universalgeist herrscht. Ueberall, wo Leibniz eine auswärtige, seinem System scheinbar fremde Idee vertheidigt, ist es allemal die Herrschaft seiner Idee, die er bezweckt. Sein Verfahren ist niemals Unterordnung, sondern meisterhafte Accommodation, wobei Leibniz er selbst bleibt und die gegenüberstehende Meinung allmählich in

den Ausdruck der seinigen verwandelt. Er schlug, sagt Lessing, aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel.

Seine Universalaufgabe tritt am deutlichsten in einem Probleme hervor, das ihn von früher Jugend bis ins späte Alter beschäftigt und dessen Lösung er zwar nicht erreicht, aber mit größter Bestimmtheit für erreichbar erklärt hat. Es ist dies die von ihm sogenannte allgemeine Characteristik oder Pasigraphie, d. h. eine Universalschrift oder Weltschrift, durch welche er den wißenschaftlichen Verkehr für alle Menschen ohne Unterschied der Sprachen und Zungen möglich zu machen sucht. Es ist so zu sagen ein wißenschaftlicher Großhandel, den Leibniz gründen und befördern will. Das Mittel des kaufmännischen Handels ist das Geld, das Mittel des wißenschaftlichen Verkehrs die Schrift, der durch verständliche Zeichen vermittelte Austausch der Gedanken. Wie nun der kaufmännische Welthandel, wenn er von allen Schranken befreit werden soll, ein allgemein gültiges Maß der Werthe, eine Art Weltgeld fordert, so sucht Leibniz nach einem wißenschaftlichen Verkehrsmittel, dessen Werth und Brauchbarkeit nicht jenseit der Landesgrenze aufhört. Was er sucht, ist nicht eine Universalsprache, sondern eine Universalschrift, welche, wie die Zeichen der Mathematiker, den Umweg durch die Sprache vermeidet und an die Stelle der indirecten Wortschrift eine directe Gedankenschrift setzt, indem sie ein Gedankenalphabet erfindet, für dieses Alphabet allgemein gültige Charactere bestimmt und so durch eine allgemeine Characteristik einen wißenschaftlichen Großhandel ermöglicht, der alle Schwierigkeiten des sprachlichen Verständnisses umgeht und dessen Mittheilungen jedem Denkenden ohne weiteres einleuchten. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen großartigen Gedanken, der so echt Leibnizisch ist, näher einzugehn. Aber angeführt werden mußte er hier, weil er einer der sprechendsten Characterzüge ist, welche dieses Universalgenie kennzeichnen.

Leibniz war ein Weltbürger, wie seitdem kein zweiter aufgetreten ist. Wenn es wahr ist, daß die Deutschen einen Zug zum Kosmopolitismus haben, so war dieser Deutsche Zug in keinem so ausgeprägt als in unserm Leibniz. Leibniz hatte nicht nur einen kosmopolitischen Zug, sondern er war ein wirklicher Kosmopolit. Er redete und schrieb fast alle lebenden

Sprachen, und die Literatur der Franzoſen, Engländer und Italiener war ihm faſt eben ſo bekannt, als die der Griechen und Römer. Nichtsdeſtoweniger gab Leibniz ſeine Nationalität nicht auf. Er war mit vollem Bewußtſein ein Deutſcher und wußte dieſe ſeine Nationalität dem Auslande gegenüber zu wahren und geltend zu machen. Von einer engherzigen Verachtung und Geringſchätzung des Ausländiſchen als ſolchen konnte bei einem ſo univerſellen, kosmopolitiſchen Geiſte, wie Leibniz, ſelbſtverſtändlich nicht die Rede ſein. „Jeder Nation", ſchrieb er am 30. September 1708 an Sebaſtian Kortchold, „verbleibe ihre Ehre; nur wetteifern laßt uns gleich den in der Rennbahn Laufenden, die einander nicht hindern und beſchimpfen dürfen." Ebendeswegen aber wollte er auch dem Deutſchen Vaterlande die ihm gebührende Ehre und Anerkennung von Seiten der Fremden zuerkannt wißen und drang darauf, daß die Deutſchen ſelbſt ſich nicht zu unwürdiger Unterwerfung unter das Ausland erniedrigen, vielmehr gleich der politiſchen Ehre auch die Deutſche Sitte zu wahren ſich angelegen ſein laßen ſollten. Widerlich war ihm die Nachäffung Franzöſiſcher Mode an den Deutſchen; und nicht minder bekämpfte er die ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden allgemein gewordene Unſitte, daß die jungen Prinzen der Deutſchen Höfe und die Söhne des Deutſchen Adels nach Frankreich und Italien reiſten, um dort die in Deutſchland nicht zu findende Weisheit und Bildung zu ſuchen und ſo zu ſagen mit der Luft einzuathmen. Um dieſer Unſitte entgegenzuarbeiten, ſchlug er dem Kurfürſten Ernſt Auguſt die Gründung einer Academie in Göttingen vor, welche die Prinzen und den jungen Adel Hannovers wie der benachbarten Länder vor den verderblichen Einflüßen der Fremde ſchützen ſollte. Auch ſonſt ließ er keine Gelegenheit vorübergehn, auf das Gefährliche und Entehrende jener Sitte aufmerkſam zu machen. „Unſre jungen Leute", ſagt er 1698, „die ihre eigne Heimat nicht gekannt und deshalb alles bei den Franzoſen bewundert haben, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung geſetzt, ſondern auch ſelbſt verachten helfen und einen Ekel der Deutſchen Sprache und Sitte aus Unerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zunehmenden Jahren und Verſtande behenken blieben. Und weil die meiſten dieſer

jungen Leute hernach zu Anſehn und Aemtern gelangt, haben ſolche Franſch-Geſinnte viele Jahre über Deutſchland regiert und ſolches faſt, wo nicht der Franzöſiſchen Herrſchaft, doch der Franzöſiſchen Mode und Sprache unterwürfig gemacht.“ In der Schrift über die Erziehung eines Prinzen ſagt er: „Es iſt ein Wahnſinn unſrer Nation, die Weisheit jenſeits des Rheins oder der Alpen holen zu wollen und auf Koſten eines guten Theils unſers Beſitzes Chimären zu kaufen. Niemals ſind die Deutſchen ſo viel im Auslande gereiſt, als jetzt, und noch zu keiner Zeit iſt Deutſchland ſeinem Untergange näher geweſen.“ Unaufhörlich ſann Leibniz darauf, die Zuſtände ſeines Vaterlandes im Ganzen und im Einzelnen zu heben und zu verbeßern. Die Verſuche ſchlugen zwar oft fehl, aber Leibniz ließ ſich dadurch nicht irre machen und ermüdete nicht bis ans Ende ſeines Lebens, durch Denkſchriften und practiſche Verſuche für Deutſchlands Fortſchritt zu wirken und trotz alles Widerſpruchs bei dem Begonnenen, „der Verbeßerung der Dinge“, zu beharren. Ganz beſonders war es ſein Beſtreben, Deutſche Zucht und Sitte zu heben. „Eins“, ſagt er, „wäre zu loben, wenn die Franzöſiſche Mode das übermäßige Saufen abbringen könnte. Aber den Teufel kann man nicht durch Beelzebub austreiben, und ich glaube, daß weiland ein trunkener alter Deutſcher im Reden und Schreiben mehr Verſtand hat ſpüren laßen, als ein nüchterner Franzoſenaffe. Wenn es ſo fortgeht, wird bei den Teutſchen Aufrichtigkeit und Verſtand, Wißenſchaft und Muth nur noch gemalt übrig bleiben.“

Leibniz war und blieb bei aller Univerſalität ſeines Geiſtes dennoch ein Sohn des Deutſchen Volkes. Mochte er auch als Gelehrter, als Polyhiſtor, Kosmopolit, Weltbürger ſein: ſein innerſtes Weſen war grunddeutſch. Leibnizens Philoſophie war von vorn herein Deutſch gedacht, obgleich Franzöſiſch geſchrieben. Sie war eben ſo Deutſch, als Luthers Reformation. Die ſchneidenden Contraſte, wie die Franzoſen ſie lieben, zwiſchen Glauben und Wißen ſind für den Deutſchen nicht gemacht. Leibniz verſtand es, Theologie und Philoſophie, Glauben und Wißen zu verſöhnen. Eben ſo Deutſch war er als Staatsmann, als Politiker. Wie ſehr auch durch den dreißigjährigen Krieg die Thatkraft des Deutſchen Volkes und das Vertrauen desſelben

zu ſich ſelbſt geſchwächt war, ſo gab Leibniz die Hoffnung nicht auf, daß es gelingen werde, den zerſtückelten Gliedern des hinſterbenden Reichs noch einmal friſchen Lebensodem einzuhauchen und die halb in ſpießbürgerlicher Beſchränktheit, halb in gelehrter Einſeitigkeit verkommende Nation zum Wettlauf mit den andern Völkern Europas aufzuſtacheln. Deutſche Ehre, Deutſche Sitte, Deutſche Wißenſchaft und Deutſche Kirche: das war das Programm ſeines Lebens und Wirkens. Dieſes Ziel der Deutſchen Nation wenigſtens vorzuhalten und ſie zum Streben nach demſelben zu begeiſtern und anzuleiten, machte er ſich zur erſten und heiligſten Pflicht. „Es iſt gewiſs", ſagt er, „daß nächſt der Ehre Gottes einem jedem tugendhaften Menſchen die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes billig am meiſten zu Gemüthe gehn ſoll. Iſt aber irgend jemand ſeinem Vaterlande verpflichtet, ſo ſind es wir, die das werthe Teutſchland bewohnen. Gott hat den Teutſchen Stärke und Muth gegeben und es regt ſich ein edles Blut in ihren Adern. Ihre Aufrichtigkeit iſt ungefärbt und ihr Herz und Mund ſtimmen zuſammen." Ein andermal ſagt er, daß der Urſprung und Brunnquell des Europäiſchen Weſens großen Theils bei uns Deutſchen zu ſuchen ſei. Daraus geht wohl zur Genüge hervor, daß Leibniz ſein Deutſches Vaterland liebte und mit vollem Bewußtſein ein Deutſcher war. Darum haßte er die Franzöſiſche Politik, welche es auf eine Zerſtörung Deutſchen Sinnes und Deutſchen Weſens abgeſehn hatte, und nichts gieng ihm mehr zu Herzen, als die Niederlagen, welche ſie dem Deutſchen Reiche beibrachte. „Ich kann es nicht ausſprechen", ſchrieb er an Hiob Ludolf, „wie ſehr mich die Nachricht, daß Straßburg für immer verloren ſein ſoll, beſtürzt gemacht hat." Um den Erfolgen der Franzöſiſchen Politik entgegenzuarbeiten, wandte er ſich an das Ehrgefühl der Deutſchen. „Es heißt", ruft er 1684 aus, „es heißt ganz und gar auf den guten Namen verzichten, die Sorge um Religion, Ehre und Vaterland außer Acht laßen, ſo daß man von ihnen in der Welt nur noch mit Verachtung reden kann, in der Geſchichte mit Schmach ihrer gedenken und bei der Nachwelt mit Fluch ſie verdammen wird, wenn ſie ſolche Beſchimpfung von Seiten Frankreichs ſich gefallen laßen. Sie werden dem Deutſchen Namen ein ewiges Schandmal aufdrücken, wenn die Sclaverei

der Nation der Feigheit ihres Muthes zugeschrieben wird." Im Jahre 1698 schrieb er an Ludolf Hugo: „So oft ich die gefahrvolle Lage der Dinge und unsre Trägheit, so wie die verkehrten Maßregeln betrachte, eben so oft schäme ich mich über uns angesichts der Nachwelt. Es ist ganz offenbar, daß alles in Europa einer Umwälzung entgegengeht, und doch lebt man so fahrläßig in den Tag hinein, als wenn alles in sicherm Zustande wäre und als ob Gott uns die Fortdauer der Ruhe verbürgt hätte. Inzwischen streiten wir um Bagatellen und kümmern uns nicht um das Große. So geschieht es, daß man beinahe einen Ekel empfindet, an die Geschichte der Gegenwart nur zu denken. So sehr bestätigen wir Deutsche durch unsre Handlungen die nachtheiligen Urtheile andrer über uns."

Wahres Heil und die Möglichkeit einer Auferstehung der Deutschen Nation sah Leibniz fortwährend nur in einer religiösen Kräftigung und Erneuerung des Volkes, in einer Umkehr zu ernsten Sitten, worin die verderbten Höfe mit ihrem Beispiele vorangehen sollten. „Wenn die Deutschen Fürsten", bemerkt er, „mit Ernst auf die Freiheit bedacht sind, so ist absolut nöthig, daß sie die bisherige Methode ändern und zu den Grundsätzen sich entschließen, die Jesus Christus zunächst für das Heil der Seelen empfiehlt, die aber in dem gegenwärtigen Zustand der Dinge nicht weniger nothwendig sind für das Wohl der Staaten. Wir werden einen wahren Büßer nachahmen müßen, der in vollem Ernst mit der Welt brechen will."

Verfolgt man Leibnizens politisches System, so begegnet man immer wieder einer Grundanschauung, die nicht selten mit Nachdruck und Festigkeit ausgesprochen wird. Es ist die von der Herrlichkeit des Deutschen Reiches und von den Vorzügen, welche die Deutsche Nation unter allen Nationen der Christenheit besitzt. Sie ist von Gott berufen, an die Stelle des Römischen Reiches zu treten, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht hat. Diesem Oberhaupte gebührt der Vorsitz über alle andern hohen Häupter; diesem Oberhaupte liegt die Beschirmung des wahren Glaubens, die Vogtei der allgemeinen Kirche und die Beförderung des Besten der ganzen Christenheit ob. Darum ist aber auch dem Deutschen Volke eine große Aufgabe gestellt. Je höher die Deutschen stehn, desto

mehr haben ſie ſich anzugreifen, daß ſie ſich dieſer ihrer Stellung würdig zeigen und es andern nicht weniger an Verſtand und Tapferkeit zuvor thun mögen, als ſie ihnen an Ehre und Hoheit ihres Oberhauptes vorangehn.

Vermöge dieſer Grundanſchauung iſt Leibniz allen Zerſtückelungen feind. Er hält feſt an der Einheit des Reiches, und ein Anblick wie der, welchen uns heute das in drei oder ſieben Theile zerrißene Deutſchland darbietet, würde ihn mit heiligem Zorn und Unwillen erfüllt haben. Ebenſo ſehr iſt es ihm zuwider, wenn er ſieht, daß einzelne Glieder ſich den Pflichten, welche ſie gegen das Reich haben, entziehn und in ſchnöder Selbſtſucht mehr an ſich, als an das Ganze denken. Hätte er es ahnen können, daß einſt ein Reichsſtand es wagen würde, das öffentliche Kirchengebet für den Kaiſer abzuſtellen, er würde ſein Anathema über ein ſo frevelhaftes Beginnen ausgeſprochen haben. Leibniz hatte viel zu viel hiſtoriſchen Sinn, als daß er jemals in Neuerungen hätte willigen können, welche einen Bruch mit der ganzen Vergangenheit und mit allen geſchichtlichen Traditionen in ſich ſchließen. Seine Politik war eine durch und durch conſervative; denn nicht Umſturz, ſondern Erhaltung des geſchichtlich Gewordenen, des hiſtoriſch Berechtigten war das politiſche Ziel, das er verfolgte. „Wenn ich das Alte und das Neue“, ſagt er, „gehörig unterſuchte, ſo fand ich, daß der größte Theil der recipirten Lehren einen guten Sinn zulaße. Und ſo wünſche ich, daß man mehr den Römern nachahmte, die ſchöne öffentliche Monumente erbauten, als jenem Vandalenkönige, dem ſeine Mutter den Rath gab, er ſolle durch Zerſtörung jener großen Kunſtwerke ſich berühmt machen, da es ihm ja nicht möglich ſein würde, die gleichen zu errichten.“ Eine ſolche conſervative Politik, wie die, der Leibniz das Wort redete, mußte nothwendig eine Politik des Rechts, der Ehre und der Sittlichkeit ſein. Chriſtenthum und Vaterlandsliebe, die Ehre Gottes und das allgemeine Wohl der Menſchheit müßen nach ihm die Leitſterne einer wahren Politik ſein, und ein Syſtem der Lüge und Gewalt, eine Politik ohne Moral, ein Particularismus, der unter dem Scheine der Nationalität auf Koſten der andern nur das Seine ſucht, fand in ihm einen entſchiedenen

Gegner und einen eifrigen Bekämpfer, wie wir an dem Beispiele Ludwigs XIV. gesehn haben.

Leibniz mußte es mit Augen sehn, daß die Grundsätze einer gesunden, auf Recht und Sittlichkeit gegründeten Politik immer mehr verlaßen wurden und einer frivolen Anschauung der Dinge Platz machten, wonach das Recht hinter der Macht zurückstehn und die Selbstsucht das eigentliche Triebrad der Welt sein sollte. Mit Bedenken und Bedauern sah Leibniz die wachsende Unsittlichkeit und Irreligiosität des Volkes und weißagte, daß daraus nichts gutes kommen werde. In der Vorrede der Novissima Sinica macht er die ironische Bemerkung, es scheine ihm oft, wenn er die ins Unermeßliche zunehmende Sittenverderbnis in Europa betrachte, fast nothwendig, daß die Chinesen zu uns Missionäre schickten, um uns den Zweck und die Uebung der natürlichen Religion zu lehren, wie wir Missionäre zu ihnen schicken, um sie in der geoffenbarten Religion zu unterrichten. Mit Besorgnis sah er den Abfall von dem Glauben an einen lebendigen, persönlichen Gott und die sich mehrende Gottesverachtung und Irreligiosität. „Sobald man," sagt er, „dieses große Princip (den Theismus) verläßt, das die Menschen abhält, sich wie Bestien zu zerreißen, muß man alle Verträge verbrennen und das Völkerrecht mit Füßen treten; die Macht des Stärkeren wird dann alles beherrschen und die Welt einem Walde voller Meuchelmörder und Räuber gleichen." Man sieht, Vertragsbruch und Rechtsverachtung war ihm ein Abfall von dem lebendigen Gott, weil dieser ein Gott des Rechts und der Treue ist. Und leider war dieser Abfall auch in Leibnizens Zeit nichts ungewöhnliches. „Das Schlimmste von allem ist", sagt er einmal, „daß der Atheismus bereits stolzen Hauptes einherschreitet, daß die angeblich starken Geister in der Mode sind und die Frömmigkeit lächerlich gemacht wird. Dieses Gift verbreitet sich mit dem Französischen Geiste, und wo Frankreich seinen Fuß hinsetzt und die Oberhand gewinnt, bringt es dasselbe mit sich. Der Französischen Herrschaft sich unterwerfen heißt der Zügellosigkeit und Liederlichkeit die Thür öffnen." Die damalige Weltlage erschien ihm als Vorstufe einer gewaltigen Umwälzung. Er wußte und sagte es voraus, daß der Despotie die Revolution unfehlbar folgen werde.

Aus der Omnipotenz Frankreichs konnte nur dasselbe Resultat hervorgehn, das alle tiefer blickende Geister auch aus den Zuständen unserer Tage sich entwickeln sehn, nämlich eine allgemeine Verachtung der Autorität in Kirche und Staat. Der Misbrauch der Gewalt mußte sich an den Gewalthabern selber rächen und eine Revolution zur Folge haben, wie Leibniz sie vorhersagte. „Ich finde", schreibt er 1704, „daß allmählich bei der hohen Welt, nach der die übrigen Menschen sich richten und von welcher das allgemeine Wohl abhängt, Grundsätze herrschend werden und in die Modeliteratur sich einschleichen, wodurch alles zu der allgemeinen Revolution vorbereitet wird, von welcher Europa bedroht ist und dasjenige vollends zerstört wird, was von den hochherzigen Gesinnungen der alten Griechen und Römer, welche die Liebe zum Vaterlande und Gemeinwohl, die Sorge um die Nachkommenschaft dem eignen Glück und selbst dem Leben vorzogen, in der Welt noch übrig ist. Diese public spirits, wie die Engländer sie nennen, vermindern sich außerordentlich und sind nicht mehr in der Mode, und sie werden noch mehr verschwinden, wenn sie nicht mehr durch gute Religion und wahre Moral, wie sie schon die Vernunft uns lehrt, aufrecht erhalten werden. Wenn einer zum Zwecke der Vergrößerung seiner Macht oder aus Uebermuth die ganze Welt mit Blut überschwemmen und alles darunter und darüber kehren wollte, so würde man das für nichts achten, und ein Herostratus würde für einen Helden gelten. Aber es kann diesen Leuten begegnen, daß sie an sich selbst die Uebel erfahren, welche sie andern aufbehalten glauben. Wenn man von dieser epidemischen Geisteskrankheit sich noch heilt, so kann den schlimmen Folgen, die bereits sichtbar zu werden beginnen, vielleicht noch vorgebeugt werden; läßt man sie aber noch weiter um sich greifen, dann wird die Vorsehung durch die Revolution, die daraus entstehen muß, die Menschen züchtigen."

Der so schrieb, war selbst ein public spirit, und zwar einer der hervorragendsten, die je im Deutschen Volke aufgetreten sind. Gewiss, Leibniz war ein Patriot, dem das Wohl seiner Nation nach allen Seiten hin am Herzen lag, nicht nur das politische, sondern auch das sittliche. Das Deutsche Volk hat in seiner

ganzen Geschichte nur sehr wenige Männer, ja vielleicht keinen einzigen aufzuweisen, der an patriotischer Gesinnung unserm Leibniz völlig gleichgestellt werden könnte.

Leibniz war ein Mann, der vor andern berufen und befähigt schien, eine geistige Neubelebung Deutschlands herbeizuführen. Und dennoch ist sie von ihm nicht ausgegangen. Leibniz sah die abschüßige Bahn vor sich, auf der das alte Europa dem Abgrunde entgegen gieng, und er suchte das Verderben aufzuhalten, aber er konnte es nicht abwenden. Die Fruchtlosigkeit der Bestrebungen eines so reich begabten Mannes, der die Deutschen National- und Kirchenangelegenheiten wie wenige auf dem Herzen trug und seine glänzenden wißenschaftlichen Leistungen nicht zur Hauptsache machte, sondern gemäß seiner practisch-realistischen Richtung stets das ins Auge faßte und mit rastlosem Eifer verfolgte, was „zum allgemeinen Nutzen" diente, diese Fruchtlosigkeit der Leibnizschen Bestrebungen ist eine so auffallende Thatsache, daß sie eine besondere Erwäguug verdient. Der Grund, warum Leibniz für die Deutsche Nation uud die Menschheit nichts dauerndes leisteteund namentlich dem Abfall vom Christenthume, den er kommen sah, keinen haltbaren Damm entgegensetzen konnte, scheint mir ein doppelter zu sein. Einmal war Leibniz kein Volksmann im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern trotz aller seiner practischen Bestrebungen mehr ein Gelehrter und ein Mann der Wißenschaft. Nicht aus dem Volke hervorgegangen, kannte er weder die Bedürfnisse des Volkes, noch redete er die Sprache des Volkes. An den Fürstenhöfen und in der gelehrten Welt zu Hause, verstand er es nicht, zum Volke hinabzusteigen und mit ihm in jener unmittelbaren, volksthümlichen Weise zu reden, welche die Herzen electrisirt und fortreißt. Den zweiten, tieferen Grund der theilweisen Erfolglosigkeit der Leibuizischen Bestrebungen erblicke ich darin, daß er das, was er vertheidigen wollte, selbst nicht oder doch nur bis zu einem gewissen Grade kannte und besaß. Verständig genug, um die Religion hoch zu achten uud den Werth der Gottesfurcht für die Erhaltung der Gesellschaft zu erkennen, hat Leibniz dennoch das wahre Wesen des Christenthums, nämlich die Erlösung zur wirklichen Freiheit und Seligkeit, nicht gekannt. Er war ein christlicher Denker, aber das eigentliche Wehen des Geistes war

ihm fremd, und darum konnte er weder im Gebiete der Kirche noch des Staates und des geſelligen Lebens die vorhandenen Uebel in ihrer Größe ſchätzen und die geeigneten Mittel dagegen ergreifen. Die Schuld davon lag weniger an ihm, als an der ganzen Zeit, deren Kind er war; denn Leibniz fand nirgends eine Kirche vor, welche ihre Aufgabe erfüllte, und auch ein Spener, mit dem er frühzeitig in Berührung trat, war nicht der Mann, der die volksthümliche Seite der Kirche begriff und in ſich verwirklichte. So ſtand Leibniz iſolirt da in dem großen Kampfe der Zeit, losgerißen von dem Boden des Volks und der Kirche, von welcher letzteren er ſich immer weiter entfernte, bis er ohne ihre Mitwirkung in einem ſteinernen Gotteshauſe ſeine letzte Ruheſtätte fand. Leibniz ſtritt für die Religion, ohne der Kirche lebendig eingegliedert zu ſein, und im Kampfe gegen die Heuchelei und Zerrüttung ſeiner Zeit fehlte ihm das Schwert des Geiſtes, dem allein der Sieg verheißen iſt. Während er die Sache Deutſchlands gegenüber den Anmaßungen und verderblichen Einflüßen Frankreichs führte, fand er doch keine poſitiven Ideen, um die ſich die ganze Nation ſchaaren konnte. Während er die Kirchenſpaltung als einen böſen Schaden erkannte und zu beſeitigen trachtete, hatte er keine kräftige, anfaßende Heilmittel, durch welche das Uebel hätte überwunden werden können. Seine Beſtrebungen für Vereinigung der Confeſſionen und für die Geltendmachung der Rechte Deutſchlands blieben daher kraftloſe Verſuche zur Verſtändigung, die der Macht der Wirklichkeit, der Trägheit und Heuchelei nicht gewachſen waren. Auch ſeine großartigen wißenſchaftlichen Pläne und Entwürfe konnten den Erfolg nicht haben, den er von ihnen erwartete. „Die wißenſchaftlichen Kenntniſſe“, ſchrieb er an die Kaiſerin Amalie, „werden auch der Miſſion bei den Ungläubigen zu gute kommen; denn indem wir ihnen die natürlichen Kenntniſſe bringen, werden wir den übernatürlichen Vorſchub leiſten, die wir ihnen einflößen müßen.“ Leibniz wollte alſo durch Cultur und Wißenſchaft dem Chriſtenthume Bahn brechen, während die Geſchichte den unwiderleglichen Beweis liefert, daß ſtets das umgekehrte Verhältnis ſtattfindet. Dieſe Ueberſchätzung der Cultur und Wißenſchaft mußte ſich nothwendig rächen. Was ich hier angedeutet habe, wird uns noch deutlicher

werden, wenn wir in der nächsten Vorlesung Leibnizens Unionsbestrebungen und seine Stellung zu Kirche und Christenthum betrachten. Der angedeutete Mangel Leibnizens und die hervorgehobene Einseitigkeit dieses großartigen Universalgenies wird uns sofort einleuchten, wenn wir ihn neben Luther stellen, mit welchem Leibniz in mehr als einer Beziehung verglichen zu werden verdient. Leibniz ist Luther völlig ebenbürtig an Genialität und natürlichen Gaben, er überragt ihn an Kenntnissen und Umfang des Wißens, aber er steht tief unter ihm in Beziehung auf die Erfolge seiner Wirksamkeit, weil er nicht wie Luther im Boden des Volkes und der Kirche wurzelte. Während Luther von der Erfahrung des Heils Gottes, das die Kirche darbietet, ergriffen war und in all seinem Thun getrieben wurde, stand Leibniz dem allen als einem Gegenstande seines Denkens gegenüber. Während Luther die Sache jedes einzelnen führte, weil es sich um Dinge handelte, welche das Heil und die Seligkeit jedes einzelnen betrafen, war Leibniz sich bewußt, daß er zwar manches zu sagen habe, was von Interesse für die Gelehrten sei, aber nichts, was jedem einzelnen aus dem Volke gelte. Und während Luther im Gefühle der Größe des Kampfes, den er unternahm, zur Volkssprache griff, um jedem einzelnen verständlich zu sein, hat Leibniz seine Schriften für die Gelehrten in Lateinischer, für die Vornehmen in Französischer Sprache, auch einiges für Liebhaber in Deutscher Sprache, aber fürs Volk nichts geschrieben.

Damit kommen wir zu Leibnizens schriftstellerischer Thätigkeit, für deren Besprechung ich mir noch einige Augenblicke erbitten muß.

Ein eigentlicher Schriftsteller im gewöhnlichen Sinne, das heißt ein Verfaßer bändereicher Werke, war Leibniz nicht. Der bei weitem größte Theil seiner Schriften entsprang aus einem augenblicklichen Interesse, einem eben sich ergebenden mächtigen Anlaße, einer an ihn gestellten Frage, einem originellen Einfalle oder idealen Projecte, oder es sind Reflexionen über politische Ereignisse und kirchliche Zustände, auch wohl Kritiken und Recensionen, die er für sich selbst macht oder anonym in Zeitschriften veröffentlicht, kleine Aufsätze, Entgegnungen und Widerlegungen

fremder Anſchauungen.*) Die liebſte Form zur Entwicklung ſeiner Gedanken blieb ihm aber die Briefform. Der briefliche Verkehr war ihm das Hauptmittel gelehrter Erörterungen, und in ſeinen Briefen hat er eine Fülle von Ideen und Kenntniſſen niedergelegt. Zur formgerechten künſtleriſchen Ausarbeitung von Werken für den Buchhandel konnte er ſich nicht entſchließen. Schon im November 1671 ſchrieb er an den Herzog Johann Friedrich von Hannover: „Mein Zweck iſt nicht etwa, mit leeren in die Luft geſchriebenen Büchern die Läden zu füllen, ſondern wo möglich damit einen Nutzen zu ſchaffen.“ Er erklärt ſich für einen ganz abgeſagten Feind der Vielſchreiberei, und doch giebt es wenige Deutſche, welche mehr geſchrieben haben, als er: aber was er ſchrieb, war nur zum geringſten Theile für die Oeffentlichkeit beſtimmt, und die meiſten ſeiner Geiſtesproducte hat er als ungedruckte Manuſcripte hinterlaßen. Aus der Vielſchreiberei, meint er, werde zuletzt die Barbarei folgen, und die Menge der Schriftſteller werde ſie alle der Vergeßenheit überliefern. Er habe, ſagt er einmal, das Völkerrecht eben ſo gründlich geprüft, als diejenigen, welche darüber Bücher geſchrieben; aber er habe ſich Schweigen auferlegt, denn man müße nicht über alles ſchreiben. Und ein ander Mal ruft er aus: „Wer mich nur aus meinen Schriften kennt, der kennt mich nicht.“

Dennoch hat Leibniz ſich gelegentlich über die verſchiedenartigſten Gegenſtände ſchriftlich verbreitet, und es giebt kaum ein wißenſchaftliches Gebiet, auf dem er nicht als Schriftſteller aufgetreten wäre, und zwar als meiſterhafter Schriftſteller, der durch die Eleganz der Form und noch mehr durch das Schlagende der Gedanken für alle Zeiten ein Muſter und Vorbild bleiben wird. Iſt auch in ſeinen theologiſchen und philoſophiſchen Schriften die Form nicht ſelten vernachläßigt, weil der Schriftſteller ſeinen Ideen zu freien Lauf läßt, und kommen auch in manchen Schriften häufige Wiederholungen vor, weil er mit zu häufigen Unterbrechungen ſchrieb, ſo beweiſen doch

*) Auch ſeine beiden größten philoſophiſchen und theologiſchen Arbeiten, die nouveaux essais und die essais de théodicée, ſind im Grunde nur Gelegenheitsſchriften und eingehende Widerlegungen des Lockiſchen Senſualismus und des Bayliſchen Skepticismus.

andre Schriften und namentlich die politischen, daß er sich auch auf die Form verstand und seinen Ideen in meisterhafter Weise Worte zu leihen wußte. Die Lateinische Sprache beherrscht Leibniz mit großer Leichtigkeit und seine Lateinischen Verse gehören zu dem Besten, was in dieser Sprache geschrieben ist. Nicht minder gewandt wußte er sich im Französischen auszudrücken. Auch in Englischer und Italienischer Sprache correspondirte er mit auswärtigen Gelehrten, und als ein Englischer Prälat ihm einen Brief in schlechtem Latein geschrieben hatte, forderte er ihn auf, sich lieber des Englischen zu bedienen.

Deutsch hat Leibniz nur wenig geschrieben, aber dies Wenige gehört zu dem Besten, was seine Zeit geleistet hat, und wenn ein Preußischer Literat den Ausspruch thut, Leibniz habe sich in der Deutschen Sprache nur unbeholfen ausgedrückt, ja es sei ihm fast eben so sauer geworden, sich Deutsch auszudrücken, als Friedrich dem Großen, so soll das wohl mehr eine Beschönigung des „großen" Königs, als eine Beurtheilung des großen Philosophen sein. Wie Leibniz in allen Stücken das directe Gegentheil des Philosophen von Sanssouci war, so auch in seiner Liebe zur Deutschen Muttersprache. Denn während Friedrich „der Große" dieselbe schmähte und verachtete, gehörte Leibniz zu ihren eifrigsten Lobrednern, und während Friedrich „der Große" nicht einen Satz richtig Deutsch schreiben konnte, hat Leibniz in ihr ganze Schriftstücke abgefaßt — ich erinnere hier nur an den Lebenslauf des Herzogs Johann Friedrich und des Kurfürsten Ernst August, — die zum Theil mustergültig sind.

Es ist wahr, die Deutsche Sprache jener Zeit, in der Leibniz lebte, war im allgemeinen plump und incorrect, und wenn man an die Diction der großen Namen in der Französischen Literatur denkt, an den Glanz und die Schönheit der academischen Sprache zur Zeit Ludwigs XIV., und daneben die Sprache hält, die damals selbst die ersten Deutschen gesprochen und geschrieben haben, so fällt der Vergleich sehr zu Ungunsten der letzteren aus. Auch Leibniz schrieb beßer Lateinisch und Französisch als Deutsch. Nichtsdestoweniger liebte er seine Deutsche Muttersprache und drückte sich beßer in ihr aus, als die meisten seiner Zeitgenoßen. Schon von seiner ersten Jugend an befliß er sich der

Mutterſprache und rühmte es von ſich ſelbſt, daß er ſchon in der Schule nach dem Urtheile aller ſehr gut Deutſch geſchrieben habe. Ja, er hatte ſich ſogar vorgenommen, nur Deutſch zu ſchreiben, kam aber ſpäter davon zurück durch die Erwägung, daß er auf ſolche Weiſe kaum in Deutſchland, geſchweige außerhalb desſelben Leſer finden werde. In ſeinem ſiebzehnten Jahre ſchrieb er Deutſche Proceſsacten und faßte Erkenntniſſe in Deutſcher Sprache ab, und erwarb ſich das Zeugnis, daß er ſie vortrefflich zu ſchreiben verſtehe. Die Sächſiſche Kanzlei war damals noch eine von den wenigen Schulen des Deutſchen Stils, und indem Leibniz dieſe Schule durchmachte, erwarb er ſich die Einſicht in die logiſche Vollkommenheit, Kraft und Würde ſeiner Mutterſprache, die er vor allen Gelehrten ſeiner Zeit voraushatte.

Im ſpäteren Verlaufe ſeines Lebens war Leibniz eifrig bemüht, die Brauchbarkeit, ja die Vorzüge ſeiner Mutterſprache vor der Lateiniſchen zu zeigen und einzuprägen. Er hatte keinen dringenderen Wunſch, als den, daß die Deutſche Mutterſprache in allgemeine Anwendung kommen möchte. Darum trat er gegen die traurigen Verirrungen auf, welche ſich auch auf ſprachlichem, wie auf religiöſem und ſocialem Gebiete zeigten. Seit Ende der ſechsziger Jahre war durch die Franzöſiſchen Waffen wie die Deutſche Geſinnung, ſo auch die Deutſche Sprache dem Franzöſiſchen Joche dienſtbar gemacht. „Aber ſo arg, wie jetzt," ſagt Leibniz, „iſt der abſcheuliche Miſchmaſch noch nie geweſen. Vielleicht niemals, ſeit Teutſchland ſteht, iſt darin unteutſcher und ungereimter geredet worden. Vor hundert Jahren haben unſre Väter ganze Folianten mit reinem Teutſch gefüllt; denn wer behauptet, ſie hätten nichts leſenswürdiges geſchrieben, der hat ſie nicht geleſen. Jetzt aber iſt es ſo weit gekommen, daß, was für wohlgeſchrieben geachtet wird, kaum dem zu vergleichen iſt, was in Frankreich auf der unterſten Staffel ſteht." Leibniz ſuchte nun die Deutſche Sprache wieder zu heben und ſie vom Franzöſiſchen Joche zu befreien. Er machte aufmerkſam auf den großen urſprünglichen Reichthum der Deutſchen Sprache, die „vor vielen andern dem Urſprung (der Urſprache) ſich zu nähern ſcheint" und wenig Bedürfnis nach Zuhülfenehmen des Ausländiſchen habe, während z. B. die Engliſche Sprache alles an-

genommen habe, so daß, wenn jedermann das Seinige zurückforderte, es den Engländern gehen würde, wie der Aesopischen Krähe, als andre Vögel ihre Federn wiedergeholt.

Kaum hat es je einen größern Lobredner der Deutschen Sprache gegeben, als unsern Leibniz. „Wir Deutschen," sagt er, „vernachläßigen unsre Sprache, die doch erfahrungsmäßig zum Ausdruck *solider* Dinge eine wunderbare Fähigkeit hat." Für ungegründete Grillen, bemerkt er ein ander Mal, habe dieselbe gar keine Ausdrücke, sie sage nichts als *rechtschaffene* Dinge. Leere Worte, wo nichts dahinter sei und die gleichsam nur ein leichter Schaum müssiger Gedanken, nehme die reine Deutsche Sprache nicht an. „In keiner Sprache", sagt er weiter, „läßt sich die heilige Schrift zierlicher dolmetschen, als wir sie im Teutschen haben. So oft ich die Offenbarung Teutsch lese, werde ich gleichsam entzückt und finde nicht nur in den göttlichen Gedanken einen hohen prophetischen Geist, sondern auch in den Worten selbst eine recht heroische und wenn ich so sagen darf Virgilianische Majestät." Er beklagt darum auch ganz besonders, daß die Pfarrer auf den Kanzeln „mit rothwelschem Französisch um sich werfen;" „denn," sagt er, „das Französische schickt sich meines Erachtens gar nicht auf unsre Kanzeln." Eher wollte er sich noch hie und da den Gebrauch eines Lateinischen Wortes im Gottesdienste gefallen laßen. Gleichwohl will Leibniz, daß die Deutschen von den Franzosen einen formellen Nutzen ziehen. Sie sollen mit sorgfältiger Bewahrung des eignen Wesens auf die Ausbildung ihrer Sprache ebenso viel Mühe verwenden, wie die Französische Nation dies gethan. „Wenn wir etwas mehr, wie bisher, Deutschgesinnt werden wollten," sagt er in seinen unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbeßerung der Teutschen Sprache, „und den Ruhm unsrer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreißig Jahre her in diesem gleichsam Französischen Zeitwechsel geschehen, so könnten wir das Böse zum Guten kehren und selbst aus unserm Unglück Nutzen schöpfen und sowohl unsern innern Kern des alten ehrlichen Teutschen wieder hervorsuchen, als solchen mit dem neuen äußerlichen von den Franzosen und andern gleichsam erbeuteten Schmuck ausstaffiren."

Vor allem erwartete Leibniz eine Hebung der Deutschen

Sprache davon, daß sie von den Gelehrten als Sprache der Wißenschaft gebraucht und ausgebildet werde. Darum forderte er schon im Jahre 1676 in dem Entwurfe, den er zur Gründung einer Deutschen Societät der Wißenschaften machte, daß diese sich die Ausbildung der Mutterſprache angelegen sein laße. Alles sollte hier Deutsch geschrieben werden. Leibniz versprach sich davon nicht bloß einen Gewinn für die Deutsche Sprache, sondern auch für die Wißenschaft selbst. Die Nothwendigkeit der Erlernung der Lateiniſchen Sprache, vor welcher viele zurückschraken, bezeichnet Leibniz als ein Haupthindernis für Verbreitung allgemeiner Bildung in Deutschland. Während bei den Ausländern auch Frauen und Kindern, die keine gelehrten Schulen besuchen können, gleichwohl der Zugang zu allen Künsten und Wißenschaften offen stehe, könnten dagegen bei uns auch lernbegierige Leute nur nach überstandener Herkulesarbeit des Lateiniſchen Sprachstudiums dazu gelangen, und wer die Geduld und Fähigkeit hierzu nicht habe, der sei zur Unwißenheit verdammt. Darum solle man endlich anfangen, sich auch in der Wißenschaft der Deutschen Sprache zu bedienen. Es sei gar nicht zu besorgen, daß die Leute zu aufgeklärt würden, wenn man sich der Mutterſprache bediene; dagegen wäre es dann nicht mehr so leicht möglich, mit einem Lateiniſchen Mantel wie mit einem Homeriſchen Nebel bedeckt den Gelehrten zu spielen.

Man muß sich wundern, daß ein Deutscher, der so über seine eigne Mutterſprache schreibt, der von einer solchen Liebe zu ihr erfüllt ist, solche Hoffnungen für sie hegt und sich zugleich so klar und markig in ihr auszudrücken versteht, dennoch nur so wenig in ihr geschrieben hat. Wie löst sich dieser Widerſpruch zwiſchen den Anforderungen, die Leibniz an andre stellt, und seinem eignen Verhalten? Wir haben schon gehört, daß Leibniz sich in seinen jungen Jahren vorgenommen hatte, nur Deutsch zu schreiben. Aber er kam von diesem Entschluße zurück, weil er sich sagen mußte, daß es ihm nicht gelingen werde, in Deutscher Sprache seine mannigfaltigen Pläne und Entdeckungen an den Mann zu bringen. Das war und blieb der Grund, warum Leibniz meist Lateiniſch und Franzöſiſch schrieb, weil seine meisten Schriften für die vornehme und gelehrte Welt bestimmt waren. „Ich hätte es lieber Deutsch geschrieben," sagt er 1671

in einem Briefe an den Herzog Johann Friedrich über eine Schrift vom freien Willen, „sonderlich weil die Teutsche Sprache keine terminaisonen leidet, allein es hätte dergestalt dem Ausländer nicht communicirt werden können.“ Und als er im Jahre 1688 dem Oesterreichischen Vicekanzler von Königsmark seine reflexions sur la déclaration de la guerre übersendet, entschuldigt er sich, daß er dieselben Französisch abgefaßt habe, indem er bemerkt, daß im Norden und Westen von allen Politikern mehr Schriften in Französischer, als in Lateinischer oder irgend einer andern Sprache gelesen würden.

Man sieht also, die Rücksicht auf die Gelehrten und die Ausländer war für Leibniz entscheidend bei der Wahl der Sprache; denn die Deutschen Gelehrten schrieben Lateinisch, die Französischen Französisch. Die Deutsche Sprache lag da wie edles Metall in Barren: jene beiden Sprachen waren gängige Münze. Darum mußte Leibniz sich der allgemeinen Sitte oder vielmehr Unsitte anbequemen, wenn er nicht vor leeren Bänken predigen wollte.

Dennoch ist Leibniz auch als Deutscher Schriftsteller aufgetreten, nämlich da, wo er nur für Deutsche schrieb, sei es nun, daß seine Mittheilungen nur für einzelne Personen berechnet waren, wie seine Briefe und Vorschläge an den Kurfürsten Ernst August und an den Kaiser Leopold, oder sei es, daß er sich, wie in seiner Schrift von der öffentlichen Sicherheit, an das ganze Deutsche Volk wandte. Leibnizens Deutsche Schriften sind lange unbekannt geblieben, und in Folge dessen hatte sich so tief das Vorurtheil eingewurzelt, Leibniz sei seiner Muttersprache nicht mächtig gewesen oder habe sie verachtet, daß der größte Theil der Gebildeten sehr überrascht war, als Guhrauer im Jahre 1838 Leibnizens Deutsche Schriften in zwei Bänden herausgab. Wenige Jahre vorher hatte ein andrer Gelehrter eine kleine Abhandlung Leibnizens in Deutscher Sprache ganz unbefangen in der bestimmt ausgesprochenen Ueberzeugung veröffentlicht, daß er Leibnizens einzige Schrift im mütterlichen Idiom wieder abdrucken laße, eine Schrift, durch welche Leibniz im hohen Alter der von ihm früher nie gebrauchten Muttersprache eine Ehrenerklärung gegeben habe, eine Teutodicee, wie er es nannte.

Durch Guhrauers Verdienste hat man seitdem beßere Einsichten wie in Leibnizens Lebensgeschichte so auch in seine schriftstellerische Thätigkeit gewonnen, und auch der neueste Herausgeber der Werke Leibnizens hat schon viele bis dahin ungedruckte Schriftstücke und darunter auch manches Deutsch geschriebene ans Licht gezogen. Aber noch fehlt viel daran, daß der ganze Leibniz in seinen Schriften vor uns stünde. Es ist ein reicher Schatz Leibnizischer Manuscripte vorhanden, der nur zum Theil gehoben ist. Leibniz hat in dieser Beziehung ein merkwürdiges Geschick gehabt. Es sind wiederholte Versuche gemacht, eine Gesammtausgabe seiner Schriften zu veranstalten und dadurch ein Gesammtbild des Schriftstellers zu ermöglichen. Sie sind alle gescheitert, bis auf den letzten, den ich schon im Eingange meiner Vorlesungen erwähnte. Die Preußische Regierung, welche die „durch die Munificenz Seiner Majestät des Königs von Hannover ermöglichte Ausgabe" von Onno Klopp inhibirt hat, ist schuld daran, daß ein nationales Unternehmen, welches die ganze gelehrte Welt mit Freude begrüßt und mit Theilnahme begleitet hat, wo nicht aufgehoben, doch aufgeschoben ist. Möge sie es vor Mit- und Nachwelt verantworten, daß sie Deutschland noch länger die Schätze eines seiner größten Denker, eines seiner tiefsten Geister vorenthält, von welchem ein Lessing gesagt hat: „Dieser große Mann müßte, wenn es nach mir gienge, keine Zeile vergebens geschrieben haben." *)

*) Seitdem hat das Verfahren der Preußischen Regierung auch im Auslande eine leider nur zu gerechte Würdigung gefunden. Das Institut von Frankreich hat dem Herausgeber der Leibnizschen Werke, Dr. Onno Klopp, öffentlich sein Bedauern ausgesprochen über die „unbegreiflichen" Schwierigkeiten, auf die seine verdienstliche Arbeit gestoßen. Man liest darüber in den öffentlichen Blättern folgendes:

Die Französische Presse hat von der auffallenden Maßregel Kenntnis genommen, kraft welcher es Herrn Onno Klopp, einem der bedeutendsten zeitgenößischen Geschichtsschreiber Deutschlands, unmöglich gemacht worden ist, seine Ausgabe von Leibnizens sämmtlichen Werken fortzusetzen.

Die Manuscripte befinden sich in der Bibliothek des Königs von Hannover, und in Folge der Sequestration, mit welcher das Vermögen Seiner Majestät belegt ist, sind sie wie alles übrige der Gewalt der Preußischen Regierung anheimgefallen. Man hätte glauben sollen, daß ein literarisches Werk des siebzehnten Jahrhunderts und von einem Werthe und einer Bedeutung, die niemand wird zu bestreiten wagen, nicht unter ein Verbot Berlins fallen

würde. Aber dem iſt nun einmal ſo, und Herr von Bismarck hat einmal wieder gezeigt, wie er die Freiheit verſteht.

Ein derartiger Act der Tyrannei konnte nicht unbemerkt bleiben, und das ganze Inſtitut von Frankreich hat ſoeben nachſtehenden Brief an Herrn Onno Klopp gerichtet:

Paris, 10. April 1869.

Mein Herr!

Das Inſtitut hat die fünf erſten Bände von Leibnizens Werken, welche Sie demſelben verehrt haben, mit Dank angenommen. Die Bände, welche Sie nach den Manuſcripten dieſes großen Mannes, welche in der Königlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrt werden, mit ſo großem Geſchick veröffentlicht haben, ſind für das Inſtitut von Frankreich von einem hohen Intereſſe, denn dasſelbe hat nicht vergeßen, daß Leibniz der „Alten Academie der Wißenſchaften“ als eines ihrer berühmteſten auswärtigen Mitglieder angehört hat.

Sollten nicht alle Erzeugniſſe dieſes fruchtbaren und gewaltigen Geiſtes ſowohl dem Lande ſeiner Geburt, dem er als eine der größten Berühmtheiten angehört, als auch der ganzen Welt mitgetheilt werden, der er durch ſeine Arbeiten und Entdeckungen ſo große Dienſte geleiſtet hat? Auch das Inſtitut kann die Schwierigkeiten, welche Ihnen jetzt bei der Herausgabe von Leibnizens Werken entgegentreten, nur beklagen, ohne ſie zu begreifen.

Indem das Inſtitut Ihnen ſeinen Dank ausſpricht für die Bände, welche Sie demſelben überſandt haben, bedauert es mit Ihnen, mein Herr, die Unterbrechung eines ſo bedeutſamen Unternehmens, deſſen Vollendung in gleichem Grade wünſchenswerth wäre für die Ehre Deutſchlands, wie im Intereſſe der gelehrten Welt.

Genehmigen Sie, mein Herr, u. ſ. w.

Der Präſident des Kaiſerlichen Inſtituts.

Claude Bernard.

Die beſtändigen Secretäre der fünf Academieen des Inſtituts:

L. Elie de Beaumont. Villemain. Beulé. Dumas. Mignet. Guigniaut.

Vierzehnte Vorlesung.

Leibnizens Unionsbestrebungen und seine Stellung zu Kirche und Christenthum.

H. A. Wir kommen heute zu ernsten Fragen, wie sie der ernsten Zeit, in der wir stehen, der stillen Woche, angemessen sind. *) Denn ich gedenke heute Leibnizens Unionsversuche und seine Stellung zu Kirche und Christenthum zu besprechen.

Beginnen wir mit den Unionsversuchen, so möchte ich einige allgemeine Bemerkungen voraufschicken über die Frage, in wie weit jene Zeit und insbesondere der hervorragendste Geist jener Zeit, unser Leibniz, geneigt, befähigt und berufen war, sich an der Lösung jenes kirchlichen Problems zu versuchen.

An einer Geneigtheit zu den Unionsbestrebungen fehlte es dem ganzen Zeitalter nicht. Beachten wir, in welcher Zeit Leibnizens Unionsversuche ihren Anfang nahmen. Schon in der Vorrede seiner ersten juristischen Schrift, Methodus nova jurisprudentiae, welche 1670 im Druck erschien, tritt seine Neigung zur Vermittlung des Kirchenfriedens hervor. Es war die Zeit, welche unmittelbar auf den dreißigjährigen Krieg folgte, jenen langwierigen, blutigen Religionskrieg, in welchem nicht nur Deutschland, sondern halb Europa alle seine Kräfte erschöpfte, um auch solche Fragen, welche nur mit dem Schwerte des Geistes gelöst werden können, mit der Gewalt der Waffen zu entscheiden. Nach der allgemeinen Anspannung war eine eben so allgemeine Abspannung eingetreten, die Gegensätze hatten sich abgestumpft und ein neues Geschlecht war herangewachsen,

*) Diese Vorlesung wurde am Montage vor Ostern gehalten.

welches jenen Glaubenseifer, der ein solches Feuer angezündet hatte, nicht mehr zu begreifen vermochte. Auf das theologische Jahrhundert, das mit Luthers Reformation begann, folgte ein, wenn auch nicht geradezu unkirchliches, doch mehr oder weniger unconfessionelles Zeitalter, dessen Grundton eine gewisse Toleranz ist, welche die unionistischen und reconciliatorischen Bestrebungen nährt und begünstigt. Selbst die Bekehrungen, die Uebertritte aus dem Protestantismus in die Römische Kirche, die wir häufig gerade bei einflußreichen Personen jener Zeit finden*), stimmen die Convertiten eher tolerant, als fanatisch. In fürstlichen Ehen und Familien mischen sich vielfach die kirchlichen Gegensätze. Zwar in Schweden nahm man an dem reformirten Bekenntnisse der Pfalzgräfin Sophie noch so starken Anstoß, daß, als sie sich weigerte, die Königskrone durch einen Confessionswechsel zu erkaufen, ihr der Eintritt in die Schwedische Königsfamilie von den Reichsständen verwehrt wurde, und in Hannover gestattete man ihr wenigstens auch keinen reformirten Hofprediger; aber in der fürstlichen Familie selbst nahm man an ihrer reformirten Confession nicht den geringsten Anstoß, und ohne Bedenken ließ Ernst August es geschehen, daß seine einzige Tochter, Sophie Charlotte, im Glauben ihrer Mutter, also in der reformirten Confession, erzogen wurde.

Dieser allgemeinen Richtung der Zeit folgte nun nicht nur Leibniz als ein Kind seiner Zeit, sondern ihm entsprach auch der Grundzug seines Wesens. Leibniz war ein universeller Geist, welcher überall das Ganze ins Auge faßte, und dessen Bestreben dahin gieng, auf allen Gebieten die geschichtlich ausgeprägten Gegensätze zu versöhnen. Demgemäß suchte er auch auf religiösem Gebiete eine Universalreligion, eine über die Unterschiede der Confession hinausgehende allumfaßende Kirche. Wie er die Außenwelt als ein Ganzes in seine Seele aufnahm und alle ihre einzelnen Erscheinungen mit einer Grundanschauung harmonisch zu durchdringen suchte, so erkannte er

*) Wir erinnern nur an einige Männer, die uns in diesen Vorlesungen begegnet sind, den kaiserlichen Bibliothekar Lambeccius, den Mainzischen Minister Boineburg, den Hannöverschen Hofbischof Steno, vor allem an den Herzog Johann Friedrich selbst.

auch in der Religion das heilige, gemeinschaftliche Band, welches alle Völker der Erde umschlingen und zu einem erhabenen Zwecke verbinden sollte. Darin liegt das wahre Moment der Unionsbestrebungen unsers Leibniz und seine relative Berechtigung, die wir nicht verkennen wollen; denn es giebt eine wahre Union, welche des wahren Glaubens schönster idealer Gedanke ist, und die lutherische Kirche, aus deren Schooße Leibniz hervorgegangen ist, hat trotz ihrer vielgeschmähten Exclusivität stets an diesem großen Reichsgedanken festgehalten, welcher das herzliche Anliegen und die stille Sehnsucht aller gläubigen Christenherzen ist. Die lutherische Kirche hat in der Vorrede ihres Grundbekenntnisses, der Augsburgischen Confession, aufs feierlichste bezeugt, daß sie sich zur Beilegung der kirchlichen Streitigkeiten und zur Versöhnung der confessionellen Gegensätze zu einem allgemeinen, freien, christlichen Concilium*) erbiete, an welches sie stets wegen dieser hochwichtigen Sache appellirt habe und dessen sie sich durch diese oder nachfolgende Handlung nicht zu begeben wiße, „davon wir hiermit öffentlich bezeugen und protestiren." Die lutherische Kirche ist die rechte Unionskirche, weil die Kirche der rechten Mitte, gleich weit entfernt von unkirchlichem Indifferentismus, wie von sectirerischer Engherzigkeit und Abgeschloßenheit. Das wird auch von unserm Leibniz anerkannt; denn wenn er sagt, das Lesen der theologischen Controversschriften habe nur dazu gedient, ihn in den gemäßigten Ansichten der Augsburgischen Confession zu bestärken, so liegt darin die Anerkennung ausgesprochen, daß die Ansichten der Augsburgischen Confession eben die gemäßigten sind, d. h. das rechte Maß und die rechte Mitte halten. Es war ganz in Leibnizens Sinne geredet, wenn sein Zeitgenoße, Ernst Valentin Löscher, der Vorkämpfer der lutherischen Rechtgläubigkeit, sich gegen alle falsche Einseitigkeit und Rechthaberei in folgender Weise ausspricht: „Wenn jemand über der Religion, auch über der wahren, hauptsächlich darum hält, weil es die

*) Als ein solches kann unmöglich das Concilium angesehn werden, welches in nächster Zeit in Rom zusammentritt und zu welchem auch die Protestanten eingeladen sind, aber in einer Weise, wie der Angeklagte aufgefordert wird, vor seinem Richter zu erscheinen, wie der verlorne Sohn ermahnt wird, in sein Vaterhaus „zurückzukehren."

Partei gilt, bei welcher er ſich einmal eingelaßen hat, weil ſeine Eltern, nächſten Freunde und Patrone es damit halten, weil ſeine Präceptores ihn dazu gewöhnt haben, weil es ſeinem Fleiſche und Blute wohl bei derſelben gefällt, weil er widrigenfalls Schande vor der Welt davon hätte, weil der Staat ſonſt leiden würde, der hat ein ſectireriſches Herz. Sectireriſche Wege ſind es, wenn man bittern Haß auf die Perſonen wirft, die unſrer Partei zuwider ſind, und ſie darum verfolgt und kränkt, wenn man ſich mit Vorſatz in allen Stücken immer mehr von ihnen unterſcheiden und abſondern will." Von alle dem war nichts in unſerm Leibniz. Weit entfernt von allem ſectireriſchen Weſen, behandelte er die kirchlichen Fragen nicht als eine Parteiſache, ſondern als eine allgemeine Reichsangelegenheit der ganzen Chriſtenheit, und inſofern war er ein echter Sohn der lutheriſchen Kirche.

Dennoch hatte kaum einer unter den hervorragenden Söhnen der lutheriſchen Kirche weniger innern Beruf und Befähigung zur Stiftung einer *wahren* Union, als unſer Leibniz. Sehen wir auf ſeine natürliche Begabung, ſo tritt uns hier ein bedenklicher Mangel an kritiſchem Talente entgegen. Leibniz ſagt ſelbſt: „Es klingt wunderbar: ich billige faſt alles, was ich leſe; denn ich weiß wohl, wie verſchieden die Dinge gefaßt werden können, und ſo begegnet mir, während ich leſe, vieles, was den Schriftſteller in Schutz nimmt oder vertheidigt." Gewiſs eine liebenswürdige Eigenſchaft, gegen die ſich nichts einwenden läßt, wenn ſie ſich auf dem Gebiete der Empirie geltend macht, die aber ſehr bedenklich wird, ſobald es ſich bei religiöſen Controverſen darum handelt, der Wahrheit und nur der Wahrheit die *volle* Ehre zu geben. Denn hier kommt es mehr, als irgendwo, darauf an, daß man „durch Gewohnheit geübte Sinne habe zum Unterſchied des Guten und Böſen." (Hebr. 5, 14.) Ohne Zweifel iſt eine Milde des Urtheils, die ihren Grund in einem Mangel an kritiſchem Scharfblick hat, nicht zur Hüterin der Wahrheit geeignet. Mit Recht ſagt ein neuerer Beurtheiler unſers Leibniz: „Die großen Genies ſind ſelten ſtrenge Cenſoren. Sie ſind zuviel mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um auf die Werke andrer nachdrücklich einzugehn, und neben der univerſaliſtiſchen Denkweiſe, die nichts ganz ausſchließen möchte, iſt

es zugleich ein großartiger Egoismus, der diese Genies gegen andere mild macht und ihren Tadel besänftigt. Sie haben es, wie die Könige, leicht, liebenswürdig zu sein.“ Auch Leibniz wurde es bei seiner außerordentlichen Originalität und Selbständigkeit schwer, sich nachdrücklich und gründlich mit den Anschauungen andrer, und wenn es auch die seiner eignen geistlichen Mutter, der lutherischen Kirche, waren, zu beschäftigen, und seine universalistische Denkweise machte es ihm fast unmöglich, irgend eine Schranke, und wäre es auch die berechtigtste, anzuerkennen und zu ertragen.

Machte aber schon Leibnizens natürliche Begabung ihn wenig geeignet, mit scharfem Blick für das Wahre wie für das Falsche und zugleich mit liebevollem Verständnisse für berechtigte Eigenthümlichkeiten die Rolle eines wahren Vermittlers zu spielen, so müßen wir noch mehr Bedenken tragen, ihn für einen competenten Richter in geistlichen Fragen zu halten, wenn wir seinen eignen religiösen und kirchlichen Standpunkt ins Auge faßen.

Leibniz war ein großer christlicher Denker, der, wie er selbst zu wiederholten Malen bekennt, sein Hauptabsehn auf die Ehre Gottes und das Beste des menschlichen Geschlechts gerichtet hatte; aber daraus folgt noch nicht, daß er ein erfahrener Christ war, der geistliche Dinge geistlich zu richten verstand. Er war ein Philosoph, aber kein Theologe, wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem die Alten sagten: pectus facit theologum; und wenn seine Philosophie auch nicht mit jener losen Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen zu identificiren ist, vor welcher S. Paulus die Colosser warnt (2, 8), sondern in ihren Grundzügen mit der christlichen Weltanschauung vollkommen harmonirte und sich mit den positiven Lehren der Offenbarung und mit den Dogmen der Kirche zu verständigen bemüht war, so folgt daraus mit nichten, daß der große Denker und Philosoph ein wahres inneres Verständnis der göttlichen Wahrheit zur Seligkeit besaß. Vielmehr wird man bei allen anerkennenswerthen Bestrebungen dieses wahrhaft wohlgesinnten Mannes für Kirche und Christenthum wieder und immer wieder an die Worte des Erlösers erinnert: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du

ſolches den Klugen und Weiſen verborgen haſt und haſt es den Unmündigen geoffenbaret." (Matth. 11, 25.)

Leibniz gehörte nicht zu den Unmündigen, und wollte nicht zu ihnen gehören. Er war nicht geiſtlich arm, und trotz einer gewiſſen natürlichen Kindlichkeit ſeines Weſens konnte er ſeine Vernunft nicht gefangen nehmen unter den Gehorſam des Glaubens. Daran hinderte ihn ſchon ſein Ehrgeiz und ſein ſtark ausgeprägtes Selbſtbewußtſein. Leibniz gehörte vielmehr zu den Klugen und Weiſen. Es fehlte ihm das Heilsbedürfnis und die Heilserfahrung, und ſeine Unionsverſuche giengen keineswegs aus Drang des Gewißens hervor. Beachtenswerth iſt in dieſer Beziehung ein Zug, den uns Eckhard aus Leibnizens letzten Stunden berichtet. Als nämlich ſeine Umgebung ſah, daß es mit ſeinem Leben bald zu Ende gehn würde, fragte ihn ſein Diener, ob er nicht das h. Abendmahl nehmen wollte. Und was antwortete der ſterbende Philoſoph? „Er habe nichts zu beichten; denn er habe niemand etwas zu Leide gethan." Es iſt faſt unbegreiflich, daß ein Mann wie Leibniz, dem es wenigſtens an chriſtlicher Erkenntnis nicht fehlte, der ſelbſt ein systema theologicum geſchrieben und der wißen mußte, daß es ſich in der Beichte nicht bloß um grobe Kränkungen und Beleidigungen des Nächſten handelt, es iſt faſt unbegreiflich, ſage ich, daß ein ſolcher Mann eine ſo triviale Antwort geben konnte, wie ſie nur die größte geiſtliche Roheit und der ſelbſtgerechteſte Phariſäismus zu geben pflegt. Ja, wenn man Eckhards keineswegs makelloſe Perſönlichkeit anſieht, und bedenkt, daß derſelbe ſich vielfach als Leibnizens heimlicher Tadler und Antipode zu erkennen giebt, ſo ſollte man an der Wahrheit des Eckhardſchen Berichtes zu zweifeln anfangen. Doch ſtimmt dieſer Zug nur zu gut mit dem, was uns derſelbe Eckhard von Leibnizens kirchlicher Stellung in der letzten Zeit ſeines Lebens überhaupt erzählt. „Er gieng wenig oder gar nicht in die Kirche," ſchreibt Eckhard, „und communicirte ſehr ſelten. Wenigſtens in neunzehn Jahren, die ich ihn gekannt, weiß ich nicht, daß ers gethan. Nur wie die Peſt in Wien war, hat er das Abendmahl auf Zureden ſeines Kutſchers ſich geben laßen. Die Prediger ſchalten deswegen oft öffentlich auf ihn (was man ſo ſchelten nennt!): er blieb aber bei ſeiner Weiſe. Gott weiß, was er für Motive dazu hatte!"

Wenn wir nun auch der Herzogin von Orleans rechtgeben, die mit Beziehung auf den Eckhardschen Bericht, der für sie abgefaßt war, sagt: „Gewohnheit ist keine Gottesfurcht, und das Abendmahl als Gewohnheit betrachtet hat keinen moralischen Werth, wenn das Herz von edlen Gesinnungen leer ist"; „die Priester konnten ihn nichts lehren, er wußte mehr, als sie" — so beweist doch jedenfalls die Thatsache seiner Fernhaltung von Kirche und Abendmahl und mehr noch sein letztes Bekenntnis: „ich brauche nicht zu beichten, denn ich habe niemand etwas zu Leide gethan," daß von persönlichem Heilsbedürfnis bei Leibniz wenigstens nichts zu sehen gewesen ist. Wie ganz anders stand in dieser Beziehung Newton, Leibnizens großer Nebenbuhler, da. Als Newton eines Tages zum Fenster hinaussah und einen großen Zusammenlauf von Menschen bemerkte, fragte er nach der Ursache. Man sagte ihm, daß ein Verbrecher hingerichtet werden sollte, und in demselben Augenblicke fielen seine Augen auf den armen Sünder, der zur Richtstätte geleitet wurde. Von dem Anblicke an seine eigne Unwürdigkeit gemahnt, rief der große Mathematiker aus: „Da geht Newton!" Dagegen hatte unser Leibniz leider die Tiefen des menschlichen Herzens nicht ergründet und am wenigsten kannte er sein eignes Herz. Er hatte alle Erkenntnisse: nur eine fehlte ihm, eine gründliche Selbsterkenntnis. Er wußte nicht, wenigstens mit seinem Herzen, daß er vor Gott ein armer Sünder war, und darum konnte er auch die welterlösende Kraft des Evangeliums nicht an seinem eignen Herzen erfahren. Es soll nicht geleugnet werden, daß Leibniz die Deutschen National- und Kirchenangelegenheiten wie wenige auf dem Herzen trug, und daß auch seine Unionsversuche in bester Absicht gemacht wurden. Aber das Christenthum war ihm keine Erfahrungssache, und seine Unionsversuche waren ihm nicht Gewißenssache, sondern eine Sache des wißenschaftlichen Verstandes oder der berechnenden politischen Klugheit. Sie waren für ihn am Ende, trotz aller guten Absichten dabei, ein interessantes Problem, das mit seiner Pasigraphie oder Weltschrift auf gleicher Stufe stand. Der Mann, der die Rechenmaschine erfunden hatte, glaubte auch durch bloße Speculation das Problem der Wiedervereinigung aller kirchlichen Parteien lösen zu können, und wie ihm seine Pasigraphie ein Mittel sein

sollte, de raisonner en calculant, so glaubte er auch durch einen vernünftigen Calcul die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen zu Stande zu bringen. Er hat viel Nachdenken und großen Fleiß auf diesen Calcul verwandt, aber er ist damit eben so wenig zu Stande gekommen, wie mit seiner allgemeinen Characteristik oder Weltschrift.

Uebrigens war damals überhaupt die Zeit, in welcher die mathematischen Wißenschaften sich mit Macht Geltung verschafften. Ein Pascal in Frankreich, ein Newton in England, ein Leibniz in Deutschland errangen außerordentliche Erfolge auf diesem Gebiete, und die Mathematik machte ihren Einfluß auf allen Gebieten, auch auf dem der Theologie und der Moral geltend. Leibnizens Lehrer, Erhard Weigel, welcher Professor der Mathematik in Jena war, schrieb eine Tugendschule, worin er die Zahlenlehre auf die Moral anwandte, und viele hervorragende Theologen setzten ihren Ruhm darein, tüchtige Mathematiker zu sein. Nicht bloß der gelehrte Superintendent von Jeinsen und sein Freund der berühmte Abt von Loccum hatten eine Professur der Mathematik in Rinteln bekleidet, ehe sie zu kirchlichen Aemtern berufen wurden, sondern auch der berühmte katholische Theologe Anton Arnaud, an welchen Leibniz schon von Mainz aus seine Briefe über die Wiedervereinigung der Kirchen richtete, war ein eben so großer Kenner der Mathematik, als der katholischen Dogmatik.

Dieser mathematische Grundzug der Zeit, wonach man religiöse Wahrheiten wie mathematische Beweise „demonstriren" zu können glaubte, trieb dann ganz von selbst Theologen und Nichttheologen dahin, Formeln zu suchen, durch welche der Unterschied der Confessionen, unbeschadet des Gewißens, wie Molanus schreibt, unbeschadet der Wahrheit, unbeschadet der Meinung der Kirchenlehrer beider Parteien, unbeschadet endlich der Grundsätze beider Kirchen ausgeglichen werden könnte. Daß die Erfindung solcher Formeln eben so schwer sei, als die Kunst des Goldmachens oder die Quadratur des Zirkels, davon hatte man keine Ahnung,*) und eben dies ist Beweis genug, daß der ganzen

*) Anders der Baron von Blum, Böhmischer Oberappellationsrath und Römischer Convertit, welcher 1692 an den Landgrafen Ernst von Hessen-

Zeit, wie den einzelnen Kindern derſelben, die Fähigkeit und der Beruf zu einer wahren Union gänzlich abgieng.

Dennoch war die Unionsfrage damals eine Lieblingsfrage aller hervorragenden Geiſter, und lag gleichſam in der Luft jener Zeit. Auch Leibniz ergriff dies Problem mit jenem Eifer und jener Ausdauer, womit er jede ihm geſtellte Aufgabe in Angriff nahm. Denn was für eine Zeitfrage hätte es geben können, welche Leibniz nicht berührt hätte? Welches wichtige Problem hätte auftauchen können, an deſſen Löſung ſich Leibniz nicht betheiligt hätte? Dazu war ihm durch ſeine perſönlichen Lebensführungen gerade dieſe Sache beſonders nahe gerückt, wie ſie ihm ſeiner ganzen Geiſtesanlage nach innerlich nahe lag. Faſt überall, wo Leibniz wirkt, findet er ſich von Verhältniſſen umgeben, die auf eine Ausgleichung der verſchiedenen Confeſſionen hinweiſen. Das gilt namentlich von den drei wichtigſten Punkten ſeiner Laufbahn: Mainz, Hannover und Berlin.

Ein Convertit, der Baron von Boineburg, war es, der Leibniz am Hofe des katholiſchen Kurfürſten in Mainz einführte. Ein Convertit war auch der Fürſt, in deſſen Dienſte Leibniz ſodann in Hannover trat, der Herzog Johann Friedrich. Der Nachfolger desſelben, Ernſt Auguſt, gehörte zwar der lutheriſchen Kirche an, aber die an ihm geprieſene Toleranz gieng ſo weit, daß er ſeine einzige Tochter in der reformirten Confeſſion erziehen ließ, und ſeine vielen Reiſen in Italien hatten viel dazu beigetragen, daß das confeſſionelle Bewußtſein bei ihm ſehr abgeſchwächt war. Leibniz ſelbſt ſchreibt darüber

---

Rheinfels ſchreibt: „Wie aus dem letzthin mir gnädigſt communicirten Leibniziſchen Schreiben ſehe, iſt derſelbe (Leibniz) noch immer der Meinung, es könne eine Vereinigung zwiſchen den Katholiſchen und ihnen geſchehen, auf die Art, wie er ſolche verſchiedentlich entworfen; es wird aber ſolche weder von Katholiſchen noch Proteſtirenden angenommen werden. Ich möchte es von Herzen wünſchen, daß es praeticirlich wäre; je mehr ich es aber betrachte, deſto weniger kann ich ein Mittel finden, ſehe auch, daß alle Vorſchläge der vorigen Concordiſten faſt umſonſt geweſen. Daß die Katholiſchen ſollten von dem Concilio Tridentino abſtehn, daran iſt nicht zu denken. Daß einige vornehme Doctores ganz milde Interpretationen obgedachtem Concilio gegeben, iſt nicht dahin angeſehn, als wollten ſie ſolches alteriren, ſondern allein um den Proteſtirenden den Weg zu facilitiren, damit ſie ſich demſelben unterwerfen möchten.“ Commerc. epistol. Leibnitii von Feder pag. 33.

an den Landgrafen Ernſt von Rheinfels: „Es ſind faſt allein die Herzöge von Braunſchweig-Lüneburg, die ſich von den Vorurtheilen losgerißen haben durch Reiſen und Umgang. Wie die Italiener und Spanier eine ſeltſame Meinung von den Proteſtanten haben, eben ſo haben auch diejenigen unter den Proteſtanten, die nicht hinreichend Verkehr mit den verſtändigen Katholiken gehabt haben, kein beßeres Urtheil über dieſe. Daher kommt es, daß ein jeder nur das wahre oder ſcheinbare Böſe bei ſeinen Gegnern bemerkt, ohne auf das Gute acht zu haben: man kennt ſich gegenſeitig nur von der Seite, welche diejenigen Leute ſehen laßen wollen, die alles, auch das unſchuldigſte, vergiften." Jedenfalls war alſo Leibnizens neuer Herr ein Mann, der über die confeſſionelle Schranke hinwegſah, oder, um mit Leibniz zu reden, ein Mann ohne „Vorurtheil." Und während Ernſt Auguſt und die übrigen Mitglieder des Welfenhauſes, in deſſen Dienſte Leibniz ſein Leben verzehrte, äußerlich wenigſtens der lutheriſchen Kirche angehörten, war die Kurfürſtin Sophie, Leibnizens intime, langjährige Freundin, ein Mitglied der reformirten Kirche. Eben dieſe reformirte Kirche trat ihm außerdem an dem Hofe entgegen, mit welchem Leibniz durch Sophiens Tochter, Sophie Charlotte, je länger je mehr in nahe Verbindung trat, am Hofe zu Berlin. So ſind ſelbſt die perſönlichen Verhältniſſe, in welchen Leibniz ſteht, ſo beſchaffen, daß ſie ganz von ſelbſt auf eine Ausgleichung der kirchlichen Gegenſätze hindrängen. Leibniz tritt zu Mainz in den Dienſt eines katholiſchen Kirchenfürſten und lebt im vertrauten Umgange mit einem Staatsmanne, der ſich vom Lutherthum zum Katholicismus gewandt hat. Er findet in Hannover ein lutheriſches Land und einen katholiſchen Fürſten, deſſen Nachfolger lutheriſch iſt und ſich eine reformirte Gemahlin wählt. In Berlin dagegen findet er einen völlig reformirten Hof, der, vom Lutherthume abgefallen, einem durchweg lutheriſchen Lande gegenüberſteht und ſich deshalb ſchon mehre Generationen hindurch bemüht hat, die Kluft, welche beide trennt, durch eine künſtlich gemachte Union auszufüllen. Damit ſind auch für Leibniz die kräftigſten Motive gegeben, auf Ausgleichung der kirchlichen Gegenſätze hinzuarbeiten.

Und noch auf ein anderes Motiv müßen wir hinweiſen, deſſen Mitwirkung nicht unterſchätzt werden darf. Leibniz iſt

Philoſoph und erfindungsreicher Denker. Er iſt aber auch Staatsmann und Politiker, und auch bei ſeinen Unionsbeſtrebungen hat die Politik eine große Rolle geſpielt.

Der große kirchliche Gegenſatz, der in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts entſtanden war und dann in dem Tridentiniſchen Concile katholiſcherſeits und in der Concordienformel lutheriſcherſeits ſeinen Abſchluß gefunden hatte, hatte in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts die blutigen Früchte des dreißigjährigen Krieges getragen. Der Weſtfäliſche Friede hatte mit dem Kriege auch den religiöſen Zwieſpalt wenigſtens ſo weit beendigt, daß den Proteſtanten die Duldung ihrer Lehre und Kirche verbürgt war. Aber es fehlte viel, daß damit der religiöſe Friede wirklich und auf die Dauer geſichert geweſen wäre. Die innere Glaubenstrennung blieb, und wie leicht konnte dieſelbe ſich wieder zu einer religiöſen Zwietracht ſteigern, welche mit dem Frieden auch die Sicherheit des Reiches gefährdete. Wer daher wie Leibniz für die Erhaltung des Weſtfäliſchen Friedens und die Sicherheit des Reiches ernſtlich ſtrebte, mußte nothwendig darauf denken, auch den religiöſen Frieden tiefer zu begründen. Hier iſt das politiſche Motiv, aus dem in der Zeit nach dem Weſtfäliſchen Frieden die Reunionsbeſtrebungen hervorgehen. Leibniz ſelbſt hebt es zu wiederholten Malen hervor, daß die politiſche Lage Deutſchlands eine Wiedervereinigung der getrennten Kirchenparteien gebieteriſch fordere. Er beſchwert ſich nicht ſelten bitter darüber, daß die confeſſionellen Gegenſätze in Deutſchland im Intereſſe der Politik aufs unverantwortlichſte ausgebeutet würden, daß man den Proteſtanten weismachte, der Kaiſer wollte den Proteſtantismus auch in Norddeutſchland mit Gewalt unterdrücken, wie er es in ſeinen Erblanden gethan, und daß der König von Frankreich, wiewohl er daheim die Proteſtanten mit Feuer und Schwert verfolgte, ſich zu ihrem Schutzherrn in Deutſchland aufwürfe. Leibniz ſah die offne Wunde Deutſchlands, wie er die Kirchenſpaltung einmal nennt, und er ſah ſie nicht nur, ſondern er empfand ſie ſchmerzlich. Darum wollte er ſie gern heilen, um ein in dieſer Beziehung einiges Deutſchland herzuſtellen. Waren das auch edlere politiſche Motive, als ſich bei denen fanden, welche jene Wunde in ihrem Intereſſe offen zu erhalten bemüht waren,

ſo waren es doch immer politiſche Motive. Wir dürfen dieſen Geſichtspunkt bei der Beurtheilung der Leibniziſchen Unionsverſuche nicht aus dem Auge laßen; denn derſelbe giebt uns einen Hauptgrund ihres Mislingens an die Hand und beſtätigt uns den Erfahrungsſatz, daß die Einmiſchung der Politik in die Angelegenheiten der Kirche dieſer noch nie Segen gebracht hat.

Ehe ich es nun verſuche, Ihnen über den Gang der Unionsverhandlungen einen kurzen Ueberblick zu geben — denn eben auf einen Ueberblick muß ich um der Kürze der Zeit willen mich beſchränken — kann ich nicht umhin, gleich von vornherein noch auf einige Schwächen dieſer Unionsverſuche aufmerkſam zu machen, wodurch dieſelben ſich ſelbſt als falſch characteriſiren.

Die erſte Verkehrtheit beſteht darin, daß Leibniz und ſeine Geſinnungsgenoßen wähnten, das Unionswerk könnte bloß durch den guten Willen der Fürſten zu Stande gebracht werden. So ſchreibt Leibniz in der Widmung ſeiner Methodus nova an den Kurfürſten von Mainz: „Es iſt wahrlich ein größeres Werk, Federn, als Waffen zur Ruhe zu bringen. Aber nichts iſt unmöglich, wenn die Gemüther der Mächtigen einſtimmig ſind, ſie bedürfen nur eines Führers.“ Hier wird alſo, was, wenn es Werth haben ſoll, nur ein Werk des h. Geiſtes ſein kann, als ein bloßes Menſchenwerk, als ein Werk der Fürſten hingeſtellt. Es iſt ferner von einer Einſtimmigkeit der Gemüther der Mächtigen die Rede; aber nach dem Volke, nach der großen Maſſe derer, die unirt werden ſollten, wird nicht gefragt. Nur die Fürſten haben bei dieſer Angelegenheit, die doch wahrlich jeden Bürger und Bauer ebenſo viel angeht, als das Oberhaupt des Staates, eine Stimme, das Volk kommt gar nicht in Betracht. Das Volk war auch gar nicht unioniſtiſch geſinnt. Es wußte nichts von Union und wollte nichts davon wißen, und mit noch größerem Rechte, als ein Profeſſor der Kirchengeſchichte von der neupreußiſchen Union geſagt hat, ſie ſei allein von dem Könige von Preußen „aufs Tapet gebracht,“ kann man von den Unionsverſuchen, denen Leibniz das Wort redete, ſagen, daß ſie allein von den Fürſten und einigen Hoftheologen und Hofphiloſophen ausgeheckt und angezettelt waren.

Eine zweite Verkehrtheit beſteht darin, daß Leibniz zu wieder-

holten Malen so thut, als ob eigentlich zwischen der protestantischen und katholischen Kirche einerseits und zwischen der lutherischen und reformirten Confession andrerseits ein wesentlicher Unterschied gar nicht bestände. Es sind darum lauter unselige Misverständnisse, welche an der Kirchentrennung Schuld sind. „Der Streit über das Abendmahl," schreibt er einmal, „kommt daher, daß einer den andern nicht versteht." Und ein anderes Mal: „Was ist wohl jemals mit mehr Hitze von allen Seiten verfolgt worden, als die Materie von der Prädestination und was ihr anhängig? Und gleichwohl hat ein großer Politiker recht gesehen, nämlich, daß einer den andern nicht verstehe, daß aller dieser Zank vom Misbrauch der Worte komme, kurz, daß in der That der Unterschied gering und zum wenigsten nicht fundamental sei." Das heißt denn freilich die Sache sich leicht machen, aber nicht an einer wahren Union arbeiten, die auf dauerndes Gedeihen Anspruch machen kann. Auch zu Luthers Zeit schützten die Unionisten nicht selten vor: man sei eigentlich ganz und gar einer Meinung, aber man habe sich nicht verstanden; der Streit sei eigentlich nur ein Streit um Worte. Allein Luther versicherte immer, seine Gegner vollkommen verstanden zu haben, ja sie beßer zu verstehn, als sie sich selbst verständen, und selbst die Wittenberger Concordia vom Jahre 1536, in welcher den Worten nach ein gemeinsames Bekenntnis der Wahrheit hergestellt war, lieferte durch ihr Scheitern den Beweis, wie sehr die Ueberzeugungen in der That auseinandergiengen. Dennoch nahmen Leibniz und seine Gesinnungsgenoßen nicht selten wieder ihre Zuflucht zu der Ausrede, man habe sich nicht verstanden.

Damit hängt denn ein dritter Vorwurf zusammen, der auch unserm Leibniz, wie so manchen andern Unionisten, nicht völlig erspart werden kann, nämlich der Vorwurf, daß Diplomatie und Accommodation oft den Sieg über die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit davon getragen haben. Wir haben vorhin gehört, daß die kräftigsten Motive zu Leibnizens Unionsbestrebungen in den Eindrücken und Einflüßen lagen, die er von außen empfing, namentlich von den Fürsten, denen er diente, und von den Fürstenhöfen, an denen er lebte. Damit ist denn auch schon auf die Gefahr hingewiesen, welche in diesen Motiven liegt,

nämlich auf die Gefahr, ſich der Menſchengefälligkeit und dem Eigennutz, der Rückſicht auf einflußreiche Perſonen und politiſche Verhältniſſe und nicht einzig und allein dem chriſtlichen Wahrheitsdrange und Gemeinſchaftstriebe zu Dienſte zu ſtellen. Ob Leibniz dieſer Gefahr immer entronnen iſt, ſteht ſehr zu bezweifeln.

So viel aber iſt gewiſs, daß dieſe Unionsverſuche niemand befriedigen können, der lebendig in der Lehre und dem Bekenntnis der Kirche ſteht. Vielmehr kann es nur ein kläglicher Eindruck ſein, den auf jedes lebendige Kirchenglied die Bemühungen eines Mannes machen, der die tiefſten Gegenſätze des Gewißens verſöhnen will, und ſchließlich beweiſt, daß in ſeinem eignen Gewißen weder der Katholicismus noch der Proteſtantismus eine Stätte hat.

Doch wenden wir uns zu dem Verlaufe dieſer Unionsbeſtrebungen.

Schon in Mainz wurde Leibniz von den dortigen Staatsmännern mit der Idee der kirchlichen Reunion bekannt gemacht, und er befreundete ſich bald mit ihr. Namentlich war es Boineburg, der dieſe Idee im Zuſammenhange der Mainziſchen Politik verfolgte und auch ſeinen gelehrigen Schüler, unſern Leibniz, dafür zu gewinnen wußte. Leibniz ſchrieb in Mainz ſchon theologiſche Demonſtrationen zu dieſem practiſchen, kirchlich-politiſchen Zwecke. Er wollte in dieſen Demonſtrationen die wichtigſten ſtreitigen Glaubenspunkte in ein ſolches Licht ſetzen, daß die verſchiedenſten theologiſchen Anſichten und Parteien damit übereinſtimmen könnten. Aus einem Briefe an den Herzog Johann Friedrich vom November 1671 ſieht man deutlich, welche Ziele Leibniz verfolgte und auf welchem Wege er ſie zu erreichen hoffte. „Meine Intention," ſagt er, „iſt die geweſen, zu verſuchen, ob etwa mit guter Manier und verſtändiger Sanftmuth von den verſchiedenartigen Theologen, von katholiſchen, evangeliſchen, reformirten, Remonſtranten und ſogenannten Janſeniſten Judicia zu erlangen wären, und dadurch wenigſtens dieſes erhalten werden könnte, daß, wo ſie nicht alles billigten, ſie dennoch bekennten, daß nichts darin zu finden, ſo verdammlich oder dem alſo lebenden und ſterbenden an ſeiner Seligkeit ſchädlich wäre. Welches gewiſslich ein ſchöner Grad zu einer

größeren Annäherung und Einigkeit wäre, wenn in einer so wichtigen und schweren Sache dergleichen Specimen zu bewirken wäre. Es müßten aber die, so judiciren sollen, weder den Autor und dessen Religion, noch die Intention der Mitcensoren wißen, und jeder der Meinung sein, daß es von einem seiner Partei komme.“ Man erkennt den Zweck: Leibniz will durch seine Schrift das zustimmende Urtheil der stimmführenden Theologen gewinnen und dadurch für die verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse und Richtungen einen Einigungspunkt gewinnen. Aber man erkennt auch, daß Leibniz dabei mehr auf diplomatische Künste als auf die Macht der Wahrheit baut. Er will die Gutachten gewissermaßen erschleichen; darum verbirgt er sich und seinen theologischen Standpunkt. Es ist nur zu verwundern, daß ein Mann, wie Leibniz, sich von einer derartigen Thätigkeit irgend welchen Erfolg versprechen konnte. So hören wir denn auch nicht, daß die theologischen Demonstrationen, über welche Leibniz an Johann Friedrich berichtet, irgendwie in den Gang der Dinge wirksam eingegriffen hätten.

Indessen war es nicht bloß Leibniz oder der Mainzer Hof, der die Idee der Reunion ins Leben zu führen wünschte, sondern die beiden höchsten Mächte, Papst und Kaiser, verfolgten dasselbe Ziel. Die Glaubenstrennung öffnete das Reich dem Einfluße Frankreichs; die Reunion, meinte man, würde im Stande sein, diesem Einfluße vorzubeugen und das Reich nach innen zu stärken und zu sichern. Schon deshalb lag es im kaiserlichen Interesse, das Werk der Wiedervereinigung zu fördern. Und ebenso konnte es dem Machtinteresse der katholischen Kirche nur willkommen sein, die Protestanten wiederzugewinnen unter Bedingungen, welche, mochten beiderseitig noch so viele Concessionen gemacht werden, doch die oberste Geltung des Papstthums als Axiom festhielten. Diese einfache Betrachtung der politischen Lage erklärt es hinlänglich, warum wir Kaiser und Papst auf Seiten der Reunion, dagegen das Französische Interesse und den Gallicanismus auf der Gegenseite finden werden. Mächtige Beweggründe politischer Art arbeiten für und gegen das Werk der kirchlichen Wiedervereinigung, welches unter dieselben Gegensätze fällt, welche die politischen Interessen der ganzen Zeit beherrschen, unter die Gegensätze der Oester-

reichiſchen und Franzöſiſchen Macht, der Römiſchen und Gallicaniſchen Kirche.

Das nächſte Intereſſe, innerhalb des Deutſchen Reiches den Frieden und die Sicherheit durch eine Verſöhnung der großen kirchlichen Gegenſätze zu befördern, hatte der Kaiſer. Von ihm wurde mit der Führung dieſer Angelegenheit ein Mann beauftragt, der viele Jahre hindurch als kaiſerlicher Agent in dieſer Sache den größten Eifer an den Tag gelegt hat. Dieſer Mann war Royas de Spinola, der Beichtvater der erſten Gemahlin des Kaiſers Leopold I., der von dieſem die Vollmacht empfieng, in Ungarn und im Deutſchen Reiche für die Wiedervereinigung der beiden Kirchen zu wirken. Spinola, ein Mitglied des Franziscanerordens, war erſt Biſchof von Tina in Croatien, ſpäter Biſchof von Neuſtadt bei Wien. Er wirkte zugleich als Diplomat und als Miſſionar, und betrieb die Sache der Reunion nicht bloß als ein kaiſerliches Geſchäft, ſondern als Liebhaberei und Lebensaufgabe. Im Jahre 1661 ſchon beginnt er ſeine Reunionsreiſen. Auf denſelben iſt er fünfmal in Hannover geweſen, das erſte Mal 1676, das zweite Mal 1683, wo er mit Leibniz zuſammentraf. Jenes Mal durfte Spinola in Hannover einen für die Reunionsidee beſonders empfänglichen Boden zu finden hoffen. Das Land war lutheriſch; der Herzog Johann Friedrich aber, obwohl er politiſch auf Seiten Frankreichs ſtand, als Convertit der Reunionsidee beſonders geneigt. Aber auch bei ſeinem Nachfolger konnte dieſe Geneigtheit vorausgeſetzt werden. Ernſt Auguſt, obwohl lutheriſch, war kaiſerlich geſinnt und begehrte obendrein die Kurwürde. In der That war er den Plänen des kaiſerlichen Agenten Spinola faſt noch günſtiger, als ſein Bruder. Aber nicht nur die beiden fürſtlichen Brüder, welche nach einander in Hannover regierten, ſondern auch die fürſtlichen Frauen des dortigen Hofes nahmen an den Reunionsplänen und Beſtrebungen eifrigen Antheil, ſowohl Benedicta, als Sophie, jene als Wittwe, dieſe als regierende Herzogin. So geſchah es, daß Hannover, namentlich unter Ernſt Auguſt, ein Centralpunkt für die kaiſerlichen Reuniouspläne und ein Anziehungspunkt für Spinola wurde, der immer wieder nach Hannover zurückkehrte, bis andre politiſche und dynaſtiſche Intereſſen, namentlich di-

Aussicht auf die Thronfolge in England, den katholisirenden Unionsbestrebungen für immer in den Weg traten.

Ein zweiter Mittelpunkt für Spinolas Pläne war das Französische Kloster Maubuisson, dessen lebenslustige Aebtissin, die Prinzessin Luise Hollandine, eine Schwester der Kurfürstin Sophie war. Sie war in abenteuerlich-romantischer Weise aus dem Haag nach Frankreich geflohen und hier von ihrer Schwägerin Anna Gonzaga, einer Prinzessin von Mantua, zur Römischen Kirche bekehrt, nachdem ihr jüngerer Bruder Eduard, der Gemahl derselben, ihr vorangegangen. Durch den Eifer der Anna Gonzaga waren also bereits zwei Bekehrungen im Pfälzer Hause gelungen. Jetzt sollte die dritte versucht werden, die der Herzogin Sophie von Hannover, durch die man auch deren Gemahl Ernst August zu gewinnen hoffte. Man kannte den Einfluß, den Leibniz auf die Herzogin ausübte. Er war der geistig bedeutendste Mann am Hofe von Hannover und die Seele des geselligen Kreises, den die Herzogin in Herrenhausen um sich sammelte. So wurde Leibniz selbst ein Ziel jener Bekehrungsversuche, die von Maubuisson ausgiengen, und bei denen namentlich Frau von Brinon, früher Oberin des Stifts von St. Cyr, jetzt weiblicher Secretär der Aebtissin von Maubuisson, eine Rolle spielte. Was der Sache ein nachhaltiges Interesse gab, war die Theilnahme zweier berühmter Männer, welche untereinander und mit den Frauen im Kloster von Maubuisson sehr befreundet waren. Der eine war Bossuet, der angesehenste Prälat am Hofe Ludwigs XIV., der erste Theologe und kirchliche Redner des damaligen Frankreich, seit 1668 Bischof von Cordan, seit 1681 Bischof von Meaux. Der andre war Pelisson, Historiograph des Königs, Academiker und Hofmann, ein geborner Hugenotte, der aber seit seiner Conversion als Schriftsteller für die Bekehrung der Französischen Calvinisten wirkte.

Wer die Geschichte der Reunionspläne jener Zeit genau verfolgen will, muß diese beiden Centralpunkte wohl im Auge behalten, die Kreise von Maubuisson und Hannover: dort die Aebtissin, Anna Gonzaga und die Brinon im Bunde mit Bossuet und Pelisson; hier vorzugsweise die Herzogin Sophie und Leibniz. Die Brinon läßt es sich angelegen sein, die Beziehungen

und den brieflichen Verkehr ihrer beiden gelehrten Freunde mit Leibniz zu vermitteln und, sobald ein Stillstand einzutreten droht, wieder von neuem anzuregen. Auch als Anna Gonzaga im Jahre 1684 gestorben und von Bossuet in einer Trauerrede gefeiert war, setzte die Brinon ihre Bekehrungsversuche mit der Herzogin von Hannover fort. Sie schrieb Briefe über Briefe; aber Sophie, welche es früher verschmäht hatte, durch den Uebertritt zur lutherischen Kirche eine Königskrone zu erkaufen, blieb auch jetzt fest gegenüber den Lockungen des Katholicismus, denen sie die Greuel der Bartholomäusnacht, die Pulververschwörung, die Ermordung Heinrichs IV. entgegenhielt. Die Sache endete zuletzt mit einer entschiedenen Absage von Seiten der Kurfürstin Sophie, welche taub blieb selbst gegen die Beredsamkeit eines Bossuet. Wie sich aus dem Gesagten ergiebt, wollte man von Maubuisson aus die Wiedervereinigung beider Kirchen durch den Uebertritt der Protestanten erwirken, und als später Bossuet selbst in die Reunionsgeschichte eingriff, machte er, den Uebertritt fordernd, den doctrinär-katholischen Standpunkt so geltend, daß die Sache der Reunion an seiner Redlichkeit nothwendig scheitern mußte.

Inzwischen wurde Bossuets Name und Ansehn in die Reunionsfrage verflochten, noch bevor er in die Verhandlungen selbst eingriff. Man hatte nämlich eine dogmatische Grundlage nöthig, auf der man sich verständigen könnte, und dazu hatte Spinola Bossuets berühmte, vom Papste gebilligte Exposition de la foi genommen. Dieses Buch wurde nun auf einer der Reunionsfrage gewidmeten Conferenz zu Grunde gelegt, welche zu Hannover, das für die Thätigkeit Spinolas eine Art Operationsbasis bildete, von Ernst August zusammenberufen wurde. An der Spitze dieser Conferenz stand der Hannoversche Kirchenregent Molanus, ihm zur Seite der Hofprediger Barkhausen aus Osnabrück und die beiden Helmstedter Theologen Calixtus junior und Meyer.*) Leibniz war bei den Reunionsverhandlungen nicht eigentlich als Geschäftsführer, sondern als Vermittler, Rathgeber und Diplomat thätig. So gelang es denn auch wirklich, für eine kurze Zeit eine gewisse Annäherung

*) Auf der Landesuniversität Helmstedt hatte der Geist des syncretistischen ältern Calixtus immer mehr die Alleinherrschaft gewonnen.

zu Stande zu bringen. Spinola ſchrieb ſeine Regeln zur kirchlichen Vereinigung aller Chriſten, und Molanus entwarf ſeine Methode, wie die kirchliche Einheit zwiſchen den Römiſchen und proteſtantiſchen Chriſten wiederherzuſtellen ſei. Man kam ſich in dieſen Entwürfen ſoweit als möglich entgegen, und niemals haben die beiden Parteien einander ſo nahe geſtanden, als in dieſem Zeitpunkte, wo Spinola und Molanus in jenen Schriften ihre Gedanken austauſchten, die ſich in den Hauptſachen berührten. Dagegen zeigen die ſpäteren brieflichen Verhandlungen zwiſchen Leibniz und Boſſuet die zunehmende Entfremdung und machen zuletzt die Unausfüllbarkeit der Kluft deutlich. Die Geſchichte der Annäherung fällt in die Zeit von 1680—90, die der zunehmenden Entfernung in den Zeitraum von 1690—1700. Im Jahre 1700 wurde der Sitz der Reunionsverhandlungen nach Wien verlegt, und die letzten Ausſichten auf Erfolg waren damit verſchwunden.

Inzwiſchen fühlte ſich in der Zeit der Annäherung auch unſer Leibniz berufen, direct in den Gang der Verhandlungen einzugreifen. Gegenüber der Boſſuetſchen exposition de la foi ſchrieb er ſein systema theologicum, eine Art Reunionsdogmatik, welche nichts anders enthalten ſollte, als was von der Römiſchen Kirche geduldet werden könnte. Ob aber ſein Syſtem auf kirchliche Duldung Anſpruch habe oder nicht, darüber ſollte nicht vom Papſte, ſondern von den Biſchöfen, und zwar den gemäßigten unter ihnen, entſchieden werden. Die biſchöfliche Prüfung ſollte zunächſt heimlich geſchehn und durch einen Fürſten, der den Biſchöfen das neue Glaubensſyſtem vorlegte, vermittelt werden. Die Richter ſollten dabei auch diesmal nicht wißen, von wem das Syſtem herrühre, damit nicht etwa der proteſtantiſche Name von vorn herein ihr Urtheil dagegen einnehme. Der Herzog Ernſt Auguſt gieng auf den ganzen Plan nicht ein; aber Leibniz brachte ihn wenigſtens aufs Papier, und ſo entſtand jene Glaubenslehre, der die Hand eines Bibliothekars den Titel systema theologicum gegeben und die im Jahre 1829 zum erſten Male unter dieſem Titel herausgegeben iſt. Man triumphirte katholiſcherſeits über dieſe Veröffentlichung; denn man glaubte darin den Beweis zu finden, daß Leibniz ſelbſt die Abſicht gehabt habe, katholiſch zu werden. Indeſſen iſt das

Schriftſtück nichts anders, als ein diplomatiſch-dogmatiſcher Beitrag zu den Reunionsverhandlungen jener Jahre, in denen Spinola mit den Hannöverſchen Theologen verhandelte und Ernſt Auguſt den Compromiſs wünſchte.

Die Verhältniſſe, in denen Leibniz lebte, haben ihm mehr als einmal den Uebertritt zur Römiſchen Kirche nahe gelegt, und es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche ihn unmittelbar dazu aufforderten. Seine Freundſchaft mit Boineburg, ſeine Dienſtverhältniſſe in Mainz unter Johann Philipp und in Hannover unter Johann Friedrich brachten ihn Jahre lang unter die mächtigen Einwirkungen katholiſcher Einflüße. Er hätte um den Preis des Uebertritts zur Römiſchen Kirche leicht eine ihm willkommene Stellung in Paris, Wien oder Rom finden können. Indeſſen, trotz einer gewiſſen Anerkennung der katholiſchen Kirche, welche Leibniz oft ausgeſprochen und in ſeinen Reunionsbeſtrebungen bethätigt hat, widerſtand er allen Bekehrungsverſuchen, und ſelbſt das ihm angebotene Cuſtodenamt der vaticaniſchen Bibliothek konnte ihn nicht zum Uebertritt bewegen.*) Getreu ſeinem Grundſatze „in religione nil singulare“ konnte er ſich nicht entſchließen, den Schritt zu thun, der ihn für immer von der proteſtantiſchen Welt getrennt haben würde. Er handelte auch hierin wie ſeine fürſtliche Freundin, die Kurfürſtin Sophie, auf welche die Schwediſche Königskrone eben ſo wenig Eindruck gemacht hatte, als die Demonſtrationen der erſten katholiſchen Theologen und Geſchichtsſchreiber.

Was unſern Leibniz aber von der katholiſchen Kirche zurück-

*) Leibniz ſchrieb darüber unterm 3. April 1701 an den kurbraunſchweigſchen Reſidenten Baron von Huldeberg in Wien: „Wie ich denn bei dieſer Gelegenheit (als ihm nämlich von Huldeberg die Stelle eines Bibliothekars in Wien angetragen war) meinem hochgeehrten Reſidenten nicht bergen kann, was ich ſonſt verſchwiegen haben würde, daß mir zu der Zeit, da der Cardinal Noris vom praefecto Vaticanae Bibliothecae zu der Würde des Cardinalates erhoben werden ſollte, von einem vornehmen Manne, der in dieſer Materie am meiſten zu ſagen gehabt und auch in Rom gekannt, des Norisii Stelle angetragen worden, welche nicht allein die Würde eines Prälaten, Monſignore oder Biſchofs giebt, ſondern mich gute Einkünfte und geiſtliche beneficia an ſich kleben hat. Ich habe aber aus obgedachten Gründen mich dafür bedanken müßen.“ (Aus den hieſigen Bibliotheksacten durch die Güte des Herrn Bibliothekars Bodemann.)

hielt, war weniger ſeine innere Glaubensüberzeugung, als andre Rückſichten mehr äußerlicher Art. Denn obwohl er es liebte, ſich den Katholiken gegenüber mit dem Augsburgiſchen Bekenntniſſe zu decken, ſo war er doch nie in den Mittelpunkt dieſes Bekenntniſſes eingedrungen. Die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders durch die im Glauben ergriffene Gnade Gottes tritt bei ihm ganz in den Hintergrund, und wer in ihr nicht mit ſeinem Herzen und Leben wurzelt, der kann keinen Anſpruch darauf machen, ein echter Sohn der lutheriſchen Kirche zu ſein. Wie wenig es dogmatiſche Bedenken waren, die Leibniz von der katholiſchen Kirche trennten, das zeigt jenes systema theologicum, in welchem er ſich mit den ſpecifiſch katholiſchen Lehren abzufinden weiß. Indeſſen findet ſich bei Leibniz ein in ſeiner Geiſtesart tief begründeter Grundzug, der ihn von einem Uebertritte zurück hielt, das war das Bedürfnis freien, unabhängigen Denkens. Wie Leibniz in dieſer Beziehung dachte, das zeigt am beſten der Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels, der in den Jahren 1683—85 geführt wurde und in welchem ſein Verhältnis zur Römiſchen Kirche ganz offen zur Sprache kam. Der Landgraf ſelbſt war Convertit, ähnlich wie Boineburg und Johann Friedrich, und gab ſich nun die größte Mühe, auch den großen Philoſophen, für den er eine lebhafte Neigung und Hochſchätzung empfand, der katholiſchen Kirche zuzuführen. Er verband ſich zu dem Zwecke mit jenem Janſeniſten Anton Arnaud in Paris, der ſchon bei Leibnizens Ueberſiedelung nach Hannover in einem früher erwähnten Briefe*) dieſen Punkt berührt hatte, und ſchrieb ſelbſt eine für Leibniz beſtimmte Bekehrungsſchrift, der er den bezeichnenden Titel gab: „Wecker für meinen Leibniz.“ Die erſten Antworten, welche Leibniz gab, waren nicht abweiſend. Der Landgraf hatte ihm geſchrieben, daß ſeine Bekehrung ſchon im Munde der Leute ſei. Leibniz erwiederte, daß ſich dieſe Leute zum Theil irrten, aber auch nur zum Theil. Es ſchien alſo, als ob er zur Hälfte ſchon katholiſch ſei. Der Landgraf forderte die andre Hälfte, und bemerkte mit Recht, daß man in ſolchen Dingen nicht halb ſein könnte. Da erklärte ihm Leibniz, wie es mit

*) Vergl. S. 193.

der Hälfte gemeint sei. Er gehöre nicht zur äußern Gemeinschaft der Kirche, wohl aber zur innern, welche von der äußern unabhängig sei. Wer z. B. ungerecht excommunicirt worden, sei zwar von der äußern Gemeinschaft ausgeschloßen, nicht aber von der innern. In diesem Stücke dachte also Leibniz durch und durch lutherisch. Er hatte von der einen, allgemeinen oder katholischen Kirche jene lutherische Anschauung, wonach die Kirche, gemäß den Worten Christi „mein Reich ist nicht von dieser Welt", ein rein geistliches Reich ist, während sie nach katholischer Auffaßung principaliter eine externa politia und nach Bellarmins Ausdrucke so handgreiflich (palpabilis) ist, wie das Königreich Frankreich. Dennoch würde Leibniz kein Bedenken gehabt haben, der äußern Gemeinschaft der katholischen Kirche beizutreten, wenn ihn nicht jener Grundzug seiner Eigenart, das Bedürfnis unabhängigen Denkens, abgehalten hätte. Er will nicht gebunden sein in jenen wißenschaftlichen Ueberzeugungen, die sich auf die Natur der Dinge beziehen und über welche im Namen der Römischen Kirche eine Censur geübt wird. Er will das Joch nicht auf sich nehmen, welches die Römische Kirche dem Philosophen auferlegt, und gedenkt dabei ausdrücklich der Verdammung des copernicanischen Systems. Leibniz fürchtet, daß seine philosophischen Ansichten einer ähnlichen Verwerfung ausgesetzt sein würden. „Um auf mich zurückzukommen", schreibt er dem Landgrafen, „so giebt es einige philosophische Meinungen, deren Demonstration ich zu haben glaube und welche zu ändern mir bei der Geistesart, die ich habe, unmöglich ist, so lange ich kein Mittel sehe, meinen Gründen genug zu thun. Nun werden aber diese Meinungen, obgleich sie, so viel ich weiß, weder der h. Schrift noch der Tradition noch der Definition eines Concils entgegen sind, noch immer hie und da von den Theologen der Schule, welche sich einbilden, daß das Gegentheil davon zum Glauben gehört, gemisbilligt und sogar mit der Censur belegt. Wahr ist es, wäre ich in der Römischen Kirche geboren, so würde ich nur dann von ihr austreten, wenn man mich ausschlöße und mir auf die Weigerung, etwa gewisse herkömmliche Meinungen zu unterschreiben, die Communion versagte. Jetzt aber, da ich außerhalb der Communion von Rom geboren und erzogen bin, wird es, glaub ich, nicht aufrichtig noch sicher sein,

ſich zum Eintritt zu melden, wenn man weiß, daß man vielleicht nicht aufgenommen werden würde, ſobald man ſein Herz entdeckte. Ich bekenne Ihnen ſehr gern, daß ich um jeden möglichen Preis in der Communion der Römiſchen Kirche ſein möchte, wenn ich es nur mit wahrer Ruhe des Geiſtes und mit dem Frieden des Gewißens ſein könnte, den ich gegenwärtig genieße."

Deutlicher kann man ſeine Stellung nicht bezeichnen, als Leibniz es hier gethan hat. Er iſt nicht Fleiſch und nicht Fiſch und ſchwankt haltlos zwiſchen beiden Parteien hin und her. Er möchte um jeden Preis in der äußern Gemeinſchaft der Römiſchen Kirche ſein,*) nur nicht um den, die Freiheit ſeines Denkens zu opfern. Was ihn alſo zurückhält, iſt nicht eine feſte Ueberzeugung von der Wahrheit der Grundlehren des lutheriſchen Bekenntniſſes, ſondern vielmehr die ſogenannte proteſtantiſche Freiheit, welche von vielen als das eigentliche Weſen der proteſtantiſchen Kirche angeſehn wird. Es ſind Bedenken des Kopfes und nicht des Gewißens, welche bei der Entſcheidung dieſer wichtigen Frage für Leibniz maßgebend ſind, und wenn er nicht bloß von der wahren Ruhe des Geiſtes, ſondern auch von dem Frieden des Gewißens redet, den er jetzt genießt, nämlich in der lutheriſchen Kirche, ſo beweiſen ſeine eignen Auseinanderſetzungen, daß dieſer Ausdruck hier nicht mehr, als eine bloße Redensart iſt. Eine unausbleibliche Folge von der kirchlichen Halbheit unſers Leibniz war es, daß er zuletzt von beiden Seiten für einen Indifferentiſten erklärt wurde; und wenn der Landgraf in ſeinem Sinne auf Leibniz anwendete, was einſt der h. Hieronymus von Rufinus geſagt hatte: quisquis est, noster non est, ſo iſt das ein Urtheil, welches im Munde der lutheriſchen Kirche noch viel richtiger iſt, als im Munde eines Katholiken.

Spinola hatte die Reunion von vornherein als eine practiſche Kirchenfrage behandelt und nach einer Verfaßung geſucht, welche Katholiken und Proteſtanten friedlich vereinigen

*) Vielleicht werden wir von dieſer Aeußerung das in Abzug bringen müßen, was auf Rechnung der Rückſicht auf ſeinen fürſtlichen Freund, an den er ſchreibt, zu ſetzen iſt.

könnte. Von dieſer friedlichen Richtung entfernte ſich die Verhandlung je länger je mehr, als ſich Boſſuet, der gründliche katholiſche Dogmatiker, darein miſchte. Er nahm die Sache nicht ſo leicht, als Spinola, der eine Union wollte, die keine Union war. Boſſuet wollte wirklich uniren, d. h. die Parteien durch den Sieg der Wahrheit vereinigen, und alſobald kamen die alten ausſchließenden und unüberwindlichen Gegenſätze zum Vorſchein, die beide Kirchen als Glaubensſyſtem trennen.

Ein Vorſpiel zu den Verhandlungen zwiſchen Leibniz und Boſſuet war der Briefwechſel zwiſchen Leibniz und Peliſſon in den Jahren 1691 und 92. Peliſſon hatte „Betrachtungen über die Religionsunterſchiede" geſchrieben, worin er eine unbedingte Unterordnung unter eine feſte Autorität forderte, die keine andre ſei, als die Unfehlbarkeit der Römiſchen Kirche. Wer dieſe Autorität nicht anerkenne, zerreiße das Band, welches die Gläubigen verbinde, erſchüttere den Glauben ſelbſt, und die Folge könne keine andre ſein, als der Tod des Glaubens, die Glaubensindifferenz. Katholicismus und Proteſtantismus verhalten ſich nach Peliſſon wie Glaube und Nichtglaube; Proteſtantismus iſt Indifferentismus. Der Grund, warum die Proteſtanten nothwendig indifferent ſein müßen, iſt ihre Nichtanerkennung der Unfehlbarkeit der Kirche. Das war den Frauen von Maubuiſſon, beſonders der Brinon, aus der Seele geſprochen. Ja ſie gingen noch weiter, als Peliſſon, indem ſie jenen Unterſchied ins Politiſche überſetzten und die Meinung hegten, daß Katholicismus und Proteſtantismus ſich verhielten wie Legitimität und Empörung, wie rechtmäßige Herrſchaft und Uſurpation, eine Meinung, welche noch heutiges Tages nicht nur alle „rechtgläubige" Katholiken, ſondern auch viele Pſeudoproteſtanten hegen und hegen müßen, die nicht, wie Luther, in der Befriedigung eines ſchreienden Gewißensbedürfniſſes das Recht zu jener heiligen Empörung gegen Menſchenſatzung und Autoritätsglauben gefunden haben.

Die Aebtiſſin von Maubuiſſon ſandte Peliſſons Schrift nach Hannover, und ſo entſtand jener Briefwechſel zwiſchen Leibniz und Peliſſon, der 1691 und 92 über die Duldung und die Unterſchiede der Religionen geführt und bald hernach veröffentlicht wurde. Peliſſon wollte den Deutſchen Philoſophen bekehren.

Allein dieſer zog ſich hinter das Bollwerk der Augsburgiſchen Confeſſion zurück und ſtellte der kirchlichen Unfehlbarkeit die göttliche Gnade als geheimnisvollen Glaubensgrund, dem kirchlichen Autoritätszwange die proteſtantiſche Gewißensfreiheit, dem Vorwurfe des Indifferentismus die Nothwendigkeit und das Recht der Toleranz entgegen.

Mit dem Tode Peliſſons 1693 endete dieſer briefliche Verkehr; aber ſchon war ein andrer Vorkämpfer der katholiſchen Kirche hervorgetreten, der Peliſſon mehr als erſetzte. Das war Boſſuet, der berühmte Biſchof von Meaux.

Schon im Jahre 1679 ſandte Boſſuet drei Exemplare ſeiner vom Pabſte approbirten Exposition de la foi nach Hannover, eins für den Herzog, das andre für Spinola, das dritte für Leibniz. Leibniz, der von dieſem Werke einen günſtigen Eindruck für die Reunion hofft, ſendet ſpäter, im Jahre 1683, an Boſſuet die erſten Artikel, welche von beiden Seiten angenommen werden. Der ſcharfſinnige katholiſche Theologe erkennt ihre Unhaltbarkeit und läßt ſie liegen. Er durchſchaut die Täuſchung, in welcher die Hannöverſche Conferenz und die ganze Reunionsmethode der Spinola und Molanus befangen iſt. Als ob eine Kircheneinigung möglich wäre ohne vorangegangene Glaubenseinigung, und als ob eine Glaubenseinigung auf dem Wege eines Compromiſſes zu erreichen ſtände! Die Kirchengemeinſchaft fordert die Sacramentsgemeinſchaft, und dieſe iſt nicht möglich, ſo lange in Betreff der Abendmahlslehre keine Uebereinſtimmung erzielt iſt. Man ſieht, die Gedanken des katholiſchen Theologen waren viel richtiger, als die der damals bei den Verhandlungen betheiligten Männer, richtiger auch, als die unſrer neumodigen ſich für lutheriſch ausgebenden Unionsleute, obwohl die Einheit und Reinheit der Lehre in der katholiſchen Kirche, welche viel mehr Gewicht auf die Verfaßung und die äußere Zugehörigkeit zur Kirche legt, nie in dem Maße betont iſt, als in der lutheriſchen.

Indeſſen erſt im Jahre 1691 tritt Boſſuet den Hannöverſchen Verhandlungen näher, und unter Leibnizens Vermittlung kommt es zu einem Ideenaustauſch zwiſchen ihm und Molanus. So ireniſch anfangs die Verhandlungen zwiſchen Boſſuet und Molanus gehalten waren, ſo konnte es nicht fehlen, daß bald

jene innere Glaubensdifferenz hervortrat, an welcher die ganze bisherige Reunionsmethode scheitern mußte. Bossuet forderte mit Recht die Glaubenseinigung als Grundlage. Als rechtgläubiger Katholik stellte er sich auf den Standpunkt des Tridentinischen Conciliums und forderte unbedingte Anerkennung desselben von Seiten der Protestanten. Die von Spinola eingeräumte Suspension der Geltung dieses Concils sei unmöglich. Eine solche Suspension wäre die Preisgebung der Römischen Kirche und ihres Glaubens selbst. Bossuet forderte also Uebertritt der Protestanten zum Katholicismus. Die Frage: Geltung oder Suspension des Tridentinischen Concils in Rücksicht der Glausbenslehre, bildet den Gegensatz zwischen Bossuet und Spinola, und zugleich den Gegensatz zwischen Bossuet und der Hannöverschen Richtung, die Spinolas Methode festhielt. Hier tritt nun Leibniz ein und empfängt die Aufgabe, die Methode Spinolas gegen Bossuet zu vertheidigen.

Leibniz sieht die einzige Möglichkeit der Reunion gemäß seiner harmonistischen Denkweise in einem Glaubenscompromiss zwischen Katholiken und Protestanten. Bossuet dagegen fordert Unterwerfung der Protestanten unter die Autorität der Kirche. Ueber Fragen der Disciplin, sagt er mit Recht, könne man sich durch Compromisse verständigen, nicht aber über Fragen des Glaubens. Man braucht sich die Standpunkte beider nur klar zu machen, um ihre Unversöhnlichkeit sofort zu begreifen. Zwischen beiden steht die Mauer des Tridentinischen Concils. Leibniz will, daß diese Mauer niedergerißen werde, damit beide Parteien sich über ihren Trümmern die Hand reichen. Bossuet sagt: „Die Mauer muß stehen bleiben, und die Wiedervereinigung ist nur dann möglich, wenn ihr zu uns herüberkommt."

Bossuets Standpunkt ist der des kirchlichen Prälaten, des scharfsinnigen Theologen, dem die ganze kirchliche Logik zu Gebote steht, und der entschloßen ist, nichts davon aufzugeben. Er hat die große und richtige Einsicht, daß Katholicismus und Protestantismus unversöhnliche Gegensätze sind, wennschon er den Gegensatz falsch formulirt, nämlich als Kirche und Nichtkirche, da es doch richtiger ist, ihn als Gegensatz zwischen exsterna politia und regnum spirituale zu faßen. Mit klarem Blick erkennt er, daß jede Vereinigung, welche diese Gegensätze außer Acht läßt

oder abſtumpft und ſich auf ihre Koſten vollzieht, erfolglos und auf die Dauer unhaltbar iſt. Daher iſt Boſſuet mild und nachgiebig in allem, was ſich ändern läßt, ohne die Grundlagen der katholiſchen Kirche anzugreifen; dagegen unerſchütterlich feſt und ausſchließend in allem, was dieſe Grundlagen berührt. In dieſem Punkte erſcheint Boſſuets katholiſche Richtung ſichrer, correcter und ſachgemäßer, als Leibnizens harmoniſtiſche. Doch wollen wir eins nicht vergeßen, wodurch auch Leibniz ſeinen proteſtantiſchen Standpunkt mit gleicher Entſchiedenheit gewahrt hat, als Boſſuet ſeinen katholiſchen. Leibniz iſt keinen Augenblick darüber zweifelhaft geweſen, daß die lutheriſche Kirche das Tridentiniſche Concil, auf welchem die Römiſche Lehre im unverſöhnlichen Gegenſatze zu den Errungenſchaften der Reformation ausgebildet und fixirt wurde, nie anerkennen könne und werde. Er bekämpft die Gültigkeit deſſen, was die Väter von Trident feſtgeſetzt haben, mit großer Schärfe und Entſchiedenheit. Doch iſt ſeine Polemik weniger gegen den materiellen Inhalt der Tridentiniſchen Beſchlüße, als gegen deren formelle Gültigkeit gerichtet. Leibniz verneint in aller Beziehung den öcumeniſchen Character des Concils, folglich braucht er den Inhalt ſeiner Beſchlüße gar nicht zu unterſuchen. „In einem Winkel der Alpen," ſagt er, „haben ſich zweihunderteinundachtzig Prälaten verſammelt, aber unter ihnen hundertſiebenundachtzig Italiener, zum Theil Hofleute und Penſionäre des Pabſtes, ihm alle unbedingt ergeben. Wenige Franzoſen waren dort und nur zwei Deutſche. Sie haben berathen in einer Weiſe, die von ernſten Männern jener Tage laut gemisbilligt wurde, und haben alſo Beſchlüße gefaßt, die nun die ganze chriſtliche Kirche binden ſollen." Ein Concil, wie dieſes, meinte Leibniz, könne keinen Anſpruch auf Oecumenicität erheben. Auch Leibniz begriff ſehr wohl, daß Katholicismus und Proteſtantismus Gegenſätze ſeien. Aber er war der Anſicht, daß, wenn nur katholiſcherſeits der Standpunkt von Trident aufgegeben würde, ſich dieſe Gegenſätze nicht ausſchlößen, ſondern innerhalb einer Kirche neben einander geduldet werden könnten. Denn der Proteſtantismus ſei kein Abfall von der Kirche als ſolcher, er ſei keine Häreſie, ſondern nur ein anderes, vom Katholicismus verſchiedenes Glied der allgemeinen Kirche. Zwiſchen beiden könne eine gemein-

schaftliche Ordnung stattfinden, wie die Weltharmonie zwischen den verschiedenen Naturen der Dinge. Diese Einsicht fehle der katholischen Kirche. Daher ihre Intoleranz gegen die Protestanten und das Unrecht dieser Intoleranz. Wenn ein Kaiser Krieg führe mit einem andern Kaiser, so sei er darum kein Feind des Kaiserthums, und wenn die protestantische Kirche Krieg führe mit Rom, so sei sie darum keine Feindin der Kirche als solcher. Leibniz *will* die Reunion, aber nicht auf Kosten der Reformation. Diese gilt ihm als feste, unumstößliche Thatsache, als ein innerhalb der Kirche berechtigter Gegensatz zum Katholicismus, als die Kirche des Nordens im Gegensatz zur Kirche des Südens. Darum will er die Vereinigung der beiden Kirchen nur mit Erhaltung der kirchlichen Eigenthümlichkeiten; er will die Union, aber unbeschadet der Principien.

Dagegen bleibt Bossuet unerschütterlich bei dem Satze stehen, daß die Tridentinische Kirchenversammlung in allen auf dem Glauben bezüglichen Punkten unbedingt allgemeine Geltung beanspruche und auch thatsächlich besitze. Dem Geiste Bossuets ist das Römisch-katholische Kirchen- und Glaubenssystem gegenwärtig als ein fest gefügtes Gebäude, aus dem kein Stein herausgerißen werden kann ohne den Umsturz des Ganzen. Und das Tridentinische Concil ist in diesem Gebäude mehr als ein unentbehrlicher Theil, es ist eine Mauer, ja sogar der Schlußstein desselben. „In den Formen der Kirche," sagt er, „ist manches wandelbarer Natur und kann ausgebildet und ausgebeßert werden nach den Bedürfnissen der Zeit. Aber es giebt eins, das unwandelbarer Natur ist, das ist der Kirchenglaube. Auf dem dogmatischen Gebiete giebt es keine Neuerungen. Man darf nachgiebig sein in allem, was die Disciplin betrifft, aber in nichts, was die Dogmen betrifft. Auf diesem Gebiete haben die Zeitbedürfnisse keine Geltung. Die christlichen Glaubenswahrheiten sind nicht zeitlich, sondern ewig. Es muß heute geglaubt werden, was gestern geglaubt wurde und *weil* es gestern geglaubt wurde. Die Kirche hat nie einen neuen Glauben gemacht, sondern nur geformt und autorisirt, was als wirklicher Glaube in der Kirche lebendig war. Auch das Tridentinische Concil hat keinen neuen Glauben gegründet, sondern nur den

tauſendjährigen Glauben der Kirche befeſtigt und innerlich abgeſchloßen.

Darin hat Boſſuet unfehlbar Recht, daß es nur eine Sonne der Wahrheit giebt, welche unwandelbar durch die Jahrhunderte dasſelbe Licht und dasſelbe Leben verbreitet. Ob aber dieſe Sonne allezeit in ihrer vollen Reinheit und Klarheit erkannt wurde, und ob man für die Strahlen derſelben empfänglichere Augen in Wittenberg oder in Trident hatte, darüber ſind wir entgegen geſetzter Ueberzeugung.

Ueberzeugt von der Erfolgloſigkeit der Verhandlungen, brach Boſſuet den Briefwechſel im Jahre 1694 ab. Vergebens hatte die Brinon verſucht, die beiden Männer wieder zu nähern. Boſſuet führte mit ſcharfem Blick die ſtreitigen Fragen auf ihre Principien zurück, und daß er dadurch die Täuſchungen zerſtreute, denen man ſich bei den bisherigen Verhandlungen hingegeben hatte, verrückte den andern ganz und gar das Concept und verdarb den Text und die Faßung der Reunion, die man als ein friedliches Geſchäft abmachen zu können gehofft hatte. Leibniz vermißte in der Sprache Boſſuets den ruhigen, leidenſchaftsloſen Geſchäftston, den discours d'affaire. Er hätte gewünſcht, daß Boſſuet, wie er ſich einmal brieflich gegen die Brinon ausdrückte, die Sache etwas weniger als Redner behandeln möchte, und etwas mehr in der trocknen und bündigen Weiſe eines Buchhalters. Boſſuet war eben Theologe, was Leibniz nicht war; und wenn dieſer ſich ſpäter über den hohen Ton und Doctorhochmuth beklagte, den ſich Boſſuet in ſeinen Briefen gegen ihn erlaubt habe, ſo wird man durch Leibnizens discours d'affaire unwillkürlich wieder an ſeine Rechenmaſchine oder ſeine allgemeine Charakteriſtik erinnert, deren Art er nur zu gern auf das Gebiet des Glaubens übertragen hätte. Auch einem lutheriſchen Theologen kann es keinen Augenblick zweifelhaft ſein, daß Leibnizens Poſition einem Boſſuet gegenüber eine völlig unhaltbare war.

War der Verſuch zu einer Wiedervereinigung der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche geſcheitert, ſo blieb noch eine Hoffnung des Gelingens, nämlich die, daß auf dem Gebiete des Proteſtantismus durch Verſöhnung der lutheriſchen und reformirten Kirche ein Einigungs- und Friedenswerk zu Stande

gebracht werde. Von der Reunion gieng man zur Union über, welche seit Johann Sigismunds Tagen im Hause der Hohenzollern eine politische Grundlage gefunden hatte. Denn wie die Politik bei dem Uebertritte Johann Sigismunds von der lutherischen Kirche zum Calvinismus als bestimmender Factor mitgewirkt hatte, so war es die Politik seiner Nachfolger, welche den durch Begünstigung der reformirten Kirche künstlich hervorgerufenen Zwiespalt im Brandenburgschen durch eine eben so künstlich gemachte Union wieder zu überwinden suchte. Bei der befreundeten Stellung, welche Leibniz um 1700 zu dem Berliner Hofe einnahm, konnte es nicht ausbleiben, daß er auch in diese Unionsverhandlungen tief verflochten wurde. Die Kürze der Zeit verbietet es uns, näher auf dieselben einzugehn. Im Grunde verlieren wir dadurch wenig oder nichts.*) Es wiederholen sich hier wie dort dieselben Erscheinungen. Die principiellen Differenzen zwischen Lutherthum und Calvinismus spotten aller Vereinigungskünste, und alle Conferenzen und collegia irenica liefern kein nur einigermaßen befriedigendes Resultat. Was Leibniz anbetrifft, so sah er auch hier seine Bemühungen von keinem Erfolge gekrönt. Ja, sein damaliger Herr, der Kurfürst Georg Wilhelm, erklärte ihm sogar 1706 ausdrücklich und entschieden seinen Willen, daß Leibniz sich von nun an jeder Mitwirkung an dem Vereinigungsgeschäfte zu enthalten habe. Leibniz ließ zwar die Theologen, mit welchen er bisher gemeinschaftlich gearbeitet hatte, von diesem Verbote nichts merken; doch ließ er in einem Schreiben vom 28. Januar 1708 an Fabricius in Helmstedt die bedeutungsvollen Worte fallen: „Wie jetzt der Stand der Dinge ist, erwarte ich nichts mehr von dem Vereinigungsgeschäfte. Die Sache wird sich einmal selbst vollziehen.“ (ipsa res aliquando se conficiet.) Leibniz hat auch die Französische Revolution geweißagt, und sie ist eingetreten, und halb ist auch jene andre Weißagung von der Entwicklung der kirchlichen Dinge bereits erfüllt. Sollte sie vol-

*) Die Berliner Unionsversuche sind weniger für die Characteristik Leibnizens, als für die Characteristik der Preußischen Unionsgeschichte von Bedeutung. Dennoch würde ich dem Verhältnisse unsers Leibniz zur Union, wie auch seiner Stellung zur Mission und zum Jesuitenorden je eine besondere Vorlesung gewidmet haben, wenn die Kürze der Zeit es gestattet hätte.

lends in Erfüllung gehen, so hätte Leibniz den Ruhm, zwei Revolutionen vorhergesehen zu haben, freilich ohne zu ahnen, daß die zweite ebenso bedenkliche Folgen haben dürfte, als die erste.

Ueber Leibnizens persönliche Stellung zu Kirche und Christenthum noch viele Worte zu machen, verbietet die Kürze der Zeit, und es ist nach allem bisher besprochenen kaum nöthig. Die lutherische Kirche hat leider kein Recht, Leibniz für sich allein in Anspruch zu nehmen und ihn für ihren echten Sohn zu erklären. Aber war er kein genuiner Lutheraner, so war er doch ein christlicher Denker, dessen Grundanschauungen mit den Lehren der Offenbarung zusammenfallen und von dem namentlich die sich immer mehr von Kirche und Glauben emancipirende Wißenschaft unsrer Tage viel lernen könnte. Vor allem könnte sie von ihm den Glauben an einen heiligen, allmächtigen, über den Creaturen stehenden und doch das ganze Weltall lebendig durchdringenden und mit Weisheit und Liebe das Größte wie das Kleinste umfaßenden, allwaltenden Gott lernen, und das wäre für sie, wie Leibniz selbst sagt, ein großer Gewinn. „Man klagt so sehr über den Deismus", schreibt Leibniz einmal in seinen späteren Jahren; „wollte Gott, daß alle Welt wenigstens deistisch wäre, d. h. fest überzeugt, daß alles durch eine allmächtige Weisheit regiert wird." Doch war Leibniz mehr als ein Deist, er war ein christlicher Denker, der trotz mancher Irrthümer mit seinen Grundanschauungen in dem Boden der Offenbarung wurzelte und in dessen Leben auch Momente vorkommen, wo ein verborgenes Glaubensleben hervorzutreten scheint. Laßen Sie mich zum Beweise des Gesagten schließlich noch zwei Zeugnisse aus Leibnizens Feder mittheilen, welche uns einen Blick in sein Inneres thun laßen. Es sind zwei geistliche Lieder, welche uns den Mann, der sie verfaßt hat, von einer Seite zeigen, die uns die Erinnerung an ihn besonders lieb und werth machen wird. Das eine ist eine Ueberarbeitung eines älteren katholischen Gedichtes, die uns nebenbei auch den Beweis liefert, wie falsch man Leibniz beurtheilt hat, wenn man gesagt hat, er habe die Deutsche Sprache nicht beßer zu handhaben verstanden, als Friedrich II. von Preußen. Die Ueberschrift des Ge-

dichts heißt: „Andacht von menſchlicher Blindheit in Suchung der ſchnöden Weltgüter", und das Gedicht ſelbſt lautet alſo:

Wie kannſt du, blindes Herz, beginnen,
Zu lieben mit der Welt den angefärbten Schein?
Da doch dein Sinn ſich ſollt entſinnen,
Daß wahre Schönheit muß in Gott alleine ſein.
O ungereimt Begehren:
Nach Schönheit ſtehn und ſich von Gott abkehren!

Du ſelbſt verſtehſt nicht dein Verlangen,
Du trachteſt nach dem Schatz, den dir die Erde beut.
Was hilft es aber, den erlangen,
So lange du von Gott, dem wahren Schatz, biſt weit?
O ungereimt Begehren:
Nach Reichthum ſtehn und ſich von Gott abkehren!

Du ſollteſt billig witzig werden,
Nachdem dir Unluſt ſtets gemacht die Luſt der Welt;
Und ſuchſt noch immer Luſt auf Erden,
Da nur in Gott ſich doch die wahre Freud enthält.
O ungereimt Begehren:
Nach Freude ſtehn und ſich von Gott abkehren!

Laß in dem unbelebten Leben,
Das einem Sturm iſt gleich auf ungeſtümem Meer,
Deſs Tod den Lebensport dir geben,
Von dem kommt alles Gut und wahres Leben her.
Wer demnach will begehren
Das wahre Gut, der muß zu Gott ſich kehren.

Das zweite iſt ein Originalgedicht und führt die Ueberſchrift: „Jeſus am Kreuze." Leibniz verfertigte dasſelbe zu Oſterode am Karfreitage 1684 und ſchickte es Tags darauf, am 29. März, ſeinem Halbbruder Joh. Friedrich Leibniz nach Leipzig. In dem Lateiniſchen Begleitſchreiben ſagt er: „Du wirſt mich vielleicht auslachen, daß ich als Deutſcher Dichter auftrete; aber die Gefühle meiner Seele, das weiß ich, wirſt Du nicht verlachen. Denn geſtern, als der feierliche Gedenktag unſrer am Kreuze vollbrachten Erlöſung war, habe ich die von Chriſto ſelbſt uns am Kreuze gezeigten beſondern Kennzeichen ſeiner Liebe, welche wohl geeignet ſind, die Glut unſrer Gegenliebe zu entzünden, mit wenigen Worten berührt. Nämlich daß er uns durch die offene Seite ſein von Liebe wallendes Herz zu zeigen und mit am Kreuze ausgeſpannten Armen uns zu umfangen

und ſterbend mit geneigtem Haupte uns liebreich zu küſſen ſcheint.“ Das Gedicht ſelbſt lautet alſo:

Jeſu, deſſen Tod und Leiden
Unſre Freud und Leben iſt,
Der du abgeſchieden biſt,
Auf daß wir nicht von Dir ſcheiden,
Sondern durch des Todes Thür
Zu dem Leben folgen Dir.

Als der ſcharfe Speer gedrungen
In die Seite, da des Blut
Und die reine Waßerflut,
Die uns labet, hergeſprungen,
Läßt Du ſehen uns Dein Herz
Voll von Lieb und voll von Schmerz.

Deine Arme ausgeſtrecket
Zeigen Deine Freundlichkeit,
Zu empfangen die bereit,
So Dein Kreuz zu Lieb erwecket.
Wer nicht unempfindlich iſt,
Sich in Deine Arme ſchließt.

Als ſich, Herr, Dein Haupt geneiget,
War es, um zu küſſen mich;
Da der Geiſt ſchon lezet ſich,
Noch ſich Deine Liebe zeiget.
Selig, wer auch Zeichen giebt,
Daß er bis in Tod Dich liebt.

Fünfzehnte Vorlesung.

Der Kurfürst Georg Ludwig und die Königin Sophie Charlotte, oder Hannover und Berlin.

H. A. Zwei Fürsten hatte Leibniz vom Throne herabsteigen sehen, zu denen er in einem sehr vertrauten Verhältnisse gestanden und die seinen Character, die Fülle seiner Kenntnisse, seine Verbindungen und seinen Diensteifer zu würdigen verstanden hatten. Es war das fürstliche Dioscurenpaar, wie Leibniz sie nannte, die beiden Brüder Johann Friedrich und Ernst August, welche dem treuen Diener des Welfenhauses bis an ihren Tod unveränderte Freunde geblieben waren, und denen er in seinen biographischen Skizzen ehrende Denkmäler gesetzt hatte. Jetzt war ein neuer Regierungswechsel eingetreten, und Leibniz trat in die Dienste eines dritten Welfenfürsten; aber der Sohn Ernst Augusts sollte ihm den Vater nicht ersetzen, und während das Verhältnis zu der kurfürstlichen Wittwe, der geistreichen Sophie, und zu der Schwester des neuen Kurfürsten, der nachmaligen Königin Sophie Charlotte in Preußen, von Jahr zu Jahr inniger und vertraulicher wurde, so herrschte zwischen Leibniz und seinem neuen Herrn eine Entfremdung, die es nie zu einer vertraulichen Annäherung und persönlichen Hingabe kommen ließ.

Der Grund dieses Misverhältnisses lag in dem Character Georg Ludwigs, der uns als kalt, verschloßen und wortkarg geschildert wird. Er war in dieser Beziehung das gerade Gegentheil seines Vaters und seines Celliſchen Oheims. Legten diese gegen jedermann eine herzgewinnende Freundlichkeit an

den Tag,*) ſo war Georg Ludwigs ganze Haltung nichts weniger, als entgegenkommend und Zutrauen erweckend. Die Herzogin von Orleans ſchreibt von ihm unterm 22. April 1702 aus Verſailles: „Daß der Kurfürſt ein trockner, ſtörriger Herr iſt, habe ich gar wohl an J. L. verſpürt, wie Sie hier waren. Denn ſo viel Amitié ich ihm auch erwieſen habe, ſo hat er doch nie kein Vertrauen zu mir faßen wollen, noch mit mir reden. Habe ihm alle Worte auspreſſen müßen, was mir eine gar unangenehme Sache iſt. Worinnen er aber das größte Unrecht hat, iſt, mit ſeiner Frau Mutter ſo zu leben, der er doch allen Reſpect ſchuldig iſt. Ich merke es oft an ma Tante Schreiben, ob ſie ſchon nichts ſagt, daß ſie übel zufrieden iſt. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſer Kurfürſt kein gut Naturell hat, welches man auch daran ſpüret, wie er mit ſeinen Herren Brüdern umgeht. Mistrauen, Hochmuth und Kargheit machen dieſen Kurfürſten, wie er iſt."

Iſt dieſe Schilderung auch nicht das wohlerwogene Urtheil des Geſchichtsſchreibers, ſondern der Erguß einer weiblichen Feder in Folge erregender Mittheilungen,**) ſo entwirft ſie doch ein in den Grundzügen zutreffendes Bild von Georg Ludwig, und wir werden uns daher nicht wundern, daß dieſelbe Kälte und Abgeſchloßenheit, welche ſich in dem Verhältniſſe zu ſeiner Mutter und zu ſeinen Brüdern und leider noch mehr in ſeinem ehelichen Leben zeigt, ſich auch in ſeinem Verhältniſſe zu Leibniz wiederſpiegelt. Auch von Georg Ludwig wurde Leibniz keineswegs unterſchätzt. Der Kurfürſt pflegte den Polyhiſtor ſeine lebendige Encyclopädie zu nennen, und die Gaben und Kenntniſſe desſelben wußte er gebührend zu würdigen. Ja, er begriff ſehr wohl, daß die genaue Kenntnis des Staatsrechts und ſeiner Quelle, der Geſchichte, welche Leibniz beſaß, ihn für die Zwecke der Hannöverſchen Regierung unentbehrlich und unerſetzlich machte. Dennoch erlaubte es ihm ſein Naturell nicht, auf die

*) „Man kann in der Welt nicht höflicher ſein, als Onkel und Herzog Georg Wilhelm, und dadurch haben ſich die Herren bei aller Welt beliebt gemacht", ſchreibt einmal die Herzogin von Orleans.

**) „Sorgt nicht, daß ich Euch Händel machen werde. Ich werde mein Leben nicht nachſagen, was Ihr mir geſchrieben habt." Eliſabeth Charlotte in demſelben Briefe an ihre Schweſter Amelieſe.

Gedanken des großen Mannes mit jener hingebenden Anerkennung einzugehn, welche Leibniz ſtets bei den Vorgängern gefunden hatte.

Ernſt Auguſt hatte kurz vor ſeinem Ende unſern Leibniz in Anerkennung ſeiner Verdienſte um den Glanz und die Macht des Welfenhauſes zum Range eines Geheimen Juſtizrathes erhoben, dem nächſten nach dem ehemaligen Range eines Kanzlers, welchen die Deutſchen Fürſten nach dem Weſtfäliſchen Frieden allmählich eingehen ließen. Der letzte Kanzler, Namens Langerbeck, war ſchon 1669 geſtorben, und als 1704 auch der Vicekanzler Ludolf Hugo mit Tode abgieng, ließ man auch dieſe Stelle unbeſetzt. Leibniz hegte damals den ehrgeizigen Wunſch, in dieſe Würde hinaufzurücken. Allein ſo ſehr auch ſeine Bewerbungen von der Kurfürſtin Wittwe ſowohl, als auch von deren Tochter, der Königin in Preußen, begünſtigt wurden, ſo gelang es doch nicht, den Kurfürſten, der dagegen war, umzuſtimmen. Leibniz mußte ſich mit der Staffel begnügen, die er unter Ernſt Auguſt erklommen hatte.*) Seine hohe Gönnerin, die Kurfürſtin, geſtand ihm offen, daß ſie nichts vermöchte. „Wenn man Ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließe", ſchrieb ſie ihm am 3. Sept. 1704 aus Herrenhauſen, „ſo könnte man keine Perſon zu dem von Ihnen gewünſchten Amte wählen, welche mehr die Billigkeit und Gerechtigkeit für ſich hätte. Aber wie ich von weitem habe bemerken können, ſo zweifelt man, daß Ihr Fleiß ſich auf unangenehme Gegenſtände (à des choses fâcheuses) legen könnte." Dieſe Bedenken des Hofes waren ſicherlich nicht ungegründet, und Molanus hatte ohne Zweifel Recht, wenn er der Kurfürſtin ſeine Verwunderung ausſprach, „daß ein freier und zu tauſend guten Dingen nützlicher Geiſt Luſt haben könnte, ſich ſo vielen unangenehmen Geſchäften zu unterwerfen." So blieb denn Leibniz bis an ſein Ende Hannöverſcher Juſtizrath mit einer Beſoldung, welche ihn vor jeder Sorge ſchützte. Sein Gehalt war längſt auf dreizehnhundert

*) Nicht einmal der andre Wunſch wurde ihm gewährt, daß ihm die durch den Tod des Vicekanzlers erledigte Abtei von Ilefeld verliehen werden möchte. In ſeinem darauf bezüglichen Memorial hatte er als Grund ſeiner Bewerbung auch den angegeben, daß er als Abt von Ilefeld die dortige Erziehungsanſtalt empor zu bringen hoffen könnte. Auch dieſes Motiv blieb wirkungslos.

Thaler geſtiegen, außer den Remunerationen, welche er für Koſtgeld, Pferde, Kutſcher und Bediente bezog.

Uebrigens müßen wir zur Vervollſtändigung der Schilderung, welche Eliſabeth Charlotte von Leibnizens neuem Herrn entwirft, auch die guten Seiten ſeines Charakters hervorheben. Georg Ludwig war ein Fürſt von klarem Verſtande und nüchternem Urtheil. Im Lagerleben aufgewachſen, war er nicht nur ein geübter Feldherr und tapferer Soldat, ſondern auch ein willensſtarker, ausdauernder, weltkluger Mann, der unter allen Umſtänden ſein kaltes Blut behauptete, und ein einſichtiger, ſelbſtändiger Herrſcher. Es konnte ſich keiner des unbeſchränkten Vertrauens dieſes neuen Herrn rühmen, der behutſam ſeinen Anſichten Worte lieh und im Glück und Unglück denſelben Gleichmuth zeigte Da er kein Urtheil fällte, ohne zuvor den Gegenſtand mit Schärfe durchdacht zu haben, ſo traf er nie eine unbeſonnene Entſcheidung und hielt hinterher mit Zähigkeit an dem einmal ausgeſprochenen Worte feſt. „Der Kurfürſt", ſagt Leibniz, „erfüllt alle Pflichten einer ſtrengen Gerechtigkeit, aber darüber hinauszugehen fühlt er keinen Drang." Die glückliche Gabe, mit einem freundlichen Worte Herzen zu erwärmen und zu gewinnen, war ihm verſagt. Dagegen fehlte es ihm nicht an gelehrter Bildung, wie er denn noch als König von England ſeine Kenntnis des Lateiniſchen hervorſuchen mußte, um ſich mit einem des Franzöſiſchen unkundigen Miniſter zu verſtändigen. Steifen Hoffeſten war er gram, aber nicht der Arbeit, die ihn ſo wenig ermüdete, daß er alle Briefe von Wichtigkeit ſelbſt abfaßte. Sein Hauptvergnügen war die Jagd, die er wohl deswegen ſo leidenſchaftlich liebte, weil ſie dem Waffenhandwerke, das er von Jugend auf geübt hatte, nahe verwandt iſt. Gerühmt wird ſeine perſönliche Tapferkeit und ſein unerſchrockener Muth, die er auf mehr als einem Feldzuge an den Tag legte.

In ſeiner Jugend diente er in allen Kriegen des Kaiſers, zu denen ſein Vater und ſein Oheim in Celle Hülfsvölker ſchickten. Noch ein Knabe, focht er ſchon an der Conzer Brücke mit und erwarb ſich durch ſeine Unerſchrockenheit und ſeinen Edelmuth die Bewunderung nicht nur Deutſchlands, ſondern auch Frankreichs. Im Jahre 1683 finden wir den dreiund-

zwanzigjährigen Prinzen beim Entsatze von Wien, wo er sich freiwillig die gefährlichsten Stellungen aussuchte. Obwohl bald darauf von den Blattern befallen, fand er sich im Jahre 1685 schon wieder zum Feldzuge gegen die Türken in Ungarn ein. Dann focht er gegen die Franzosen am Rhein und in Flandern. Im Spanischen Erbfolgekriege stand er dem Kaiser mit dem in der ewigen Union bedungenen Hülfscorps treulich zur Seite. Im Jahre 1707 giengen der Kurfürst selbst und der Kurprinz zur Campagne an den Rhein, der Kurfürst als Commandant der Reichsarmee und der Kurprinz als freiwilliger Combattant. Georg Ludwigs Stellung zum kaiserlichen Hofe blieb immer eine befreundete, und wenn er die Waffen zum Schutze der bedrohten Reichsgrenze ergriff, so leitete ihn nicht Selbstsucht, sondern das gegebene Wort und der Ernst des Pflichtgefühls. Georg Ludwig war weder ehrgeizig, noch eroberungslustig. Zufrieden mit dem, was er besaß, legte er einen sehr geringen Werth auf die seinem Hause eröffnete Aussicht auf die Englische Thronfolge, welche viel größeren Reiz für seine Mutter hatte, als für ihn. Sein Hauptfehler war, daß er in allen Dingen der täglichen Gewohnheit eine zu große Macht über sich einräumte und den immer mächtiger werdenden Einflüßen Französischer Leichtfertigkeit und Unsittlichkeit keinen Widerstand entgegenzusetzen wußte.

Der trübste Schatten, der auf Georg Ludwigs Leben fiel, war sein eheliches Verhältnis. Schon als Kurprinz hatte er sich 1682 mit seiner Cousine, Sophie Dorothee von Celle, vermählt. Die Heirat war, wie wir schon früher gehört haben, eine rein politische und darum folgte ihr der Unsegen auf dem Fuße nach.

Es war kaum denkbar, daß es Sophie Dorothee gelingen würde, am Hofe zu Hannover sich eine Stellung zu erobern, welche die Grundlage ehelichen Glücks und häuslicher Zufriedenheit hätte werden können. Sie war lebhaft, scharfsinnig, von ungewöhnlicher Schönheit und von Jugend auf an eine Zwanglosigkeit in Wort und Sitte gewöhnt, deren nachtheilige Folgen auch eine gesunde Natur nur in den seltensten Fällen ganz überwindet. Als einziges Kind von den Eltern mit Güte überhäuft und mit Nachsicht getragen, war sie arglos im Ueberschreiten

der von der Etikette vorgeschriebenen Gesetze und gefiel sich dabei im Witzspiel über Zustände und Persönlichkeiten. Das brachte sie von vornherein in einen Gegensatz zu ihrer jetzigen Schwiegermutter, der Kurfürstin Sophie, welche mit vornehmer Würde stets auf die gemeßensten Formen hielt, und für welche die Schwägerin in Celle bis dahin ein Gegenstand der Ironie gewesen war. Sophie hatte die Gemahlin ihres Schwagers nur geduldet, weil die Verhältnisse es geboten. Aber sie hatte sich nie entschließen können, die Vergangenheit mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, und ihr Königsstolz hatte es ihr nicht erlaubt, der unebenbürtigen Schwägerin eine Gleichstelluung einzuräumen. Sie stimmte in dieser Beziehung ihrer Nichte, der Herzogin von Orleaus, vollkommen bei, welche noch im Jahre 1702 von Meudon aus an ihre Schwester schrieb: „Herzog Georg Wilhelm ist wohl der beste Herr von der Welt, ich habe ihn recht lieb; aber seine Gemahlin kann ich nicht estimiren. Es ist immer Schade, daß der Herr so gemisheiratet, und ich kann nicht leiden, daß ein solcher Herzog eine Gemahlin hat, die sich hier glücklich geschätzt und allen ihren Fleiß angewandt hätte, um einen von Monsieurs*) ersten Cammerdienern zu heiraten." Dieses geringschätzige Urtheil Elisabeth Charlottens ist characteristisch für die Stellung, welche die fürstlichen Frauen zu der bescheidenen Eleonore einnahmen, die ihnen auch als rechtmäßige Gemahlin des Herzogs nur das Französische Fräulein blieb, welches wegen der Stelluug zu ihrem Herrn einige Berücksichtigung erheischte. Auch die Kurfürstin Sophie hatte ihre Antipathie gegen Eleonore nie zu überwinden vermocht. Und jetzt stand ihr die Tochter eben dieser Eleonore als Gemahlin ihres Erbprinzen zur Seite. Zwar hatte sie selbst sich herbeigelaßen, für ihren Erstgebornen um deren Hand zu werben, weil politische Gründe es ihr räthlich erscheinen ließeu. Als aber das Band geknüpft war und der jungen Kurprinzessin Haltung und ganze Persöulichkeit der gestrengen Schwiegermutter immer weniger zusagten, wurde das Misverhältnis um so größer, als der Unterschied der Jahre jede Annäherung erschwerte. Die regierende Kurfürstiu behandelte die Erbprinzessiu mit Kälte

*) Elisabeth Charlotte meint ihren verstorbenen Gemahl, den Bruder des Königs.

und Geringschätzung, und da das Verhalten jener für den ganzen Hof die Richtschnur abgab, so fühlte Dorothee sich überall beengt und zurückgestoßen.

Und hätte die unglückliche Prinzessin wenigstens in der Liebe des Gemahls die Kälte der übrigen Umgebung vergeßen können! Aber Georg Wilhelm bildete zu Sophie Dorothee fast einen noch schärferen Gegensatz, als seine Mutter. Von Kindheit an schüchtern, befangen und zurückhaltend, war er am allerwenigsten geeignet, auf das zwanglose Leben seiner lebenslustigen Gemahlin einzugehn, und der Gegensatz zwischen dem verschloßenen, wortkargen Erbprinzen und der offnen, übersprudelnden Erbprinzessin war so groß, daß er nicht anziehend, sondern abstoßend wirkte und eine immer größere Entfremdung hervorrief. Was aber das schlimmste war: Georg Ludwig kannte keine Treue, wie Herzog Julius sie einst gegen seine Hedwig geübt, keine unentweihte Leibe, wie Herzog Georg sie seiner Eleonore erwiesen hatte. Ihn hatte nicht Neigung, sondern politische Berechnung auf der Brautfahrt nach Celle geleitet, und um so leichter erlag sein Herz den Versuchungen, welche die verführerischen Reize andrer Frauen ihm brachten. In einer Zeit, in welcher die Deutschen Fürstenhäuser sich von der Frivolität des Französischen Königshauses die Gesetze des Anstandes vorzeichnen ließen, deren Verletzung für viel unverantwortlicher galt, als die Uebertretung göttlicher Gebote, in einer so gewißenlosen und sittlich laxen Zeit war es nur zu erklärlich, daß Georg Ludwig das Gelübde vergaß, welches er einer Gemahlin geleistet hatte, die nicht das Weib seiner Wahl war.

Wäre Sophie Dorothee eine so charaktervolle Frau gewesen, wie Elisabeth Charlotte, die Herzogin von Orleans, so würden die Kränkungen des Gemahls nicht vermocht haben, sie vom Wege der Pflicht abzubringen. Sie würde nicht vergeßen haben, was sie als Erbprinzessin sich selbst und ihrer Stellung schuldig war. Sie würde, wenn sie den Zugang zu einem höhern Troste nicht kannte, Linderung ihres Kummers in der Sorge für zwei blühende Kinder gefunden haben, welche Gott ihr geschenkt hatte. Allein Sophie Dorothee war ein schwaches Weib, ohne innern Halt und ohne äußere Stütze an dem fremden Hofe, und so war es begreiflich, daß das Unrecht, welches sie zu dulden hatte,

ihr zum Fallſtrick wurde, und daß an der fremden Sünde ſich die eigne böſe Luſt entzündete.

Die beiden einzigen Menſchen, denen ſich Sophie Dorothee in ihrem Schmerze ganz hingab, waren ihr Kammerfräulein Eleonore von dem Kneſebeck, und der Freund ihrer frühſten Kindheit, Graf Philipp Chriſtoph von Königsmark. Beide ſchenkten der verlaßenen Fürſtin eine aufrichtige Theilnahme und wurden doch, ohne es zu wißen und zu wollen, die Werkzeuge zu ihrem Verderben, jene, indem ſie das Gemüth ihrer Herrin vollends gegen ihren Gemahl verbitterte, und dieſer, indem er, von der Rolle eines Beſchützers zu der eines Liebhabers übergehend, das ihm geſchenkte Vertrauen in einer Weiſe misbrauchte, welche der unglücklichen Prinzeſſin das ſchwerſte Leid, ihm ſelbſt aber den Untergang brachte. Graf Königsmark, als Page am Hofe Georg Wilhelms in Celle aufgewachſen, hatte als Cavalier im In- und Auslande manches Abenteuer beſtanden und war endlich nach einer durchſchwärmten Jugend als Oberſt in die Dienſte des erſten Kurfürſten von Hannover getreten. Als er hier nun wieder mit Sophie Dorothee zuſammentraf, die er einſt als munteres Kind am Hofe zu Celle gekannt hatte, und den Druck ihrer iſolirten Lage gewahrte, warf er ſich zu ihrem Beſchützer auf, und Sophie Dorothee ließ ſich ſeine Ritterdienſte um ſo lieber gefallen, als ſein Name mit ihren Erinnerungen an die Tage einer glücklichen Kindheit verwebt war. Bald machte die troſtbedürftige Prinzeſſin den ſtattlichen Mann zum Mitwißer ihres Kummers und geſtattete ihm eine Vertraulichkeit, deren Grenzen mit denen des Leichtſinns zuſammenliefen. Sie empfing den Grafen häufiger, als die Sitte es erlaubte, ſie gewährte ihm nicht nur bei Tage, ſondern auch zur Nachtzeit heimliche Zuſammkünfte, und wenn die Briefe, welche der Profeſſor Palmblad in Upſala im Jahre 1847 aus der dortigen Univerſitätsbibliothek als Originalbriefe der Prinzeſſin und des Grafen herausgegeben hat, echt ſind, ſo iſt die ſchwere Schuld beider ohne Zweifel.*) Aber auch im entgegen-

*) Es iſt freilich unbegreiflich, wie jene Briefe nach Upſala gekommen ſein ſollten, da alle Schriften am Tage nach der Kataſtrophe mit Beſchlag belegt wurden.

geſetzten Falle muß ſo viel eingeräumt werden, daß Sophie Dorothee, weit entfernt, den böſen Schein zu meiden, den Verdächtigungen böswilliger Zungen nur zu viel Nahrung gab. Von Spähern umgeben, wurde ſie von allen Seiten belauſcht, und geſchäftige Diener hinterbrachten das, was ſie entdeckt oder auch erfunden hatten, dem Kurprinzen, der dadurch erbittert und zu immer größerer Härte und Liebloſigkeit gegen die arme Verlaßene geſtimmt wurde.

Für Sophie Dorothee wurde dieſer Zuſtand immer unerträglicher. Sie ſann auf Flucht und vertraute ſich auch dabei ganz und gar dem unternehmenden, aber alles ſittlichen Haltes entbehrenden Grafen an. Dieſer ſoll der Prinzeſſin den Vorſchlag gemacht haben, über Hamburg nach Frankreich zu flüchten; die Prinzeſſin aber ſoll die Flucht an den nahen Hof des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig vorgezogen haben. Da ihr Gemahl, der Kurprinz, im Juni 1694 zu ſeiner Schweſter nach Berlin reiſte, ſo glaubte die Prinzeſſin während ſeiner Abweſenheit ihre Flucht um jeden Preis bewerkſtelligen zu müßen. Um die Vorbereitungen dazu zu beſprechen, ſtattete der Graf am erſten Juli abends — es war ein Sonntag — zwiſchen zehn und elf Uhr der Prinzeſſin im Schloße zu Hannover einen Beſuch ab. Da dieſer Beſuch, vielleicht auch der Zweck desſelben, dem Kurfürſten Ernſt Auguſt verrathen war, ſo wurde von ihm der Befehl ertheilt, „damit dem Ruhme des fürſtlichen Hauſes nichts vergeben würde," den Grafen Königsmark auf der Stelle zu verhaften. Als dieſer kurz vor Mitternacht die Gemächer der Kurprinzeſſin verlaßend über den Corridor ſchritt, um ſich durch eine Seitenthür zu entfernen, erwarteten ihn im Dunkeln die Häſcher. Es waren vier Trabanten, welche ſich des arglos Daherſchreitenden zu bemächtigen ſuchten. Allein der an Abenteuer gewöhnte Mann war nicht des Sinnes, ſich ſo bald gefangen zu geben. Er zog den Degen, es kam zu einem Handgemenge, in welchem der tapfere Graf ſeinen Gegnern mehre Wunden beibrachte und ſich ſo lange vertheidigte, bis ihm der Degen zerbrach. Da ſank er tödlich getroffen zuſammen, und aus der Verhaftung war eine Ermordung geworden. Die Leiche wurde heimlich beſeitigt, und niemand weiß mit Sicherheit, wo ſie hingekommen iſt. Der Hannöverſche Hof ließ ſich über die

traurige Kathastrophe zu keiner Erklärung herbei, und was aus dem Grafen geworden war, blieb ein Geheimnis. Gegen die arme, irregeführte Prinzessin aber wurde ein Ehescheidungsprocess eingeleitet, der am 28. October 1694 mit der Scheidung endigte. Sophie Dorothee blieb bei der Betheurung ihrer Unschuld, und auch gerichtlich konnte der Vorwurf der Untreue, den man ihr machte, nicht erwiesen werden. Da aber alle Versuche einer Aussöhnung, welche der Kurfürst Ernst August wünschte und hoffte, an dem festen Entschluße der Prinzessin, nicht wieder zu ihrem Gemahl zurückkehren zu wollen, scheiterten — auch die Vorstellungen des Abt Molanus blieben erfolglos — so wurde die unglückliche Ehe auf dem Grunde böswilliger Verlaßung für aufgelöst erklärt. Sophie Dorothee, damals achtundzwanzig Jahre alt, wurde nach Ahlden an der Aller gebracht, wo sie in der Nähe ihrer Eltern, und doch für immer von ihnen getrennt, noch ein volles Menschenalter, zweiunddreißig Jahre lang, von einem kleinen Hofe umgeben, in strenger, wenn auch ehrenvoller Gefangenschaft gehalten wurde. Sie starb 1726, in demselben Jahre, in welchem ihr einziger Sohn, der in kindlicher Liebe an seiner Mutter hieng und von ihrer Unschuld fest überzeugt war, als Georg II. den Thron von England bestieg.

Während dieser erschütternden Katastrophe, welche sich am Hofe Ernst Augusts zutrug, war Leibniz in Hannover gegenwärtig. Dies genügt, um eine Reihe von Fragen in uns zu erwecken, deren vollständige Beantwortung dazu dienen würde, uns nicht nur das Innerste des großen Mannes aufzuschließen, sondern zugleich über jene Katastrophe selbst ein neues Licht zu verbreiten. Bei seinem innigen und vertrauten Zusammenleben mit den Gliedern des Hofes, wie verhielt sich Leibniz bei diesen Handlungen, Leiden und Zerwürfnissen? Wie beurtheilte er die Personen und Ereignisse? Wem stand er bei und in welcher Art? Wie griff er rathend, tröstend und zurechthelfend in die unselige Verwirrung ein, welche durch Sünde und leidenschaftliche Verblendung über einen Kreis von Menschen gekommen war, dem er so nahe stand? Es ist kaum zu glauben, daß Leibniz, ohne welchen am Hofe von Hannover nichts geschah, nicht auch in dieser wichtigen Angelegenheit um seinen Rath

angegangen und in Mitwißenſchaft gezogen ſei. Gewiß lüftete ſich vor ſeinen Blicken der Schleier, der für andre jene Vorgänge bis zur Stunde geheimnißvoll bedeckt. Aber es iſt auch Selbſtverſtand, daß die Vertraulichkeit der Mittheilungen zum tiefſten Schweigen verpflichtete, und wir wißen, daß Leibniz in ſolchen Fällen verſchwiegener war, als das Grab. Er hat zu keiner Zeit und an keinem Orte ſich öffentlich über jene Erlebniſſe ausgelaßen, welche einen Mann, der ein ſo inniges Mitgefühl hatte, wie Leibniz, aufs tiefſte erſchüttern mußten. Ohne Zweifel beſitzt das königliche Archiv in Hannover die Mittel zur Aufklärung dieſer dunkeln Blätter in der Geſchichte des Hannöverſchen Hofes, und wenn einmal der ganze handſchriftliche Nachlaß von Leibniz ans Licht gezogen wird, ſo wird vielleicht dadurch der Geſchichtsſchreiber in den Stand geſetzt werden, über die unglückliche „Prinzeſſin von Ahlden," wie ſie noch im Munde des Volkes heißt, ein unparteiiſches Urtheil zu ſprechen.

Als Ernſt Auguſt bald nach jenen traurigen Ereigniſſen welche ſeinen Lebensabend verdüſterten, das Zeitliche ſegnete und der Kurprinz zur Nachfolge berufen wurde, blieb Leibniz in ſeiner bisherigen Stellung, ohne aber dem neuen Herrn näher zu treten, als er ihm vor ſeiner Thronbeſteigung geſtanden hatte. Selbſt ein Leibniz, dem doch die Freundſchaft der beiden hingeſchiedenen fürſtlichen Brüder empfehlend zur Seite ſtand, war mit aller ſeiner diplomatiſchen Geſchmeidigkeit nicht im Stande, bei ihm jenen „innern Zugang" zu gewinnen, den er bei Johann Friedrich und Ernſt Auguſt gehabt hatte. Zwar ſah der neue Kurfürſt unſern Leibniz nicht ungern in ſeiner Nähe; aber er hatte zu mancherlei an ihm auszuſetzen, als daß er ihm einen beſtimmenden Einfluß auf ſeine Entſchließungen und Handlungen hätte einräumen ſollen. Beſonders mistraute er Leibnizens Ausdauer im Arbeiten und moquirte ſich über ſeine Vielgeſchäftigkeit. Er, der mit zäher Arbeitskraft ausgerüſtete Fürſt, konnte es nicht vertragen, daß der große Philoſoph einem Fiſche glich, der in allen Gewäßern ſchwamm und über ſeinen mannigfachen Plänen und Entwürfen oft das Nächſte unterließ oder vergaß, was ſein Beruf von ihm forderte. Beſonders verdroß es Georg Ludwig, daß Leibniz mit ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten, auf deren Vollendung er ſehr begierig war,

nicht raſcher vorrückte, und ſein Mistrauen in Leibnizens Verſprechungen gieng endlich ſo weit, daß er von der Arbeit desſelben nicht anders, als von dem „unſichtbaren Buche" redete. So z. B. in einem Briefe, den er unterm 27. October 1703 von dem Jagdſchloße Linsburg aus an ſeine Mutter, die Kurfürſtin Sophie, richtete. „Herr von Leibniz," heißt es in demſelben, „nach welchem die Königin (Sophie Charlotte) ſo ſehr ſchmachtet, iſt nicht hier, obgleich ich ihm eine Wohnung habe einrichten laßen. Fragt man ihn, woher es kommt, daß man ihn nicht ſieht, ſo hat er ſtets zur Entſchuldigung, daß er an ſeinem unſichtbaren Buche arbeitet, deſſen Daſein zu beweiſen man, wie mir ſcheint, eben ſo viele Mühe haben wird, als Herr von Jaquelot ſich für das der Bücher Moſes giebt."

Dennoch war Leibniz ernſtlich bemüht, die Geſchichte des Braunſchweig-Lüneburgſchen Hauſes, deren Vollendung er als eine Ehrenſache betrachtete, zu fördern. Im Jahre 1701 widmete er ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten den ganzen Sommer und erholte ſich dann auf der Braunſchweiger Meſſe und in Berlin, was den Kurfürſten zu der ſpöttiſchen Bemerkung veranlaßte: „Monsieur Leibniz promène son bel esprit à la foire de Bronsvic." Im Mai des folgenden Jahres reiſte er nach Wien, um den Prinzen Maximilian Wilhelm zur Annahme des väterlichen Teſtaments zu bewegen, und auch auf dieſer Reiſe verlor er ſeine geſchäftliche Aufgabe nicht aus dem Auge; denn er entwarf unterwegs den Plan der Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes, welche dann ſucceſſive in den Jahren 1707, 1710 und 1711 an die Oeffentlichkeit traten. In der Zwiſchenzeit arbeitete er die Annalen des achten und neunten Jahrhunderts aus. Aber die Arbeit rückte nur langſam vorwärts, und das Gewicht derſelben laſtete um ſo ſchwerer auf Leibniz, als ſeine Neigung ihn immer aufs neue wieder zu philoſophiſchen Studien hinzog. „Sie haben Recht," ſchrieb er ſchon unterm 11. Februar 1697 dem Biſchof Thomas Burnet, „wenn Sie ſagen, daß die Arbeiten zur Befeſtigung der Wahrheit der Religion mehr werth wären, als die Geſchichte von Braunſchweig. Sehr leid thäte es mir, wenn ich ſtets mit dieſer Geſchichte beſchäftigt ſein ſollte." Er ſtellte ſich damals die Vollendung dieſes Werkes viel zu leicht und zu nahe vor;

allein je länger je mehr erkannte er, daß dasſelbe eine Rieſenarbeit war, welche alle ſeine Zeit und Kraft in Anſpruch nahm. Es war wie ein Bleigewicht, das er überall mit ſich herumtrug und das den Flug ſeines Geiſtes lähmte und niederdrückte. Und je mehr der Kurfürſt Georg Ludwig auf der Ausführung beſtand und auf Beſchleunigung drang, deſto weniger Freudigkeit hatte der von Jugend auf an freie Bewegung gewöhnte Mann zu einem Unternehmen, das ihm wie eine Zwangsarbeit erſchien. Nur den einen Nutzen hatte er von ſeiner hiſtoriſchen Arbeit, daß er ſich um ihrentwillen oft von Hannover entfernen und Reiſen machen konnte. Auch am Ende des Jahres 1708 unternahm er wieder eine Reiſe nach Sachſen und Böhmen, und zwar diesmal ohne Urlaub, um ſich einen Gehülfen für ſeine hiſtoriſchen Arbeiten zu ſuchen. Der Kurfürſt war über Leibnizens heimliche Entfernung ſehr ungehalten, und ſtand eben in Begriff, eine Belohnung in den Zeitungen für den auszubieten, welcher Leibniz wiederfinden würde,*) als die Kurfürſtin von dieſem einen Brief erhielt, worin er Ziel und Zweck ſeiner Reiſe meldete. Seine Rückkehr ſöhnte zwar den Kurfürſten wieder aus, und Leibniz führte im Jahre 1711 die Annalen bis aufs Jahr 918 herab; aber der geringe Fortſchritt des Werkes beſtärkte den Kurfürſten in ſeiner Unzufriedenheit, welche durch Leibnizens wiederholte Reiſen nach Berlin und Wien (1711 und 1712) nur geſteigert wurde. Im Sommer 1712 hatte Leibniz Erlaubnis erhalten, einer Einladung Peters des Großen nach Karlsbad zu folgen. Von Dresden aus, wohin er den Ruſſiſchen Czaren begleitete, ſollte er nach Hannover zurückkehren, wo man ſeiner wartete. Statt deſſen aber begab er ſich nach einigem Verweilen in der Sächſiſchen Hauptſtadt nach Wien, und zwar wieder, ohne vorher die Erlaubnis dazu eingeholt zu haben. Erſt von Wien aus meldete er dem Miniſter von Bernſtorff unterm 24. December 1712 ſeinen Aufenthalt und gab die Gründe an, welche ihn zu dieſer Reiſe bewogen hätten. „Ihre Excellenz," ſchrieb er, „werden von dem Herrn von Fabrice

*) Als ein Hündchen, welches verloren gegangen war, öffentlich ausgetrommelt wurde, ſagte der Kurfürſt, halb im Scherz, halb im Ernſte: „Ich muß wohl meinen Leibniz auch austrommeln laßen, um zu erfahren, wo er jetzt ſtecken mag."

(einem Hannöverſchen Kriegsrath) erfahren haben, daß der Czar mich mit beſondern Zeichen ſeiner Gnade beehrt hat. Ich habe von Sr. Majeſtät in Dresden Abſchied genommen, und mein Vorhaben war, nach Hauſe zurückzukehren, als ich ein wenig durch mein Leiden am Fuße abgehalten wurde. Unterdeſſen erhielt ich eine Nachricht, daß der Kaiſer ſelbſt geneigt wäre, die hiſtoriſchen Unterſuchungen zu begünſtigen. Ueberdies bot ſich mir eine ſchöne Gelegenheit dar, bequem und ohne Koſten nach Wien zu gehen, und zwar in Geſellſchaft eines Edelmanns, welchem es ſehr angenehm war, und auf dem Wege bin ich ganz wieder hergeſtellt worden. Gegenwärtig bezeugt mir der Herr Reichsvicekanzler viel Zuvorkommenheit, unſer Vorhaben für hiſtoriſche Unterſuchnngen zu befördern. Man wünſcht ſehr, den erſten Theil meiner Annalen gedruckt zu ſehen. Ich werde mich daher beeilen, zurückzukehren, um ſie abzuſchließen. Wenn indeſſen Se. Kurfürſtliche Hoheit oder Ihre Excellenz mir irgend Befehle geben, werde ich Sorge tragen, ſie auszuführen, und hier ſo lange warten, als nöthig ſein wird, ſie zu empfangen."

Man ſieht deutlich, daß auch hier wieder die hiſtoriſchen Unterſuchungen als Vorwand der aus dem Stegreif gemachten Reiſe dienen mußten, und daher begreift ſich das geſteigerte Mistrauen und der Unwille, der ſich in dem Kurfürſten Georg Wilhelm gegen Leibniz regte. Dieſer wiederholte die Verſicherung, er werde ſich beeilen, von Wien znrückzukommen, um den erſten Band der Annalen drucken zu laßen. Als er aber, vom Kaiſer zum Reichshofrath ernannt, noch das Jahr 1713 in Wien blieb, ließ der Kurfürſt, unzufrieden mit der wenigen Achtung, die Leibniz ihm zeige, ihn zuerſt ernſtlich an die Rückkehr mahnen und dann, als er noch immer entblieb, die Auszahlung ſeines Gehaltes einſtellen.

Es mußte erſt ein außerordentliches Ereignis eintreten, welches Leibniz anſpornte, ſeine Rückkehr nach Hannover zu beſchleunigen. Dies war die Erledigung des Engliſchen Thrones, welche dem Kurfürſten Georg Ludwig den Weg zur Königswürde bahnte.

Als Herzog Wilhelm 1705 in Celle geſtorben war, hatte ſich die von ihm und ſeinem jüngern Bruder Ernſt Auguſt ſo eifrig erſtrebte Vereinigung der beiden Fürſtenthümer Lüneburg-

Celle und Calenberg-Grubenhagen verwirklicht und das Kurfürſtenthum Hannover hatte dadurch keinen geringen Machtzuwachs erhalten. Doch ſollte das Welfenhaus ein noch höheres und glänzenderes Ziel erreichen, worauf ihm die Ausſicht bereits ſeit einem Jahrzehend eröffnet war. Die Engliſche Revolution vom Jahre 1688 hatte Jacob II., den letzten männlichen Sproßen aus dem Hauſe Stuart, geſtürzt und deſſen Schwiegerſohn Wilhelm III. von Oranien auf den Thron Englands gebracht, mit welchem die Engliſche Thronfolge in die weibliche Linie der Stuarts übergieng. Auf Wilhelm III. folgte im Jahre 1702 ſeine Schwägerin Anna, die zweite Tochter des vertriebenen Königs, nnd als dieſe 1714 kinderlos ſtarb — ſie hatte ſiebzehn Kinder vor ſich ins Grab ſiuken ſehn — wäre nach dem Throufolgegeſetze vom Jahre 1701 nächſte Erbin der Krone Englands die verwittwete Kurfürſtin Sophie von Hannover geweſen, deren Mutter Eliſabeth eine Tochter Jacobs I. von England war. Allein Sophiens Wunſch, als Königin von England begraben zu werden, ſollte ſich nicht erfüllen. Sie ſtarb einige Wochen früher, als ihre Couſine, die Königin Anna, und ſo wurde denn ihr nächſter Erbe, der Kurfürſt Georg Ludwig, als Georg I. auf den Thron Englands berufen. So hoch waren die Welfen in kurzer Zeit geſtiegen. Als Leibniz in ihre Dienſte trat, ſuchte der Ehrgeiz des Herzogs von Hannover nur in dem Geſandſchaftsrecht mit den Deutſchen Kurfürſten zu wetteifern. Zwei Jahre vor ſeinem Tode ſah Leibniz in dem Hauſe Hannover den Deutſchen Kurhut mit der Engliſchen Königskrone vereinigt.

Leibniz nahm an der Engliſchen Succeſſiou des Welfenhauſes den lebhafteſten Antheil. Von dem Augenblicke an, wo die Engliſche Geſandſchaft mit der Succeſſionsacte des Parlaments für die Kurfürſtin Sophie in Hannover angekommen war, hatte Leibnizens Feder eine ganze Reihe von größeren und kleineren Arbeiten geliefert, welche ſich auf dieſe wichtige politiſche und ſtaatsrechtliche Frage bezogen. Die Hannöverſche Bibliothek bewahrt ein dickes Faſcikel von Actenſtücken über die Engliſche Succeſſion, deren Verfaßer Leibniz iſt, und welche, wenn die von dem Archivrath Dr. Onno Klopp begonnene Herausgabe von Leibnizens Werken nicht in ſo bedauerlicher

Weiſe unterbrochen wäre, den ſechsten Band der hiſtoriſch-politiſchen und ſtaatswißenſchaftlichen Reihe gebildet haben würden. Leibniz hatte gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, um ſeiner hohen Freundin, der Kurfürſtin Sophie, die ihr in Ausſicht geſtellte Succeſſion ſichern zu helfen. Als nun der längſt erwartete Fall eintrat, als bald nach Sophiens Tode ihr Sohn, Georg Ludwig, zum Könige von England ausgerufen wurde, da hielt es Leibniz nicht länger in der Fremde aus. Auf die erſte Nachricht von dem wichtigen Ereigniſſe verließ er Wien und eilte nach Hannover zurück. Bei ſeiner Ankunft daſelbſt fand er jedoch den König Georg I. bereits nach England abgereiſt. Leibniz wäre ihm gern auf der Stelle gefolgt und hätte nichts lieber geſehen, als wenn er auch ferner an der Löſung der Fragen, welche der Hannöverſch-Engliſchen Politik geſtellt waren, einen practiſchen Antheil hätte nehmen können. Allein er mußte ſich ſelbſt ſagen, daß der neue Beherrſcher Großbritanniens jetzt um ſo weniger Zeit für ihn haben werde, als derſelbe von der Eigenwilligkeit der Wiener Reiſe wenig erbaut war.

Leibniz zeigte ſeine Rückkehr dem Könige ſchriftlich an und brachte ſeinen Glückwunſch zur Thronbeſteigung dar. Ueber das Weitere ſprach er ſich in einem Briefe an Ker von Kersland vom 8. October 1714 aus. Er geſteht zuerſt ſein Bedauern, daß das ſchlechte Wetter und ſein hohes Alter ihm nicht möglich gemacht hätten, zur rechten Zeit in Hannover einzutreffen. Dann fährt er fort: „Ich glaube, daß wenn ich die Poſt genommen hätte, ich den König noch im Haag hätte treffen können; allein ich fürchtete, daß die Menge der Beſuche und der Drang der Geſchäfte, von welchen er überſchüttet ſein wird, ihm nicht Muße gelaßen hätten, mich über eine ſo wichtige Sache, als die, um welche es ſich handelt, anzuhören. Indeſſen habe ich beſchloßen, nach London hinüber zu gehn; aber ich kann Ihnen nicht ſagen, ob es in Begleitung der Prinzeſſin oder ein andermal ſein wird.“ Dieſem Vorhaben Leibnizens ſetzte ſich indes der Miniſter von Bernſtorff vom erſten Augenblicke an entgegen, und ſo oft Leibniz auch im folgenden Jahre um die Erlaubnis dazu anhielt, wurde ſie ihm doch ſtets abgeſchlagen. Bernſtorff ſchrieb ihm unterm 1. November 1714 von London aus: „Ich habe meine Antwort auf Ihren Brief aufgeſchoben, weil man

uns gemeldet hatte, daß Sie ſich hieher nach dieſem Lande auf den Weg begeben wollten, und ſchon trafen hier ſogar Briefe für Sie ein. Sie thun wohl, mein Herr, in Hannover zu bleiben und Ihre Arbeiten wieder vorzunehmen. Sie können durch nichts Ihren Hof beßer machen oder die frühern Abweſenheiten beßer vergütigen, als weun Sie Sr. Majeſtät bei deſſen Ankunft in Hannover einen guten Theil der Arbeiten, welche Sie ſeit lange erwarten, vorlegen. Herr Eckhard hat uns verſprochen, mehrere für Ihre Abſichten dienliche Materialien vorzubereiten, und ſo hoffe ich, mein Herr, daß Sie das Werk zur Genugthuung des Herrn und zu Ihrem eignen Ruhme um ſo eher werden vollenden können." Leibniz fühlte ſich durch dieſe zurückweiſende Antwort nicht wenig gekränkt. Auch verdroß es ihn, daß ihm, ſo lange er in Wien war, ſein Gehalt und mehre gemachte Auslagen vorenthalten worden, am meiſten aber, daß der König, welcher die feſte Ueberzeugung hegte, daß er nie etwas von Leibnizens „unſichtbarem Buche" ſehen werde, ſich vor ſeinem Abgange nach England in einer Ordre an die zurückbleibenden Miniſter herabſetzend über ſeine hiſtoriſche Arbeit geäußert hatte. „Dieſe Artikel", ſchrieb Leibniz unterm 20. September an den Miniſter von Görtz, „dürften ſchlecht ſtimmen zu der Arbeit und dem Eifer ſo vieler Jahre und zu der Aufmerkſamkeit, welche ich hatte, größere Vortheile abzuweiſen, ſobald es zweifelhaft war, ob ſie ſich mit dem Dienſte eines Herrn vertrügen, deſſen Größe ſtets der Gegenſtand meines Eifers geweſen iſt." Einen ſpätern Brief an Bernſtorff, worin er ſeinen längern Aufenthalt in Wien von neuem umſtändlich entſchuldigte, ſchloß er mit folgenden Worten: „Indeſſen ſind es nicht ſowohl meine Rückſtände, welche mir am Herzen liegen, als die üble Meinung, welche Se. Majeſtät von meiner Arbeit zu haben ſcheint und welche in einem Poſtſcriptum ausgeſprochen iſt, das die zurückgelaßenen Miniſter mir gezeigt haben. Und was mich mehr, als ich zu ſagen vermag, ergriffen hat, iſt die Wahrnehmung, daß, während Europa mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, man es hier nicht thut, wo ich das meiſte Recht hätte, es zu erwarten."

Leibniz blieb nichts anders übrig, als ſich in die ihm vorgezeichneten Schranken zu fügen. In der That kehrte er in das

alte Gleis zurück und schickte sich an, die seit einigen Jahren völlig unterbrochene Ausarbeitung der Geschichte des Welfenhauses wieder aufzunehmen. Schon unterm 8. December 1714 hatte er an den Minister von Bernstorff geschrieben: „Ich beeifre mich, den ersten Band der Annalen in diesem Winter zu beendigen. Meine Arbeit wird so sein, daß wenn Gott über mich verfügen sollte, ehe ich den zweiten Theil vollenden könnte, der erste Theil ein in seiner Art abgeschloßenes Werk über unsre Alterthümer bilden und wichtige Entdeckungen für das Welfenhaus enthalten wird.“ In der That suchte Leibniz nun seine Arbeit mit erneutem Eifer weiterzuführen und fand dabei eine willkommene Hülfe. Der König hatte nämlich Leibnizens ehemaligen Secretär, Johann Georg Eckhard, welcher seit 1706 Professor der Geschichte in Helmstedt war, zu seinem Historiographen ernannt, welcher von da an, so lange Leibniz lebte, diesem bei seinen historischen Arbeiten helfend zur Seite stand. Auch in einem Briefe, den Leibniz zu Neujahr 1715 nach Wien schrieb, erklärte er, daß er Hannover nicht verlaßen werde, ehe sein Geschichtswerk bis auf Heinrichs II. Tod vollendet sei.

Im April 1715 schrieb ihm Bernstorff, der König setze noch immer das größte Mistrauen in seine Versprechungen. Erst wenn der König mit seinen eignen Augen einen Theil der Geschichte sehe, könne Leibniz alles hoffen, und alle seine Freunde würden dann beflißen sein, ihm Dienste zu leisten. Die Arbeit wurde nun eifrig weiter betrieben, und als Georg I. im Sommer 1715 nach Pyrmont kam, wurde auch Leibniz hier von ihm empfangen. Es war zum letzten Male, daß Leibniz dem König seinen Hof machte. Damals war der Streit zwischen Leibniz und Newton über die Erfindung der Priorität der Differenzialrechnung in hellen Flammen ausgebrochen, und auch in dieser Beziehung stand Leibniz gegen Newton und das wißenschaftlich gebildete England schon wegen seiner Entfernung vom Könige im entschiedenen Nachtheile. Seine Briefe an die Prinzessin von Wales, die Gräfin Kielmannsegge und andre Herrn und Damen am Englischen Hofe konnten ihn selbst nicht ersetzen. Der König ließ sich von dem gelehrten Abbé Conti den Ursprung und den Verlauf der Aufsehn machenden Streitigkeit umständlich erklären. Aber da Conti selbst sich auf Newtons Seite neigte, so mußte durch

ihn auch der König gegen Leibniz eingenommen sein. Dennoch wurde dieser in Pyrmont von dem Könige gnädig empfangen und empfieng Beweise von dessen erneuertem Wohlwollen. „Ich preise mich glücklich," hörte man den König sagen, „daß ich zwei Reiche besitze, in deren einem ich einen Leibniz, in deren andern ich einen Newton meinen Unterthan nennen kann."

Im Herbst desselben Jahrs, am 15. November 1715, schrieb Leibniz an Muratori: „Meine Geschichte schreitet stark vor." Gegen Ende des Jahres berichtete er dem Minister Bernstorff: „Ew. Excellenz können sicher sein, daß der erste Theil meiner Arbeit vollendet ist und man den Druck beginnen könnte. Indessen ist es mir lieb, vorher den zweiten Theil zu vollenden, was unfehlbar im bevorstehenden Jahre geschehen wird, wenn Gott Gesundheit läßt. Inzwischen wird es Zeit, an die Verfertigung der Kupferstiche zu denken. Es werden zwei Arten sein. Die einen erfordern Schönheit, die andern nur Genauigkeit. Die ersten müßen durch große Meister gemacht werden, und man dürfte ihnen die Entwürfe dazu nur in Umrißen zuschicken. Von der zweiten Art würden z. B. einige Karten der ehemaligen Länder, einige alte Medaillen, einige alte Schriftproben, einige alte Siegel sein, deren Stich hier unter meinen Augen gemacht werden müßte; denn man verlangt eine treue Darstellung der Gegenstände, und ich wünschte daher, daß man zu diesem Zwecke hier auf einige Zeit einen eignen Kupferstecher hielte." Gegen Muratori drückte er im folgenden Jahre 1716 die Hoffnung aus, daß er in diesem Jahre sein Werk beendigen werde. Den Sommer hindurch schritt die Arbeit nur langsam und mit Unterbrechungen vorwärts, denn von jener Zeit an, hat Leibniz nur noch einen Zeitraum von drei Jahren bearbeitet. Er sollte die Vollendung eines Werkes, das ihm die letzten dreißig Jahre lang beschäftigt hatte, nicht mehr erleben. Er wollte die Geschichte bis zum Jahre 1024 herabführen und war erst bis zum Jahre 1005 gelangt, als ihn der Tod von seiner Arbeit abrief. Unmittelbar vorher, ehe die Feder seiner Hand für immer entfiel, hatte er wie in einer Vorahnung des nahenden Todes die Worte geschrieben, welche die Schlußworte seines Geschichtswerkes bilden: „quos ex tenebris eruendos aliorum diligentiae relinquo," zu Deutsch: deren Hervorziehung aus der

Finsternis — es ist von dem Tode einiger Aebte und Bischöfe die Rede — ich dem Fleiße andrer überlaße.

Das fast vollendete Werk, an welches Leibniz seine letzte Kraft gesetzt hatte, blieb lange als Manuscript in den Schränken der hiesigen Bibliothek liegen, bis es dem Bibliothekar Pertz nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen, die andre vor ihm gemacht hatten, gelang, dasselbe der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der genannte Herausgeber fällt über diese Annales folgendes Urtheil: „Die gereifte Frucht eines langen thatenvollen Lebens, trägt diese große Arbeit den Stempel des Genius, welcher darin das Höchste leiteste, was er auf dem Felde der Geschichte vermochte. Die Sorgfalt und Ausdauer im Sammeln des weitverstreuten, unbekannten Stoffes, die Vertraulichkeit mit dem reichen Felde der historischen Literatur, die Umsicht bei der Prüfung, der richtige Blick bei der Entscheidung dunkler und zweifelhafter Fragen, die Vielseitigkeit des Geistes, welcher auf alles, was Menschen wichtig sein kann, achtete, die mannigfaltigsten Kenntnisse in seinem Werke niederlegte und in der Theologie und Philosophie ebenso lebte, als er im Staats- und Kirchenrecht, in der Mathematik, in der schönen Literatur zu Hause war — alles dieß sichert den Annaleu einen Ehrenplatz nebst den übrigen Werken ihres Verfaßers und unter den ausgezeichnetsten Büchern neuerer Geschichten, unter Baronius, Raynald und Muratori."

Wenn auch Georg, der erste König von England aus dem Welfenhause, sich zu Zeiten in dem Ruhme gefiel, neben Newton auch einen Leibniz zu seinen Unterthanen zu zählen, so ist doch nicht zu leugnen, daß dieser Fürst den treuen Diener seines Hauses nicht in gleichem Maße wie seine Vorgänger zu würdigen verstand. Georg I. sah in Leibniz nur den kenntnisreichen Gelehrten, dessen Dienste er nach Möglichkeit auszunutzen trachtete. Ganz anders seine Schwester, Sophie Charlotte, die erste Königin in Preußen, welche des großen Philosophen große Verehrerin und dankbare Schülerin war und deren Name mit dem seinigen fast noch enger verknüpft ist, als der ihrer Mutter, der ersten Kurfürstin von Hannover.

Im Jahre 1668 zu Iburg bei Osnabrück geboren, wuchs Sophie Charlotte seit ihrem zwölften Jahre, wo sie mit ihren Eltern nach Hannover übersiedelte, hier unter

Leibnizens Augen auf und entwickelte ſich geiſtig und leiblich in gleich vortheilhafter Weiſe. Schon als elfjähriges Mädchen von ihrer Mutter mit nach Frankreich genommen, zog ſie hier durch Anmuth, Schönheit und Geiſt die Blicke des Franzöſiſchen Hofes auf ſich und erndtete ſelbſt von Ludwig XIV. reiche Lobſprüche. Leibniz nennt ſie in dieſer Zeit, in welcher er ſie zuerſt kennen lernte, die „holdſeligſte Prinzeſſin", und ſagt ſpäter, ſie habe ſo vortreffliche Naturgaben beſeſſen, daß daraus nichts anders, als etwas herrliches, durch Gottes Gnade habe entſtehn können. Von ihrer Mutter zu ungefärbter Gottesfurcht, chriſtlicher Liebe, auch Sanftmuth und Demuth von Jugend auf angeleitet, habe ſie ſtets einen thätigen Glauben durch ein recht gutes Gemüth und einen chriſtlichen Wandel bewieſen, und während andre fürſtliche Kinder ſich nicht ſelten verleiten ließen, daß ſie ſich ein mehres, als andre Menſchen, zu ſein bedünkten, ſo habe Sophie Charlotte ſich ihres hohen Standes und ihrer göttlichen Gaben nicht im geringſten überhoben und ſich ſtets im Reden und andrer Bezeigung ſo freundlich erwieſen, daß man nicht anders, als von Verwundrung entzückt von ihr gegangen ſei. Jedermann zu erfreuen und glücklich zu ſehen, ſei ihres Herzens Freude geweſen, und glücklich geprieſen habe ſich jeder, der in ihrer blühenden Jugend ihr zu nahen die Gnade gehabt.

Leider ſollte dieſe blühende Jugend ſich nicht allzu lange der goldenen Freiheit erfreuen. Erſt ſechszehnjährig wurde Sophie Charlotte mit dem Kurprinzen Friedrich von Brandenburg verlobt. Er war in erſter Ehe mit Eliſabeth Henriette, Landgräfin zu Heſſen, verheiratet geweſen, und als dieſe am 16. Juni 1683 verſtorben war, richteten ſich die Blicke des Wittwers ſehr bald auf die ſchöne, jugendliche Herzogin von Hannover. Am 28. September 1684 wurde die Hochzeit zu Herrenhauſen gefeiert. Der Bräutigam war bekanntlich kein Amadis, er hatte einen Buckel, und wenn Sophie Charlotte ihn mit ihrem Vater, dem ſchönſten Manne ſeiner Zeit, oder mit ihren Brüdern, den ſtattlichen Welfenherzogen, verglich, ſo mochte dieſer Vergleich eben nicht zu Gunſten des Hohenzollern ausfallen. Je unanſehnlicher aber der Bräutigam war, deſto mehr ſtrahlte die Braut in jugendlicher Anmut und Schönheit. Ein Zeitgenoße beſchreibt ſie folgendermaßen: „Die Prinzeſſin von

Hannover iſt eine ſehr liebenswürdige Perſon. Ihre Taille iſt mittelmäßig. Sie hat den ſchönſten Hals und Buſen, den man ſehn kann, große und ſanfte blaue Augen, eine wunderbare Fülle ſchwarzen Haars, Augenbraunen wie abgezirkelt, eine wohlproportionirte Naſe, einen Mund von Incarnat, ſehr ſchöne Zähne und einen ſehr lebhaften Teint. Die Bildung ihres Geſichts iſt weder länglich, noch rund, ſondern beides zugleich. Sie hat viel Geiſt und eine herzgewinnende Freundlichkeit. Sie ſingt ſchön, ſpielt Clavier, tanzt mit Anmut und hat ein ſolches Wißen, wie es in einem ſo geringen Alter wenige Perſonen haben." Als ſie an der Hochzeitstafel ſaß, vermehrten die Sittſamkeit und Verlegenheit, welche in ihren Augen zu leſen waren, ſo ſehr den Glanz ihrer natürlichen Schönheit, daß ſie alle bezauberte, die ſie ſahen. Da die Schwere ihrer Kleider und einer Krone von Perlen und Diamanten die Urſache waren, daß ſie einen Augenblick die Farbe wechſelte, ſo war der Prinz ganz beunruhigt. Man mußte ſie umkleiden, und nun erſchien ſie im einfachen Oberkleide ſchöner, als man ſie je geſehn hatte. Am Tage nach der Hochzeit wurde ſie ſechszehn Jahr alt. Drei Wochen ſpäter folgte ſie ihrem Gatten nach Berlin. Hier fand ſie alles anders, als ſie es am Hofe zu Hannover gewohnt war. Charlotteus Bildung und Lebensgewohnheit waren gar ſehr von denen ihres Gemahls verſchieden. Während dieſer nach alter militäriſcher Sitte ſchon früh um vier Uhr aufſtand, liebte ſie es, ſpäte Abendgeſellſchaften zu geben mit froher, ungezwungener Unterhaltung, ſo daß es ſich wohl traf, daß man von einem Souper bei ihr zu einem Lever bei ihm gehn konnte. Anfangs fügte ſich Sophie Charlotte in die Gewohnheiten ihres Gemahls und in ſeine Vorliebe für die ſteifen Ceremonien und den läſtigen Hofprunk. Nach und nach wurde aber das Verhältnis ein förmliches und kaltes, und zuletzt ſchlug Sophie Charlotte ihre beſondere Hofhaltung in Lützelburg bei Berlin auf, deſſen Lage ihr beſonders zuſagte. Am 11. Juli 1699 fand die feierliche Einweihung des neuen Schloßes ſtatt, das nach ihrem Tode, wie die ihr zu Ehren gegründete Stadt, den Namen Charlottenburg erhielt. Von nun an hielt Charlotte hier ihren heitern Hof und gab Bälle, Maskeraden, Concerte, Schauſpiele, Opern, Ballette und andre Feſtlichkeiten, deren eine

Leibniz in einem Briefe an Charlottens Mutter ausführlich beschrieben hat.

Sophie Charlotte sprach von ihrer Kindheit her Italienisch, Französisch und Englisch so gut, als ihre Muttersprache. Auch im Lateinischen hatte sie guten Unterricht erhalten. Sie war von Jugend auf sehr wißbegierig und beschäftigte sich gern mit ernsteren Dingen. Hätte sie nicht die eigne Neigung der kindlichen Liebe zum Opfer gebracht, so würde sie vielleicht das Beispiel ihrer berühmten Tante nachgeahmt und die wißenschaftliche Muße der höchsten irdischen Größe vorgezogen haben.*) Ihr Wißen war ein sehr umfaßendes und erregte die Bewunderung der Gelehrten. Als sie im Jahre 1687 nach Leipzig kam, setzte sie den berühmten Polyhistor Carpzow durch Angabe des Titels und Inhalts von Büchern, deren er sich selbst nicht entsinnen konnte, in Erstaunen. Ihr Wißensdurst war unersättlich und sie beruhigte sich nie bei bloßen Entscheidungen durch die Autorität des Namens, sondern sie forschte unabläßig nach den Gründen der Dinge, und die Antworten der Philosophen ließen oft ihren rastlos vordringenden Geist unbefriedigt. Auch ein Leibniz that ihr nicht immer genug. Sie beschwerte sich einst in einem Briefe an das Fräulein von Pöllnitz über den großen Philosophen in folgender Weise: „Hier ist ein Brief von Leibniz, welchen ich Ihnen schicke. Ich liebe diesen Mann. Aber ich habe Lust, mich darüber zu ärgern, daß er alles so oberflächlich mit mir treibt. Er setzt Mistrauen in mein Genie; denn es geschieht selten, daß er mir mit Präcision auf die Materien antwortet, welche ich in Anregung bringe.“ Indes mochte der Grund ihrer Unzufriedenheit mehr in ihrer Neugier, als in Leibnizens Oberflächlichkeit liegen. Dieser gab ihr einst, als sie ihm ähnliche Vorwürfe machte, die bezeichnende Autwort: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen, denn Sie wollen das Warum des Warum wißen.“ Vor allem liebte sie die Musik. Kein Tag vergieng, ohne daß sie am Klavier geseßen oder musikalische Aufführungen angehört hätte. Sie spielte und sang mit Fertigkeit und Anmut die Werke der verschiedensten Meister, welche ihre musikalische Bibliothek enthielt, die eine Tonne Goldes

*) Vergleiche Seite 338.

werthgeſchätzt wurde. Auch componirte ſie ſelbſt und zwar ausgezeichnet. Ihr Eifer für Muſik theilte ſich ihrem Gemahl, dem ganzen Hofe und der Stadt Berlin mit. Beim Volke war ſie ungemein beliebt, denn ſie zeigte ſich ſehr leutſelig und theilnehmend gegen die geringſten Leute, hörte ihre Bitten und half, wenn ſie konnte. In ihrer nächſten Umgebung hatte ſie mehre hervorragende Perſonen, mit denen ſie in herzlicher Vertraulichkeit lebte. Unter ihren Kammerfräulein zeichnete ſich Fräulein von Pöllnitz aus, welche der Königin an Geiſt und Schönheit faſt ebenbürtig war und mit derſelben in jugendlichem Sinn und munterer Neigung wetteiferte. Unter der Männerwelt verehrte die erſte Königin in Preußen keinen mehr, als unſern Leibniz.

Schon im Jahre 1688 nach dem Tode Friedrich Wilhelms war Sophie Charlotte regierende Kurfürſtin geworden, und am 18. Januar 1701 wurde ihr in Königsberg die Königskrone mit einer Pracht und Feierlichkeit aufgeſetzt, wie ſie nur von einem ſo prunkſüchtigen Manne, wie Friedrich I. es war, erſonnen werden konnte. Da durfte auch Leibniz, der große Philoſoph, nicht fehlen, um zur Verherrlichung der „philoſophiſchen Königin" das Seine beizutragen. Schon einige Zeit vorher hatte ſich Leibniz nicht abgeneigt gezeigt, ſeine Stellung am Hannöverſchen Hofe mit der eines Hiſtoriographen von Brandenburg zu vertauſchen. Doch fand der Vorſchlag um ſo weniger Berückſichtigung, als Leibniz die Bedingung ſtellte, daß ihm in Berlin erlaubt werde, ſeine Geſchichte des Braunſchweig-Lüneburgſchen Landes, die er als Ehrenſache betrachtete, zu vollenden. Die Krönung in Königsberg verſchaffte ihm nun aber doch Gelegenheit, der neuen Krone, in derem Glanze ſeine jugendliche Freundin ſtrahlte, ſeine Dienſte zu leiſten. Die Errichtung des neuen Königsthums fand Widerſpruch, beſonders der Papſt proteſtirte in den heftigſten Ausdrücken, und Friedrich I. hatte den Beiſtand gewandter Federn nöthig. Leibniz trat nun zwar für den König in Preußen nicht in einer eigenen Streitſchrift auf; doch gab er, wenn auch nicht unter ſeinem Namen, eine ganze Reihe von Schriftſtücken heraus, welche die Verherrlichung und Vertheidigung des Preußiſchen Königthums bezweckten. In Hannover erſchien nämlich von 1700 bis 1702 ein monatlicher Auszug

neuer Bücher, welcher ſcheinbar die Arbeit Eckhards war, in Wirklichkeit aber, wenigſtens zum größten Theil, aus Leibnizens Feder floß. Die drei Monate nun, welche das dritte Quartal des Jahres 1701 umfaßen, wurden als eine beſondere Schrift und in vergrößertem Format unter dem Titel: „Auszug aus verſchiedenen die neue Preußiſche Krone angehenden Schriften" herausgegeben. Alle aus der Feder von Staatsmännern, Theologen und Dichtern in verſchiedenen Sprachen über die Preußiſche Krone herausgekommenen Schriften ſind hier auszugsweiſe wie zu einer eignen Bibliothek vereinigt und durch ein glückwünſchendes Vorwort Leibnizens eingeführt. Hinter all jenen Auszügen findet ſich eine Originalabhandlung Leibnizens in Deutſcher Sprache, unter dem beſcheidenen Titel eines „Anhangs", betreffend dasjenige, was nach heutigem Völkerrechte zu einem König erfordert wird. Es iſt ein Seitenſtück zu der Schrift de jure suprematus ac legationis, welche Leibniz einſt im Intereſſe des Welfenhauſes abgefaßt hatte.

Die Königin Sophie Charlotte, ermüdet durch die prunkvolle Feier, deren Gegenſtand ſie ſelbſt ſein mußte, hatte ſich nach der Rückkehr von Königsberg auf ihr Schloß Lützenburg in die Einſamkeit zurückgezogen. Von hier aus ſchrieb ſie an Leibniz die unvergleichlichen Worte: „Glauben Sie nicht, daß ich dieſe Größe und dieſe Kronen, von denen man hier ſo viel Aufhebens macht, den philoſophiſchen Unterhaltungen vorziehe, welche wir in Lützenburg gehabt haben." Sie ließ Leibniz wiederholt zu neuen Genüßen einladen. Er antwortete unterm 23. September 1701: „Ich habe Ihrer Majeſtät meinen Hof noch nicht machen können, wie ich mit Leidenſchaft wünſche, weil man außerordentlich in mich gedrungen iſt, meine Arbeit, womit man mich beauftragt hat, fertig zu machen.*) Indeſſen hoffe ich, daß es mir vergönnt ſein wird, ein wenig auszuruhen und dieſen Sommer nicht vorübergehn zu laßen, ohne eine Pflicht zu erfüllen, welche einen großen Theil meiner Glückſeligkeit ausmacht. Die gnädige Güte Ihrer Majeſtät und dieſes Glück, daß ich in der Nähe ſehen kann, was die Bewunderung der Erde iſt, läßt mich alles das vergeßen, was mich anderswo zu

*) Sie bezog ſich auf die Engliſche Succeſſion.

betrüben vermag. Und dazu wird auch die Freude beitragen, welche mir die Wahrnehmung verurſacht, daß die Welt Ihrer Majeſtät und der Frau Kurfürſtin Gerechtigkeit widerfahren läßt. Dieſe war ungeduldig, Sie als Königin zu ſehen. Und kaum ſind ſie es geworden, Madame, ſo freut es ſie, daß ſie ſich auf dem Wege befindet, Ihnen zu folgen. Denn da ſie Ihnen in ſo viel andern Dingen, welche Sie ſo groß und anbetungswürdig machen, das Beiſpiel gegeben hat, ſo freut ſie ſich ihrerſeits, von Ihrer Majeſtät ein Beiſpiel in demjenigen zu empfangen, was die Welt ſich als das größte vorſtellt. Es iſt wahr, weder Ihre Majeſtät noch die Kurfürſtin, Sie haben beide der Kronen und Diamanten nicht nöthig, um zu glänzen." Solche Huldigungen eines ſo großen Mannes wären wohl im Stande geweſen, die Eitelkeit ſelbſt der größten Frau und Königin rege zu machen. Aber Sophie Charlotte hatte zu große Menſchenkenntniſſe, um nicht zu wißen, was von den Schmeicheleien, welche am Throne der Macht und Schönheit niedergelegt werden, zu halten iſt. Selbſt wenn Leibniz ſich mit ihr über die ernſteſten Fragen unterhielt, kannte ſie ſeine Schranke und durchſchaute ſeine ſchwachen Seiten. „Wie ſchätzenswerth iſt das Mistrauen in das, was wir können!" ſchrieb ſie einmal. „Aber dieſe Tugend iſt ſelten. Glauben wir nicht immer, einige Carate mehr zu gelten, als andere? Was für eine garſtige Sache iſt doch der Hochmuth! Und doch iſt dies Gefühl unſer treuſter Begleiter. Großer Leibniz, was für ſchöne Sachen ſagſt du über dieſen Gegenſtand! Du gefällſt, du überredeſt, aber du beßerſt nicht."

Leibnizens Wunſch, daß es ihm vergönnt ſein möchte, in der Nähe ſeiner königlichen Freundin etwas auszuruhen, ſollte in Erfüllung gehn. Er brachte den Herbſt und Winter 1701 bei der Königin in Berlin und Lützenburg zu und kehrte dann in Geſellſchaft derſelben und eines Theils ihres Hofſtaates, worunter ſich Fräulein von Pöllnitz befand, zum Carneval nach Hannover zurück. Hier beſchrieb er auf den Wunſch der lebensluſtigen Königin die Carnevalsluſtbarkeiten in einem Briefe vom 25. Februar 1702 an die Fürſtin von Hohenzollern-Hechingen. Es war beſonders ein claſſiſches Maskenſpiel, das die claſſiſche Feder des großen Philoſophen zu verewigen hatte, ein Römiſches

Zechgelage, das nach der Schilderung des Patronius eingerichtet war, und in welchem der Raugraf Karl Moritz, der Halbbruder der Herzogin von Orleans, der als moderner Trimalcion figurirte, und Fräulein von Pöllnitz, die als sein Weib Fortunata excellirte, die Hauptrollen spielten. Aber auch die Königin Sophie Charlotte, der Kurfürst Georg Ludwig, sein jüngerer Bruder, der Herzog Ernst August, und Leibniz selbst, der Festbeschreiber, nahmen an dem Spiele Theil.*) Die Verse, die man zu Ehren des großen Trimalcion sang und von denen einige der excessivsten von Leibniz gedichtet sein sollen, waren allerdings von unverhüllter Lascivität. In dem Testamente des Trimalcion ordnet dieser unter andern an: „Ich setze eine Rente aus für einen Büttel (poussecul), welcher die Hunde von meinem Grabe jagen soll, damit sich nicht das Deutsche Sprichwort an mir erfülle: „Wenn man todt ist, hofiret einem der Hund aufs Grab.“ Ferner verfügt er, daß man einen Weinberg um sein Grab pflanze, um seine Manen zu ergötzen. Endlich wünscht er, daß alle seine Freunde sich an seinem Grabe lustig machen, lachend, singend, tanzend, eßend, trinkend, besonders Ungarwein. Merkwürdig ist, daß der Held des Tages, der Raugraf Karl Moritz, ein Löwe der damaligen Zeit, von dem seine Schwester, die Herzogin von Orleans, sagt, daß er alle Tage zu Berlin blindvoll besoffen sei und dann einen Haufen toll Zeug bei Ihrer Liebden, der Kurfürstin (nachmaligen Königin), vorbringe, noch in demselben Jahre starb, in welchem er jenes Testament gemacht, und zwar erst zweiunddreißzgjährig, in Folge des starken Trinkens. Ich führe diese Sachen an, weil sie uns zeigen, wie in jener Zeit tiefster Sittenverderbnis welche von dem Hofe Ludwigs XIV. auf die Deutschen Höfe mit ihren entsetzlichen Wirkungen übergieng, selbst die Beßern mit fortgerißen wurden, die vielleicht schon, um nicht für affectirt zu gelten, dem Zeitgeiste ihre Huldigungen darbrachten. Schwer muß es gewesen sein, mitten in einer Welt voll Zügellosigkeit und losgelaßener Leidenschaft ganz unberührt und rein stehen zu bleiben. Führt doch selbst die Prinzessin von Orleans, deren Tugend und innerer Werth über jeder Verdächtigung erhaben ist,

*) Die Kurfürstin Sophie, der Herzog Georg Wilhelm von Celle und die Herzogin von Kurland befanden sich unter den Zuschauern.

in ihren Briefen nicht selten eine Sprache, deren unverhüllte Nacktheit an Cynismus grenzt. Allein von dem alternden Philosophen hätte man mit Recht erwarten dürfen, daß er sich nicht dazu hergegeben hätte, der überschäumenden Jugend eines Karl Moritz Vorschub zu leisten. Das neuclassische Zechgelage des modernen Trimalcion machte denn auch kein geringes Aufsehn und wurde weit und breit besprochen. Die schlimmen Gerüchte kamen auch dem König Friedrich I. zu Ohren und zogen seiner Gemahlin einen Groll zu, der fast ein ganzes Jahr dauerte.

Als Leibniz im Herbste des Jahres 1701 nach Berlin kam, brachte er den Englischen Deisten Toland mit, welchen Sophie Charlotte mit Sehnsucht erwartete, um mit ihm über seine Ansichten vom Christenthume sich zu unterhalten. Sie, die philosophische Königin, welche ein Jahr vorher auf einer Reise nach Holland mit niemand lieber verkehrt hatte, als mit Bayle und Basnage, und des ersteren Schriften mit Vorliebe studirte, wünschte auch den gleichgesinnten Englischen Gelehrten persönlich kennen zu lernen.

Toland war das Haupt der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts emporgekommenen Englischen Freidenker, der Vorgänger der Tindal und Collins, deren Einfluß auf die Theologie in der Folge auch in Deutschland so verderblich wirkte. Sein Hauptwerk, das nicht lange vorher (1696) herausgekommen, aber auch sogleich von der Grand-Jury von Midlesex für ein öffentliches Aergernis erklärt war, führt den Titel „Christianity not mysterious“ und sollte den Beweis liefern, daß das Evangelium nichts über die Vernunft hinausgehendes enthalte und daß also die christliche Religion aller Mysterien bar und ledig sei. Da der Haß, welchen der Verfaßer gegen die Katholiken und daher auch gegen die Stuarts nährte, ihn zu einem erklärten Anhänger des Hauses Hannover machte, so hatte er sich im Jahre 1701 freiwillig der Gesandtschaft angeschloßen, welche die Englische Successionsacte nach Hannover brachte. Zugleich hatte ihn der Ruf der Kurfürstin Sophie und ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte, herbeigezogen, welche, da sie für Damen von hellen Einsichten und glänzendem Geiste galten, es sich gefallen laßen mußten, daß jene Freidenker mit einer gewißen Zuversicht sich an sie herandrängten. Anfangs mit

Zuvorkommenheit aufgenommen, wurden ſie jedoch mit der Zeit immer läſtiger, je mehr ſie ihre wahre Natur enthüllten. Denn beide Fürſtinnen, die Mutter wie die Tochter, neigten in allen Grundfragen der Religion mehr zu dem chriſtlichen Theismus hin, den der Deutſche Philoſoph Leibniz vertrat, als zu dem Deismus jener Engliſchen Freidenker, welche mit fanatiſchem Eifer alles verfolgten, was über ihre nüchterne Vernunft hinausgieng. Toland war unter den eifrigen einer der eifrigſten; denn er begnügte ſich nicht, ſeine Anſichten durch ſeine Schriften zu verbreiten, welche er freigebig vertheilte, ſondern er führte auch gern Unterredungen herbei, in welchen er das Anſehn der Schrift und der Kirche angriff. Auch in Berlin verſuchte er ſein Glück bei der Königin Sophie Charlotte. In ihrer Gegenwart disputirte er mit den dortigen Theologen über die h. Schrift, wobei auch Leibniz zugegen war. Doch gelang es ihm eben ſo wenig, als ſpäter ſeinem Geſinnungsgenoßen Tindal, die philoſophiſche Königin auf ſeine Seite zu bringen, wennſchon dieſelbe durch ihre Abneigung vor allem „äußerlichen Weſen in der Religion" ſich unabſichtlich verleiten ließ, der negativen Richtung der Zeit großen Vorſchub zu leiſten. Toland hat ſpäter über ſeinen Aufenthalt am Preußiſchen Hofe einen Bericht drucken laßen, worin er ſagt: „Sophie Charlotte iſt die ſchönſte Prinzeſſin ihrer Zeit und ſie ſteht keinem Menſchen nach an richtigem Verſtand, zierlichen und wohlgeſetzten Worten und an Annehmlichkeit in der Unterhaltung und im Umgange. Sie hat überaus viel geleſen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Gegenſtänden reden. Man bewundert eben ſowohl ihren ſcharfen und gewandten Geiſt, als ihre gründliche Wißenſchaft, die ſie in den ſchwerſten Stücken der Philoſophie erlangt hat. Ja, ich muß frei und ohne die geringſte Schmeichelei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben niemand gehört habe, der geſchicktere Einwürfe hätte machen können oder die Unzulänglichkeit und Sophiſterei vorgebrachter Argumente und Schlüße ſchneller entdecken, die Schwäche oder Stärke einer Meinung leichter durchdringen, als ſie. Alles, was lebbaft und gebildet iſt, kommt an ihren Hof, und ſieht man da zwei Dinge, die die Welt ſonſt für einander ganz zuwider hält, in vollkommener Einigkeit beiſammen: die Studien und die Luſtbarkeiten."

Was Leibniz anbetrifft, so war er der innigste Freund und Vertraute der schönen, geistreichen Königin. Sophie Charlotte liebte über alles den Umgang mit gelehrten Männern; aber keiner war ihr lieber, als Leibniz, der Freund ihrer Jugend. Er nannte sie eine der vollendetsten Fürstinnen der Erde, und sie ihn „den großen Leibniz." Friedrich II., der Enkel der ersten Königin in Preußen, schrieb von ihrem Verhältnisse zu Leibniz: „Diese Fürstin hatte das Genie des großen Mannes und die Kenntnisse eines Gelehrten. Sie glaubte, daß es einer Königin nicht unwürdig wäre, einen Philosophen zu schätzen. Man merkt schon, daß der Philosoph, von welchem wir sprechen, Leibniz war, und da diejenigen, welche vom Himmel privelegirte Seelen haben, sich zu der Höhe der Souveraine erheben, so schenkte die Königin dem großen Leibniz ihre Freundschaft." Das Wichtigste, was als bleibender Gewinn aus diesem Verhältnisse der Königin zu Leibniz hervorgieng, war die berühmte Theodicee, zu deren Abfaßung der persönliche Verkehr des Philosophen mit der Königin den ersten Anstoß gab. Leibniz selbst spricht sich darüber in einem Briefe an Thomas Burnet folgendermaßen aus: „Der größte Theil dieses Werkes ward stückweis verfaßt, als ich mich bei der seligen Königin von Preußen befand, wo man diese Materien bei Gelegenheit von Bayle's Wörterbuch nnd seinen übrigen Werken, welche dort viel gelesen wurden, verhandelte. In unsern Unterredungen pflegte ich auf die von Bayle erhobenen Einwürfen zu antworten und zu zeigen, daß sie nicht so stark seien, als manche der Religion wenig günstige Leute glauben machen möchten. Ihre Majestät befahl mir ziemlich oft, meine Antworten schriftlich aufzusetzen, um sie mit mehr Aufmerksamkeit in Betracht ziehen zu können; und zwar in Französischer Sprache, damit sie von ihr und im Auslande von denjenigen, welche des Lateins unkundig wären, gelesen werden könnten. Nach dem Tode dieser großen Fürstin habe ich, auf die Erinnerung meiner Freunde am Berliner Hofe, dem Befehle der Königin völlig Genüge zu leisten, diese Stücke gesammelt, vermehrt und daraus dies Werk gebildet." Wie aus dem Gesagten hervorgeht, erlebte die Königin selbst die Vollendung dieses Werkes nicht, zu welchem ihre Wißbegierde

den Anstoß gab. Es wurde von Leibniz erst gegen Ende seines Lebens, im Jahre 1710, herausgegeben, und deshalb werden wir darauf in der Vorlesung zurückkommen, welche seinen Lebensabend besprechen wird.

Wichtiger noch, als die Abfaßung der Theodicee, war die Gründung der Societät der Wißenschaften in Berlin, welche ebenfalls mit Leibnizens Besuchen am Berliner Hofe aufs engste zusammenhieng. Merkwürdigerweise sollte diese nicht nur wißenschaftlichen, sondern zugleich politischen Zwecken dienen, und zum Verständnisse der Geschichte ihrer Entstehung ist es nöthig, daß wir die Stellung der beiden verwandten Höfe zu einander ins Auge faßen.

Die Heirat zwischen Friedrich I. und Sophie Charlotte trug vorzugsweise einen politischen Charakter. Es sollten die Interessen der beiden sich vielfach widerstrebenden Dynastien dadurch ausgeglichen und eine Politik befördert werden, welche an die Stelle der Rivalität die Gemeinsamkeit der Interessen setzte. Dies gelang aber nur für kurze Zeit. Selbst als Friedrich am Vorabend des Reichskrieges von 1688 seinem Vater in der Regierung folgte, war die Verwandtschaft mit dem Hause Hannover nicht im Stande, der Spannung und Eifersucht, womit Kurbrandenburg lange schon dem Streben Hannovers nach einer höhern Stufe der Macht zugesehn hatte, ein Ende zu machen. Sie gewann vielmehr neue Nahrung, als es Hannover endlich trotz aller Hindernisse gelungen war, sich zur Kurwürde und zu gleichem Range, wie der östliche Nachbar, hindurchzuarbeiten. Obschon dies Ziel nicht ohne die Einwilligung des Brandenburgers erreicht war, so machte dieser doch hinterher zu dem gelungenen Werke sehr böse Miene, und die Kurfürstin Sophie Charlotte war nicht immer im Stande, das gute Einverständnis zwischen den beiden Höfen aufrecht zu erhalten. Wenn dennoch ein Bruch, der manchmal drohte, abgewendet wurde, so war dies vorzugsweise den Bemühungen und dem Ansehn der Kurfürstin Sophie zuzuschreiben. Wer sie in dieser irenischen Wirksamkeit am meisten unterstützte, war unser Leibniz. Er war der vertraute Freund beider Kurfürstinnen und bemühte sich Jahre lang, in ihrem Sinne und Dienste einer friedlichen Politik das Wort zu reden. Zu Zeiten erntete er auch von diesen seinen politischen Unionsbestrebungen

beſondern Erfolg. So z. B. ſchrieb er unterm 19. Nov. 1703 von Berlin aus an die Kurfürſtin Sophie: „Ich hoffe, daß unſer Hof Urſache haben wird, mit dem hieſigen zufrieden zu ſein. Es iſt gerade die Zeit, in vielen Dingen Nutzen zu ziehen. Das Miniſterium ſucht der Königin zu gefallen und hat Recht, und die Königin ihrerſeits zeigt ſich gegen dasſelbe auf das beſte. Und da man weiß, daß nichts der Königin mehr Vergnügen machen kann, als das gute Einverſtändnis beider Höfe, ſo iſt man ſehr geneigt, es zu pflegen. Zu geſchweigen, daß es das große und wahre Intereſſe des einen und des andern iſt, und man es als das einzige Mittel erkennt, uns alle und die allgemeine Freiheit zu retten, was auch der gewöhnliche Text meiner Predigten iſt.“ Indes auch bei dieſen politiſchen Predigten Leibnizens gieng es nicht ſelten nach den Worten ſeiner königlichen Freundin: „Er gefällt, er überredet, aber er beßert nicht.“ Die tiefgewurzelte Eiferſucht des Berliner Hofes, der man eine Sophie Charlotte zum Opfer gebracht hatte, brach bei jeder Gelegenheit wieder hervor, und die Wirkung der Leibniziſchen Predigten war von keiner langen Dauer. Zwei Jahre ſpäter, am 3. December 1705, ſchrieb Leibniz an den Holländiſchen Geſandten von Obdam: „Ich habe es hinlänglich geprediget; sed non omnes capiunt hoc verbum (aber nicht alle faßen dies Wort). Der Berliner Hof faßt bei der geringſten Sache Feuer, welche kaum verdiente, daß man Kenntnis davon nähme.“

Bei dieſer Lage der Dinge mußte es den beiden zunächſt betheiligten Kurfürſtinnen erwünſcht ſein, wenn Leibniz, der gewandte Staatsmann, ſich möglichſt oft in Berlin aufhielt, die dortige Stimmung beobachtete und auf Befeſtigung der Freundſchaft und Einigkeit beider Häuſer hinzuwirken ſuchte. Um nun für dieſe ſeine politiſche Aufgabe am Berliner Hofe eine feſte Poſition zu gewinnen, machte er ſelbſt den beiden Kurfürſtinnen den Vorſchlag, eine wißenſchaftliche Miſſion für ihn zuwegezubringen, bei welcher er indirect den Intereſſen der beiden hohen Frauen dienen könnte. Leibniz entwickelte dieſen Vorſchlag in einer geheimen, erſt aus ſeinem Nachlaße bekannt gewordenen Denkſchrift, welche geeignet iſt, die politiſche Seite ſeiner nicht lange darauf beginnenden Reiſen nach Berlin wie

ſeines Briefwechſels dorthin zu beleuchten. Als Zweck ſtellt Leibniz in dieſer Denkſchrift hin, zum Wohle der beiden verwandten Häuſer eine vollkommne Einigkeit derſelben anzubahnen und zu befeſtigen. Doch iſt es ihm keineswegs blos um das Intereſſe der beiden Dynaſtien oder gar der beiden Fürſtinnen zu thun, ſondern er hat das Wohl Deutſchlands und des Proteſtantismus im Auge, welcher durch die Kurfürſten von Brandenburg und Hannover vertreten wird. Eben weil dieſes Wohl vorzugsweiſe auf der ungeſtörten Eintracht der beiden verwandten Kurhäuſer beruht, kommt nach Leibnizens Anſicht alles darauf an, daß dieſe befeſtigt werde, und da die ſchriftlichen Mittheilungen Zufällen ausgeſetzt ſind, hält er es für gerathen, daß eine ins Vertrauen gezogene Perſon Anlaß hätte, von Zeit zu Zeit von dem einen Hofe zum andern zu gehen, um gegenſeitig angemeßene Informationen zu geben, damit alles mit Uebereinſtimmung und Umſicht geſchehe auf eine Art, welche keinem Verdacht noch Mistrauen ausgeſetzt ſei. „Für dieſen Zweck", ſagt Leibniz, „kann ich keinen andern nennen, als mich. Gerade wie die Aufſicht über die berühmte Bibliothek von Wolfenbüttel mir Anlaß giebt, von Zeit zu Zeit dorthin zu gehen, ſo würde ebenſo irgend eine Aufſicht über die Wißenſchaften und Künſte, welche man in Berlin auf eine dem Kurfürſten ſo rühmliche Weiſe zur Blüthe bringen will, einen noch plauſiblern Grund für mich bilden, um von Zeit zu Zeit auf eine nicht unnütze Art nach Berlin zu gehen. In dieſer Abſicht wäre es vielleicht angemeßen, daß die Frau Kurfürſtin von Brandenburg durch ein Wort an ihre Frau Mutter den Wunſch ausdrückte, daß ich eine Reiſe nach Berlin machte, und dann nach meiner Ankunft bei dem Herrn Kurfürſten von Brandenburg auswirkte, daß man mich mit der Aufſicht, von welcher ich eben ſprach, beauftragte, was ſehr zu der Zufriedenheit des Hofes von Hannover und auf eine Art, daß man dort Grund hätte, es gern zu ſehen, geſchehen kann. Durch dieſes Mittel nun würde ich eine ſehr ſchöne Gelegenheit haben, bei den Frau Kurfürſtinnen und durch ihre Vermittlung bei dem Kurfürſten und dem Kurprinzen die Dinge an die Hand zu geben, welche zu ihrem Ruhme und zum allgemeinen Wohl dienen und den Abſichten und Intereſſen aller dieſer erlauchten und hohen Per-

ſonen und vor allen der Frau Kurfürſtin von Hannover, deren großſinnige und ſchöne Anſichten mir bekannt ſind, angemeßen ſein werden. Ich werde ein andermal von dem Plane ſprechen, ſo viel als möglich zum Wohle und zum Ruhme der beiden Häuſer beizutragen, heute, bei Conjuncturen, wo die Macht Frankreichs und der Erfolg und die Animoſität der Papiſten uns mit einer böſen Revolution drohen, wenn man ſich nicht mit vieler Geſchicklichkeit und Energie entgegenſetzt."

Wir erkennen leicht, daß Leibniz bei dem Geſagten einerſeits die Gründung einer Societät der Wißenſchaften und andrerſeits die Schließung einer Union zwiſchen Lutheranern und Reformirten im Auge hatte. Beides war längſt zur Sprache gekommen, daher ſich Leibniz darauf als auf eine Vorausſetzung für ſeine Vorſchläge beziehen konnte. Wie es bei den Unionsverhandlungen hergieng, iſt ſchon früher wenigſtens kurz angedeutet. Sie wurden künſtlich angeſponnen und mit diplomatiſcher Klugheit weiter geführt, zerrannen aber bald im Sande. Nicht auf dieſelben Schwierigkeiten ſtieß die Stiftung einer Societät der Wißenſchaften, deren Idee von Leibniz ausgieng, um deren Ausführung ſich aber niemand ſo verdient machte, als ſeine königliche Freundin, Sophie Charlotte.

Eines Tages — es war im Herbſt 1697 — äußerte Sophie Charlotte bei der Tafel ihr Bedauern, daß in Berlin kein eigner Kalender verfaßt werde, kein Aſtronom und keine Sternwarte anzutreffen ſei. Der anweſende Hofprediger Jablonsky faßte dieſe Bemerkung auf, und erwirkte den Beſchluß, daß für eine Sternwarte geſorgt werden ſollte. Dies erfuhr Leibniz und rief, auf jenem Beſchluße weiter bauend, die Societät der Wißenſchaften ins Leben. In einem Briefe an den Cabinetsſecretär Cuneau vom 7. October 1697, in welchem er ſeine Freude über jenen Entſchluß ausſprach, deutete er ſofort auf dieſe Erweiterung desſelben hin. Leibniz ſchrieb: „Ich bin entzückt über die Nachricht von dem guten Vorhaben, welches man bei Ihnen für die Beförderung der Wißenſchaften gefaßt hat, und was Sie mir von der Veranlaßung ſagen, welche die Frau Kurfürſtin dazu gegeben hat, wird mir eine beſondere Gelegenheit verſchaffen, da ich dieſer Tage mir die Freiheit nehmen muß, an ſie zu ſchreiben, ihr meinen Hof zu

machen. Die Aſtronomie trägt zum Ruhme großer Fürſten bei. Dieſes wird Sie indeſſen auf den Weg führen, noch weiter zu gehn und an mehre andere anziehende Wißenſchaften zu denken. Deſto beßer. Kann ich bei dem allen mit meinem geringen Rathe etwas beitragen, ſo werde ich es von ganzem Herzen thun. Denn alle meine Blicke ſind ſeit langer Zeit nur auf das allgemeine Beſte gerichtet, und ich mache mir aus dieſer Pflicht meine ganze Freude. Frankreich hat, unter uns geſagt, jetzt größtentheils ziemlich mittelmäßige Leute in den Wißenſchaften. Wenn wir die Deutſchen auf den Weg bringen können, ſo werden ſie darin vielleicht ganz Europa die Spitze bieten."

Sophie Charlotte war für einen ſolchen Plan, wie Leibniz ihn in dieſem Briefe andeutet, im Voraus gewonnen, und ihrer Fürſorge, ihrem in dieſer Hinſicht unbeſtreitbaren Einfluße auf ihren Gemahl, welchem überdies eine Academie der Wißenſchaften mit zum Glanze ſeines Reiches zu gehören ſchien, iſt die Ausführung des Planes zu verdanken. Ein Hauptmotiv war dabei für ſie die Ausſicht, den ihr ſo befreundeten Philoſophen recht oft um ſich zu haben. In einem Schreiben, das Jablonsky am 19. September 1699 an Leibniz richtete, heißt es: „Da ich ehegeſtern das Glück hatte, die Kurfürſtin in dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, ſprachen Sie bei der Tafel nach Gewohnheit von meinem hochzuverehrenden Herrn gar gnädig und bezeugten, wie ſehr Sie gewünſcht hätten, ſelben einmal hier zu ſehn. Ihro Kurfürſtliche Durchlaucht beliebten auch, mir die Sorge für das Obſervatorium ernſtlich zu befehlen, dabei ich doch bei jetzigen Conjuncturen wenig zu thun vermag. Jedoch hat der Oberhofmarſchall Dobrzynski verſprochen, mit mir zuſammenzuſpannen."

Die Kalender-Angelegenheit, welche gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die evangeliſchen Reichsſtände überhaupt und Berlin ſo gut als Hannover beſchäftigte, wurde in der That der erſte Schritt zur Gründung der Societät der Wißenſchaften in Berlin. Es wurde dort eine aſtronomiſche Commiſſion zur Beantwortung der Kalenderfrage niedergeſetzt, und dies gab Veranlaßung, den Vorſchlag zur Gründung einer Societät der Wißenſchaften wieder aufzunehmen. Leibniz ſchlug

dabei vor, daß der aus einem geschloßenen Kalenderverlage abfallende Gewinn zur Aufrichtung einer gelehrten Gesellschaft angewandt würde. Der Gedanke fand Anklang, und so lesen wir in einem Schreiben, das Leibniz unterm 12. März 1700 von Wolfenbüttel aus an Jablonsky richtete: „Ich höre auch gern, daß mein Einfall wegen des Kalenders Eingang gefunden, und Gelegenheit gegeben, die ehemaligen Gedanken von einer Kurfürstlichen Societät, dadurch gründliche Wißenschaften und gemeinnützige Künste zu verbeßern, wieder vorzunehmen. Und will ich meines wenigen Ortes gern alles beitragen, werde auch dabei meiner Gewohnheit nach mehr auf Ehre und Ruhm, als auf meine Privatangelegenheiten sehen."

Sechs Tage später, am 18. März 1700, beschloß endlich der Kurfürst, eine Académie des sciences und ein Observatorium zu gründen, und erklärte dabei, selbst Protector der Academie sein zu wollen. Die Nachricht kam in Hannover an, als die Kurfürstin Sophie Charlotte hier zum Besuche war, und Leibniz hatte die Freude, ihr die Kunde von der Erfüllung ihres gemeinschaftlichen Wunsches mittheilen zu können. Leibniz beeilte sich nun, zwei sich einander ergänzende Denkschriften, die in Deutscher Sprache abgefaßt waren, an den Kurfürsten einzusenden, welcher dadurch sehr erfreut wurde, auch seine Ordre, mit Vollstreckung des Entwurfs zu eilen, erneuerte. Die Ausfertigung des Edicts wurde bis zu Leibnizens Ankunft verschoben. Vom Kurfürsten eingeladen, machte sich Leibniz nun auf die Reise nach Berlin und langte dort in der Mitte Mai 1700 an, kurz nach der Rückkehr der Kurfürstin Sophie Charlotte von Hannover. Leibnizens Anwesenheit am Berliner Hofe fiel mit einer der rauschendsten und glänzendsten Festlichkeiten des Hofes zusammen, welche anfangs die Stimme der ernsteren Musen ganz übertönte. Die Vermählung der einzigen Tochter des Kurfürsten aus erster Ehe mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel wurde vier Wochen lang mit einer zuvor nie gesehenen Pracht gefeiert. Maskeraden, Opern und ähnliche Lustbarkeiten nahmen kein Ende, Feste reihten sich an Feste, denen sich auch der große Philosoph, obgleich ihm der eigentliche Zweck seiner Reise mehr am Herzen lag, als der „Hochzeitspomp", Anstands halber nicht entziehen durfte. Er selbst schrieb über diesen Strudel des

Berliner Hoflebens nach Hannover an die Kurfürstin Sophie: „Gestern kam ich erst um drei Uhr von Lützenburg zurück. Ich führe hier ein Leben, welches die Frau Kurfürstin mit mir ein lüderliches Leben nennt. Ich bin ganz aus meiner Ordnung gekommen und fühle mich ganz außerhalb meines Elementes."

Endlich mit dem 11. Juli 1700 war der Tag gekommen, wo Leibniz seinen sehnlichen Wunsch in Erfüllung gehn sehn sollte. Es war der Geburtstag des Kurfürsten, zu dessen Feier die Kurfürstin in ihrem Schloße ein brillantes Maskenfest gab, von welchem Leibniz der Kurfürstin Sophie eine genaue Schilderung gemacht hat. Dieser festliche Tag sollte zugleich der Stiftungstag der Societät der Wißenschaften werden. Der Kurfürst hatte dazu eine Münze schlagen laßen, und Leibniz feierte das Ereignis durch zierliche Verse in Lateinischer Sprache. Der Stiftungsbrief, in dem wir leicht Leibnizens Feder erkennen, weist mehre Eigenthümlichkeiten auf, durch welche die neue Societät in einen Gegensatz zu den Academien von Paris und London trat. Besonders waren in demselben drei Gesichtspunkte hervorgehoben, welche so ganz und gar Leibnizisch sind, daß sie dem neuen Institute das Gepräge seines Geistes aufdrückten. Das ist die Deutschnationale, die practisch-realistische und die christliche Tendenz, welche Leibniz der Berliner Societät der Wißenschaften gab, welche aber von Friedrich „dem Großen", der diese in eine Französische Académie des sciences et des belles lettres umwandelte, zerstört wurde.

Was die Deutsch-nationale Tendenz anbetrifft, so ist dieselbe deutlich und bestimmt in folgenden Worten des Stiftungsbriefes ausgesprochen: „Solchemnach soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien für das, was zur Erhaltung der Teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der Teutschen Nation gereicht, absonderlich mit gesorgt werden, dabei auch die ganze Teutsche und sonderlich unserer Landen weltliche und Kirchen-Historie nicht versäumt werden soll." Die practisch-realistische Tendenz tritt am deutlichsten in folgenden Worten einer der beiden Denkschriften hervor: „Solche Societät müßte nicht auf bloße Curiosität und Wißbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet

ſein, oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Application und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London oder Florenz geſchehen, ſondern man müßte gleich anfangs das Werk ſammt der Wißenſchaft auf den Nutzen richten und auf ſolche Specimina denken, davon der hohe Urheber Ehre und das gemeine Weſen ein mehreres davon zu erwarten Urſache hätte.“ In ähnlicher Weiſe wird auch in dem Stiftungsbriefe hervorgehoben, daß zu allem die Hand geboten werden ſoll, was den gemeinnützigen Zwecken der Societät dienlich und förderlich ſein könnte. Die chriſtliche Tendenz zeigt ſich darin, daß nicht nur die Kirchengeſchichte, ſondern auch die Verbreitung des chriſtlichen Glaubens und die ausländiſchen Miſſionen unter die Zahl der Objecte der Societät der Wißenſchaften geſetzt wurden. So echt Leibniziſch dies war, ſo begreift es ſich leicht, daß der „große“ König, der directeſte Gegenſatz zu unſerm Leibniz, für dies Moment eben ſo wenig Verſtändnis hatte, als für das Deutſchnationale, und daß daher unter ſeinem vielgeprieſenen régime die Berliner Societät der Wißenſchaften eine völlige Umgeſtaltung erfuhr und eine Hauptträgerin derjenigen Richtung in Religion und Politik wurde, welcher Leibniz eben jene als ein Bollwerk auf Deutſchem Boden hatte entgegenſetzen wollen. Immer aber bleibt es für unſern Leibniz ein Ruhm, daß er nicht nur der eigentliche Begründer der Berliner Societät der Wißenſchaften iſt, ſondern daß er ihr jene Deutſchnationale, practiſch-realiſtiſche und chriſtliche Färbung gegeben hat, welche der Philoſoph von Sansſouci nach Kräften wieder zu verwiſchen bemüht war.

Am Tage nach der Stiftung der Societät der Wißenſchaften in Berlin wurde Leibniz zu deren Präſidenten ernannt, womit ſeine Ernennung zum Kurbrandenburgſchen Geheimen Juſtizrath verbunden war. In ſeiner Beſtellung zum Präſidenten wurde ihm die Pflicht auferlegt, ſo weit ſeine bisherigen Aemter in Hannover es zuließen, von Zeit zu Zeit nach Berlin zu kommen. Friedrich „der Große“ hat von Leibniz geſagt, er ſtelle für ſich allein eine Academie vor. In der That war er es anfangs allein, der die Societät der Wißenſchaften bildete. Man fieng mit der Spitze an, aber dieſe Spitze war zugleich das Fundament des Gebäudes. Indeſſen wurde auf dieſem Grunde nur

langsam weiter gebaut, und die matte Ausführung des großartigen Entwurfes entsprach keineswegs Leibnizens Hoffnungen. Seine Briefe in den ersten zehn Jahren nach der Stiftung sind voll von Klagen. Bis zum Jahre 1710 war nicht einmal ein Ort für eine allgemeine Versammlung der Mitglieder vorhanden, obwohl die Zahl derselben bis auf achtzig gestiegen war. Da der Krieg und andre Ausgaben lange keine angemeßenen Fonds übrig ließen, so erschöpfte sich Leibniz in Vorschlägen, diesem empfindlichen Mangel abzuhelfen. Er schlug Monopole für die Societät vor, welche den Buchhandel, andre, welche das Schul- und Erziehungswesen betrafen. Die Societät sollte die oberste Censurbehörde des Landes sein und eine Auflage — von den schlechten Büchern erheben können. Sie sollte sich auf die Zucht des Maulbeerbaumes und der Seidenraupe legen und durch den Seidenbau reich werden, wozu Leibniz sich mündlich von dem Könige ein Privilegium ertheilen ließ. Von der Noth eingegeben, blieben alle diese Vorschläge erfolglos und dienen höchstens dazu, das Bild von Leibnizens Vielseitigkeit zu vervollständigen.

Im Jahre 1710 erschien der erste Band der Miscellanea Berolinensia, worin die Societät ihre wißenschaftlichen Leistungen niederlegte. Er blieb, so lange Leibniz Präsident war, der einzige Band, in welchem aber auch keine Abtheilung ohne einen wichtigen Beitrag aus Leibnizens Feder ist. „Leibniz", sagt Fontanelle, „erscheint hier unter beinahe allen verschiedenen Gestalten, als Historiker, Antiquar, Etymologe, Physiker und Mathematiker"; man kann hinzusetzen, als Redner, wegen der herrlichen Zueignungsschrift an den König von Preußen; nur die des Theologen und Juristen fehlen, weil die Verfaßung der Academie es nicht gestattete, in dieser Eigenschaft aufzutreten.

In demselben Jahre, am 3. Juli 1710, erfolgte auch die endliche Errichtung der Societät. Sie fand in dem neuerbauten Observatorium statt, wo der Staatsminister von Printzen, unter dessen oberster Leitung die Societät gestellt war, eine Lateinische Rede hielt. Leibniz war nicht zugegen. Ja man hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, ihn wegen der Umgestaltung, durch welche die Oberaufsicht dem Minister von Printzen übertragen wurde, zu befragen. Da war es denn freilich begreiflich,

daß er nicht nur nicht erſchien, ſondern ſich durch jene Rückſichtsloſigkeit empfindlich gekränkt fühlte.

Freilich war, als Leibniz dieſe Zurückſetzung erfuhr, auch die nicht mehr unter den Lebenden, welche die wahre Protectorin wie der Societät ſo auch ihres erſten Präſidenten geweſen war. Sophie Charlotte hatte ſchon am 1. Februar 1710, ſechsunddreißig Jahre alt, ihr junges Leben zu Herrenhauſen im Schooße ihrer Familie ausgehaucht. Sie war zum Beſuche nach Hannover gekommen, und es ſollte die Reiſe in die Ewigkeit daraus werden. Mitten aus dem Vollgenuße ihrer höchſten Erdengüter wurde ſie dahingerafft, und es iſt begreiflich, wenn die Prinzeſſin von Orleans dadurch an die Worte eines Hannöverſchen Geſangbuchverſes erinnert wurde:

Heut ſind wir ſchön, geſund und ſtark
Und liegen morgen todt im Sarg.

„Ein ſchön jung Menſch in drei Tagen geſund und todt zu ſehn," ruft ſie aus, „ſollte einem das nicht zu Herzen gehn, will geſchweigen denn eine geliebte Schweſter!" Die Herzogin ſpricht von der Königin jüngerem Bruder, Ernſt Auguſt. Aber es war einer, dem der Tod der Königin noch mehr zu Herzen gieng, als dem Prinzen Ernſt Auguſt, wiewohl er kein Bruder war. Das war der Freund der hingeſchiedenen Königiu, unſer Leibniz. Und dieſer Freund war nicht in der Nähe der Sterbenden. Er war in Berlin, während ſie in Hannover einem herben Geſchicke erlag. Leibniz war von der Königin im vorhergehenden Jahre in der huldvollſten Weiſe nach ihrer Reſidenz eingeladen. „Frau von Kielmannsegge," ſchrieb ſie, „hat mir verſprochen, Sie herzuführen. Ich hoffe, daß Sie nicht unerbittlich ſein werden." Leibniz hatte ſich gern erbitten laßen und hatte noch einmal das Glück genoßen, mit ſeiner königlichen Freundin zu verkehren. Als ſie nach Hannover abreiſte, konnte er ſie jedoch nicht begleiten. Geſchäfte hielten ihn noch in Berlin zurück. In ihrer Krankheit nannte ſie ſeinen Namen. Eine ihrer Damen, welche an ihrem Bette ſtand, zerfloß in Thränen. „Beklagen Sie mich nicht," ſagte die ſterbende Königin, „denn ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz niemals hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das

Nichts. Und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit giebt, seine Pracht darzuthun.“ *) Nach dieser Aeußerung zu urtheilen, scheint das Band, das sie an ihren königlichen Gemahl knüpfte, nicht das festeste gewesen zu sein.

Leibniz wurde von dem Tode der Königin tief erschüttert. Er war von ihrem Unwohlsein bereits in Kenntnis gesetzt;**) dennoch kam der schwere Schlag so unerwartet und wirkte so betäubend, daß er sich nur langsam in das Geschehene zu finden vermochte. Der gemeinsamen Freundin, Fräulein von Pöllnitz, schrieb er: „Ich schließe auf Ihre Empfindungen von den meinigen. Ich weine nicht, ich beklage mich nicht, aber ich weiß nicht, woran ich mich halte. Der Verlust der Königin scheint mir ein Traum; aber wenn ich von meiner Betäubung erwache, finde ich ihn nur zu wahr. Ihr Unglück geht in nichts über das meine, nur daß Sie lebhaftere Empfindungen haben, und von dem gemeinsamen Unglück in der Nähe betroffen wurden. Dies ermuntert mich, Ihnen zu schreiben und Sie zu bitten, Ihren Schmerz, wenn es möglich ist, zu mäßigen, damit er Ihnen nicht schade. Nicht durch einen schweren Gram werden Sie das Andenken einer der vollkommensten Fürstinnen der Erde ehren; durch unsre Bewunderung werden wir es thun, und die vernünftige Welt wird zur Hälfte auf unsrer Seite stehn. Mein Brief ist philosophischer, als mein Herz, und ich bin nicht im Stande, meinen eignen Rath zu befolgen; aber er ist nichts desto weniger vernünftig.“ Dem Reichsgrafen und Feldmarschall-Matthias von der Schulenburg klagte er, daß er mit dem Tode seiner königlichen Freundin eine der größten Glückseligkeiten von der Welt verloren habe, welche er sich vernünftigerweise für sein ganzes Leben habe versprechen können. Das

*) In der That schrieb er eigenhändig die Anordnungen für die Leichenfeier auf, wie er bei Prunkfesten zu thun pflegte. Sie war überaus prächtig und kostete zweimalhunderttausend Thaler. Sophie Charlotte hatte ihren Gemahl stets mit einer gewissen Kälte und oft mit sarkastischem Spott behandelt. Dennoch fühlte er bei ihrem Tode, was er verloren hatte. Er fiel bei der unerwarteten Todesnachricht in Ohnmacht.

**) Sie war schon unwohl abgereist und starb an einer vernachläßigten Halsentzündung.

Verhältnis der Freundschaft, in welchem er zur Königin gestanden, war so bekannt und so allgemein anerkannt, daß er in Berlin von den Gesandten und andern hohen Personen Beileidsbesuche empfieng. Die Kurfürstin Sophie, unfähig, selbst die Feder zu führen, ließ ihm durch den Abbate Mauro schreiben, und trug ihm auf, wenn ihm, wie sie vermuthe, ihre Briefe an die Königin vor deren Abreise in Verwahrung gegeben wären, so möchte er dieselben, wiewohl für niemand etwas nachtheiliges darin stände, doch nicht in andre Hände kommen laßen. Leibniz beschleunigte seine Abreise nach Hannover und traf dort noch einige Tage früher ein, als der Leichenconduct nach Berlin aufbrach. Aber seine gewohnte Thätigkeit war während der ersten Monate gestört; er selbst war einer Krankheit nahe und erholte sich nur langsam. Seinem Schmerze machte er noch in mehren Briefen Luft, welche nicht in der ersten Frische desselben, sondern lange nachher geschrieben wurden. So schrieb er unterm 10. Juli 1705 an Wilhelm Wolton, Doctor der Theologie in Cambridge: „Niemals hat man eine weisere und leutseligere Fürstin gesehn. Sie rief mich oft in ihre Nähe, würdigte mich ihres Gesprächs, und da ich an diese Glückseligkeit gewöhnt war, so wurde die allgemeine Trauer aus einer besondern Ursache noch empfindlicher. Als sie in Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich folgen konnte. Je weniger wir nun eine solche traurige Nachricht vermutheten, je schmerzlicher wurden wir gerührt. Wahrlich, ich bin einer gefährlichen Krankheit sehr nahe gewesen und habe mich schwer wieder erholt. Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wißenschaft höherer Dinge und die außerordentliche Begier, immer mehr zu erforschen. Ihre Unterredungen mit mir giengen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen, und die Welt würde dereinst großen Nutzen davon gesehen haben, hätte nicht der Tod sie uns so früh geraubt.“ In einem Briefe an Johann Albert Fabricius in Hamburg beklagt sich Leibniz über den Vandalismus, mit welchem man die zahlreich hinterlaßenen Papiere der Königin gleich nach deren Tode dem Feuer übergeben hatte. „Hätten die Leute nicht,“ schrieb er, „aus übelverstandener Vorsicht die meisten der von der Königin geschriebenen oder an sie gerichteten Briefe verbrannt, so dürften wir sie denen der Königin

Christine von Schweden leicht gegenüberstellen. Eine Anzahl derselben ist jedoch wohl hin und wieder aufbewahrt, und unter diesen auch einige an mich selbst, in denen sich die Geisteskraft der fürstlichen Frau und ihr wunderbar zu den Wißenschaften aufgerichtetes Gemüth erkennen läßt."

Von einem langen Gedichte, das Leibniz dem Andenken der königlichen Frau widmete, erlaube ich mir Ihnen zur Probe nur einige Verse vorzutragen:

Der Preußen Königin verläßt den Kreis der Erden,
Und diese Sonne wird nicht mehr gesehen werden;
Des hohen Sinnes Licht, der wahren Tugend Schein,
Der Schönheit heller Glanz soll nun erloschen sein.

Konnt auf dem Throne wohl je etwas schönres prangen,
Als dieses Auges Blitz, die Freundlichkeit der Wangen,
Daraus der edle Geist die süßen Worte blies?
Glückselig Friederich, dem Gott dies überließ.

Empfindlichster Verlust, mit keinem Wort zu schätzen,
Den diese Welt nicht kann in seiner Art ersetzen!
Als ihre Blüth uns gab vollkommne Sicherheit,
Da rafft ein Augenblick die Zierde dieser Zeit.

Wie? lebt sie gar nicht mehr? Ist alles denn verschwunden,
Gleich wie der Rauch dahin, wie die verfloßnen Stunden?
Ist Gottes Ebenbild, das Kunststück seiner Kraft,
So wenig als ein Traum im Schlafe dauerhaft?

Was ist die wahre Lieb, als daß man sein Ergetzen
In des Vollkommenheit, so man geliebt, muß setzen?
Weil Liebe denn in Gott die stärkste Probe thut,
Entsteht die größte Freud auch aus dem höchsten Gut.

Nun, so erhebet euch, o ihr bedrückte Sinnen,
Laßt eure Traurigkeit in dieser Freud verrinnen;
Denkt, unverbeßerlich sei das, was Gott gethan;
Erkennt mans gleich noch nicht, soll mans doch beten an.

Und zwar man kennt es schon in kindlichem Vertrauen,
Man sieht, daß Gott ist gut, eh man ihn selbst kann schauen,
Daß Lieb und Licht und Recht ursprünglich aus ihm fließt,
Wie Wärm und Glanz die Sonn in Erdgeschöpfe gießt.

Nach dem Tode der Königin Sophie Charlotte hatte Leibniz nicht mehr so lockende Veranlaßung, nach Berlin zu kommen, als früher. Gegen Ende des Jahres 1706 veranlaßte ihn die Vermählung des Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm,

mit seiner Hannöverschen Cousine, der Prinzessin Sophie Dorothee, zu einem neuen Besuche in der Preußischen Residenzstadt. Dann kam er nur noch einmal dorthin, und zwar im Jahre 1711, kurz nachdem die Societät der Wißenschaften vollendet war. Allein dieser letzte Besuch des alternden Philosophen an dem Hofe, wo er einst neben der philosophischen Königin als ein Stern erster Größe geglänzt hatte, erinnerte ihn um so schmerzlicher an die genußreiche Vergangenheit, je betrübender für ihn die Gegenwart war. Es fand wieder einmal eine Spannung zwischen den beiden Höfen in Berlin und Hannover statt, und es zeigte sich nur zu deutlich, daß das Andenken der gefeierten Königin nicht im Stande war, den Dämon jener Selbstsucht zu bannen, welche sich nicht nur über Recht und Pflicht, sondern auch über die Stimme des Bluts und die Bande der Blutsfreundschaft hinwegsetzt. Diesmal war es die Hildesheimische Angelegenheit, welche böses Blut machte, weil der König in Preußen sich hineinmischte, was der Kurfürst von Hannover entschieden ablehnte. Darüber wurde man in Berlin verstimmt und gegen Leibniz mistrauisch. Das Unglück wollte es, daß er hier in Berlin einen schweren Fall that, in Folge dessen er längere Zeit leidend war. Dies hielt der Hof für Verstellung und meinte, Leibniz schütze seinen Fall nur vor, um seinen Aufenthalt in die Länge zu ziehen. Man beobachtete ihn. Leibniz meldete dies unterm 21. März 1711 dem Kurfürsten, und fügte hinzu, daß der Leibarzt des Königs ihn besucht und in feinen Wendungen gebeten hätte, daß er ihm doch den Schaden am Beine zeigen möchte. „Dies geschah offenbar, um Bericht darüber abzustatten.“ Die Kurfürstin Sophie hatte ihm indes ihrerseits auch schon geschrieben, daß es ihr ganz so vorkomme, als ob Se. Preußische Majestät ungehalten sei; denn sie scheine zu glauben, daß Leibniz nur in Berlin sei, um zu spioniren. Es zeigte sich immer deutlicher, daß sein Eifer, die fast verlorene Sache der Societät noch zu retten, ihm nichts als Verdächtigungen und Kränkungen zuzog. Berlin war kein Boden, in welchem Leibniz dauernd Wurzel faßen konnte. Es kam endlich dahin, daß dem Stifter der Societät, dem Verfaßer der Theodicee und des mars christianissimus, der angewiesene Gehalt nicht mehr ausgezahlt wurde.

Das war Grund genug für Leibniz, der Metropole des Preußenthums für immer den Rücken zu kehren und der Societät der Wißenſchaften faſt nur noch dem Namen nach anzugehören. Danach wird man bemeßen können, was von der Behauptung eines Preußiſchen Gelehrten zu halten iſt, daß der leidenſchaftliche Antheil, welchen Leibniz an der Beförderung des Flores und der Glorie des jungen Preußiſchen Königshauſes genommen, den langen Abend ſeines Lebens *verherrlicht* habe.

Sechszehnte Vorlesung.

Leibnizens Verhältnis zu Wolfenbüttel, Petersburg, Dresden und Wien.

H. A. Wir haben in der vorigen Vorlesung Leibniz in seinem Verhältnisse zu einem ungleichen Geschwisterpaare, zu Georg Ludwig, dem ersten Könige aus dem Welfenhause auf dem Englischen Throne, und zu Sophie Charlotte, der Stammmutter des Preußischen Königshauses, in seinem Verhältnisse zu den Höfen von Hannover und Berlin kennen gelernt. Damit sind indes die Beziehungen, welche Leibniz zu den Europäischen Fürstenhöfen unterhielt, nicht erschöpft. Leibniz, der weltkluge und gewandte Staatsmann, liebte es, sich an die Mächtigen der Erde anzuschließen, ihnen seine Dienste anzutragen und sie für seine das Wohl der Menschheit bezweckenden Pläne und Entwürfe zu interessiren.

Außer den Höfen zu Hannover und Berlin giebt es noch eine ganze Reihe von Deutschen und außerdeutschen Höfen, mit denen Leibniz Verbindungen hatte und an denen er gelegentlich seinen Einfluß geltend machte. Laßen Sie uns denn heute eine Rundreise machen nach einigen der fürstlichen Residenzen, wo der Name unsers Leibniz gut angeschrieben war.

Beginnen wir mit dem nahen Hofe von Wolfenbüttel. Wir sind hier Leibniz schon einmal begegnet, nämlich im Jahre 1685, wo er mit Anton Ulrich eine „Unterredung über die Sache der Primogenitur" hatte, als Friedrich August, der zweitgeborne Hannöversche Prinz, sich bei dem Wolfenbüttelschen Vetter über die neue Successionsordnung beschwert und dieser den Prinzen

in seinem Widerspruche gegen die Anordnungen des Vaters bestärkt hatte. Seitdem finden wir Anton Ulrich als unermüdlichen Nebenbuhler Ernst Augusts stets bedacht, dessen Pläne zur Erweiterung seiner Hausmacht zu durchkreuzen. Anton Ulrich war es, der auch dem dritten Hannöverschen Prinzen Maximilian Wilhelm die Hand bot zur Stiftung eines förmlichen Bundes gegen die Pläne des Vaters. Er war die eigentliche Seele jenes Complotts, das die Hinrichtung des Oberjägermeisters v. Moltke zur Folge hatte, und der Hof von Wolfenbüttel war auch das nächste Ziel, das die Kurprinzessin Sophie Dorothee ins Auge faßte, als sie im Jahre 1694 auf Flucht sann. Ganz besonders trat die Eifersucht Anton Ulrichs bei den Verhandlungen über die Kurwürde hervor. Von allen Gegnern Ernst Augusts war er der hartnäckigste und thätigste. Denn er protestirte stets feierlich gegen die Verleihung der Kurwürde an die Hannöversche Linie und wollte dieselbe nur für den Fall zulaßen, daß sie dem Braunschweig-Lüneburgschen Gesamthause ertheilt und dann stets von dem Aeltesten des ganzen Hauses repräsentirt würde. Dieses Seniorsrecht wollte er dann für die Wolfenbüttelsche Linie in Anspruch nehmen, weil diese von dem ältesten Sohne Ernst des Bekenners, die Calenbergsche aber von dem jüngern Sohne desselben abstammte.

Trotz dieser geradezu feindseligen Stellung, welche Anton Ulrich zu dem Hannöverschen Hofe einnahm, war er unserm Leibniz sehr gewogen. Leibniz war am Hofe zu Wolfenbüttel ein wohlgelittener und nicht seltener Gast. Nach seiner Rückkehr von der Italienischen Reise wurde er von Anton Ulrich zum Vorstande der Wolfenbüttelschen Bibliothek ernannt (1691). Seine geschichtlichen Studien führten ihn von nun an noch häufiger, als vorher, nach Wolfenbüttel, wo ihm nicht nur die Schätze des fürstlichen Archivs zu Gebote standen, sondern auch eine Bibliothek, deren Handschriftensammlung schon damals zu den ersten Deutschlands gehörte. Indes gieng Leibnizens Verhältnis zu dem Herzoge von Wolfenbüttel über die geschäftlichen Beziehungen weit hinaus. Es war ähnlich wie das zu der Kurfürstin Sophie freundschaftlicher Natur. Denn der Herzog Anton Ulrich, der ungemein lebendigen Geistes war und unermüdlich an der Vollendung seines bändereichen Romans Octavia

arbeitete, hatte mit Leibniz eine Menge Berührungspunkte. So oft dieser in seinem Tagebuche erwähnt, daß er nach Wolfenbüttel gereist sei, unterläßt er nicht, zu bemerken, daß er bei dem Herzoge Anton Ulrich Audienz gehabt und bei ihm oder seinem Bruder Rudolf August gespeist habe. In einem Briefe des Herzogs Anton Ulrich aus Hedwigsburg vom $^{7}/_{17}$. December 1697 heißt es: „Grüßet Herrn Leibniz und beklaget meinetwegen, daß gestern die Zeit so kurz gewesen, daß ich nicht recht mit ihm reden können; seine Arbeit gefiele mir sehr wohl, und hätte die ganze Nacht davon geträumet."

Ein Band, welches Anton Ulrich und Leibniz noch enger verknüpfte, waren des Letzteren Bestrebungen für die Union der getrennten protestantischen Kirchenparteien. Als der Herzog Rudolf August, dessen Mitregent Anton Ulrich seit 1685 gewesen war, im Jahre 1704 starb, und Anton Ulrich jetzt, ein einundsiebenzigjähriger Greis, alleiniger Regent wurde, baute man auf seine Mitwirkung für die Unionsbestrebungen neue große Hoffnungen. Der König in Preußen setzte sich daher seit 1705 mit ihm und seinen Theologen in unmittelbare Verbindung. In mündlicher und schriftlicher Unterredung wurde zwischen Herzog Anton Ulrich, Leibniz und den Helmstedtern die Angelegenheit besprochen, und die letztern legten außerdem ihre Ansichten und Vorschläge noch in einem Gutachten an den Herzog dar. Der Bischof Ursinus und der Abt Molanus übernahmen dießmal die Leitung der Sache, und Leibniz führte im Auftrage Anton Ulrichs, der den Herzog von Sachsen-Gotha für diese Sache gewonnen hatte, die Correspondenz mit dem Gothaischen Minister, Baron von Schleinitz. Er erklärte den Jenaischen Theologen Buddeus für den geeignetsten Mann, welcher mit dem Helmstedter Professor Schmidt in Verbindung treten sollte. Zur Ermunterung der Theologen spendete der König in Preußen goldne Medaillen. Eine solche, funfzig Ducaten an Werth, erhielt Molanus. Andre wurden unserm Leibniz anvertraut zum Vertheilen an andre Theologen, wie Carpzow in Würtemberg. Das so betriebene und besonders von den Helmstedter Professoren befürwortete Werk nahm ein klägliches Ende. Es endete nämlich damit, daß Anton Ulrich, ein Hauptpatron der evangelischen Union, zur Römischen Kirche übertrat, nachdem er zuvor seine

Enkelin zu demſelben Schritte mehr gezwungen als überredet hatte.

Das Motiv war bei dieſer Converſion, wie zuvor bei den Unionsbeſtrebungen, ein politiſches. Anton Ulrich hatte Ausſicht, daß ſeine Enkelin Eliſabeth Chriſtine, die älteſte Tochter ſeines Sohnes Ludwig Rudolf, ſich mit Karl III. von Spanien, dem ſpäteren Kaiſer Karl VI., vermählte, und der ehrgeizige Mann ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß dieſe Verbindung ſeinem zurückgeſetzten Hauſe neues Anſehn, neuen Glanz und Macht geben würde. Mit Hülfe der Jeſuiten wurden daher alle möglichen Hebel in Bewegung geſetzt, das erſehnte Ziel zu erreichen. Durch Portraits, durch ſchriftliche und mündliche Schilderungen wurde die jugendliche Prinzeſſin in Spanien, in Wien und Düſſeldorf bei den leitenden Perſönlichkeiten förmlich colportirt. Der Religionswechſel, welcher von der andern Seite zur Bedingung gemacht war, wurde von Anton Ulrich, der über ſeine Enkelin wie über ſein eignes Gewißen verfügte, unbedenklich zugeſtanden. Um ſo heftiger war der Widerſpruch, den Eliſabeth Chriſtine erhob, welche des erſt vor einem Jahre bei der Confirmation abgelegten Gelübdes noch nicht ſo ganz vergeßen hatte, daß ſie ohne Kampf ſich hätte entſchließen können, dasſelbe zu brechen. Eliſabeth Chriſtine mußte manche Stunde durch weinen, bis ſie für die großväterlichen Pläne reif wurde.

Anton Ulrich hatte zur Hinüberführung ſeiner Enkelin in die Römiſche Kirche nicht bloß katholiſche, ſondern auch evangeliſche Theologen nöthig, und auch hier leiſteten die Helmſtedter, beſonders der Profeſſor Fabricius, gute Dienſte. Fabricius, der nebſt Schmidt auf Leibnizens Betrieb nach Helmſtedt berufen und einſt in die Unionspläne tief eingeweiht geweſen war, war auch jetzt wieder der Mann, den Anton Ulrich gebrauchen konnte und der ſich gebrauchen ließ. Er lieferte über die Frage, „ob eine der evangeliſchen Religion zugethane Prinzeſſin wegen der Vermählung mit einem katholiſchen Könige mit gutem und unverletzten Gewißen die katholiſche Religion annehmen könne," ein Gutachten, welches den Abſichten ſeines Auftraggebers völlig entſprechend war. Von da an wurden die Dienſte des Fabricius noch öfter in Anſpruch genommen. Er mußte die Zweifel und Gegenreden der jungen Braut und ihrer Mutter, der Herzogin

Chriſtine Luiſe,*) beſeitigen. Er mußte ſpäter, als die Sache bekannter wurde und Stimmen ſich dagegen erhoben, dieſe für den Herzog ſchriftlich widerlegen. Selbſt über das geringſte mußte er ſein Gutachten geben, und er verfehlte nicht, die ihm vorgelegten Fragen ſtets im Sinne ſeines Auftraggebers und oft darüber hinaus zu beſprechen.

Doch begnügte man ſich nicht mit der Zuſtimmung des Fabricius. Man ſuchte auch die übrigen Helmſtedter Theologen in die Sache zu verwickeln, damit „ſie ſich mit der Zeit nicht ſchön ſchauen“ möchten, und es gelang, den meiſten ein zuſtimmendes Votum abzulocken. Dann gieng man weiter und veranlaßte auch auswärtige Autoritäten, ihre Anſichten über die vorliegende Frage auszuſprechen. Zu ihnen gehörte auch Leibniz und ſein Freund Molanus, Abt von Loccum. Was für einen Standpunkt nahmen jetzt dieſe beiden Männer ein, die ſo oft Hand in Hand bei den Unionsverhandlungen mit den Römiſchen die lutheriſche Kirche vertreten hatten? Molanus zeigt ſich auch hier wieder ganz als der gewandte Kirchendiplomat, der ſich nach allen Seiten hin zu decken ſucht, und zugleich doch als der vom Bewußtſein ſeines kirchlichen Amtes getragene Prälat. Nachdem er in ſeinem Gutachten zuerſt ein misbilligendes Urtheil über das Benehmen der Hofprediger Niekamp und Knopf ausgeſprochen — ſie hatten einfach ihre Schuldigkeit gethan und wurden ſpäter dafür fortgejagt — ſo geht er unter vielen Bücklingen zur Hauptſache über und leiſtet dann ſo viel, als von einem Molanus nur erwartet werden kann. „Die Hauptfrage belangend,“ ſagt er, „ſo muß zwar geſtehn, daß vieler Conſiderationen halber ich die Ehre deren Beantwortung lieber jemand anders gönnen möchte: weil aber das Loos auf meine Wenigkeit gefallen, ſo

*) Sie war eine feingebildete Dame, welche in der lutheriſchen Lehre gut gegründet war, wiewohl nicht ohne Eitelkeit und daraus hervorgehenden Schwächen. Als einſt in ihrer und ihrer Tochter Gegenwart von der Weigerung der Prinzeſſin von Anſpach die Rede war, um der Spaniſchen Krone willen den Römiſchen Glauben anzunehmen, da ſprach ſie zu Eliſabeth: „Sollte ich, wofür mich Gott behüte, meiner ſo gar vergeßen und dir befehlen, um einer Heirat willen die evangeliſche Religion zu ändern, ſiehe, ſo ſage ich dir hiermit, daß du mir keinen Gehorſam, ſondern Gott mehr zu gehorchen ſchuldig biſt, als Menſchen.“

iſt ein mehreres für mich nicht übrig, als obsequii gloria (der Ruhm des Gehorſams), nämlich desjenigen Gehorſams, den ich Gott und einem ſo großen mir mit ſonderbarer Gnade bis hieher beſtändig zugethanen Herrn ſchuldig bin.“ Molanus wahrt dann vollſtändig ſeinen Standpunkt, den Standpunkt des lutheriſchen Kircheuregenten, und ſpricht ſich dahin aus, daß, obgleich die päpſtliche Kirche namentlich in der Lehre lange ſo ſchlimm nicht ſei, als ſie gemeiniglich ausgegeben werde, dennoch kein evangeliſcher Chriſt, welcher die Römiſche Religion in vielen importanten Stücken für falſch und irrig halte, aus weltlichen Abſehn zur päpſtlichen Kirche übergehn oder jemand zu einem ſolchen Abfalle rathen dürfe. Wer dem zuwider handle, der ſündige unwiderſprechlich gegen das rechte Gewißen, (contra conscientiam rectam). Da jedoch, heißt es mit einer höflichen Wendung weiter, ſolches im vorliegenden Falle auf keinerlei Weiſe anzunehmen ſei, ſo müße man dafür halten, daß dasjenige, was hier vorgegangen ſei oder vorgehn möchte, nicht aus einem rechten, ſondern aus einem zweifelnden Gewißen (conscientia dubia) herrühre, welches in einem Schwanken des Verſtandes zwiſchen zwei Gegenſätzen beſtehe. Es komme demnach vornehmlich auf die Frage an: „ob auch derjenige ſündige, der aus zweifelndem Gewißen etwas thut oder unterläßt, welches er nicht hätte thun oder unterlaßen ſollen.“ Molanus bejaht dieſe Frage mit Berufung auf Röm. 14, 23, und überläßt es dann dem Herzoge, die Anwendung ſelbſt zu machen.

Viel geſchmeidiger und willfähriger, auf des Herzogs Abſichten einzugehn, zeigt ſich unſer Leibniz. Nachdem er im Eingange ſeines Gutachtens den „Irrthum“ bekämpft hat, daß die evangeliſche von der Römiſchen oder die Römiſche von der evangeliſchen Kirche verdammt werde, was zwar von dem gemeinen Mann angenommen, aber von vielen gelehrten und gottesfürchtigen Theologen keineswegs zugeſtanden werde, präciſirt er ſeine Anſicht dahin, daß die Römiſche ſowohl als die „proteſtirende„ Religion an und für ſich ſelbſt von einem jeden nach dem Trieb ſeines Gewißens ohne Seelenverluſt geübt werden könne. Indeſſen kam es nicht darauf an, das Verbleiben in der Römiſchen Kirche, ſondern den Uebertritt zu ihr zu rechtfertigen: und dabei iſt nach Leibnizens Anſicht wohl zu unterſcheiden zwiſchen den

Gelegenheiten und Bewegniſſen. „Ein weltliches Abſehn", heißt es da weiter, „giebt oft Gelegenheit, daß wir Menſchen auf etwas Höheres unſre Gedanken wenden und die Sache unterſuchen, da ſichs dann begeben kann, daß wir nach der Unterſuchung eine herzliche Ueberzeugung bei uns finden und eine Aenderung treffen, die nicht der erſten und äußerlichen Gelegenheit, ſondern der innerlichen Bewegnis und Ueberzeugung zuzuſchreiben. Alſo verurſacht vielleicht eine Krankheit, daß ein ruchloſer Menſch in ſich geht; eine Gefangenſchaft macht, daß ein Türke dem Chriſtenthum nachdenkt und ſich bekehrt; eine Heirat, Beförderung, zu verhoffende Erbſchaft und dergleichen machen zu Zeiten, daß ein Römiſcher in England oder ein Proteſtirender in Schleſien die Streitigkeiten unterſucht und hernach ernſtlich und aufrichtig ſeine Meinung ändert, deswegen aber gar nicht für einen liederlichen Heuchler oder boshaften Apoſtaten zu halten. Dergleichen Urtheil fällen nur diejenigen, die mit Leidenſchaften geblendet oder übel berichtet, oder auch wohl ſelbſt eines böſen Gewiſſens ſind und andern die Meinung zulegen, die ſie an ſich befinden." Das hieß dann freilich ſich die Sache leicht machen, da Leibniz nur ſagte, daß eine äußere Veranlaßung oft zu einer Aenderung der innern Ueberzeugung führe, ohne auf die Frage einzugehn, ob im vorliegenden Falle dieſe Ueberzeugung eine zuläßige ſei. Indem aber Leibniz dieſen mit der Bekehrung eines Türken oder eines ruchloſen Menſchen zuſammenſtellte, entſtand wenigſtens der Schein, daß der Uebertritt von ihm gebilligt werde.

Durch das ſcheinbar zuſtimmende Gutachten eines ſo angeſehenen Mannes, wie Leibniz, konnten die Pläne des Herzogs Anton Ulrich nur gefördert werden. Was noch fehlte, erſetzte der „moderate" Fabricius. Er ward nicht müde, zur Beſchönigung fürſtlicher Sünden dasſelbe fluchwürdige Manöver zu wiederholen, das bei der Hoftheologie unſrer Tage eine ſo große Rolle ſpielt. Er predigte ſtets von neuem, daß diejenige hohe Perſon, ſo zur mariage begehrt werde, hierin Gottes Finger und Providenz zu ſpüren habe, d. h. er ſcheute ſich nicht, das von Menſchen Gemachte für das von Gott Gewollte auszugeben. Trotz aller ſchlauen Berechnungen und Einfädelungen von Seiten des Herzogs, trotz aller Berichte, Porträts und Anpreiſungen

seiner Agenten sollte es die göttliche Providenz sein, welche die Prinzessin für den Thron Spaniens bestimmt hatte, und diese erfüllte nun ihre Mission, wie Ludwig XIV. die seine, wenn sie den Finger Gottes erkannte und nicht länger widerstrebte. Da haben wir das Kunststück, welches in diesem, wie in allen ähnlichen Fällen, jeden Schatten eines Vorwurfs tilgt und das schreiendste Unrecht in Recht verwandelt.

Es ist interessant, auch die übrigen Gründe kennen zu lernen, welche man anführte, um die Unbedenklichkeit der Conversion wahrscheinlich zu machen. Man berief sich darauf: 1) „daß die Prinzessin im evangelischen Glauben wohl gegründet sei, ihren Katechismus und andere evangelische Bücher behalten werde und die Freiheit erhalten möchte, daß sie mit Anrufung der Heiligen und anderen Gewißenslasten und Menschengeboten verschont bleibe und in ihrem Herzen auf gut evangelisch Gott diene; 2) daß auch durch diese Alliance dem gemeinen Wesen, ihrem fürstlichen Hause und der evangelischen Kirche noch großer Nutzen geschafft werden könne, sonderlich zu dieser Zeit, da ein und ander auch wohl hohes Haupt sowohl von Römisch-katholischer, als von den andern Religionen viel gelinder und für den Kirchenfrieden beßer gesinnt sei, denn zu unsrer Väter Zeiten; 3) daß zwischen den Römisch-katholischen und Protestanten kein dissensus fidei fundamentalis vorhanden, sondern nur zwischen beiden super aliquibus additamentis und quaestionibus juxta annatis oder, wie andre härter reden, nur ein Pfaffenstreit sei, warum sich eine Prinzeß und andre wenig zu bekümmern hätten; 4) daß es an dem Beifalle einiger evangelischer Theologen nicht fehle, die so wenig der Princeß diese Heirat widerriethen, als sie glaubten und lehrten, daß die drei im Römischen Reiche geduldeten Religionen in fundamento fidei getrennt und spännig seien."

Nicht minder interessant ist es, den Standpunkt der katholischen Unterhändler kennen zu lernen, welche sich hier so weitherzig als möglich zeigten. Der eigentliche Glaube der Römischen Kirche schien nach ihren Erklärungen mit der lutherischen Lehre in gar keinem Gegensatze zu stehn. Die Hauptsache schien das zu sein, was ein Katholik öffentlich zur Bezeigung seiner Religion verrichten müßte. Dahin gehörte: „1) Er ist schuldig,

alle Sonn- und Feiertage das Amt der h. Meſſe, und zwar knieend, zu hören. 2) Alle Freitage und Samstage ſich vom Fleiſcheßen zu enthalten. 3) Alle gebotenen Faſttage, wenn es die Kräfte zulaßen, zu halten oder, wenn es die Kräfte nicht zulaßen, um Diſpenſation zu bitten, welche leicht zu erhalten. 4) Wenn vom Pabſte ein Jubiläum oder allgemeiner Ablaß verliehen wird, iſt man zwar nicht ſchuldig, ſolches zu verdienen, es würde aber ärgerlich ſein, wenn man ſolchen ſich nicht theilhaftig machen thäte. 5) Iſt er ſchuldig, alle Jahr, und zwar um die öſterliche Zeit, einmal zu beichten und zu communiciren. 6) Die Verehrung der Heiligen und deren Bildnis iſt nicht aus der Acht zu ſetzen, ſonderlich wenn man ſolche nennet, z. B. die heilige Mutter Gottes, die heilige Jungfrau und nicht bloß die Maria."

Wer konnte von dem unbefeſtigten Gemüthe der jugendlichen Prinzeſſin erwarten, daß ſie den verwirrenden Reden evangeliſcher Unionstheologen und den beredten Gründen katholiſcher Miſſionare auf die Dauer Widerſtand geleiſtet hätte? Nach langem Widerſtreben willigte Eliſabeth Chriſtine ein, und Anton Ulrich ſchrieb an ihre Mutter, die Herzogin Chriſtine Luiſe: „Auf den Sonntag iſt Marien Verkündigung, da muß Lisbeth Meſſe hören und nicht die geringſte ombrage geben, als wenn Dr. Luther noch mit ihr courtiſirte, wie man bereits zu Wien hat ausgebracht. Auch erhellt aus den Wiener Relationen, wie die Kaiſerin ſo ſchön tanzen kann. Wird alſo nöthig ſein, daß ſich die Prinzeſs Lisbeth die kurze Zeit allhie auch fleißig übe, Kapriolen zu machen." Bald darauf traf in Wolfenbüttel ein Geſandter aus Wien ein, der die fünfzehnjährige Prinzeſſin nach Bamberg geleitete, wo ſie am 1. Mai 1707 von dem Biſchofe Lothar Franz, der zugleich Kurfürſt von Mainz war, in den Schooß der Römiſchen Kirche aufgenommen wurde. Zum Glück brachte ſie nach Wien noch etwas mehr mit, als die in Eile eingeübten „Kapriolen". In einer glücklichen Ehe mit dem nachmaligen Kaiſer Karl VI., dem letzten männlichen Sproßen des Habsburgiſchen Hauſes, vergaß ſie die Thränen, welche ſie in Wolfenbüttel geweint hatte, und man entſann ſich in Wien keiner ſchönern und liebenswürdigeren Kaiſerin, als dieſer Welfentochter, der Mutter Maria Thereſias.

Da die Jesuiten sich das Gutachten des Fabricius, in welches die meisten übrigen Helmstedter eingestimmt hatten, zu verschaffen wußten und dasselbe in einer ihrer Zeitschriften veröffentlichten, so machte die Conversion Elisabeth Christinens unter den protestantischen Theologen und Staatsmännern großes Aufsehn. Besonders in England. Es konnte der dortigen antikatholischen Partei, welche der kurfürstlichen Familie in Hannover die Aussicht auf den Englischen Thron eröffnet hatte, nicht gleichgültig sein, daß auf der Universität Helmstedt, welche so gut für Hannover als für Wolfenbüttel Landesuniversität war, so gefährliche Grundsätze wie die bei dieser Gelegenheit an den Tag gekommenen gelehrt wurden. Der Kurfürst Ernst August, der dies erkannte, that daher die nöthigen Schritte, um jedem Vorwurfe vorzubeugen, daß das Haus Hannover auf einer von ihm abhängigen Hochschule den Katholicismus begünstige. Auch hier mußte nun Leibniz wieder als Rathgeber und Vermittler thätig werden und auf Befehl des Hofes das rückgängig zu machen suchen, was er zuvor selbst mit angebahnt hatte. Er, der sich ganz mit den Helmstedtern eines Sinnes wußte und die größere Hälfte seines Lebens für die Reunion der Protestanten und Katholiken gewirkt hatte, sah sich jetzt genöthigt, die „Moderation" der Helmstedter zu bekämpfen. Leibniz fühlte den Widerspruch, in welchem er sich bewegte; aber er wußte sich weltklug darein zu schicken. „Ungereimt wäre es zwar," schrieb er unterm 15. October 1708 an Fabricius, „aus einem Responsum ein Argument gegen die Thronfolge Hannovers zu machen; aber du weißt, daß bei den Unerfahrenen, wie allezeit der große Haufe ist, zuweilen noch ungereimtere Dinge Geltung finden. Unser ganzes Recht auf Großbrittanien ist in der Ausschließung und in dem Hasse der Römischen Religion begründet. Daher müßen wir mit Recht alles vermeiden, wodurch wir gegen Römisch-Katholische lau erscheinen würden." Allerdings „mit Recht" für den, bei welchem nicht Gewißensgründe, sondern politische Motive bei dergleichen Fragen den Ausschlag geben. So ward auch den Helmstedtern nur ihr „Recht", wenn sie gezwungen wurden, ihr früheres Votum öffentlich zu widerrufen. Fabricius, der eigentliche Stimmführer der Helmstedter, suchte sich durch neue Künste

aus der Klemme herauszuwinden. Indes ſah er ſich im Jahre 1709 genöthigt, ſeine Entlaßung als Profeſſor zu nehmen.

Ein Jahr ſpäter erfüllte Anton Ulrich das Verſprechen, das er ſeiner Enkelin gegeben hatte, ihr bald nachfolgen zu wollen. In den erſten Tagen des Jahres 1710 legte er zu Braunſchweig mit großer Heimlichkeit in Gegenwart von nur zwei Zeugen das Römiſche Glaubensbekenntnis ab. Aber noch am Karfreitage desſelben Jahres wurde er öffentlich im Dome zu Bamberg von demſelben Kurfürſten von Mainz, der ſeine Enkelin aufgenommen hatte, als Mitglied der katholiſchen Kirche eingeſegnet, nachdem er den Landſtänden die Erklärung gegeben hatte, daß die Landeskirche durch ſeinen Uebertritt in ihren Rechten nicht verkürzt werden ſollte. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß ſein Verhältnis zu Leibniz dadurch nicht alterirt wurde. Beide blieben gute Freunde, bis Anton Ulrich im Jahre 1714 durch den Tod abberufen wurde.

Von Wolfenbüttel wenden wir uns nach Petersburg, wo Peter der Große angefangen hatte, der Schöpfer einer neuen Welt zu werden, und in Leibniz einen Rathgeber für ſeine Pläne in Civiliſation und Geſetzgebung ſuchte. Vermittelt wurde dieſe neue Beziehung durch Leibnizens alten Freund, den Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel. Im Herbſt des Jahres 1707 lief nämlich am Wolfenbüttelſchen Hofe ein Schreiben ein, welches den Antrag zu einer Verbindung des Czariſchen Thronfolgers Alexei Petrowitſch mit einer der Töchter Ludwig Rudolfs enthielt. Anton Ulrich war durch dieſen Antrag, welcher die Verwandtſchaft mit einem zweiten Kaiſerhauſe in Ausſicht ſtellte, aufs höchſte überraſcht. Zwar hatte die Sache ihre großen Bedenken; allein Anton Ulrichs Ehrgeiz ließ ihn darüber hinwegſehn, und da man ſich wegen Charlottens bereits mit dem Schwediſchen Geſandten in Unterhandlung eingelaßen hatte, ſo beſtimmte man dem Ruſſiſchen Thronfolger die jüngere Prinzeſſin Antoinette Amalie. Dieſe, welche ſich am Sächſiſchen Hofe aufhielt, wurde durch die Benachrichtigung über die ihrem Leben geltende Verhandlung noch tiefer erſchüttert, als einſt ihre Schweſter Eliſabeth Charlotte. Selbſt durch den Zuſpruch ihres geiſtlichen Rathes konnte ſie die erforderliche Faßung nicht wieder gewinnen. Allein es war nun einmal die Zeit, wo Deutſche

Prinzessinnen, um mit der Herzogin von Orleans zu reden, als politische Opferlämmer galten. Auch Charlotte mußte sich fügen. Ward ihr dabei einige Beruhigung, so geschah es durch die Versicherung, daß sie in ihrem Glauben unbeirrt bleiben und ein Deutsches Gefolge nach Rußland mitzubringen nicht verhindert werden sollte. Das Beilager fand am 25. October 1711 in Torgau statt, wo sich damals der Sächsische Hof aufhielt. Es ist bekannt, daß Charlotte bei dem verwilderten Alexei Petrowitsch das Glück nicht fand, das ihrer Schwester Elisabeth Christine in der Fremde zu Theil geworden war, und daß sie früh, am 21. October 1715, ihrem Geschicke erlag.

Zu der Hochzeit in Torgau kamen beide Großväter des Brautpaares, Peter der Große und Anton Ulrich, und im Gefolge des letzteren befand sich auch unser Leibniz. So bekam dieser Gelegenheit, sich dem Manne zu nähern, der auch den nordischen Colosß in die Reihe der civilisirten Staaten zu erheben mit Eifer bemüth war.

Schon früher war Leibniz den Plänen und Unternehmungen Peters des Großen mit Theilnahme und Aufmerksamkeit gefolgt. Wir wißen, mit welcher Entschiedenheit sich Leibniz im Jahre 1669, als es sich um die Wahl eines Polnischen Königs handelte, gegen die Einflüße der Russischen „Barbarei" aussprach. Später, als sein Freund Hiob Ludolf für die Civilisation Abyssiniens arbeitete, stieg der Wunsch in ihm auf, daß mit Rußland ein ähnliches geschehen möchte. Leibniz schrieb darüber im Anfange des Jahres 1696 an den obengenannten Freund: „Wäre doch jemand vorhanden, welcher bei den Moscowitern dasselbe ausrichtete, was Du bei den Aethiopiern! Wenn dieses unermeßliche Reich in der Weise des gebildeten Europa regiert würde, so würde die Christenheit mehr Nutzen von demselben schöpfen. Doch es ist Hoffnung vorhanden, daß sie nach und nach erwachen werden. Wenigstens erkennt der Czar Peter die Fehler seiner Landsleute und will, daß jene Barbarei nach und nach abgeschafft werde. Er besitzt, sagt man, einen lebhaften, doch etwas zu feurigen Geist." Schon im folgenden Jahre sollte Leibniz Gelegenheit haben, den berühmten Russischen Autokraten von Angesicht zu Angesicht wenigstens zu sehen. Da Peter der Große als Mitglied seiner eignen Gesandtschaft durch

Hannöverſches Gebiet reiſte, ſo gewährte er dem Hofe der Kurfürſtin eine Zuſammenkunft auf dem Schloße Coppenbrügge.*) Auch Leibniz war dabei zugegen, freilich ohne ſich ihm perſönlich nähern zu können. Den Eindruck jedoch, den er im Allgemeinen davontrug, ſchildert er in einem Schreiben an Thomas Burnet vom 24. Auguſt 1697 folgendermaßen: „Bei Gelegenheit der Moskowiter muß ich Ihnen von der großen Geſandtſchaft dieſes Reiches ſprechen, wobei der Monarch ſich incognito befindet. Wir haben ſie im Vorbeigehn in der Nachbarſchaft geſehn. Obgleich dieſer Fürſt unſre Manieren nicht hat, ſo hat er deſſen ungeachtet viel Geiſt. Der Czar, welcher ein wenig Holländiſch und Deutſch ſpricht, hat den Kurfürſtinnen von Brandenburg und Hannover, welche mit ihm in dem Schloße Coppenbrügge zu Abend aßen, geſagt, daß er fünfundſiebzig Kriegsſchiffe bauen laße, welche er auf dem ſchwarzen Meere gebrauchen will. Er denkt jetzt nur daran, die Türken zu beunruhigen. Sein großes Vergnügen macht das Seeweſen aus, welches er gelernt hat und aus dem Grunde lernt, da er die Abſicht hat, ſich zum Herrn des ſchwarzen Meeres zu machen.“

Leibnizens Zuſammenkuuft mit Peter dem Großen zu Torgau im Jahre 1711 hatte einen andern Verlauf, weil die ganze Lage eine andre war. Peter hatte ſeit dem Siege über Karl XII.**) bei Pultawa ſeine Entwürfe mit einer Kühnheit und Gewandt-

---

*) Seitdem ſtand er mit dem Hannöverſchen Hofe in vielfachen Beziehungen. Noch im Jahre 1713 beſuchte er Herrenhauſen, wohin er ſich vornehmlich durch die Kurfürſtin Sophie gezogen fühlte.

**) Auch ihn ſah Leibniz im Jahre 1707 im Schwediſchen Lager zu Altranſtedt bei Leipzig, wohin ihn eine politiſche Miſſion führte, jedoch ohne eine Unterredung mit ihm zu haben. Leibniz ſchreibt darüber in einem Briefe an den Engliſchen Lord Raby: „Ich ſah ihn zu Mittag ſpeiſen. Dies dauerte eine halbe Stunde, aber Se. Majeſtät ſprach kein Wort und hob nur einmal die Augen auf, als ein junger Würtembergſcher Prinz zu ſeiner Linken mit einem Hunde Kurzweil trieb, was er auf dieſen Blick ſofort einſtellte. Da ich über eine Woche auf ſeine Rückkehr gewartet hatte, ſo konnte ich mich nicht länger verweilen, obg eich man mir Hoffnung machte, daß ich bei Sr. Majeſtät Audienz haben könnte. Aber was hätte ich ihm ſagen können? Sein Lob hört er nicht gern, ſelbſt das wahre nicht; und von Geſchäften ſpricht er nicht.“

heit verfolgt, welche alle Welt in Erſtaunen ſetzte. Indes blieb für die Civiliſation Ruſslands noch ungeheures zu thun übrig, und Peter benutzte jede Gelegenheit, um ſich ſelbſt zu unterrichten und die geeigneten Kräfte für ſeine Unternehmungen zu gewinnen. So war denn nicht zu fürchten, daß Leibniz auch in Torgau, wie in Coppenbrügge, unbeachtet blieb. Der große Herrſcher nahm den großen Weltweiſen mit entgegenkommender Freundlichkeit auf und bewies die Schärfe ſeines Blicks auch darin, daß er in Leibniz ſofort den Mann erkannte, der mehr als irgend ein andrer geeignet war, ſeine civiliſatoriſchen Pläne zu fördern. Peter lud Leibniz ein, ihm in jene Regionen zu folgen, wo noch ein ſo ungeheures Gebiet durch die Waffen des Gedankens der Barbarei zu entreißen war. Und man muß geſtehn, wenn irgend ein Zeitgenoße ihm bei der Organiſation ſeines großen Reiches hülfreiche Hand leiſten konnte, ſo war es Leibniz, der Mann, welcher damals gleichſam der Haupterbe aller Schätze des von der Vorwelt errungenen Wißens war und welcher das ihm verliehene Pfand nicht zu vergraben, ſondern friſch und kräftig damit zu wuchern und für die Zukunft zu arbeiten von frühſter Jugend an gewohnt war.

Leibniz jedoch konnte der Einladung des Czaren nicht Folge leiſten, ſondern ſah ſich aus mehrfachen Gründen bewogen, für die ihm gemachten glänzenden Anerbietungen zu danken. Aber der Aufforderung Peters, auch von Hannover aus für die Begründung der Bildung und für die Förderung der Wißenſchaft in Rußland nach Kräften behülflich zu ſein, lieh er ein williges Ohr. Auch legte er ſogleich voll Eifer Hand an das große Werk. In kurzer Zeit ließ er dem Czaren mehre Vorſchläge und Entwürfe überreichen, von denen drei noch vor dem Jahre 1712 abgefaßt ſind. Auch ſprach er noch am Ende des Jahres 1711 in mehren Briefen ſeine Freude aus, daß der Czar ihm ſeine volle Unterſtützung für die phyſikaliſchen und ſprachvergleichenden Unterſuchungen zugeſagt hatte, welche von Leibniz längſt auch auf das Ruſſiſche Reich ausgedehnt waren. So ſchrieb er unterm 14. December an La Croze*): „Ich habe die

*) Er war 1661 zu Nantes geboren und lebte ſeit ſeinem Uebertritte zur proteſtantiſchen Kirche als königlich Preußiſcher Rath, Antiquar und Bibliothekar in Berlin, bekannt durch mehre hiſtoriſche Schriften über das

Ehre gehabt, zu Torgau mit dem Czaren zu reden und Se. Majestät wird in seinen ungeheuren Reichen magnetische Beobachtungen anstellen laßen. Er scheint auch bereit, andre Untersuchungen zu begünstigen, und wenn Sie Punkte in Rußland, in Sibirien und selbst in China angeben wollen, welche es verdienten untersucht zu werden, so hoffe ich, daß dieser Monarch Befehl geben wird, uns zu begünstigen." Und an Fabricius berichtete er fast gleichzeitig: „Ich habe einen Ausflug nach Torgau gemacht, nicht sowohl wegen der Festlichkeiten der Vermählung, als um den großen Czaren der Russen zu sehen, und dies reut mich nicht; denn außerordentliche Eigenschaften besitzt dieser große Fürst. Er wird auf mein Erinnern Sorge tragen, daß in seinem unermeßlichen Reiche Beobachtungen über die maguetische Declination angestellt werden." Schon im Anfange des folgenden Jahres, den 16. Januar 1712, schrieb Leibniz an den Russischen General-Feldzeugmeister Lesczinsky, um dem Czaren einen geschickten Arzt und Naturforscher zu empfehlen. Auch in diesem Briefe redet er von der Neigung dieses Monarchen zur Beförderung gründlicher Wißenschaft, und versichert, daß dies allezeit der Hauptzweck auch seines Lebens gewesen sei. Nur habe es ihm an einem großen Herrn gefehlt, der den Willen gehabt, sich eben dieser Sache genugsam anzunehmen. Einen solchen glaubte er nun endlich in Sr. Russischen Majestät gefunden zu haben, als die in Dero großem Reiche gar leicht und fast ohne Mühe und Kosten die vortrefflichsten Anstalten dazu machen könnte, wobei er nachdrücklich zu dienen wünschte. Denn Se. Czarische Majestät würde durch solch hochlöbliches Vorhaben unzähligen Menschen zu statten kommen, ja des ganzen menschlichen Geschlechts Glückseligkeit vermehren, wozu Bibliotheken, Observatorien, vornehmlich aber auserlesene Leute erforderlich wären.

Man sieht aus solchen Aeußerungen, was für Hoffnungen Leibniz auf den Beherrscher des Russischen Reiches baute, und wie er mit jugendlichem Eifer darüber aus war, auch diese neue Provinz, die sich vor ihm aufthat, mit den Waffen des Geistes

Christenthum in Indien, Aethiopien und Armenien. Da auch Leibniz sich in gleicher Weise für die Asiatischen Sprachen interessirte, so hatte er La Croze schon im Jahre 1709 aufgefordert, seine Wünsche in dieser Beziehung auszusprechen, die er dann dem Fürsten Kurukin vorlegen wollte.

zu erobern und seinen Plänen dienstbar zu machen. In der That hegte auch Peter der Große, welchem der hohe Geist unsers Leibniz aufgegangen war, von dessen Theilnahme an seinen civilisatorischen Bestrebungen große Erwartungen. Als der Czar im Sommer 1712 in Karlsbad weilte, lud er Leibniz zu einer zweiten Zusammenkunft dahin ein und ernannte ihn dann, als er der Einladung Folge leistete, zu seinem Geheimen Justiz-Rath mit einer jährlichen Pension von tausend Speciesthalern.*)

Von Karlsbad begleitete Leibniz Peter den Großen nach Dresden, wo er so lange warten mußte, bis er auf das Schreiben des Herzogs von Braunschweig, das er überbracht hatte, Antwort erhielt. In der Zwischenzeit richtete er an Peter den Großen einen Brief, der allerlei interessante Vorschläge und Erörterungen enthielt. „Die Götter dieser Welt," sagt er dem Czaren, „oder die Ebenbilder der Macht Gottes, nämlich die souverainen Monarchen, müßen das Modell ihrer Regierung nach der Regierung Gottes einrichten, wollen sie anders die süßen Früchte eines blühenden Reiches genießen. Es scheint, daß Ihre Großczarische Majestät von dieser Wahrheit sattsam überzeugt sind, und ich bekenne frei, daß ich unter die Zahl derjenigen gehöre, welche zu der Wohlfahrt Ihres Reiches alles, was in ihrem Vermögen steht, beizutragen geflißen sind." Dann schlägt er neun Collegia vor, welche zu errichten wären, und beschreibt ausführlich das Gelehrtencollegium. Auch regt er den Plan an, eine Academie der Wißenschaften in Petersburg zu stiften, worüber er ohne Zweifel schon in Karlsbad sich mündlich mit dem Czaren

*) In einem Briefe an Orban vom 12. December 1712 sagt Leibniz, er sei reich beschenkt (magnifice donatus) von Karlsbad weggegangen. Er kam dorthin mit einem Creditive von Anton Ulrich, worin es heißt: „Ew. Czarischen Majestät habe ich den Geheimen Rath von Leibniz in Torgau recommandirt, und gern vernommen, daß Ew. Majestät ihn zu gebrauchen gesonnen. Weil er nun anjetzo Ew. Majestät aufwarten wird, so habe ich ihm dieses Schreiben mitgegeben und ihm aufgetragen, Ew. Majestät meiner steten und vollkommenen Ergebenheit und Dienstbegierde zu versichern. Und weil er nicht nur in den Wißenschaften, sondern auch in gegenwärtigem Lauf der Affairen nicht wenig versirt ist, so wird er Ew. Majestät auch darin nützlich sein und gebraucht werden können, zumal da er aus Karlsbad nach dem kaiserlichen Hofe gehen sollte; denn man ihm etwas geheimes zu verrichten anvertrauen kann. Und weil er meinetwegen etwas insonderheit desfalls vorzubringen hat, so ersuche Ew. Majestät, ihn darüber zu hören und hören zu laßen."

beſprochen hatte. Später reichte er zu dieſem Zwecke einen ſchriftlichen Entwurf ein, deſſen Ausführung er aber nicht mehr erlebte.

Nachdem Leibniz ſich in Dresden von Peter dem Großen verabſchiedet hatte, wandte er ſich im November 1712 nach Wien. Doch blieb ſein Blick von jetzt an beſtändig nach Oſten gerichtet. Peter der Große hatte ihm in ſeiner Beſtellung als Geheimer Juſtizrath die Mittheilung aller Nachrichten zugeſagt, die zur Beförderung der Studien und Wißenſchaften in ſeinem Lande nothwendig und dienlich wären. Auch hatte er verſprochen, daß er auf Leibnizens Vorſchläge und Empfehlungen eine beſondere Rückſicht nehmen wollte. Leibniz hatte ſich dies gemerkt. Wo nur irgend eine merkwürdige oder wichtige Entdeckung in Europa der Unterſtützung oder Aufmunterung bedurfte, wandte ſich Leibniz an Peter den Großen. Auch ſandte er immer neue Denkſchriften und Vorſchläge ein, welche es auf eine Neugeſtaltung des Ruſſiſchen Coloſſes abgeſehn hatten. Doch mußte Leibniz bald inne werden, daß auch Peter der Große der Mann nicht war, den er endlich in ihm gefunden zu haben glaubte. Denn durch ſeine unaufhörlichen Reiſen und Feldzüge wurde Se. Czariſche Majeſtät viel zu ſehr in Anſpruch genommen, als daß er ſich eingehend mit den Plänen des Deutſchen Philoſophen hätte beſchäftigen oder gar dieſelben zur Ausführung hätte bringen können. Die Ruſſiſchen Staatsmänner aber, an welche Leibniz zunächſt gewieſen war, ſchenkten ihm wenig Theilnahme. Seine Briefe, in denen er ſich Auskunft über wichtige Fragen erbat, blieben unbeantwortet. Leibniz ſah ſich daher genöthigt, ſich in einem Briefe vom 26. October 1713 wieder an den Czaren ſelbſt zu wenden, ihm die Probleme aufzuzählen, welche er in der Zwiſchenzeit zu löſen bedacht geweſen, und ihm die Perſonen zu nennen, an die er ſich umſonſt mit der Bitte um Nachricht gewandt hatte. Wir erfahren aus dieſem Briefe unter andern, daß Leibniz darauf gedrungen hatte, „der uralten Griechiſchen Kirche Monumente, Schriften und Concilien mehr und mehr aus dem Staube der Vergeßenheit hervorzuſuchen.“ Auch erinnert er den Czaren an ſeine ſprachvergleichenden Studien, über die er ſchon von Wien aus unterm 18. December 1712 berichtet hatte, und wiederholt den Vorſchlag, die vielen, bis dahin theils

unbekannten, theils unausgebildeten Sprachen des Ruſſiſchen Reiches und der angränzenden Länder ſchriftbar zu machen. Zu dem Ende fordert er den Czaren auf, die zehn Gebote, das Vaterunſer, das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis und andre katechetiſche Stücke nach und nach in jene Sprachen überſetzen zu laßen, ut omnis lingua laudet Dominum (damit jede Zunge Gott lobe). Es würde ſolches nicht nur den Ruhm des Czaren vermehren, ſondern auch dazu dienen, daß das Chriſtenthum bei den betreffenden Völkern fortgepflanzt werde.*) In demſelben Briefe meldet er dem Czaren, daß er darauf bedacht geweſen ſei, ſich mit den weiſen Geſetzen des Czaren Alexei bekannt zu machen. Im folgenden Jahre 1704 ließ er dem Kaiſer zwei ausführliche Arbeiten überreichen, welche ſtaatswirtſchaftliche Gegenſtände behandelten. Die zweite derſelben, welche den Titel führt „Inſtruction für die Confiscations-Canzlei," bildet die Grundlage für einen im Jahre 1730 veröffentlichten Ukas, der dieſelbe Ueberſchrift trägt.

Kurz vor ſeinem Ende war es Leibniz noch einmal vergönnt, Peter den Großen zu ſehen und mehre Tage in ſeiner Umgebung zu weilen. Es war im Juli 1716 in Pyrmont, wo er ſich überreicher Gnade von der Czariſchen Majeſtät erfreute. Auch in Herrenhauſen, wo Peter bald darauf zwei Tage zubrachte, blieb Leibniz an ſeiner Seite. Er war erfüllt von Bewunderung, wie er ſich ausdrückt, nicht nur über die Humanität, ſondern auch über die reichen Kenntniſſe und das ſcharfe Ur-

*) Einen ähnlichen Gedanken ſpricht Leibniz ſchon im Jahre 1697, als Peter der Große von Holland aus auch England beſuchte, in einem Briefe an Thomas Burnet aus. „Ich bin ſehr erfreut, heißt es da, zu hören, daß der Czar Vergnügen daran gefunden hat, Euch zu hören und die Ceremonien der Engliſchen Kirche zu ſehn. Ich weiß nicht, ob man den Aufenthalt dieſes Monarchen nicht benutzen könnte, um die Kenntniſſe der gereinigten Religion bis China zu tragen, weil die Staaten des Czaren die Tartarei berühren, welche dem Chineſiſchen Monarchen unterworfen iſt, und weil der Eintritt in China von dieſer Seite offen iſt, wie man aus den Einzelheiten abnehmen kann, welche ich in den Novissima Sinica habe drucken laßen. Es ſcheint, daß es die Ehre und Pflicht der Proteſtanten erfordert, nicht zu leiden, daß die Römiſche Partei ſich allein der Miſſionen dieſes Reichs bemächtigt. Ich glaube ſelbſt, daß der Verkehr der beiden Nationen Vortheil davon ziehen würde; denn wenn man vorzugsweiſe das Reich Gottes ſucht, ſo pflegen die Nebenſachen (les choses accessoires) von ſelbſt zu folgen.

theil des Ruſſiſchen Herrſchers. Auch ließ er für denſelben ein Exemplar ſeiner Rechenmaſchine, und zwar mit weſentlichen Verbeßerungen, bei einem Mechanikus in Zeitz arbeiten, wohin er ſich ſelbſt begab, um die Sache zu betreiben. Dieſe Maſchine ſollte dazu dienen, einſt mit einer Geſandtſchaft als Geſchenk zum Kaiſer von China oder einem andern großen Monarchen zu gehen. Doch iſt es kaum wahrſcheinlich, daß ſie noch vollendet wurde. Denn in einem Schreiben an den Leibarzt des Czaren Areskin, vom 13. Auguſt 1716, bat Leibniz dieſen, ſeinem Herrn zu ſagen, daß die arithmetiſche Maſchine ſtark vorwärtsſchreite. Kurz vorher, am 22. Juni 1716, hatte er an den Ruſſiſchen Vicecanzler Baron von Schafirow, geſchrieben und dieſem eine ganze Reihe von civiliſatoriſchen Zwecken aufgezählt, zu deren Erreichung der Czar ein Großes beitragen könnte, nämlich

1) zum Licht in der alten Hiſtorie durch Beobachtung aller Sprachen;
2) zur Ausbreitung der chriſtlichen Religion, wenn nämlich der Czar durch bequeme Miſſionare den Völkern das chriſtliche Glaubensbekenntnis bekanntmachen ließe;
3) zur Verbeßerung der Schifffahrt durch magnetiſche Unterſuchungen;
4) zur Beförderung der Aſtronomie durch aſtronomiſche Beobachtungen und Inſtrumente;
5) zur Verbeßerung der Geographie durch Einziehung von Erkundigungen über die Frage, ob Aſien und Amerika zuſammenhiengen oder nicht;
6) zur Vermehrung der Phyſik betreffend das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, wenn nämlich nicht nur aus dem Ruſſiſchen Reiche, ſondern auch aus den Nachbarländern, beſonders aus dem Oriente, alle ſonderbaren Species angeſchafft würden;
7) zur Verbeßerung aller Künſte und Wißenſchaften, wenn der Kern von allen Facultäten und Disciplinen ins Ruſſiſche gebracht und die Handwerke und Profeſſionen von allerhand Art auf Befehl des Czaren gründlich beſchrieben würden.

In dieſer Weiſe fuhr Leibniz fort, bis kurz vor ſeinem

Tode, seine anfänglichen Pläne zu verfolgen. Obwohl er die ihm zugesagte Unterstützung nicht fand, blieb er dennoch unverdroßen und unentmuthigt, und es ist zu bewundern, daß er auch als Greis noch eine Zähigkeit und Ausdauer in der Verfolgung seiner Ideen an den Tag legte, die mancher nicht einmal in jungen Jahren aufweisen kann.*)

In Dresden haben wir Leibniz schon im Gefolge Peters des Großen gesehn. Auch zu dem Sächsischen Hofe hatte er persönliche Beziehungen, und der Kurfürst von Sachsen, König August von Polen, gehörte zu den Fürsten, die ihm ihr persönliches Wohlwollen schenkten. Der König-Kurfürst hörte um so lieber von Leibniz, als derselbe, wenn er auch in Hannover seine eigentliche Heimat gefunden hatte, von Geburt ein Sachse war und seine Sächsische Abstammung nie verleugnete. Zwei Männer waren es, welche Leibnizens Beziehungen zum Sächsischen Hofe vermittelten. Der eine war der Sächsische General Graf Flemming, welchen Leibniz bei seinen häufigen Besuchen in Berlin hatte kennen lernen. Er berichtete dem König August von Leibnizens Entwürfen zur Gründung einer Societät der Wißenschaften, welche in Berlin bisher so mangelhaft zur Ausführung gekommen waren. Der König gieng mit Lebhaftigkeit auf die Sache ein, und sein Eifer wurde noch erhöht, als er Leibnizens lettre sur l'education d'un prince kennen lernte, wovon gleich weiter die Rede sein wird. Der zweite Mann am Sächsischen Hofe, mit dem Leibniz seit längerer Zeit in Verbindung stand, war der Beichtvater des Königs, der Pater Vota, ein geschickter Mathematiker, mit dem Leibniz wißenschaftliche Correspondenzen führte. Indes benutzte er diese Verbindung zuweilen auch im Auftrage seines Herrn zu politischen Zwecken. Wegen seines Einflußes auf den König wurde dem Pater Vota sogar von der Kurfürstin Sophie und ihrem Sohne, dem Kurfürsten Georg Ludwig, der Hof gemacht; er aber zeigte sich in seinen Briefen als schwärmerischer Verehrer der Kurfürstin Sophie und ihrer Tochter Sophie Charlotte. Im Anfange des Jahres 1703 reiste er über Berlin nach Hannover, wo er mit

*) Ich bedaure es, daß ein auf der hiesigen Bibliothek befindliches Buch von Professor Guerrier über „Leibniz und seine Zeit" mir, weil in Russischer Sprache geschrieben, nicht zugänglich ist.

Auszeichnung aufgenommen wurde. Ohne Zweifel kam auch zwiſchen Vota und Leibniz der Entwurf zur Gründung einer Societät der Wißenſchaften in Dresden zur Sprache, welchen Vota dem durch Liebe zu Künſten und Wißenſchaften ausgezeichneten Könige vortrug.

Die Beziehungen zwiſchen Leibniz und dem Sächſiſchen Hofe waren damals ſchon ſo weit gediehen, daß der Großkanzler Beichlingen unterm 23. Januar 1703 an Leibniz ſchrieb, der König-Kurfürſt wünſche ihn in ſeine Dienſte zu nehmen und überlaße es ihm, eine ihm geeignet erſcheinende Stellung vorzuſchlagen. Leibnizens Antwort beſtand darin, daß er den Plan einer Societät entwarf, welcher noch umfaßender war, als der von Berlin. Der König-Kurfürſt war bereit. Außer Flemming und Vota traten noch andre herzu, namentlich der Livländer Johann Reinhold von Patkul, der als Ruſſiſcher Geſandter in Dresden lebte und durch den ſich die Ausſicht auf Civiliſation Rußlands durch die Deutſche Wißenſchaft eröffnete. Die Sache gedieh im Jahre 1704 weiter und war fertig bis zum Abſchluße. Das Diplom der Stiftung, die Urkunde der Privilegien-Ausſtattung, die Aufforderung des König-Kurfürſten an die Vettern der Albertiniſchen Linie zum Beitritt, die Entwürfe der Verfügungen an Statthalter und Geheime Räthe, an das Oberconſiſtorium, die Beſtellung Leibnizens zum Präſidenten — alles war ausgearbeitet. In der letzteren hieß es: „deſſen Raths wir uns auch in andern Dingen bedienen wollen, ſo ſeiner jetzigen Herrſchaft nicht entgegen.“ Es fehlte allen dieſen Entwürfen nur eins: die Unterſchrift des König-Kurfürſten. Da kam der verheerende Schwedenſturm Karls XII, und wieder war Leibniz um eine ſchöne Hoffnung betrogen. Eckhard ſchreibt über dieſe Angelegenheit: „Im Jahre 1703 hatte Leibniz vor, des Königs Auguſti Majeſtät zur Aufrichtung einer Academie der Wißenſchaften in Dresden zu animiren, und ſollte ſelbige mit der Berliniſchen gleichſam correſpondiren. Der König war auch ſehr geneigt dazu. Er (nämlich Leibniz) ſandte mich dieſerwegen nach Polen, um durch den Pater Vota bei Sr. Majeſtät alles auszumachen. Doch wurde wegen der Troublen in Polen für diesmal nichts daraus.“ Es blieb alſo fürs erſte bei dem Entwurfe, von dem noch hervorzuheben iſt, daß auch

in ihm die Verbreitung des Chriſtenthums nach China durch die Länder des Ruſſiſchen Reiches wegen des guten Einverſtändniſſes des Königs von Polen mit dem Ruſſiſchen Czaren befürwortet wird. Außerdem iſt die Bedeutung bemerkenswerth, welche hier der Reform der Jugenderziehung, mit beſonderer Rückſicht auf den damals noch ſehr jungen Kurprinzen, beigelegt wird. Leibniz will zu der Erziehungsmethode des Franzöſiſchen Dauphins, welche ſich faſt ausſchließlich auf das Studium der Lateiniſchen und Griechiſchen Claſſiker gründete, das Gegenſtück in einem mehr realiſtiſchen Erziehungsplane aufſtellen. Er empfiehlt Abbildungen, Modelle, ein ſogenanntes Theater der Natur und der Kunſt, und verſchmäht kein Mittel, um die Einbildungskraft mit beſtimmten Vorſtellungen zu bereichern.

Was Leibniz hier, in dem Entwurfe einer Societät der Wißenſchaften, nur andeutete, das hatte er mehre Jahre vorher in einem ausführlicheren, erſt lange nach ſeinem Tode gedruckten Aufſatze: Project de l'Education d'un Prince (Vorſchlag der Erziehung eines Prinzen) erſchöpfend, wenigſtens den Grundlinien nach, dargeſtellt. Eine Abſchrift dieſer Arbeit übergab er dem Pater Vota für den König Auguſt zum Gebrauch für den Kurprinzen, ſeinen Sohn, gleichwie er einige Jahre vorher dieſelbe Schrift zum Behuf der Erziehung des Kurprinzen von Brandenburg dem Cabinetsſecretär Cuneau empfohlen hatte. Aus einem Briefe, den Leibniz 1715 an Sebaſtian Kortholt ſchrieb, wißen wir, daß Pater Vota die Schrift dem Könige Auguſt ſelbſt vorgeleſen und daß dieſer über einzelne Stellen derſelben ſeine beſondere Anerkennung ausgeſprochen hat. Ohne auf dieſes herrliche Geiſtesproduct, das auch in unſern Tagen noch alle Beachtung verdient, näher einzugehn, bemerke ich nur, daß Leibniz von der religiös-moraliſchen und Deutſch-nationalen Seite der Erziehung eines Fürſten mit Wärme und Nachdruck redet und die Forderung aufſtellt, daß ein Fürſt eben ſo ſehr an Wißenſchaft und Verdienſt über ſeinen Unterthanen ſtehe, als er ſie an Macht und Würde überrage.*)

*) Ich kann es mir nicht verſagen, als Probe der in dieſer Schrift herrſchenden Geſinnung hier wenigſtens folgenden Paſſus mitzutheilen: „In jedem Falle würde ich einen alten Herzog Ernſt (den Frommen) von Gotha, welcher in ſeiner Jugend Soldat geweſen, dann ſich auf die Bewirtſchaftung und

Noch auf ein Lieblingsproject unſers Leibniz müßen wir hier aufmerkſam machen, das er mit Eifer bis an ſein Ende verfolgte und für welches er auch den Sächſiſchen Hof zu gewinnen wußte. Dies war die Einführung des Seidenbaus in Europa, wovon er ſich für die Staatswirthſchaft großen Vortheil verſprach. „Er ſelbſt", berichtet Eckhard, „fieng in Hannover an, die Probe zu machen*), und bewog auch den Kurfürſten, dasſelbe zu thun. Die Seidenraupen arteten auch wohl in dieſen Landen; da er aber nicht ſelbſt auf alle Dinge ſah und keine tüchtigen Leute dazu gebrauchte, ſo hatte er mehr Schaden als Vortheil davon. Er ließ aber dennoch dies Wrrk nicht liegen, ſondern betrieb es bis ans Ende." Zu den Fürſten, welche Leibniz für die Beförderung des Seidenbaus zu gewinnen wußte, gehörte nicht nur der Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig und der König Friedrich I. in Preußen, ſondern vor allen der König Auguſt von Polen, von welchem Leibniz ein Privilegium erhielt, kraft deſſen ihm erlaubt war, in ganz Sachſen die ihm paſslich erſcheinenden Orte zur Zucht von Seidenraupen mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen. Leibniz unterließ es nicht, von dieſem Privilegium Gebrauch zu machen; allein der Erfolg entſprach den Erwartungen nicht, und die Pflanzungen in Sachſen verfielen allmählich wie die in den übrigen Ländern.

Von Dresden begleiten wir Leibniz ſchließlich nach Wien,

Aufſicht ſeines Staates legte, welchen er durch die Kriege zu Grunde gerichtet fand und den er durch ſeinen Fleiß wieder zur Blüthe brachte; welcher vor allem die Frömmigkeit und die Gerechtigkeit vor Augen hatte — ich ſage, ich würde einen ſolchen Fürſten dem geſchickteſten Fürſten der Welt vorziehn, welcher alle Wißenſchaften und alle Exercitien aus dem Grunde verſtände, welcher alle Sprachen redete, welcher alle ſchönen Manieren der Ausländer angenommen hätte, welcher in der Unterhaltung glänzte; aber welcher, nachläßig in der Sorge für die Geſchäfte und das Wohl derjenigen, deren Leitung Gott ihm anvertraut, um ſein Vergnügen nicht zu unterbrechen, ſich vor dem Geſchrei der Elenden die Ohren zuſtopfte und ohne von dem Vorwurfe ſeines Volks und dem Tadel ſeiner Familie und der Nachwelt ſich rühren zu laßen, den Staat in Verfall gerathen ließe — wovon ein „großer König" uns ein beklagenswerthes Beiſpiel geliefert hat."

*) Er hatte einen Garten vor dem Aegidienthore, den er vorzugsweiſe für die Zucht von Maulbeerbäumen beſtimmt hatte und wohin er oft ſeine Spaziergänge richtete.

um von seinen Beziehungen zu dem Oesterreichischen Kaiserhause einen zusammenhängenden, wenn auch kurzen Ueberblick zu gewinnen.

Leibniz hatte vom Anfange seiner Laufbahn an seine Blicke nach Wien gerichtet, und sein Kaiser, das geheiligte Haupt der Christenheit, nahm unter allen Sterblichen den ersten Platz in seinem Herzen ein. Zu wiederholten Malen regte sich in ihm der lebhafte Wunsch, in kaiserliche Dienste zu treten. Schon von Mainz aus knüpfte er Verbindungen mit Wien an, und von Paris unterhielt er dorthin eine lebhafte Correspondenz. Der Kaiser Leopold wußte damals bereits von dem zwanzigjährigen Leibniz. Ein Freund der Mathematik, hatte der Kaiser schon damals die Schrift de arte combinatoria gelesen, in welcher Leibniz die Grundlinien der Combinationslehre gezogen. Der Kaiser hatte sich lobend über die neuen Ideen des Verfaßers ausgesprochen und einem seiner Gelehrten den Auftrag gegeben, in Correspondenz mit Leibniz zu bleiben. Dies war Leibniz bekannt geworden und mußte in ihm den Wunsch nähren, dem Kaiser näher zu treten. Auch wurde schon damals der Gedanke ausgesprochen, daß Leibniz ganz dazu gemacht sei, die Stelle eines kaiserlichen Historiographen auszufüllen. Nach dem Tode des Herzogs Johann Friedrich wurde dieser Plan wieder angeregt; er fand auch die Billigung angesehener und einflußreicher Personen; dennoch sollte er, es ist ungewiss aus welchen Gründen, nicht zur Ausführung kommen. Leibniz hört dennoch nicht auf, für das Kaiserhaus die lebhaftesten Sympathieen zu haben und sie bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen. Mit höchster Ehrfurcht spricht er von dem Kaiser, Herz und Blick hat er stets nach Wien gerichtet, und dem dortigen Hofe sich nützlich zu machen, ist ein Wunsch, der bei den verschiedensten Gelegenheiten immer wieder zum Vorschein kommt. So versichert er z. B., daß seine Experimente, welche er im Harze zur Hebung des Bergbaues mache, im letzten Grunde nur darauf berechnet seien, schließlich dem Kaiser mit den gemachten Erfahrungen einen Dienst zu erweisen.

Bei dieser Anhänglichkeit an das Kaiserhaus mußte Leibniz den lebhaften Wunsch hegen, den kaiserlichen Hof kennen zu lernen und die Kaiserstadt zu besuchen. Dieser Wunsch sollte

nicht unerfüllt bleiben. Leibniz war fünfmal in Wien, nämlich in den Jahren 1688, 1690, 1700, 1702, und zuletzt vom Anfange des Jahres 1713 bis Ende Auguſt 1714.

Zum erſten Male ſah Leibniz die Kaiſerſtadt auf ſeiner Italieniſchen Reiſe, im Jahre 1688. Er kam dorthin als Beauftragter des Kurfürſten Ernſt Auguſt und fand eine Aufnahme, wie ſie ſeiner Stellung in Hannover und ſeinem Rufe als Gelehrter entſprach. Da er ſeine anhängliche Geſinnung an das Kaiſerhaus zu wiederholten Malen öffentlich ausgeſprochen hatte, ſo kamen ihm die kaiſerlichen Miniſter mit großem Vertrauen entgegen und liehen ſeinen Geſuchen und Vorſchlägen ein williges Ohr. Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß Leibniz ſchon damals Zutritt zum Kaiſer Leopold erlangte. Leibniz erlebte damals in Wien ein Ereigniſs, dem die ganze Stadt mit freudiger Spannung entgegenſah. Seit der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 waren die chriſtlichen Waffen ſo glücklich geweſen, daß im September 1688 im kaiſerlichen Feldlager eine Türkiſche Geſandtſchaft mit Friedensvorſchlägen erſchien. Das weckte in Leibniz die Erinnerung an jene Pläne, die er einſt mit Boineburg zur Vertreibung der Ungläubigen aus Europa ſchmiedete, und es belebte ſich in ihm von neuem die Hoffnung, daß dies herrliche Ziel auch jetzt noch zu erreichen ſtehe. Durchkreuzt wurde dieſe Hoffnung durch Ludwig XIV., welcher trotz des zwanzigjährigen Waffenſtillſtandes dem Kaiſer den Krieg erklärte, den Rhein überfiel und Philippsburg eroberte. Als Leibniz dieſen neuen Treubruch gewahrte, regte ſich in ihm wieder jener Geiſt des Unwillens und der ſittlichen Entrüſtung, der einſt den Mars christianissimus dictirt hatte. Damals überſetzte er für das Deutſche Volk eine Franzöſiſche Schrift Ludwigs XIII., welcher er den Titel gab: „Geſchwinde Kriegsverfaßung oder Verordnung, ſo weiland Ludwig XIII. ergehen ließ, um in der Eile Kriegsvölker zuſammenzubringen", und überſandte dieſelbe mit einer kurzen Zuſchrift dem Kaiſer. Damit noch nicht zufrieden, ſchrieb er ſeine Reflexionen über die Kriegserklärung, die Frankreich an das Reich gerichtet hatte. Es iſt wieder eine Geſinnungsſchrift, worin er ſeinen ganzen Abſcheu vor der friedensbrecheriſchen Politik Ludwigs XIV. ausſpricht. In dem zweiten Kapitel zeigt er, wie Frankreich von Schritt zu

Schritt ſich in Gewaltthätigkeiten überboten habe. Jedes Wort iſt hier durchdrungen von empörtem Rechtsgefühle und von dem Unwillen über das erlittene Unrecht, das über alles Maß hinausgeht. „Ich finde," ſagt Leibniz, „daß es Sache der Franzöſiſchen Politik iſt, die benachbarten Völker mit einer ſolchen Unzahl gewaltſamer Verletzungen zu überhäufen, daß die Klagen unmöglich mit dem erlittenen Unrecht Schritt halten können. Kann ein Meuchelmörder, welcher eine Menge Vorübergehender mit eigner Hand ermordet und andre Schandthaten vollbracht hat, wenn er fortfährt, die Zahl ſeiner Grauſamkeiten zu verdoppeln, eine im Verhältnis dazu erhöhte Strafe empfangen? Nur Gott vergißt nichts, nur er findet das rechte Maß; aber bei den Menſchen löſchen die letzten Frevel das Andenken der erſten faſt aus, und man gewöhnt ſich an dieſe Dinge. Es giebt keinen Vertrag, den Frankreich nicht in letzter Zeit auf das offenbarſte verletzt hat. Aber weil es aus dem Unrecht ſein Geſchäft macht, ſo wundert man ſich nicht mehr. Jedes Weſen muß nach den Geſetzen ſeiner Natur handeln. Warum hat man ihm vertraut? Der Einfall in die Spaniſchen Niederlande gegen die ausdrücklich beſchworne Verzichtleiſtung, der Krieg gegen Holland ohne den Schatten eines Grundes, der Friede von Nimwegen eben ſo ſchnell umgeworfen als geſchloßen — alle dieſe Handlungen erſcheinen ſchon nicht mehr ſo frevelhaft, als ſie ſind, ſeitdem man ſie durch größere Frevel überbietet. Das eben iſt das wahre Geheimnis, die häßlichſten Dinge zu verſchönern, daß man daneben unmittelbar ſolche ſtellt, die ohne Vergleich widerwärtiger ſind, ſo wie häßliche Weiber Affen oder Neger neben ſich haben. Der Verluſt von Straßburg oder Luxemburg hat die Klagen ſo vieler Fürſten, Grafen und freier Stände des unter das Joch geſchickten Reichs faſt vergeßen laßen. Jene Reunionen, ſo wenig ſie in Wahrheit ein wirkliches Recht hatten, ſollten doch wenigſtens noch dem Namen und Titel nach Recht heißen. Aber die Unerſättlichen, die alles für erlaubt halten, geben ſich damit nicht zufrieden. Man mußte das Unrecht weiter treiben und ſich jener wichtigen Städte bemächtigen ohne Rechtstitel, ohne auch nur einen Schein des Rechts noch anzunehmen. Wagten doch ſelbſt die

Reunionskammern von Metz und Breisach nicht, etwas gegen Straßburg zu beschließen, das geschützt war durch die ausdrücklichen Worte des Friedens von Münster. So blieb nichts über, als die reine Willkür, das Recht des Räubers (jus praedonis), der letzte Grund der Usurpatoren. Man könne, so hieß es, Straßburg und Luxemburg nicht entbehren; denn der König brauche diese Städte zur Sicherheit seines Reichs. Mit andern Worten: um beßer zu erhalten, was man geraubt, müße man noch mehr rauben. Schöner Grund! So erzeugt der Unsinn ein Heer von Unsinn und die Frevelthat eine Unzahl Frevel. Der Appetit kommt im Eßen. Sollte man glauben, daß die Ungerechtigkeit nach allem diesem noch höher steigen könnte? Sie hat dennoch eine höhere Stufe erklommen, und ich hoffe, daß dies die letzte sein wird. Nachdem sie alle Rücksichten der Menschlichkeit mit Füßen getreten, galt es den Himmel anzugreifen, und nachdem sie alle Gesetze der Ehre verletzt hat, blieb nur noch über, mit dem Christenthume zu brechen. Und das ist es, was man jetzt thut. Die Grundsätze des Wortes Gottes gelten für Ammenmärchen, und man glaubt, daß die Größe einer Macht nicht zum Ziele kommen kann, wenn man verpflichtet ist, Gott zu fürchten. Das ist der Weg, wie man durch eine seltsame Steigerung von einer Tugend zur andern schreitet, von der Dreistigkeit zur Frechheit und von der Ungerechtigkeit zur Gottlosigkeit."

Diese Worte bedürfen keines Commentars. Sie werden, obgleich in Französischer Sprache geschrieben, dennoch für alle Zeit ein beredter Ausdruck des Abscheus bleiben, den das Deutsche Volk zu allen Zeiten vor dem „Räuberrechte" der Usurpatoren empfunden hat und noch empfindet.

Mehrere Schriftsteller haben unserm Leibniz auch die officielle Antwort vindicirt, welche der Kaiser Leopold I. unterm 18. October 1688 auf das Französische Kriegsmanifest vom 24. September 1688 erließ, und der Franzose Foucher de Careil hat jene Schrift ohne weiteres als eine Arbeit von Leibniz in seine Oeuvres de Leibniz aufgenommen. Mehr Besonnenheit hat der Deutsche Herausgeber der Werke Leibnizens, Dr. Onno

Klopp, an den Tag gelegt. Er giebt die Uebereinſtimmung der Gedanken des Manifeſtes mit den Leibniziſchen zu, und will ſelbſt die Möglichkeit nicht beſtreiten, daß das Manifeſt von Leibniz verfaßt ſei. „Allein von dem Vertrauen des Kaiſers und ſeiner Räthe in Leibnizens gute Geſinnung und Befähigung bis zu der Uebertragung der Arbeit einer officiellen Staatsſchrift an den Hannöverſchen Hofrath, der zufällig in Wien verweilte, war doch noch ein weiter Schritt, der nicht wahrſcheinlich iſt ohne ein beſtimmtes äußeres Zeugnis. Leibniz war 1688 ein namhafter Gelehrter, in Wien bekannt und geachtet, aber doch darum noch nicht ein Mann von Europäiſchem Ruhm, wie ſpäter, ſo daß ſein Name die kaiſerliche Regierung hätte bewegen können, die Abfaßung eines Actenſtückes von ſolcher Bedeutung lieber ihm anzuvertrauen, als den eignen Räthen. Immerhin wäre es nicht unmöglich; aber der Beweis würde ein äußeres Zeugnis fordern.“ Da ein ſolches fehlt, auch da fehlt, wo man es am erſten erwarten müßte, nämlich in den Briefen, mit denen Leibniz den kaiſerlichen Miniſtern die vorhin beſprochene Beleuchtung des Franzöſiſchen Kriegsmanifeſtes überſendet, ſo iſt die Vermuthung, daß Leibniz bereits vorher zur Abfaßung eines wichtigen officiellen Actenſtücks verwendet ſei, doch ſehr zweifelhaft, und dies um ſo mehr, da Leibniz auf jene überſandte Schrift die offen ausgeſprochene Hoffnung gründet, auch ferner zu ſolchen Arbeiten verwendet zu werden. Vielleicht erklärt ſich die Uebereinſtimmung der Gedanken von Leibniz mit dem kaiſerlichen Manifeſte dadurch, daß der unbekannte Verfaßer desſelben zu den Männern in Wien gehörte, zu denen Leibniz bald in ein vertrautes Verhältnis trat, und daß dieſer den zu behandelnden Gegenſtand mit dem Verfaßer des Manifeſtes vor der ſchriftlichen Ausarbeitung desſelben mündlich durchgeſprochen hatte. Leibnizens Antheil an dem kaiſerlichen Manifeſte würde dann derſelbe ſein, wie der an der Rede, welche der Baron von Boineburg auf dem Polniſchen Reichstage hielt.

Wir ſehen, daß Leibniz während ſeines erſten Wiener Aufenthaltes ſich nicht bloß darauf beſchränkte, die Bibliotheken zu durchforſchen und hiſtoriſche Unterſuchungen anzuſtellen. Er wurde auch von der Politik hingenommen und war tief in die

politiſchen Tagesfragen verflochten. Daneben beſchäftigte ihn der Entwurf zur Gründung einer Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte, welche er unter die Protection des Kaiſers geſtellt zu ſehn wünſchte.

Schon als junger Mann, als er nach vierjährigem Aufenthalte in Paris nach Deutſchland zurückkehrte, hatte er ſich mit einem ähnlichen Plane getragen. Es war dies der Gedanke, eine Deutſche Societät zu gründen zum Zwecke der Anwendung der Naturwißenſchaften auf die Erforderniſſe des Lebens. „Wir wollen uns verbünden," ſo lauten ſeine Worte, „zu einer thatkräftigen Wißenſchaft, um Gott anzubeten in der Erforſchung ſeiner Werke und dem Vaterlande durch eine wahrhafte, weil thätige Liebe zu nützen. Wir wollen dies thun unter dem Zeichen des kaiſerlichen Adlers." Leibniz hatte ſich damals, als er dieſen Plan den Deutſchen Gelehrten vortrug, durch die Anonymität die Möglichkeit abgeſchnitten, der Mittelpunkt etwaiger Zuſtimmungen zu werden. Indeſſen hatte er den Grundgedanken ſeiner Seele nicht aufgegeben. Derſelbe kehrte jetzt, wo ſeine Hauptthätigkeit auf die Erforſchung der Geſchichte gerichtet war, in etwas veränderter Geſtalt wieder. Indem nämlich Leibniz ſeine Beſtrebungen für die Geſchichte des Welfenhauſes verallgemeinerte, kam er zu dem großartigen Plane einer kaiſerlich Deutſchen hiſtoriſchen Societät. Der Plan ſetzt als Hauptzweck die Ausarbeitung genauer und zuverläßiger Annalen der Geſchichte mit ſorgfältiger Beachtung der Gliederung der Deutſchen Stämme und der Vertheilung derſelben über die verſchiedenen Länder, wie mit zuverläßiger Angabe der Merkmale des Fortſchritts von der Barbarei zur Cultur, und beſonders mit genauer Berückſichtigung der Einführung des Chriſtenthums. Es ſollte genau angegeben werden der Urſprung der Kirche, die Gründung der Städte, die Ausbildung ihrer Verfaßung, das Wachsthum oder die Verringerung erlauchter Familien, die Uebertragung des Imperiums über die Chriſtenheit auf die Deutſche Nation und die Anerkennung dieſes Imperiums.

Leibniz legte dieſen Plan, den er auf ſeiner Durchreiſe durch Frankfurt mit ſeinem Freunde, dem berühmten Orientaliſten Hiob Ludolf, beſprochen hatte, in Wien vor, aber nicht ohne demſelben noch beſondre Gedanken hinzuzufügen. „Mir genügt

nicht," sagt er, „die Kenntnis der Vergangenheit an sich. Ich will zugleich Bedacht nehmen auch auf die Gegenwart und die Zukunft. Es ist mein Grundsatz, bei allen Dingen des Wißens auch nach dem Nutzen für das Gemeinwohl zu fragen. Und da hat sich meiner Beobachtung die Erfahrung aufgedrängt, daß die mangelhafte Kenntnis der Geschichte den Rechten des Reiches öfters zum Schaden gereicht hat. Die Rechte des Kaisers und des Reiches sind mannigfach verdunkelt, weil den Schriftstellern, die davon handeln, allzuoft die Archive nicht geöffnet gewesen sind. Diese Rechte sind festzustellen sowohl nach innen, als namentlich nach außen, gegenüber den fremden Nationen in Italien und sonst." Er geht dann weiter und fordert für die vorgeschlagene kaiserliche Societät die Aufsicht über alle historischen Arbeiten. Endlich verlangt er die Abfaßung einer Leopoldinischen Zeitgeschichte.

Die Antwort auf diese Vorschläge war der Antrag, Leibniz möge als Historiograph in kaiserliche Dienste treten. Es eröffnete sich damit für Leibniz die Aussicht auf eine Lebensstellung, welche seine Freunde bereits fünfzehn Jahre früher für ihn in Vorschlag gebracht hatten. Der Kaiser Leopold selbst besprach die Sache mit ihm. Allein der Antrag kam zu spät. Leibniz erwiederte, daß Ehre und Pflicht ihn bänden, zunächst seine Arbeiten für die Geschichte des Welfenhauses auszuführen. So setzte er denn, gewiss nicht ohne Selbstverleugnung, seine archivarische Reise weiter fort, treu dem Berufe, den er einmal übernommen hatte. Noch im Januar 1689 war er in Wien, das er aber bald darauf verließ, um sich nach Italien zu begeben.

Als Leibniz im Frühjahr 1690 von Italien mit reicher Ausbeute zurückkehrte, sprach er zum zweiten Male in Wien ein. Es scheinen diesmal besonders diplomatische Aufträge seines Herrn, des Kurfürsten Ernst August, gewesen zu sein, die ihn nach der Kaiserstadt zurückführten. Sein Aufenthalt dort war nur vorübergehend; doch wurde er von Leibniz benutzt, um für die Vermählung der Hannöverschen Prinzessin Amalie mit dem nachherigen Kaiser Joseph I. wirksam zu sein. Es ist daher auch höchst wahrscheinlich, daß seine Ernennung zum Reichsfreiherrn, deren Zeitpunkt sich nicht genau feststellen

läßt,*) ſchon in dieſem Jahre bei Gelegenheit der Krönung Joſephs zum Römiſchen Könige erfolgte (1690).

Nach zehn Jahren kam Leibniz zum dritten Male nach Wien. Und zwar waren es diesmal die ſchon im Jahre 1688 betriebenen kirchlichen Reunionsverſuche, welche ihn aufs neue nach der kaiſerlichen Hauptſtadt führten. Denn obwohl Leibniz auf den Antrag des Kaiſers vom Jahre 1688 nicht hatte eingehen können, ſo hatte der Kaiſer ihn nicht aus dem Auge verloren. War doch Leibniz, wenigſtens auf proteſtantiſcher Seite, die eigentliche Seele jener Reunionsverſuche, welche vom Kaiſer ausgegangen waren und von ihm am eifrigſten betrieben wurden. Im Jahre 1700 berief ihn daher der Kaiſer auch zur Berichterſtattung in dieſer Angelegenheit nach Wien. Von Teplitz aus, wo er das Bad gebraucht hatte, kam er gegen Ende September dort an und blieb drei Monate. Es iſt bekannt, daß der eigentliche Zweck ſeiner Reiſe nicht erreicht wurde. Seitdem der Sitz der henotiſchen Verhandlungen nach Wien verlegt war, verliefen dieſelben immer mehr im Sande. Dennoch hatte Leibniz Gelegenheit, dem Kaiſer wichtige Dienſte zu leiſten, wenn nicht auf kirchlichem, doch auf politiſchem Gebiete. Da nämlich nach dem am 1. November 1700 erfolgten Ableben des Königs Karl II. von Spanien der Spaniſche Erbfolgekrieg ausbrach, ſo lieh Leibniz dem Kaiſer nicht nur ſeinen mündlichen Rath, ſondern auch ſeine Feder. Er iſt der anonyme Verfaßer des Manifeſtes, welches der jüngere Sohn des Kaiſers, Karl III. von Spanien, gegen die Franzöſiſchen Anmaßungen richtete und welches nach Inhalt und Form als ein Meiſterſtück von den Zeitgenoßen bewundert wurde. Solche Dienſtleiſtungen konnten nicht ohne Anerkennung bleiben. Leibniz ſtieg dadurch ſo ſehr in der Gunſt des Kaiſers, daß dieſer ihm ſchon jetzt durch den Reichsvicekanzler von Kaunitz die Zuſicherung der Ernennung zum Reichshofrathe ertheilte. Wenn das Verſprechen jetzt noch nicht zur Ausführung kam, ſo hatte dies ſeinen Grund darin, daß dem Kurfürſten Georg Ludwig eine Beſchäftigung ſeines

*) Das Diplom blieb wahrſcheinlich unausgefertigt, weil der eheloſe Mann die Taxen ſcheute. Merkwürdig iſt, daß in den zahlreichen Correſpondenzen keine Spur über dieſe Sache zu finden iſt.

vielbegehrten Dieners im Intereſſe fremder Höfe nicht erwünſcht ſchien, und daß Leibniz dem Rufe der Pflicht, nach Hannover zurückzukehren, eine raſche Folge leiſten mußte.

Kaum hatte Leibniz Wien verlaßen; ſo wurde von neuem der Gedanke ausgeſprochen, ihn für immer in des Kaiſers Dienſte zu ziehen. Unterm 9. Februar 1701 ſchrieb der Kurbraunſchweigſche Reſident in Wien, Freiherr von Huldeberg, an Leibniz: „Hier hat man ſtark davon geredet, daß M. H. Geh. Rath Kaiſerlicher Bibliothekar werden wollte. Wenn es ihm convenient wäre, ſo würde Ihre Kaiſerliche Majeſtät ihn wohl nicht aus den Händen laßen, und ſagt man auch, daß Sie mit Fleiß dieſe charge noch nicht erſetzen wollten, bis Sie einen dazu ſehr geſchickten Mann bekommen könnten, dem Sie auch wohl mehr, als bisher gewöhnlich, zu pension geben wollten. Es iſt keine charge, auch die größten Miniſter eingeſchloßen, dabei man bei Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät in größere Achtung, auch auf gewiße Weiſe in Familiarität, gerathen kann, als die Stelle eines Bibliothekars, weil Ihre Kaiſerliche Majeſtät gelehrte Leute überaus hochhalten und ſich an gelehrten Discurſen und Lectüre, die Ihnen nach Ihrem gusto an die Hand gegeben wird, delectiren. Wollte Gott, mein Herr Patron wäre hier bei der Bibliothek! Was würde die gelehrte Welt ſich deſſen zu erfreuen haben, und was würde ich mich glückſelig ſchätzen, Ihnen auf alle Weiſe aufzuwarten.“

Ohne Zweifel war der Kurbraunſchweigſche Reſident von der Stimmung am kaiſerlichen Hofe gut unterrichtet. Vielleicht hatte er Auftrag, Leibniz zu ſondiren. Allein dieſer konnte ſich jetzt eben ſo wenig auf die Stellung eines Bibliothekars, als früher auf die eines Hiſtoriographen, einlaßen. Er erwiederte unterm 3. April 1701, das ihm zugedachte Amt wäre ja ehrenwerth; allein wollte er daſſelbe für ſein jetziges eintauſchen, ſo würde er auf alle Weiſe verlieren an Stellung und Nutzbarkeit. „Ueberdies,“ ſetzte er hinzu, „wenn die Stelle auch weit höher und einträglicher wäre, ſo iſt eine feſte Kluft der Unmöglichkeit zwiſchen ihr und mir befeſtigt, ſo von der Religion herrührt, mit welcher zu ſpielen und was man nicht glaubt öffentlich zu bekennen, nicht nur einem gewißenhaften, ſondern auch einem ehrlichen Manne nicht zukommt. Hätte ich mich zu dergleichen

verstehen wollen, würde ich weit größern Vortheil haben erlangen können.“*)

Zum vierten Male kam Leibniz im März 1702 nach Wien, diesmal wieder von seinem Herrn, dem Kurfürsten Georg Ludwig, mit einer diplomatischen Mission beauftragt. Er sollte den Prinzen Maximilian Wilhelm, der in kaiserlichen Kriegsdiensten stand, zur Annahme des väterlichen Testaments zu bewegen suchen. Der Aufenthalt scheint von zu kurzer Dauer gewesen zu sein, als daß Leibniz für seine wißenschaftlichen Pläne etwas hätte ausrichten können. Doch machte er zwei Jahre später einen neuen Versuch, die Errichtung einer Societät der Wißenschaften durchzusetzen. Es war in der Zeit, als die schönen Aussichten, die sich ihm in Dresden eröffnet hatten, durch das Kriegsunwetter zu Boden geschlagen und vernichtet waren. Seine einzige Hoffnung blieb jetzt das Kaiserhaus. Von Lützenburg aus wandte er sich am 2. October 1704 an den Kurfürsten von der Pfalz mit der Bitte, den Plan zu unterstützen. Es geschah; allein ohne practischen Erfolg. Auch in Wien mußten die Pläne des Friedens schweigen vor dem Donner des Kriegsgewitters, das sich überall am politischen Horizonte zusammengezogen hatte. Die nächste und alles andre verschlingende Sorge war die, das Staatsschiff durch Wind und Wellen sicher hindurch zu steuern.

Kaiser Leopold I. war 1705 gestorben. Ihm folgte sein talentvoller und thätiger Sohn Joseph I. (1705—11), bei welchem Leibniz eben so gut angeschrieben war, als bei seinem Vater. Unter der Regierung des neuen Kaisers erfreute er sich einer angesehenen und einflußreichen Fürsprecherin. Das war die Kaiserin Amalie, bei deren Heiratsangelegenheit Leibniz einst Dienste geleistet hatte. Sie war die Tochter des Herzogs Johann Friedrich, der einst Leibnizens hoher Freund und Gönner gewesen war. Das sagt alles. Denn wie auf Leibnizens Seite die treue Dankbarkeit ein Grundzug seines Charakters ist, so ist es andrerseits nicht minder erfreulich, zu sehen, wie die wohlwollende Gesinnung der Fürsten seiner Zeit gegen ihn, wo sie einmal

*) Aus den hiesigen Bibliotheksacten durch die Güte des Herrn Bibliothekars Rath Bodemann.

Wurzel geſchlagen, ihm verbleibt für ihr Leben und übergeht auf ihre Kinder. Auch die Kaiſerin Amalie war unſerm Leibniz ſehr gewogen; ſie hatte das Wohlwollen für ihn nicht minder von ihrem Vater geerbt, als die Königin Sophie Charlotte von ihrer Mutter.

Da Leibniz auch während der Regierung des Kaiſers Joſeph I. dem Oeſterreichſchen Kaiſerhauſe mit gleicher Ergebenheit zugethan blieb, ſo machte er verſchiedene neue Verſuche, den Lieblingsgedanken ſeiner Seele am Wiener Hofe zu verwirklichen. Im Jahre 1709 wandte er ſich an den Cardinalbiſchof von Paſſau mit einem Vorſchlage, der weſentlich an den einſt mit Ludolf Hiob vereinbarten Plan einer kaiſerlichen hiſtoriſchen Societät anknüpfte. Im folgenden Jahre ſuchte er die Sache bei der Kaiſerin Amalie ſelbſt in Anregung zu bringen. Leider ſcheiterten alle Verſuche an der Ungunſt der Zeitverhältniſſe. Wäre Leibnizens Vorſchlag zur Ausführung gekommen, ſo würde jene eifrige Arbeit an der Verkehrung der Geſchichte, welche von Hippolytus a Lapide an bis zu den Preußiſchen Darſtellungen des unſeligen Bruderkrieges von 1866 eine ununterbrochene Reihe von fables convenues geliefert hat, ſchwerlich die verderblichen Reſultate ergeben haben, welche jetzt am Tage ſind. An einem kaiſerlichen Collegio, wie Leibniz es beabſichtigte, hätten die Bemühungen nach dieſer Richtung hin ſich brechen müßen. Denn durch ein ſolches Collegium würde die Erinnerung fortgepflanzt ſein, daß Leibniz, der Deutſche Staatsmann und beſonnene Geſchichtsforſcher, das Buch des Hippolytus a Lapide, worin er die Vernichtung Oeſterreichs zum Heile Deutſchlands für erforderlich erklärte, ein librum pessimum (ein arges Buch) nannte. Aber Leibnizens Beſtrebungen blieben leider erfolglos.

Indeſſen ließ der unermüdliche Mann den Muth nicht ſinken. Je trüber ſich für ihn die Ausſichten in Berlin geſtalteten, deſto feſter hielt er an ſeinen Hoffnungen auf Wien, wo ihm bereits die Stelle eines Reichshofraths zugeſagt war und wo er ſich immer mehr geltend zu machen hoffen durfte.

In der That begann für Leibniz mit dem Jahre 1711, wo er für immer von Berlin Abſchied nahm, eine Zeit des ſteigenden Anſehns am Wiener Hofe, welche zugleich die Glanzperiode ſeines Lebens werden ſollte. Als die Vorſtufe ſeiner Geltung bei dem

neuen Römiſchen Kaiſer Karl VI. konnte Leibniz die Erlangung der ihm längſt in Ausſicht geſtellten Würde eines Reichshofraths anſehn. Der Herzog Anton Ulrich machte bei Gelegenheit der Krönung Karls VI. am 22. December 1711 in Frankfurt perſönlich ſeine Empfehlung für Leibniz bei dem neuen Kaiſer geltend, und am 2. Januar 1712 ward dort die Ernennung desſelben zum Reichshofrath ausgeführt. Im Herbſte desſelben Jahres trat Leibniz ſeine fünfte und letzte Reiſe nach Wien an, die wie die erſte mit einem zweijährigen Aufenthalte am kaiſerlichen Hofe verbunden war.

Leibniz war von Karlsbad aus, wohin ihn Peter der Große auf den Betrieb des Herzogs Anton Ulrich eingeladen hatte, über Dresden nach Wien gereiſt, allein nicht, wie er ſelbſt es vor Uneingeweihten ausſpricht, in einer augenblicklichen Laune, weil ſich ihm eine paſſende Reiſegelegenheit bot, ſondern weil er von dem Herzoge Anton Ulrich mit einer diplomatiſchen Miſſion beauftragt war. Gegenüber der Friedenspolitik der beiden Seemächte England und Holland, welche auf ein Abkommen mit dem Könige Ludwig XIV. drangen, ſuchte der Kaiſer Karl VI. ſein Erbrecht auf Spanien zu behaupten und eine Stütze dafür an dem Ruſſiſchen Czaren zu gewinnen. Anton Ulrich wies nun ſeinem Freunde Leibniz die Aufgabe zu, an einer Verſtändigung in dieſer Richtung zu arbeiten. Leibniz ſollte zunächſt den Czaren dahin zu bringen ſuchen, daß er ſeinen Einfluß bei der in Holland maßgebenden Stadt Amſterdam verwende. Er ſollte ſich dann bei dem Kaiſer Karl VI. bemühen, daß dieſer im Reiche die geeigneten Perſönlichkeiten zu gewinnen trachte. So kam Leibniz im Herbſte 1712 nach Wien, wo er ſich höchſtens einige Monate aufzuhalten gedachte. Allein aus den Monaten wurden zwei Jahre, welche vielleicht zu den glücklichſten ſeines Lebens gehörten. Durch das Creditiv des Herzogs Anton Ulrich war Leibniz des Zutritts zum Kaiſer Karl VI. im voraus ſicher. Dieſer verehrte ſeit längerer Zeit in Leibniz den Vertheidiger ſeiner Rechte und behandelte ihn mit dem größten Wohlwollen. Leibniz hatte Zutritt in die Gemächer des Kaiſers außer dem gewöhnlichen Wege der Audienz; denn er wurde von ihm über die geheimen Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Aber nicht nur der Kaiſer, ſondern auch die Kaiſerin Wittwe

und ſpäter die regierende Kaiſerin ſahen ihn wie einen der Ihrigen an und überhäuften ihn mit Gnadenbezeugungen. Nur eine traurige Folge hatte der verlängerte Aufenthalt in Wien für unſern Leibniz: er ſollte ſeine beiden alten Freunde in Braunſchweig und Hannover, den Herzog Anton Ulrich und die Kurfürſtin Sophie, nicht wiedergeſehn. Sie ſtarben im März und im Juni 1714, während Leibniz noch in Wien weilte.

Als Leibniz nach Wien kam, waren die Friedensverhandlungen zwiſchen Frankreich und England ſchon in vollem Gange. In Wien war die Stimmung gegen einen Frieden, durch welchen Kaiſer und Reich um die Früchte der Heldenthaten betrogen werden ſollten, welche die Verbündeten unter einem Marlborough und Eugen von Savoyen vollbracht hatten. Dieſer, der tapfre Prinz Eugen, ſtand in Wien an der Spitze der Kriegspartei, und der Kaiſer theilte vollkommen dieſe Stimmung. „Des Kaiſers Hang zum Frieden iſt zwar entſchieden groß," ſchreibt Prinz Eugen am 4. Januar 1713, „aber er will lieber die ganze Spaniſche Erbſchaft zum Opfer bringen, als eine Veränderung in Deutſchland zugeben." Leibniz war perſönlich Zeuge von des Kaiſers Feſtigkeit gegen England und Holland und ſtimmte den erhabenen Geſinnungen desſelben aus voller Seele bei. „Jedermann, wie ich ſehe," ſo ſpricht er ſich gegen den Kaiſer aus, „verlangt den Frieden, ich auch; möchte aber dabei wünſchen, daß er mehr honorabel und ſicher für Ew. Majeſtät und das Reich und ganz Europa ſein würde." Doch tritt er auch öffentlich für die Fortſetzung des Krieges auf. Er ſchreibt gegen den Frieden von Utrecht in der Form eines Briefes an einen Toryſtiſchen Lord, und es iſt wahrſcheinlich, daß der Prinz Eugen ſeine Feder für die Sache des Kriegs gewünſcht und gewonnen hat. Dennoch wird am 11. April 1713 jener traurige Friede von Utrecht geſchloßen, in welchem Kaiſer und Reich von England preisgegeben werden, und das alles in Folge einer Kabale am Hofe der Königin Anna, durch welche der Held Marlborough geſtürzt und der Ruhm der Nation hingeopfert wird. Auch jetzt ſehen wir Leibniz in ſeinen Rathſchlägen und Entwürfen unabläßig bemüht, für die Fortſetzung des Krieges zu arbeiten und dem Frieden von Raſtadt vorzubeugen. Er iſt fortwährend darauf bedacht, alle Mittel zu einer glücklichen Fortſetzung des

Krieges ausfindig zu machen. Er wünſcht die Niederlande im Bunde mit dem Kaiſer zu erhalten, die Republik Venedig für ein Bündnis mit dem Kaiſer zu gewinnen, und was die Hauptſache iſt, er räth zu einem Bunde mit den nordiſchen Mächten, um den nordiſchen Krieg zur Fortſetzung des Spaniſchen Erbfolgekrieges zu benutzen. Zum Kriege gerüſtet und entſchloßen, ſoll der Kaiſer den Frieden von Raſtadt nur unter ſolchen Bedingungen eingehn, die das Deutſche Reich wieder in den Beſitz ſeiner natürlichen Grenzen bringen, und Frankreich nöthigen, Straßburg und den Elſaß herauszugeben. Ward der Friede in Raſtadt ohne dieſe Bedingungen geſchloßen, ſo fanden ſich Kaiſer und Reich nach einem glorreich geführten Kriege zurückverſetzt auf den Fuß des Friedens von Ryswick und ihre Lage war hoffnungsloſer und elender, als je. Dieſer traurige Fall trat dennoch ein. Es ſtand nicht mehr in des Kaiſers Macht, eine neue Wendung der Dinge herbeizuführen. Eugen, welcher den Oberbefehl am Rheine übernommen hatte, konnte Landau und Freiberg nicht entſetzen, und er war es, der nun ſelbſt zum Frieden rieth und ihn mit dem Marſchall Villers am 7. März 1714 abſchloß. Darauf kehrte er nach Wien zurück, um hier mit Leibniz, deſſen erſte flüchtige Bekanntſchaft er ſchon im Frühjahr 1713 gemacht hatte, für die Einrichtung einer Societätät der Wißenſchaften zu kämpfen.

Denn es waren keineswegs nur politiſche Zwecke, die Leibniz in Wien verfolgte. Vielmehr kam er dorthin mit dem vorbedachten und wohlerwogenen Plane der Gründung einer Societät zu wißenſchaftlich practiſchen Zwecken, in deſſen Durchführung er aber nicht glücklicher war, als in dem Beſtreben, den Abſchluß eines unvortheilhaften Friedens zu verhindern. Es gieng unſerm Leibniz mit der Societät der Wißenſchaften in Wien ganz ähnlich, wie in Dresden. Seine Hoffnungen eilten ſeinen Bitten und Anträgen voraus, es war alles fertig, ſelbſt der Entwurf zu einem kaiſerlichen Stiftungsdiplome, von Leibnizens Hand abgefaßt. Nur eins fehlte: die kaiſerliche Unterſchrift.

Leibniz ließ es ſeinerſeits an nichts fehlen. Er ſetzte alle Hebel in Bewegung, d. h. er ſuchte für ſeinen Plan die einzelnen Perſönlichkeiten, bei denen er Gunſt oder Vertrauen genoß, zu gewinnen und eine jede nach ihrer Art und Stellung

in Thätigkeit zu setzen. So z. B. wandte er sich an den Jesuiten Orban, den Beichtvater des Kurfürsten von der Pfalz, um durch ihn den Beichtvater des Kaisers, den Jesuiten Consbruch, zu gewinnen. Ferner bearbeitete er den Leibarzt des Kaisers, Garelli, mit dessen Vater er schon zwanzig Jahre früher in Correspondenz gestanden hatte. Zwei eifrige Fürsprecherinnen seiner Pläne fand er auch an der Kaiserin Amalie und deren Hoffräulein von Klenk. An die erste schrieb er (ohne Datum) folgende Worte: „Fräulein von Klenk hat mir mitgetheilt, daß Ew. Majestät die Absicht haben, mit dem Kaiser zu Gunsten einer Societät der Wißenschaften zu reden. Wenn es ein Mittel giebt, damit zum Ziele zu kommen, so wird dies eine der ruhmwürdigsten, nützlichsten und ich wage hinzuzusetzen der verdienstlichsten Sachen sein. Denn durch neue Entdeckungen wird man den Menschen den Erwerb der Subsistenzmittel erleichtern und den Armen Brod geben. Man wird die Kriegsmaschinen vervollkommnen, welche dazu dienen werden, die Ungläubigen Christo zu unterwerfen,*) und man wird andrerseits viele Kranke und Verwundete heilen, welche jetzt umkommen, weil die Wißenschaft noch so unvollkommen ist. Auch wird man mehr und mehr in die Kenntnis der Wunder Gottes eindringen, wie man zu thun angefangen hat durch die Entdeckung der neuen Systeme in der Astronomie und Anatomie, was dazu führt, daß man mit mehr Kenntnis des Grundes die Größe, Weisheit und Güte Gottes anbetet. Dies wird auch den Missionen bei den Ungläubigen zu gute kommen; denn indem man ihnen die natürlichen Erkenntnisse mittheilt, wird man den übernatürlichen Erkenntnissen, welche wir ihnen einzuflößen haben, Glauben verschaffen. So gehen hier die Frömmigkeit, die Liebe, der Ruhm und das weltliche Interesse Hand in Hand. In dem Alter, worin ich bin, werde ich das Gute, welches daraus herfließen wird, nicht mehr genießen, und für mich ist dies nur eine schöne Aussicht (une belle perspective). Aber mein Eifer für die Ehre Gottes, für den Dienst und den Ruhm des

*) Freilich ein seltsames Mittel der Bekehrung, aber doch ein edler Gedanke im Vergleich zu den heutigen Bestrebungen, da man auf die Vervollkommnung der Kriegsmaschinen nur sinnt, damit die Christen in brudermörderischem Kampfe sich unter einander zerfleischen.

Kaiſers und für den Nutzen des Nächſten läßt mich daran Theil nehmen, als wenn ich darin meinen beſonderen Nutzen fände."

Außer der Kaiſerin Amalie war es beſonders der Prinz Eugen von Savoyen, das Schwert des damaligen Oeſterreich, welcher ſich für den Leibnizianiſchen Plan einer Societät der Wißenſchaften ſo intereſſirte, daß ſein Name mit dem Leibnizens dadurch aufs engſte verknüpft iſt. Leibniz machte die erſte Bekanntſchaft des Prinzen ſchon im Mai 1713. Allein erſt im Jahre 1714 trat jenes engere Verhältnis der beiden großen Männer ein, welches für den Krieger eben ſo ehrenvoll war als für den Gelehrten. Der große Heerführer fühlte ſich ſehr zu dem großen Philoſophen hingezogen, wie denn Leibniz geſteht, daß er bei den Cavalieren in Wien mehr ſolide Wißenſchaft gefunden habe, als bei denen, welche von der Gelehrſamkeit eine Profeſſion machten. Prinz Eugen war eben ſo hervorragend als Gelehrter, als Mann von Bildung und Wißenſchaft, wie als Held und Staatsmann, und erinnert durch ſeine Freundſchaft mit Leibniz an jenes gefeierte Verhältnis zwiſchen Alexander und Ariſtoteles. Es genügt in dieſer Beziehung zu wißen, daß Leibnizens bekannteſte Schrift, in welcher er eine Darſtellung ſeines philoſophiſchen Syſtems entworfen hat, la Monadologie betitelt, zu Wien im Umgange mit dem Prinzen Eugen entſtanden iſt. Der große Feldherr verſchloß die philoſophiſche Schrift, welche Leibniz für ihn aufgeſetzt hatte, als eine ſeiner größten Koſtbarkeiten und war ſo eiferſüchtig darauf, daß er ſie nicht einmal zeigen wollte. Ein vertrauter Freund des Prinzen, der Graf Bonneval, beklagte ſich darüber ſpäter bei Leibniz, indem er ihm ſchrieb: „Er hält Ihre Schrift, wie die Prieſter in Neapel das Blut des heiligen Januarius, das heißt, er läßt ſie mich küſſen und darauf verſchließt er ſie wieder in das Käſtchen."

Je länger Leibniz in Wien weilte, deſto höher ſtieg er in des Kaiſers Gunſt, und endlich gab der Kaiſer ſelbſt den von andern ſchon längſt gehegten Wunſch zu erkennen, ihn ganz in Wien zu behalten. Das entſprach auch Leibnizens Wünſchen. Es hatte ſich manches in den Verhältniſſen geändert, und Leibniz fühlte in ſeiner bisherigen Stellung nicht mehr die Befriedigung, die ſie ihm früher gewährt hatte. Wie geneigt er war, das alte Band zu dem Welfenhauſe, wo nicht zu löſen, ſo doch zu

lockern, geht aus einer Aufzeichnung hervor über die erſte Audienz, die er beim Kaiſer gehabt. Darin heißt es: „Und erfreue mich von Herzen, daß ich noch endlich das Glück erlebt, einem hohen Potentaten aufzuwarten, bei dem Macht, Licht und Güte mit gleichem Schritte gehen, deſſen Dienſte ich alle Arbeit, die ich Zeit meines Lebens gethan, zu widmen verlange.“ Dieſe Worte laßen keinen Zweifel über die Abſicht, in der Leibniz nach Wien gekommen. Er war jetzt bereit, in kaiſerliche Dienſte zu treten, „doch verhoffentlich alſo“, um Anton Ulrichs Worte zu gebrauchen, „daß er den Dienſten des Hauſes Braunſchweig nicht gänzlich entrißen würde.“ Es fragte ſich mithin, in welcher Form dies geſchehen konnte. Eine ſolche zu finden, war nicht leicht, und es blieb kaum etwas anders übrig, als daß Leibniz ſelbſt von der gegebenen Grundlage des kaiſerlichen Wortes aus dieſelbe zu formuliren ſuchte. Aus den Verhandlungen, welche hierüber mündlich zwiſchen dem Kaiſer und Leibniz gepflogen wurden, ergiebt ſich folgendes. Leibniz drängt zur Entſcheidung. Er wünſcht die Sache in einen ſolchen Stand geſetzt zu ſehen, daß er zu ſeiner Ueberſiedelnng nach Wien Anſtalt machen kann. Zunächſt handelt es ſich um den Gehalt. Der Kaiſer hatte ihm wegen der Reichshofrathsſtelle 2000 Gulden zugeſagt. Leibniz rechnet dem Kaiſer nun vor, daß er „zu Haus“ (in Hannover) ſich faſt auf 5000 Gulden ſtehe. Dieſe Summe müße der Kaiſer ihm „bewilligen“, wenn er nach Wien kommen ſolle. Was er außer der Nothdurft habe, verwende er auf Studien, Erfindungen und Experimente, alſo in der That ad bonum publicum et pias causas (fürs öffentliche Beſte und zu frommen Zwecken). Sodann ſtellt er die zweite Bedingung, daß er unabhängig von den Miniſtern freien Zutritt zum Kaiſer habe und etwa wöchentlich einmal wenigſtens zu beſtimmter Zeit erſcheinen dürfe. Er will dann von Zeit zu Zeit die Geſchichte des Kaiſers entwerfen, ſo lange alles noch in friſchem Gedächtnis, und wünſcht, daß der Kaiſer ihm dazu die nöthigen Schriften mittheilen laße. Ferner macht er auch eine Reihe politiſcher Vorſchläge und bringt ſchließlich ſeinen Plan einer Societät der Wißenſchaften zur Sprache. Es iſt kaum zweifelhaft, daß der Kaiſer ihm bereits damals mündlich ſeine Zuſtimmung ausgeſprochen hat.

„Wenn nun dieſe meine künftigen Verhältniſſe feſtgeſtellt ſind," ſagt Leibniz weiter, „ſo hätte ich auf meine Abreiſe zu denken und ſelbige zu beſchleunigen, damit ich deſto eher zurückkommen könnte. Solches zu befördern würde ein Handſchreiben Ew. Majeſtät an den Kurfürſten von Hannover nöthig ſein, woraus dieſer abnehmen könnte, daß meine Ueberſiedelung nicht nur kaiſerlicher Majeſtät, ſondern auch dem Kurfürſten dienlich ſei."

Aus den letzten Worten geht zur Genüge hervor, daß Leibniz die Rückſicht für ſeinen bisherigen Herrn keineswegs verleugnete. Schon im März 1713 drang er auf ſeine Verabſchiedung zur Rückkehr nach Hannover. Dies Verlangen war perſönlich durchaus gerechtfertigt. Denn obwohl Leibniz nach Wien gegangen war im Auftrage des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel, ſo hatte er doch nicht vorher die Ermächtigung des Kurfürſten Georg Ludwig dazu eingeholt. Er wußte, daß dieſer über die eigenmächtig unternommene Reiſe verſtimmt war und die Rückkehr forderte, wennſchon Leibniz keine Gelegenheit vorübergehn ließ, auch die Intereſſen ſeines Kurfürſten wahrzunehmen, namentlich in der Lauenburgſchen Angelegenheit, welche noch immer nicht erledigt war. Mit Beziehung darauf ſchrieb Leibniz am 10. Mai 1713 an den Miniſter von Bernſtorf: „Die wichtigen Angelegenheiten, von denen der Kaiſer ſeit einigen Tagen erdrückt wird, bewegen mich, die Audienz, welche ich bei Sr. Majeſtät haben ſoll, aufzuſchieben; denn als Sie nach der Stadt kamen, um der Kaiſerin Amalie einen Beſuch abzuſtatten, und mir begegneten, ſagte mir Se. Majeſtät ſehr gnädig, ich ſollte, wenn er ein wenig freier ſein würde, nach Laxenburg*) kommen. Ich werde alſo in kurzem dahin gehen, vielleicht wenn der Prinz von Savoyen abgereiſt ſein wird. Ich benutze unterdeſſen meinen Aufenthalt zu Wien, ſo viel ich kann, in der kaiſerlichen Bibliothek. Ich werde übrigens alles mögliche thun, mich loszumachen. Unterdeſſen pflege ich den Herren von Wien zu ſagen, daß ich vor meiner Abreiſe vor einem Notar proteſtiren will, daß nicht die Furcht mich fortgehen

*) Bekanntlich ein kaiſerliches Schloß in der Nähe von Wien.

heißen wird; denn bis jetzt glaube ich nicht, daß hier irgend eine Peſt herrſche."

Leibniz mußte ſich nur zu bald überzeugen, daß die Furcht vor der Peſt nicht auf bloßer Einbildung beruhte. Sie zwang ihn ſogar zu einem Wohnungswechſel. Er hatte anfangs ſeine Wohnung im Federlhof am Lugeck genommen. Weil aber wegen eines im Hauſe vorgekommenen Peſtfalls der Verkehr der Bewohner nach außen durch die polizeilichen Vorſchriften beſchränkt wurde, ſo zog Leibniz in das Wolfgramiſche Haus an der Wollzeile. Damals ſoll er auch nach Eckhards Bericht auf die Mahnung ſeines Kutſchers durch Feier des heiligen Mahles ſich auf ſein Ende vorbereitet haben. Da die Peſt immer weiter um ſich griff und durch den Schrecken, den ſie in die Ferne verbreitete, allen Reiſenden, welche von Wien kamen, große Hinderniſſe bereitete, ſo war dies für Leibniz eine Entſchuldigung, wenn er ſeine Abreiſe noch hinausſchob. Dennoch dachte er ernſtlich an ſeine Rückkehr nach Hannover, da die Pflicht ihn rief. Andrerſeits wollte er nicht ſcheiden, bevor nicht etwas von dem Beſprochenen und Verſprochenen zur Wirklichkeit geworden wäre. Ebenſowenig wollte er aber den Vorwurf der Undankbarkeit auf ſich laden. Er wollte das Verhältnis zu ſeinem Kurfürſten nicht eigenmächtig löſen, ſondern nur mit Genehmigung des Kurfürſten, welche er durch die Fürſprache des Kaiſers zu erlangen hoffte, nach Wien überſiedeln. Auch dachte ſich Leibniz die Sache nicht als eine eigentliche Löſung; denn politiſch waren ihm Oeſterreich und Hannover unzertrennlich. Indem er dem einen Hauſe diente, glaubte er auch dem andern zu dienen.

Indeſſen kamen ſeine Angelegenheiten für längere Zeit nicht vorwärts. Der Grund davon mochte zunächſt der ſein, daß der Seperatfriede von Utrecht mit ſeinen Conſequenzen ſich zu ſehr in den Vordergrund drängte. Dann war es vor allen Dingen die Schwierigkeit in der Beſchaffung der Geldmittel, nicht bloß für den Gehalt, den Leibniz forderte, ſondern mehr noch für die Errichtung eines Inſtitus von ſolcher Tragweite, wie das der beabſichtigten Societät der Wißenſchaften. Auch war der Kaiſer perſönlich bis zum Juni lebhaft in Anſpruch genommen durch die Sorge um die Rückkehr ſeiner Gemahlin,

der Kaiserin Elisabeth, welche er im Jahre 1711, als er auf den Kaiserthron berufen wurde, in Spanien zurückgelaßen hatte. Von den Feinden hart bedrängt, hatte sie sich dort unter dem Beistande des ritterlichen Grafen Guido von Stahremberg so lange als möglich behauptet. Endlich sah sie sich genöthigt, Catalonien aufzugeben. Am 19. März 1713 schied sie aus Spanien und traf unter dem Jubel des Volkes am 2. Juni in Wien ein. Ihr Großvater, der Herzog Anton Ulrich, sah ihrer Rückkehr mit Sehnsucht entgegen. Leibniz mußte in seinem Auftrage sich beim Kaiser und dem Oberhofmeister, Fürsten von Liechtenstein, genau über die Zeit und den Weg dieser Reise erkundigen. Dann eilte der neunundsiebenzigjährige Greis ihr von Braunschweig bis nach Tirol entgegen. Am 12. Juni war er schon wieder zurück in Braunschweig. Von dort meldete er seinem Leibniz, wie er selber mit Freuden gesehen, daß die Kaiserin von Jedermann wie eine Göttin angebetet werde. Elisabeth war damals in der vollen Blüthe ihres Lebens, 21 Jahre alt und noch kinderlos.

Auch Leibniz durfte der Ankunft der hohen Frau mit Freuden entgegensehen; denn er hatte durch die Anwesenheit der Enkelin des Herzogs Anton Ulrich sowohl persönlich, als für seine Pläne nur zu gewinnen. Von nun an waren zwei Kaiserinnen seine Fürsprecherinnen, die beide dem erlauchten Welfenhause entsproßen waren.

Dennoch kam seine Angelegenheit auch in den nächsten Tagen noch nicht weiter. Zwar bestimmte der Kaiser, daß der mit der Hofrathstelle verbundene Gehalt von zweitausend Gulden bis zur Erledigung einer ordinären Besoldung einstweilen in der Form einer Pension an Leibniz ausgezahlt werden sollte. Auch erfolgte einige Wochen später eine Zusicherung des Directorats der künftigen Societät. Allein die Gründung der Societät selbst wurde hinausgeschoben, weil die Mittel zu ihrer Fundation fehlten.

Inzwischen geht Leibniz dem Kaiser mit allerlei Rathschlägen zur Hand. Er deutet ihm mehrmals an, daß nicht das Hinabsteigen in die Einzelheiten der Acten die Aufgabe des Monarchen sei, sondern der leitende Gedanke und die Uebersicht des Ganzen. Er selbst erbietet sich, als Repertorium zu dienen, welches dem

Kaiser sich nach seinem Belieben erschließe. Von dem häufigen und vertraulichen Verkehr zwischen dem höchsten Würdenträger in der Christenheit und dem christlichen Philosophen zeugen die zahlreichen Gutachten, welche dieser dem Kaiser eingeliefert und welche alles behandeln, was in seinem Rathe vorkam, die Kriegsführung, die Gründung einer Kriegsflotte, das Schuldenwesen, den Pauperismus, die Pest und dergleichen brennende Staats- und Zeitfragen. Eins dieser Gutachten beginnt mit folgenden Worten: „Die Zeit meiner Abwesenheit nähert sich. Ich weiß nicht, ob Gott mir die Gnade geben wird, Ew. Majestät wieder zu sehen. Daher, nachdem mir Ew. Majestät einen besondern allergnädigsten Zutritt gegönnt und zu sprechen erlaubt, erachte ich mich in meinem Gewißen verbunden, noch vorher dasjenige vorzutragen, was meines Ermeßens zu Dero Besten, Glorie und Autorität gereicht und nicht wohl Aufschub leidet."

Diese Worte zeigen, daß Leibniz entschloßen war, Wien zu verlaßen, auch ohne seinen großen Zweck erreicht zu haben. Denn die Finanznoth des Kaisers hinderte denselben, die nöthigen Summen zur Gründung der beabsichtigten Societät zu bewilligen, und alle Vorschläge Leibnizens, durch Privilegien und Auflagen die nöthigen Mittel zu beschaffen, wurden nicht annehmlich gefunden. Der ganze Plan wurde zwar nicht verworfen; aber eben so wenig läßt sich ersehn, daß für die Ausführung desselben etwas nachdrückliches geschehen wäre. Leibniz hatte von einem Monate zum andern vergeblich geharrt und gewartet. Er war gern gesehen bei dem Kaiser, bei den Kaiserinnen. Er arbeitete unabläßig in politischen Angelegenheiten für den Kaiser wie für den Kurfürsten Georg Ludwig und ließ es auch von Wien aus an seinem Rathe in Betreff der Englischen Succession nicht fehlen.

Da traf in Wien die Nachricht ein, daß der Kurfürst Georg Ludwig als Georg I. zum Könige von England ausgerufen sei. Leibniz konnte seine Abreise nun nicht länger verschieben.

Bei seinem Abschiede gaben der Kaiser, die Kaiserinnen und die Minister ihm die entschiedensten Zusicherungen, daß das aufgeschobene Werk dennoch zu Stande kommen sollte. Kurz vor seiner Abreise hatte Leibniz dem Prinzen Eugen von Savoyen die Angelegenheit der Societät noch einmal in gedrängter Weise

dargelegt, ſowohl in Betreff der Verfaßung, welche er derſelben zu geben gedachte, als in Betreff der Mittel, auf welchen das Inſtitut ruhen ſollte.

Die Briefe, welche Leibniz von dem Grafen Sinzendorf an die Hannöverſchen Miniſter mitbrachte, bezeugten das Bedauern des Kaiſers Karl VI. über Leibnizens Weggang und die Hoffnung ſeiner baldigen Wiederkehr. In der That dachte Leibniz an nichts weniger, als an ein Aufgeben ſeiner Wiener Pläne. Er correſpondirte darüber fleißig von Hannover aus mit dem Prinzen Eugen und andern hervorragenden Perſönlichkeiten. Den letzten Brief nach Wien an den Pater Consbruch, den Beichtvater des Kaiſers, hat er wenige Tage vor ſeinem Tode, am 8. Juni 1716, geſchrieben. Einige Zeit vorher ſchrieb er an den Grafen Bonneval: „Ich wünſchte, daß die Angelegenheit vor meiner Rückkehr nach Wien ein wenig vorwärts gehe, damit ich die Sache nicht alsdann von neuem anzufangen brauche. Denn ich ſtehe in dem Alter, wo ich ſuchen muß, die Sache ſo ſehr als möglich abzukürzen. Ich fürchte ſonſt, daß es mir eben ſo ergeht, wie Moſes (verzeihen Sie mir den Vergleich), welcher das gelobte Land nur aus der Ferne ſehen konnte.“

Nur aus der Ferne — das war eine Ahnung, die nur zu richtig war. Erſt im Jahre 1848 ſollte in Wien das ins Werk gerichtet werden, was der große Mann, der ſeiner Zeit ſo oft vorauseilte, einhundertundfünfzig Jahre früher ſo eifrig erſtrebt hatte.

Siebzehnte Vorlesung.

Leibnizens letzte Lebensjahre und Lebensende.

H. V. Wir haben das Leben eines Mannes betrachtet, der unter den Kämpfern in der Rennbahn der Welt einer der vordersten gewesen ist. Er nähert sich dem Ziele, er wird bald ankommen, und es bleibt uns nur noch übrig, ihn auf der letzten Station zu begleiten. Wir haben die äußere Lebensgeschichte Leibnizens bis dahin fortgeführt, daß er im Jahre 1714 von Wien nach Hannover zurückkehrte. Hier beginnen seine beiden letzten Lebensjahre, an die sich sein Lebensende anschließt. Ehe wir aber diesen letzten und kürzesten Abschnitt seiner Lebensgeschichte ins Auge fassen, müßen wir noch einen Rückblick auf die vorangehenden Jahre werfen, und sehen, wie sich sein äußeres und inneres Leben gestaltet hatte.

Leibniz, der Sohn des Leipziger Professors, hatte eine glänzende Laufbahn zurückgelegt. Er war zwar nicht ein gebietender Minister geworden, der das Ruder eines großen Staates in der Hand hielt, und wenn dies das Ziel seines Strebens gewesen sein sollte, so war dasselbe nicht erreicht. Aber eine hohe Staffel in der menschlichen Gesellschaft hatte er doch erklommen. Er verband mit seiner Stelle in Hannover Auszeichnungen, die ihm von verschiedenen Fürsten beigelegt waren. Er war von einem Hannöverschen Hofrath zum Justizrath avancirt. Er bekleidete die Stelle eines Hannöverschen und Wolfenbüttelschen Bibliothekars und eines Braunschweig-Lüneburgschen Historiographen. Er war zum Russischen Hofrath und endlich zum Kaiserlichen Reichshofrath ernannt. Und über das alles war er nobilitirt

und mit dem Diplome eines Reichsfreiherrn bedacht. Diesen vielen Titeln, Ehren und Würden entsprachen seine Besoldungsverhältnisse. Leibniz hatte jährlich eine Einnahme von fünftausend Thalern oder achttausend Gulden.*) Da Leibniz unverheiratet war und für niemand zu sorgen brauchte, so hatte er also sein reichliches Auskommen. Ja, bei seinem Tode fand sich eine nicht unbedeutende Hinterlaßenschaft.

Welches war der geistige Erwerb des großen Mannes, des berühmten Gelehrten und tiefsinnigen Denkers? Ich meine hier nicht die allseitigen und alles umfaßenden Kenntnisse, die er in seinem Kopfe und Gedächtnisse aufgespeichert und in seinem „Excerptenschranke" gebucht hatte, sondern ich meine den innern Herzensschatz, den er während eines langen und vielbewegten Lebens eingesammelt und in sein bleibendes Eigenthum verwandelt hatte. Ich meine „den verborgenen Menschen des Herzens", der nach des Apostels Ausspruche „köstlich ist vor Gott."

Leibniz hat sich in den letzten Jahren seines Lebens vorwiegend mit religiösen Fragen beschäftigt. Und zwar ist seine Stellung, die er zu den aggressiven Bestrebungen seiner Zeit einnahm, wesentlich eine apologetische gewesen. Leibniz fand, daß die „alten Lehren" wie in der Politik so auch in der Theologie durchaus nicht so unvernünftig wären, als man sie

---

*) Am Rande einer Eingabe an Kaiser Karl VI. hat er selbst folgende Uebersicht seiner Einnahme gegeben:

1300 Thlr.	Besoldung		
100 „	auf Pferde		
125 „	Kostgeld, Diener		
200 „	Hausmiethe		
75 „	Holz und Licht.		
1800 Thlr.	Hannover		
400 „	Wolfenbüttel		
600 „	Berlin		
2880 Thlr.	oder	4200	Gulden vorher
		2000 „	Reichshofrath
		2000 „	Czar
		8000	Gulden summa.

Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Rath Bodemann beträgt die Gesammtsumme, welche Leibniz in Hannover vom Jahre 1681—1716 bezogen hat, nicht weniger, als 38,472 Thlr. 13 Grschn.

darzuſtellen beliebte. Darum trat er den Neuerern entgegen und ſuchte das wankende Gebäude der Kirche wie des Staates zu ſtützen und vor dem Einſturze zu retten. Darin zeigt ſich Leibnizens echt conſervative Natur, die das gute Alte, das ſich Jahrhunderte hindurch bewährt hatte, nicht unbeſonnen wegwerfen wollte, ehe man etwas beßeres dafür an die Stelle zu ſetzen hatte. Wir haben freilich ſchon früher gehört, daß Leibniz in dieſen ſeinen wohlgemeinten Beſtrebungen nicht immer ganz glücklich geweſen iſt, und zwar deswegen nicht, weil er ſelbſt nicht genug in das Weſen deſſen eingedrungen war, was er zu halten und zu vertheidigen ſuchte.

Schon im Jahre 1701 trat Leibniz gegen den Engliſchen Freidenker Toland auf. Wie ſchon früher bemerkt iſt, hatte dieſer fanatiſche Neuerer ein Buch geſchrieben, worin er den nackteſten Rationalismus predigte, indem er die chriſtliche Religion alles geheimnisvollen und wunderbaren zu entkleiden ſuchte. Leibniz ſchrieb zu dieſem rationaliſtiſchen Machwerke ſeine kritiſchen Bemerkungen (annotatiunculae subitaneae), welche er ſelbſt dem Engliſchen Freidenker mittheilte und welche ſich 1726 unter deſſen ſchriftlichem Nachlaße gefunden haben. Seine Grundanſchauung über die betreffende Frage ſpricht Leibniz hier in folgenden Worten aus: „Will man ſchon alles dasjenige, was über unſre gegenwärtige Vernunft geht, ein Myſterium nennen, ſo wird man auf unzählige phyſikaliſche Myſterien in der Natur ſtoßen. Fragt man z. B., ob die innere Textur des Waßers über unſre Vernunft gehe, ſo antworte ich: über die gegenwärtige; denn ich glaube nicht, daß die Textur des Waßers ſchon genügend von jemand erklärt iſt; und doch verzweifle ich nicht, es könnte einſt eine Erklärung gegeben werden, welche den Erſcheinungen genügt. Indeſſen giebt es auch vieles, das über die menſchliche Vernunft geht, nicht bloß über die unſrige, ſondern auch die der Nachwelt, und überhaupt, ſo lange wir an dieſes Leben geknüpft ſein werden: obgleich es möglich iſt, daß dieſe Dinge von einem höhern Geſchöpfe eingeſehn und auch für uns, wenn wir einmal in einen höhern Zuſtand übergehn, intelligibel ſein werden. Verſteht man aber unter Myſterium, was über alle geſchaffene Vernunft geht, ſo wage ich zu behaupten, daß zwar keine natürlichen Erſcheinungen über der Vernunft

ſind, daß aber ſogar die Begriffe und Comprehenſionen der individuellen Subſtanzen für den geſchaffenen Verſtand unmöglich ſind, weil ſie das unendliche involviren. Daher kommt es, daß wir keine vollkommene Rechenſchaft von dem Univerſum geben können. Und warum ſollten nicht dahin gewiſſe, von Gott offenbarte Dogmen gehören, daß ſie nämlich durch keine Kraft der Vernunft hinlänglich erklärt werden können, obſchon ſie dem Geiſte bis auf einen gewiſſen Grad erreichbar ſind und auch von dem Vorwurf des Widerſpruchs mit Fug befreit werden können?"

Leibniz verſuchte nachher in Briefen, denſelben Toland zu widerlegen und ihn für eine geſundere Weltanſchauung zu gewinnen, als dieſer ihm ſein Buch Adeisidaemon geſchickt hatte, worin er den Satz vertheidigte, daß der Unglaube der bürgerlichen Geſellſchaft minder nachtheilig ſei, als der Aberglaube. Leibniz bekämpfte auch jetzt den Tolandſchen Atheismus und erklärte ſich für eine verſtändige und von der Welt verſchiedene Urſache, wobei er bemerkte, die Kurfürſtin Sophie pflege bei dieſer Frage den Spruch der Schrift anzuführen: „Der das Auge gemacht hat, ſollte der nicht ſehen? der das Ohr gemacht hat, ſollte der nicht hören?"

Gegen den Abend ſeines Lebens verfaßte Leibniz ſein wichtigſtes theologiſches Werk, das überhaupt die reifſte Frucht ſeines literariſchen Wirkens genannt zu werden verdient und das allein ſeinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen hingereicht haben würde. Ich meine die Theodicee, deren Bedeutung darin liegt, daß Leibniz hier ſeine philoſophiſchen Anſchauungen auf die religiöſen und kirchlichen Fragen anwendet.

Von der Entſtehungsgeſchichte dieſes Buches iſt ſchon früher die Rede geweſen. Auf dem Schloße Lützenburg bei Berlin hatte Leibniz mit der Königin Sophie Charlotte in Preußen wiederholte Unterredungen über die Schriften des Franzoſen Bayle, des Vorgängers von Voltaire, deſſen mit dialectiſcher Schärfe vorgebrachten Einwürfen gegen die Wahrheiten der Schrift und gegen eine chriſtliche Weltanſchauung Leibniz eine nicht minder ſcharfe Dialectik und eine conſervative Anſchauung der Dinge entgegenſtellte. Die Königin hatte ihn wiederholt aufgefordert, ſeine Antworten auf die Bayliſchen Zweifel

und Einwürfe schriftlich aufzusetzen. Diese einzelnen Aufsätze wurden nach der Königin Tode von Leibniz gesammelt, geordnet und ergänzt, und so entstand das berühmte Werk, welches er im Jahre 1710 unter dem Titel: „Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal“*) erscheinen ließ.

Die Idee einer Theodicee oder einer Rechtfertigung Gottes wegen des in der Welt herrschenden Uebels war gewiss eine Aufgabe, die eines christlichen Philosophen würdig war; denn sie umfaßt die wichtigsten theologischen Probleme über Gnade und Verdienst, über Freiheit und Vorherbestimmung, über die Verträglichkeit des Uebels mit der Güte Gottes. Leibniz schien ganz der Mann danach, diese schwierige Aufgabe zu lösen. Schon als Knabe hatte er sich mit den Controversen der verschiedenen Religionsparteien beschäftigt. Schon im Jahre 1671 hatte er einen lateinischen Aufsatz über das Problem von der Freiheit und Vorherbestimmung abgefaßt, den er durch Boineburgs Vermittlung nicht nur an den Herzog Johann Friedrich, sondern auch an die Theologen Deutschlands aller Confessionen versandte; und die kirchlichen Unions- und Reunionsversuche hatten ihn genöthigt wieder und immer wieder zu diesen Grundfragen der theologischen Systeme zurückzukehren. Leibnizens Glaubensbekenntnis war lutherisch, und er selbst gesteht, daß sein Studium der kirchlichen Controversfragen ihn in den Ansichten der Augsburgischen Confession nur befestigt hätte. Aber in einer wichtigen Lehre fühlte Leibniz sich den Reformirten verwandt, in der Lehre von der Prädestination oder Vorherbestimmung; denn er fand hier einen Berührungspunkt mit seiner philosophischen Ansicht von der prästabilirten oder vorherbestimmten Harmonie. Die Welt ist Schöpfung, d. h. sie ist durch die göttliche Gerechtigkeit erwählt und bestimmt, aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit überzugehn. Die Schöpfung

*) Die Königin forderte, daß Leibniz Französisch schreiben sollte, damit seine Arbeit auch den Ausländern zu Gute käme. Die Theodicee ist unzählige Male im Französischen Originale und in Deutscher Uebersetzung herausgegeben. Die bekannteste Uebersetzung ist die von Martin Opitz, der auch eine Uebersetzung der Lobrede Fontanelles auf Leibniz vorgedruckt ist. Der Pater des Bosses in Hildesheim übersetzte die Theodicee ins Lateinische.

oder das Dasein der Welt ist demnach eine Vorherbestimmung Gottes: das ist der Begriff der Prädestination. Da nun die Weltordnung im Ursprunge der Welt enthalten und angelegt ist, so ist vorherbestimmte Welt zugleich die vorherbestimmte Weltordnung: das ist der Begriff der prästabilirten Harmonie, der als höchster Gedanke der Leibnizischen Philosophie zugleich deren charakteristischer Name geworden ist. Man sieht, daß dieser Grundgedanke der Leibnizischen Philosophie mit der calvinistischen Prädestinationslehre verwandt ist, und diese Verwandtschaft war der tiefste Grund der unionistischen Gesinnung des großen Philosophen; denn er glaubte, daß die richtig verstandene Prädestinationslehre Calvins mit dem lutherischen Lehrbegriffe im schönsten Einklange stehe. In der Hoffnung nun, daß eine Theodicee, wie sie ihm vorschwebte, zur Beilegung der obschwebenden Streitigkeiten etwas beitragen würde, entschloß sich Leibniz, seine schriftlichen Ausarbeitungen über diese und ähnliche Controversen zu veröffentlichen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß auch dieses Werk, die Theodicee, der Leibnizischen Grundrichtung gemäß conciliatorisch und irenisch-apologetisch ist. Es sucht sich über die Parteien zu erheben und eine möglichst vermittelnde Stellung einzunehmen. Deshalb ist auch der Grundton des Buches eine heitere Ruhe, welche sich durch alle Erörterungen hindurchzieht, selbst durch die Polemik gegen Bayle, dessen systematische Widerlegung Leibniz erst dann versucht, nachdem er den bereits Verstorbenen in seiner himmlischen Verklärung und im Besitze der Wahrheit hingestellt hat, die wir hienieden suchen. Dieser friedlichen und versöhnlichen Haltung des Buches ist es zuzuschreiben, daß dasselbe, obwohl es die dornigsten Probleme und die schwierigsten Controversen bespricht, nicht etwa wieder der Mittelpunkt neuer Controversen geworden ist. Leibniz fand zahlreiche Leser, aber keinen Bekämpfer.

Ohne mich darauf einzulaßen, den ganzen Plan der Theodicee zu entwickeln, halte ich es doch für geboten, einige Grundgedanken derselben kurz zu berühren.

In der einleitenden Abhandlung „über die Uebereinstimmung des Glaubens und der Vernunft" wird der Gedanke durchgeführt, daß die Vernunft stets auf der Seite der

wahren Religion sei und daß kein Widerspruch der wahren Vernunft gegen die wahre Religion vor dem Philosophen bestehen könne. Das Uebervernünftige, sagt Leibniz, ist möglich, das Unvernünftige niemals. Beide sind unbegreiflich, aber in sehr verschiedener Weise. Das Uebervernünftige ist unbegreiflich, weil es von uns nicht begriffen werden kann. Das Widervernünftige ist unbegreiflich, weil es überhaupt nicht begriffen werden kann. Jenes ist göttlich, dieses ist ungereimt; und wenn die geoffenbarte Religion auch viel übervernünftiges enthält, so doch nichts unvernünftiges oder widervernünftiges.

Dieser Versuch, den Glauben mit der Vernunft zu vermitteln, war gegen Bayle gerichtet, der einen unlösbaren Gegensatz zwischen beiden annahm. Bayle behauptete, der Glaube sei mit der Vernunft nie in Uebereinstimmung zu bringen, er widerspreche der Vernunft, wie diese dem Glauben, und das Uebervernünftige sei zugleich widervernünftig. In diesem unvermeidlichen Widerstreit zwischen Vernunft und Religion gebe es keine andre Auskunft, als daß die Vernunft dem Glauben unbedingt untergeordnet werde. Denn wird die Vernunft rege, so muß sie die Religionswahrheiten untersuchen, bezweifeln und dadurch vernichten. Soll der Glaube bestehn, so darf der Zweifel nicht aufkommen, so muß die Vernunft schweigend gehorchen. Diese blinde Unterordnung nannte Bayle schadenfroh den „Triumph des Glaubens." Ich sage „schadenfroh," denn Bayle hat es bei diesem Triumphe des Glaubens auf dessen völlige Niederlage abgesehn. Er giebt die Vernunft zum Scheine unter den Glauben gefangen, damit dieser um so deutlicher als das Gefängnis der Vernunft erscheine. Ist der Glaube seiner Natur nach vernunftwidrig, so ist es ja klar, daß die Vernunft sich gegen ihren Kerkermeister empören und das Recht ihrer Natur zurückfordern darf.

Gegen diese Theorie macht nun Leibniz in der angegebenen Weise die Uebereinstimmung der Vernunft und des Glaubens, der natürlichen und geoffenbarten Religion geltend. Er behauptet, daß auch das übervernünftige nicht widervernünftig ist und daß darum zwischen Glauben und Vernunft nie ein unauflöslicher Gegensatz stattfinden kann. Da die Vernunft ein Geschenk Gottes ist so gut wie der Glaube, so würde in ihrem

Kampfe gegen einander Gott gegen Gott kämpfen. Wenn die Einwürfe der Vernunft gegen einen Glaubensartikel unauflöslich ſind, ſo wird man ſagen müßen, daß dieſer vorgebliche Glaubensartikel falſch, d. h. nicht geoffenbart iſt. Es wird eine Chimäre des menſchlichen Geiſtes ſein, und der Triumph eines ſolchen Glaubens wird den Freudenfeuern zu vergleichen ſein, die man nach einer Niederlage anzündet.

Leibniz iſt Optimiſt. Wie er Gott für das höchſte, vollkommenſte Weſen erklärt, ſo hält er auch die Welt als eine Offenbarung Gottes für die vollkommenſte oder beſtmögliche. Da von allen wirklichen Dingen keins den Grund ſeines Daſeins in ſich ſelber hat, ſo exiſtiren alle nicht mit abſoluter, ſondern mit relativer Nothwendigkeit. Das Daſein der wirklichen Welt iſt mithin zufällig. Zufällig iſt aber alles, deſſen Gegentheil möglich iſt: mithin ſind auch andre Welten, als dieſe wirkliche, möglich. Aber dieſe wirkliche Welt iſt die beſtmögliche. Der Möglichkeit nach giebt es zahlloſe Welten, der Wirklichkeit nach nur eine einzige, dieſe wirklich vorhandene Welt, die den Zuſammenhang aller wirklichen Dinge ausmacht. Wenn aber aus zahlloſen Möglichkeiten *eine* wirklich gemacht wird, ſo kann dies nur durch *Wahl* geſchehen ſein. Dieſe eine iſt den andern möglichen, ſo viele ihrer ſind, vorgezogen worden, weil ſie die beßere, alſo im Vergleiche mit allen andern Möglichkeiten die beſtmögliche war. Die Schöpfung der wirklichen Welt, d. h. die Wahl derſelben aus den verſchiedenen Möglichkeiten, muß einen zureichenden Grund haben. Darum iſt die wirkliche Welt unter allen möglichen die beſte. Zu demſelben Ziele führt der richtig verſtandene Gottesbegriff. Gott iſt die allesvermögende Kraft, die nach Weisheit und Güte, alſo nach Gerechtigkeit handelt. Die göttliche Schöpfung iſt eine That der Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit entſcheidet ſtets nach dem größten Rechte. Das größte Recht hat die beſtmögliche Welt. Darum ſchafft Gott diejenige Welt, die geſchaffen zu werden das größte Recht hat, d. h. er ſchafft unter allen möglichen Welten die beſte.

Wenn nun aber die wirkliche Welt die beſte iſt, wie verträgt ſich damit das Uebel in der Welt? Und wenn dieſe beſte Welt, wie wir ſchon vorhin gehört haben, von Gott prädeſtinirt iſt, wie verträgt ſich damit die Freiheit des Menſchen? Bei dem

thatſächlichen Uebel die beſte Welt, bei der thatſächlichen Freiheit des Menſchen die göttliche Prädeſtination oder Vorherbeſtimmug zu rechtfertigen: das iſt die eigentliche Aufgabe der Theodicee. Sehen wir denn wenigſtens, wie Leibniz das erſte Problem zu löſen ſucht.

Offenbar gäbe es kein Uebel, wenn alles vollkommen wäre, wenn nur vollkommenes exiſtirte. Der Grund des Uebels wird darum in dem Grunde des unvollkommenen geſucht werden müßen. Das unvollkommene beſteht darin, daß es nicht alles in ſich faßt, daß es ausſchließend oder beſchränkt iſt. Darum iſt die Schranke das Princip aller Unvollkommenheit und der oberſte Erklärungsgrund alles Uebels. Das phyſiſche Uebel beſteht in dem beſchränkten Wirken, welches dem Leiden gleichkommt, in dem Gefühle der Schranke und Ohnmacht, das wir als Schmerz erfahren. Das moraliſche Uebel beſteht in dem beſchränkten Wollen, welches ſtatt des vollkommenen das unvollkommene erſtrebt. Beide entſpringen aus der gemeinſamen Wurzel alles Uebels, die in der Schranke oder in der urſprünglichen Unvollkommenheit der Dinge beſteht. Und hieraus löſt ſich die Frage nach der Nothwendigkeit des Uebels. Kein Ding kann ohne Schranken gedacht werden. Da die Dinge beſchränkt ſein müßen, ſo kann ihre Kraft unter Umſtänden leiden, ſo kann ihr Wille unter Umſtänden böſe handeln. Aber es giebt in den Thatſachen überhaupt, alſo auch in den böſen Handlungen der Menſchen, keine unbedingte Nothwendigkeit, die ſie ſchuldlos und darum ſtraflos machen würde. Unbedingt nothwendig iſt nur der Grund oder die Möglichkeit des Uebels, niemals deſſen Wirklichkeit. Das Uebel iſt ſeinem Weſen nach nur ein Mangel, ein Defect an Vollkommenheit, aber keineswegs eine Gegenmacht des Guten. Das Uebel verhält ſich ſeiner Natur nach zum Guten, wie das unvollkommene zum vollkommenen, wie die beſchränkte Kraft zur thätigen, oder, da die beſchränkte Kraft einem Defecte gleichkommt, wie das mangelhafte zum mangelloſen. Aber der Mangel iſt in Rückſicht auf die Vollkommenheit nicht deren Gegenſatz, ſondern nur deren Abweſenheit. Darum beſteht zwiſchen dem Böſen und Guten kein Dualismus, als ob das Böſe eine ſelbſtändige Gegenmacht des Guten wäre. Das Uebel iſt nichts ſelbſtändiges, ſondern ein mangelhaftes: es

verhält sich zum Guten als dem positiven nicht wie negatives, sondern wie privatives. Es setzt sich dem Guten nicht entgegen, sondern ordnet sich ihm unter. Und da es seinen Entstehungsgrund allein in der Schranke, im Mangel, in der Unvollkommenheit hat, so fällt es auch nur in das Gebiet der unvollkommenen Welt. Wie es aus dem Individuum entsteht, so besteht es auch nur innerhalb dieses begrenzten Schauplatzes. Darum verhält sich das Uebel zur Welt, wie ein Individuum zur Ordnung aller Individuen, oder wie der Theil zum Ganzen. Die Störung, welche das Uebel mit sich führt, trifft daher immer den Theil, niemals das Ganze; dieses kann gut und vollkommen sein, auch wenn es die Theile nicht sind. Dazu kommt, daß auch in den Theilen, in den einzelnen Individuen, das Uebel nicht deren Wesen, sondern nur einen Mangel ausmacht; daß es nicht ihre ganze Kraft einnimmt, sonderen nur in deren Gebrechen besteht; daß es in den Theilen selbst wieder nur theilweise und zwar dem schwächeren Theile nach existirt. Eingeschränkt auf die Sphäre des Individuums, hat das Uebel in diesem engen Spielraume selbst nur ein vereinzeltes Dasein. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, verhält es sich zur Weltordnung, wie das unendlich kleine und geringe zu dem unendlich großen, d. h. es verhält sich wie ein verschwindendes Moment.

Aber noch weiter geht Leibniz in seinem Optimismus. Das Uebel bildet nicht nur keinen Gegensatz zum Guten, sondern es ist die Bedingung des Guten, es ist das unvermeidliche Mittel zum Guten. Denn was wäre die Welt ohne Uebel? Offenbar müßte die Welt ohne Uebel eine solche sein, in der das Uebel gar nicht existiren kann, die also den Grund und die Möglichkeit desselben ausschließt. Das wäre eine Welt ohne jede Unvollkommenheit, ohne Mangel, ohne Schranke, ohne beschränkte Wesen, ohne Individuen, ohne Kräfte. Die übellose Welt müßte die kraftlose sein. Da nun die Welt nothwendig in Kräften besteht, so wäre die kraftlose Welt so gut als gar keine, so gut als das vollkommene Nichts, d. h. so gut als das größte Uebel. Ohne die Möglichkeit des Uebels gäbe es nichts vollkommenes, nichts gutes. Denn die Macht und Wirklichkeit des Guten besteht in dem Triumph über das Uebel, das sich dem Schatten in einem Gemälde, den Dissonanzen in einer Musik vergleichen

läßt, die das Kunſtwerk nicht verunſtalten, ſondern mitwirkend in die Harmonie des Ganzen einfließen.

Das iſt der berühmte Verſuch des großen Philoſophen, die wirkliche Welt als die beſtmögliche hinzuſtellen und dadurch den Schöpfer dieſer Welt vor der menſchlichen Vernunft zu rechtfertigen. Ich brauche nicht erſt zu ſagen, daß der Verſuch ein verfehlter, weil ein ſchriftwidriger iſt, wie jeder Verſuch, welcher von der Lehre der Schrift abweicht, daß das Böſe ſeinen Urſprung in dem Misbrauche der creatürlichen Freiheit, in dem ſelbſterwählten Abfalle des Teufels von Gott hat: von dieſer Lehre, die zwar im letzten Grunde das unlösbare Räthſel des Böſen, „das Geheimnis der Bosheit", nicht löſt, aber die einzige ſtichhaltige practiſche Erklärung des Böſen darreicht. Leibniz weiß nichts von dem Teufel als dem letzten Urheber des Böſen, dem Feinde Gottes und der Menſchen; darum vermag er das Böſe in ſeinem tiefſten Weſen nicht zu begreifen, ſondern er muß es in einer Weiſe abſchwächen, welche dasſelbe zu einem verſchwindenden Momente der Weltentwicklung herabſetzt, ja es ſogar zu einer Bedingung des Guten macht. Leibniz ſpricht zwar von dem Sündenfalle, aber er nennt denſelben eine „glückliche Schuld" (felix culpa), weil ohne ſie die Erlöſung durch Chriſtus und damit die wahre Religion nicht in die Welt gekommen wäre. Aber man begreift nicht, wozu noch eine Erlöſung nöthig iſt, wenn ſich die Welt als die beſtmögliche darſtellt, wenn der Tod, der Inbegriff alles Uebels, nicht der Sünde Sold iſt, wenn die Welt nicht im Argen liegt, wenn es nicht ein gottwidriges und gottfeindliches Reich des Böſen giebt, an deſſen Spitze der alte böſe Feind ſteht, und wenn Chriſti Erlöſung nicht darin beſteht, daß er gekommen iſt, die Werke dieſes alten böſen Feindes zu zerſtören. Die Theodicee beſtätigt mehr als alles andre, was Leibniz geſchrieben hat, daß dieſer nicht wußte, was Sünde iſt, und darum auch die erlöſende Macht des Chriſtenthums nicht kannte. Die Theodicee iſt eine ſcheinbar geiſtreiche Löſung des großen Räthſels, welches von jeher die philoſophiſchen Köpfe beſchäftigt hat. Im Grunde aber iſt ſie eine geiſttödtende Verhüllung der chriſtlichen Wahrheit, eine optimiſtiſche Verſchleierung der vorhandenen Uebel und eine unwahre Verſchönerung der mit Sünde und Tod behafteten

Welt, auf welche man mit vollem Rechte das Wort der philosophischen Königin anwenden kann: „Großer Leibniz, du gefällst, du überredest, aber du beßerst nicht.“ Leibniz ist einem Arzte zu vergleichen, der weder den wahren Sitz des Uebels kennt, noch auch die Arznei des Lebens darreicht. Darum ist er denn auch kein Reformator geworden, sondern ein Gelehrter, ein Denker, ein Philosoph geblieben, der zwar zur „Verbeßerung der Dinge“ viele wohlgemeinte Projecte gemacht hat, aber ohne durchgreifende Wirkung und großartige Erfolge.

Gleichwohl muß man zugestehn, daß die Theodicee aus dem innersten Geiste und Bedürfnisse des beginnenden Jahrhunderts hervorgegangen war. Denn die Welt, in der Leibniz lebte, wollte, wie dieser, lieber philosophiren, als sich erbauen, und sich lieber durch Vernunftgründe überreden, als durch Schriftwahrheiten belehren und in die Erfahrung des Heils einführen laßen. Darum fand die Theodicee ihre Leser in allen Ländern und unter allen Confessionen, von den Fürsten und Fürstinnen bis zu den Gelehrten und Gebildeten, die noch nicht ganz mit Christenthum und Offenbarung gebrochen hatten; und selbst die Frommen glaubten in ihr eine Waffe wider den Unglauben und eine Quelle der Erbauung gefunden zu haben. Diese außerordentliche Wirkung, welche die Theodicee hatte, zeigt jedenfalls, daß Leibniz in ihr den rechten Ton für seine Zeit angeschlagen hatte. Sie war die populärste unter allen seinen Schriften. Dazu wirkten auch die mancherlei Abschweifungen mit, welche sich Leibniz auf das Gebiet der Geschichte, der Cultur, der Physik erlaubte, und die reichen Mittheilungen, welche er aus dem Schatze seiner unermeßlichen Belesenheit und seiner eignen Erfahrung machte; denn dadurch wurde die Theodicee zugleich zu einer anziehenden Unterhaltungslectüre. Zu ihrer weiten Verbreitung trug ferner die Urbanität des Tones bei, womit die Vertreter auch der entgegengesetzten Meinungen behandelt wurden. Gegenwärtig wird die Theodicee nur noch in Frankreich in Ehren gehalten, wo man sie gleich den Schriften der Classiker den Schülern in die Hände giebt; während es in Deutschland seit Kants Zeit Mode geworden, sie für ein unbedeutendes Machwerk zu erklären, nicht wegen ihrer wirklichen Mängel, sondern weil sie für die neumodigen

Philoſophen noch viel zu viel poſitive und chriſtliche Wahrheiten enthält.*)

Gleich nach Herausgabe ſeiner Theodicee, im Jahre 1711, hatte Leibniz noch einmal Berlin beſucht, wo die philoſophiſche Königin gelebt hatte, die einſt zu dieſen ſchriftlichen Ausarbeitungen den erſten Anſtoß gegeben und der Leibniz nun in der Veröffentlichung derſelben ein Denkmal ſetzte „aere perennius“ (dauerhafter als Erz). In demſelben Jahre, in welchem Leibniz Berlin für immer verließ, hatte er die erſte Unterredung mit Peter dem Großen gehabt und war von dieſem im folgenden Jahre nach Karlsbad berufen, von wo er den Czaren nach Dresden begleitete, um von hier gegen Ende des Jahres 1712 nach Wien zu reiſen. Hier war er bis zum September 1714 geblieben. Wir haben früher gehört, mit welchen Kriegs- und Friedensplänen ſich Leibniz in Wien beſchäftigte, und wie ihm trotz ſeines raſtloſen Eifers alles, was er betrieb, misglückte. Es gelang ihm eben ſo wenig, die Friedensſchlüße von Utrecht und Raſtadt zu hindern und den Krieg im Gange zu halten, als den Plan einer in Wien zu gründenden Academie der Wißenſchaften zu verwirklichen. Dennoch war dieſer zweijährige Aufenthalt in Wien der letzte Sonnenſchein ſeines Lebensabends geweſen. Hinfort ſollten trübe Nebel die wenigen Jahre, die er noch zu leben hatte, verdüſtern.

Im September 1714 kehrte Leibniz nach Hannover zurück. Seine alten Freunde, die Kurfürſtin Sophie und den Herzog Anton Ulrich, fand er nicht wieder. Beide waren in demſelben Jahre geſtorben. Der Kurfürſt Georg war im Auguſt König von England geworden und einige Tage vor Leibnizens Rückkehr mit ſeinem Gefolge nach London abgereiſt. Leibniz wünſchte ihm zu folgen; aber man wollte ihn nicht, weder der König, noch die Miniſter. Es wurde ihm geſchrieben, daß er in Han-

*) Schon Hegel erklärte, „daß die Theodicee für uns nicht mehr recht genießbar ſei,“ und Feuerbach konnte ſich bei der Lectüre derſelben des „Unwillens und der Langeweile“ nicht enthalten, „wenn er Leibniz die eitelſten, leerſten theologiſchen Vorſtellungen und Kniffe acceptiren ſah, wie z. B. daß Gott das Böſe zugelaßen habe, und ſelbſt die barbariſche Vorſtellung einer ewigen Hölle, die doch nichts weiter ſei, als eine dogmatiſche Bartholomäusnacht, als das hypoſtaſirte Gallenfieber der Orthodoxie.“ Alſo hinc illae lacrymae!

nover bleiben, die verſäumte Zeit einholen und die Geſchichte Braunſchweigs vollenden ſollte. So ſtand der an eine raſtloſe Thätigkeit und an einen geiſtreichen und glänzenden Verkehr gewöhnte Philoſoph auf einmal als ein vereinſamter Greis da, und es blieb ihm nichts, als die Einſamkeit der Studirſtube.

Für eine kurze Zeit ſollte Leibniz in Hannover nach ſeiner Rückkehr noch eine hohe Freundin und Gönnerin haben, welche die ſchmerzlich empfundenen Lücken einigermaßen ausfüllte. Dies war die Prinzeſſin von Wales, Wilhelmine Charlotte von Anſpach, die Gemahlin des ſpäteren Königs Georg II., welche nach der Ueberſiedelung des Hofes nach England noch eine Zeit lang in Herrenhauſen zurückblieb. Leibniz hatte ſie am Berliner Hofe, wo ſie ihre Jugend verlebte, kennen und ſchätzen gelernt. Und in der That war ſie nicht nur eine Fürſtin voll Geiſt und Kenntniſſe, ſondern auch voll Charakter und Ueberzeugungstreue. In einem Zeitalter, wo viele Fürſten und Fürſtenhäuſer das kirchliche Bekenntnis der weltlichen Größe zum Opfer brachten, machte ſie eine Ausnahme, indem ſie mit Entſchiedenheit einer Krone entſagte, welche ihr unter der Bedingung des Uebertritts zur Römiſchen Kirche geboten wurde. Wilhelmine Charlotte war zur Braut Karls III. von Spanien auserſehn; aber ſie hatte Unabhängigkeit des Geiſtes und Gewißenhaftigkeit genug, die Hand eines Königs auszuſchlagen, um die religiöſe Ueberzeugung zu retten. Nachdem ſie die Gründe der Theologen für und gegen die Annahme der katholiſchen Religion in wiederholten Zuſammenkünften angehört hatte, entſchied ſie ſich mit feſtem Willen gegen den Uebertritt und gegen die Königskrone, bewundert nicht nur von derſelben Prinzeſſin von Wolfenbüttel, welche nachher die von Wilhelmine Charlotte ausgeſchlagenen Bedingungen eingieng, ſondern auch von unſerm Leibniz, der bei jenen Zuſammenkünften und theologiſchen Unterredungen zugegen geweſen war. Als ſie die Hand des Königs von Spanien ausſchlug, ahnte ſie nicht, daß ihr dennoch eine Krone beſtimmt ſei. Sie wurde bald darauf die Gemahlin des Kurprinzen Georg, der ſie bei der Ueberſiedelung nach England noch eine Zeit lang in Herrenhauſen zurückließ. Hier leiſtete ihr nun der Mann Geſellſchaft, deſſen Schülerin und Freundin ſie ſich

nannte, unſer Leibniz. Dieſer, der ſich um ſo lieber an ſie anſchloß, je vereinſamter er ſich ſelbſt fühlte, mußte von neuem die Theodicee mit ihr durchgehn, und ſie faßte dabei den Entſchluß, eine Ueberſetzung derſelben ins Engliſche zu veranſtalten. Leibniz gieng gern auf ihre Wünſche ein und knüpfte deswegen einen Briefwechſel mit Desmaiseaux an. Dieſer ſollte eine Uebertragung der Theodicee ins Engliſche beſorgen, und die Arbeit ſollte dann der Prinzeſſin gewidmet werden. Allein es kam nicht dazu. Das Anſehn Newtons und die Eiferſucht, welche in England gegen Leibniz herrſchte, bewirkten, daß der Plan bei den Engländern keinen Anklang fand. Man war von vornherein dagegen und ſchenkte der Theodicee nur ſehr wenig Theilnahme.

Als die Prinzeſſin Wilhelmine Charlotte von Hannover abgereiſt war, ſtand Leibniz ganz vereinſamt da. Die große Welt, für welche er gelebt und gewirkt hatte, war ihm jetzt auf einmal von allen Seiten verſchloßen. Die alten Freunde waren todt, und die neuen waren unerreichbar. Von Hannover war der Hof weggezogen, und an den auswärtigen Höfen fand ſich für ihn kein Platz. In London wollte man Leibniz nicht haben, mit Berlin hatte er ſelbſt ein für allemal gebrochen, und in Wien regte ſich der Widerſtand der Jeſuiten, welche längſt den Einfluß des Proteſtanten beargwohnt hatten und ſeine Pläne für Gründung einer wißenſchaftlichen Societät zu hintertreiben bemüht waren. Leibniz ſtand in dem kleinen Hannover allein, und man hielt ihn allgemein für eine aus der fürſtlichen Gunſt gefallene Größe. Er arbeitete raſtlos, um ſein großes Geſchichtswerk, die Annalen, bis zum Tode des Kaiſers Heinrich II. weiter zu führen. Denn dies forderte von ihm ſein Pflichtgefühl und der Befehl ſeines Königs. Nach Vollendung ſeiner Arbeit wollte er Hannover, das jetzt ſo wenig den Erinnerungen ſchönerer Tage entſprach, verlaßen und ſich in eine große Stadt begeben. Aber in welche? Seine Seele war getheilt zwiſchen London und Wien.

Und doch war, was von beiden Seiten her an ihn gelangte, nur zum geringen Theil erfreulich. Der Streit mit Newton um die Priorität der Entdeckung der Differenzialrechnung wurde erſt in dieſen beiden Jahren recht lebhaft. Die Engliſche

Societät hatte Partei genommen für Newton, und auf Gerechtigkeit für den Deutschen Leibniz war bei dem aufgeregten Nationalitätsgefühl der Engländer nicht zu rechnen. Das beste, was von England aus an Leibniz gelangte, waren die freundlich milden Briefe der Prinzessin Caroline, die sich immer gleich blieb, auch wenn Leibniz einmal glaubte zweifeln zu müßen.

Auch nach Wien hin führte Leibniz eine lebhafte Correspondenz; aber sie brachte ihm wenig erfreuliches und tröstliches. Wie er in London von den Anhängern Newtons bekämpft wurde, so sahen ihn in Wien die Jünger Loyolas mit Mistrauen an und suchten ihm den Boden unter den Füßen wegzuziehn. Leibniz schreibt im Anfange des Jahres 1716 an den Hofrath Schmidt in Wien: „Ich habe sagen hören, daß einige Jesuiten auf diesen Plan (einer Academie der Wißenschaften) nicht gut zu sprechen sind. Sie haben es mir einst geschrieben. Ich wünschte sehr, mein Herr, mehr Einzelheiten darüber zu erfahren.“ Diese Einzelheiten scheint Schmidt nicht gemeldet zu haben. Aber wenn auch nicht der ganze Orden der Jesuiten eine feindselige Stellung zu Leibniz einnahm, der ihnen stets so viele Anerkennung gezollt hatte, so steht doch nach dem Obigen so viel fest, daß wenigstens einzelne Mitglieder des Ordens ihm entgegenarbeiteten. Dazu kam, daß nach wie vor in Wien die Mittel zur Ausführung seiner Pläne fehlten. Es war eine Thatsache, welche Leibniz nur mit Betrübnis erfüllen konnte, daß die Angelegenheit der Societät nach seiner Abreise trotz aller ihm gegebenen Versprechungen keinen Schritt vorwärts gekommen war. Das Gefühl der Misstimmung, welches ihn wegen dieses Zauderns nothwendig beschleichen mußte, wandelte sich im Spätsommer des Jahres 1716 sogar in dasjenige der persönlichen Kränkung um. Ein allzueifriger Correspondent in Wien meldete ihm, daß der Kaiser zum Zwecke von Ersparnissen beschloßen habe, die Gehalte aller Titular-Reichshofräthe einzuziehen und daß auch der Name Leibniz sich darunter befinde. Leibniz schrieb sofort in nicht geringer Erregung an das Fräulein von Klenk, und bat sie, der Kaiserin Amalie seine Beschwerde mitzutheilen. Aus den Antworten geht hervor, daß es nicht die Absicht des Kaisers war, unter jene Maßregel auch Leibniz mit einzubegreifen, und daß die vermeintliche Kränkung nur auf Rechnung der Rücksichtslosigkeit der

ausführenden Organe zu ſetzen war. Indes wurde dieſelbe um ſo verhängnisvoller, weil ſie dem alternden und nun auch von Krankheit geplagten Manne die letzten Tage ſeines Lebens verbitterte, und weil er mit dem Gefühle dieſer vermeintlichen Kränkung geſtorben iſt.

Nur aus der trüben Lage Leibnizens, wie ſie ſo eben geſchildert iſt, und aus ſeiner Misſtimmung über dieſe Lage iſt es zu erklären, daß derſelbe ſeine Blicke für einen Augenblick ſogar dahin richten konnte, woher er ſonſt nur Unheil zu erwarten gewohnt war, nach Frankreich, nach Paris. Wenigſtens behauptet dies der berühmte Jeſuit P. Tournemine im Journal des Savans, wo er im Jahre 1722 erzählte, daß Leibniz ihm 1715 geſchrieben habe, er habe die Abſicht, nach Frankreich zu kommen, um hier ſein Leben zu beſchließen. Er fügt hinzu, Ludwig XIV. habe dieſen Brief geleſen und ihn, den Empfänger, beauftragt, darauf zu antworten, daß er, der König, alle Verdienſte Leibnizens kenne und ihn mit Vergnügen an ſeinem Hofe ſehn werde. Ja, er werde ihm den Aufenthalt daſelbſt eben ſo angenehm machen, als er vortheilhaft für Frankreich ſein werde.

Hat Leibniz wirklich einen Augenblick daran gedacht, ſeinen Aufenthalt in Paris zu nehmen, ſo war ſchwerlich Ludwig XIV. der Magnet, der ihn dorthin zog. Noch lebte in Paris jene Deutſche Prinzeſſin, welche, einſt am Hannöverſchen Hofe erzogen, ſtets die dankbarſte Verehrerin der Kurfürſtin Sophie geweſen war und von dieſer auch das Wohlwollen für deren vertrauteſten Freund, unſern Leibniz, geerbt hatte. Sie war vielleicht die einzige in dem reichen Kreiſe fürſtlicher Freundinnen, welche augenblicklich für Leibniz zugänglich war, und das mochte in ihm jenen Plan anregen, an deſſen Ausführung er aber wohl nie ernſtlich gedacht hat. Denn ſchon feßelten ihn ſeine körperlichen Leiden immer mehr an ſein Studirzimmer, und ſeine Tage waren gezählt.

Die Beſchreibung der letzten Augenblicke des großen Philoſophen verdanken wir ſeinem Secretär Eckhard. Dieſer verfertigte im Jahre 1717 für die Herzogin von Orleans einen „Lebenslauf des ſeligen Herrn von Leibniz", welcher nicht nur manche intereſſante Einzelheiten über Leibnizens Perſönlichkeit,

ſo wie über ſein ganzes Leben und Wirken enthält, ſondern auch über ſeine letzte Krankheit, über ſein Abſcheiden und ſein Begräbnis ziemlich ausführlich berichtet. Eckhards neunzehnjährige Bekanntſchaft mit Leibniz, bei dem er lange Secretär war, verſchafften dieſem Aufſatze volle Glaubwürdigkeit. Und doch ſind Eckhards Aufzeichnungen mit Vorſicht aufzunehmen. Denn er war kein lauterer Character und redete ſchon zu Leibnizens Lebzeiten von dieſem in einer übelwollenden Weiſe. Leibniz war in der Wahl ſeiner Bedienten und Secretäre nicht immer glücklich. Er wurde von ihnen hintergangen und beſtohlen. Vor Eckhard hatte Leibniz einen Amanuenſis namens Feller, der ihn beſtahl und darauf entfloh. Leibniz wollte ihn ſteckbrieflich verfolgen laßen, unterließ es aber aus Rückſicht auf die Familie des Flüchtlings. Nach Feller trat Eckhard als Secretär an deſſen Stelle. Nachdem er mehre Jahre in Leibnizens Dienſten zugebracht, wurde er von demſelben im Jahre 1703 dem Sächſiſchen General Grafen Flemming als Secretär empfohlen und reiſte zu dieſem nach Polen, wo er es aber kaum ein Jahr aushielt. Nach ſeiner Rückkehr arbeitete er wieder mit Leibniz zuſammen und wurde darauf von dieſem dem Herzog Anton Ulrich dringend für eine Profeſſur der Geſchichte in Helmſtedt empfohlen. Im Jahre 1712 wurde er indeſſen wieder von Helmſtedt nach Hannover zurückgerufen, um hier als Leibnizens Gehülfe zu fungiren. Nach Leibnizens Tode trat er als Bibliothekar und Hiſtoriograph an deſſen Stelle und bekleidete dies Amt bis zum Jahre 1724. In dieſem Jahre entfernte er ſich heimlich von Hannover, da er mehre tauſend Thaler Schulden gemacht hatte. Mochte auch die Hauptſchuld ſeines Unglücks ſeiner Frau zuzuſchreiben ſein, ſo hatte doch auch Eckhard ſelbſt liederlich gewirtſchaftet und ſich ſogar Veruntreuungen auf der Bibliothek zu Schulden kommen laßen. „Cultur Eccardi (das Eckhardſche Meſſer) iſt vielfach an den Büchern zu merken", heißt es in den betreffenden Acten. Der flüchtig Gewordene wurde ſteckbrieflich verfolgt und ſchrieb klägliche Briefe an die Geheimen Räthe nach Hannover. Nachdem er in Köln zur katholiſchen Kirche übergetreten war, fand er endlich in Würzburg eine glänzende Anſtellung, wurde hier ſogar geadelt und ſchrieb ſich ſeitdem von Eckhard (früher Eccard.)

Dieſer Eckhard nun hat ſich vielfach auch an Leibniz verſündigt. Leibniz hat ihn ſtets protegirt und ihn zu wiederholten Malen warm empfohlen. In allen ſeinen Briefen iſt kein Wort der Misachtung oder Abneigung gegen Eckhard zu finden. Deſto größer iſt der Undank, den Eckhard gegen Leibniz bewieſen hat. Noch bei Leibnizens Lebzeiten wurde er auf ſein wiederholtes Anſuchen zu deſſen Nachfolger ernannt. Und während er dem großen Philoſophen als deſſen Gehülfe zur Seite ſtand, ſchrieb er an den Miniſter Bernſtorff eine ganze Reihe von Bettelbriefen, in denen er allerlei hämiſche Bemerkungen über Leibniz einfließen ließ. Zur Beurtheilung des Characters Eckhards ſcheint es mir nicht unbienlich, einige Proben daraus mitzutheilen.*) Am 8. October 1714 ſchrieb Eckhard an den Miniſter Bernſtorff: „Herr von Leibnitz iſt nun wieder kommen. Ich kann mich aber aus ſeinem Weſen nicht finden, und ſcheinet es bald, als wollte er bei uns bleiben, bald aber, als ſuche er Urſache, los zu kommen. Er will nun den erſten Theil, wie er ſagt, bis auf Kaiſer Henricum II. oder Sanctum inclusive extendiren. An den Prodromum aber, obgleich ich optime praeparatus bin, kann ich ihn nicht bringen. Mir beucht, er meint, in kurzem die ganze Hiſtorie hervor zu ſtürzen, einen braven recompens deswegen nebſt der Ehre davon zu ziehen, und alsdann nach Wien zu gehen; welches im Vertrauen melden muß." Ferner am 19. November 1714: „Mein Wohlverhalten wird niemand ſehen, und Herr von Leibnitz wird ſo noch bis an ſein Ende zubringen, ehe was gedruckt wird. Und dann wirds doch heißen, ich habe alles von ihm. Sobald war der Kronprinzeſſin Hoheit nicht zum Lande hinaus, ſo gieng er ſeiner Wege. Er gab vor, er wolle zum Herrn General von Schulenburg reiſen. Ich habe aber Nachricht, daß er zu Zeitz geweſen.**) Hier ſagte er expreſs, er wolle erſt Reſolution auf ſeine Forderung haben, eher wolle er nicht arbeiten. Und denn ſo kann er Sie noch ziemlich aufhalten, wenn er den Theil usque ad Henricum Sanctum proſe-

*) Sie befinden ſich in den Acten des Miniſteriums des Königlichen Hauſes, I. Volum. I, 2.

**) Er ließ daſelbſt eine Rechenmaſchine für Peter den Großen anfertigen.

quiret. Das Concipiren kann er in Jahreszeit, wenn er auch noch so fleißig ist, nicht thun. Was will nun zum Nachsehen er sich noch für Frist nehmen? Mich hat er angewiesen, ich solle aus allen Publicisten colligiren, was sie für consequences aus dem Districte unserer Historie machen. Ich war praeparatissimus (vollkommenbereit), den Prodomum de migrationibus (die Einleitung über die Völkerwanderung) zu befördern; daran will er aber nun gar nicht. Wollte Gott, ich könnte etwas für mich allein machen, so sollte man doch sehen, daß ich ein wenig etwas auf gute Art ausführen könne; aber diese Ehre scheint mir noch ein wenig vorenthalten zu werden. Ich habe auch durch lange practicam die Geduld zu haben gelernt und laße mir alles gefallen, was mein Zustand leiden will. Aber die Bestellung in ordentlicher Form und das Bißlein mir gehörende Ehre vom Titel möchte ich endlich gerne haben, damit ich doch bei Ausländern meiner mutation wegen keinen Schimpf hätte und bei den zanksüchtigen Helmstedtern meinen ehrlichen Abschied nehmen könnte." Ferner am 5. März 1715: „An meinem Fleiße mangelt es hingegen nicht, und wenn Herr von Leibnitz gleich zöge, so würde unser Iter historicum (unsre geschichtliche Aufgabe) bald können vollendet werden; der aber hat entweder das podagra oder reiset und weiß, wie die Ziffern, also auch dieses Werk in infinitum zu extendiren."

Es ist möglich, daß diese geheimen Berichte Eckhards an den Minister, bei dem er sich in Gunst zu setzen wünschte, keine Verleumdungen enthalten. Aber mögen sie auch dem Inhalte nach durchaus wahr sein, so zeugen sie doch von wenig Pietät Eckhards gegen den alternden Mann, der sein Vorgesetzter war und ihm nur gutes erwiesen hatte. Sie sind um so häßlicher, als sie hinter Leibnizens Rücken geschrieben wurden, und werfen ein sehr zweideutiges Licht auf Eckhards Charakter.

Nachdem wir den Mann kennen gelernt haben, wollen wir nun hören, was er uns über Leibnizens Lebensende berichtet hat.

Leibnizens Zustand war mit dem zunehmenden Alter immer leidender und schmerzlicher geworden. Die gichtischen Uebel, an denen er seit einer Reihe von Jahren litt, hatten zugenommen und namentlich seit seiner Rückkehr von Wien auch die Schultern und Hände ergriffen. Dazu kam, daß sich am rechten Beine

eine Fluxion oder offener Schaden gebildet hatte. Dieſes incommodirte ihn im Gehen, er ſuchte es alſo zuzuheilen, und zwar mit nichts anderm, als darauf gelegtem Löſchpapier. Aber ſobald dies geſchehen war, bekam er ein heftiges Podagra. Dieſes ſuchte er dann durch ſtilles Liegen zu beſänftigen, und damit er im Bette ſtudiren könnte, zog er die Beine krumm an ſich. Die Schmerzen aber zu verhindern und die Nerven unfühlbar zu machen, ließ er hölzerne Schraubſtöcke anfertigen und dieſelben überall, wo er Schmerz fühlte, anſchrauben. Ich glaube ſagt Eckhard, er habe hiedurch die Nerven verletzt. Jedenfalls kam es bald mit ihm dahin, daß er zuletzt die Füße gar nicht mehr gebrauchen konnte, ſo daß er denn auch faſt ſtets zu Bett lag. Im November 1716 wurden die Anfälle der Gicht heftiger. Leibniz, der gern ſein eigner Arzt war, gebrauchte dagegen ein gewiſſes Decoct, das ihm ein Jeſuit zu Wien recommandirt hatte. Allein der übermäßige Gebrauch dieſes Mittels hatte die ſchlimmſten Folgen. Die Leibesconſtitution des ſiebenzigjährigen Mannes war zu ſchwach, um dieſen Trank, von dem er drei ſtarke Portionen genommen hatte, zu vertragen. Es traten ſtarke Convulſionen ein, und in der Zeit von einer Stunde kam das Ende. Leibniz ſtarb am Abend des 14. Novembers 1716.

Kurz vor dem Eintreten des Todes ließ Leibniz noch den Waldeckſchen Hofrath und Leibmedicus Dr. Seip rufen, der eben aus Holland zurückgekehrt war. Es war gegen neun Uhr, als Dr. Seip in einer Sänfte aus der Rodenſchenke abgeholt wurde. Als er zu dem Kranken eintrat, ſprach dieſer unter kurzem Athemholen von ſeiner Krankheit und Cur, wobei er allerlei alchemiſche Discurſe mit einmiſchte. So z. B. erzählte er, wie der berühmte Furtenbach in Florenz die Hälfte eines eiſernen Nagels in Gold verwandelt hätte. Als Hofrath Seip merkte, daß der Puls des Kranken gar ſchwach gieng und daß ihm an den Händen ein kalter Schweiß ausbrach, gab er ihm zu erkennen, daß ſein Zuſtand gefährlich wäre. Leibniz antwortete ihm, ſeine Hände und Füße wären von Jugend auf mehrentheils kalt, auch ſein Puls ſchwach, und wenn ihm etwas zuſtieße, hätte er eigne Mittel, die er gebrauchte. Da der Hofrath dieſe Mittel bei den damaligen Umſtänden nicht für dienlich hielt, bat er um Erlaubnis, ihm etwas anderes verordnen zu dürfen. Er war aber

kaum in der Apotheke, als ihm einer von Leibnizens Bedienten nachkam und ihm berichtete, daß der Kranke ſo eben verſchieden ſei. Gleich nach dem Weggange des Dr. Seip war nämlich die Annäherung des Todes deutlich zu ſpüren. Kurz vor ſeinem letzten Augenblicke wollte der Kranke noch etwas aufſchreiben. Auf ſeinen Wunſch wurde ihm Papier nebſt Dinte und Feder gereicht, und er verſuchte nun etwas zu ſchreiben, das er aber ſelbſt nicht mehr leſen konnte. Er zerriß daher das Papier, warf es von ſich und legte ſich zu Bett. Dann richtete er ſich wieder auf und verſuchte noch einmal zu ſchreiben. Als es mislang, verhüllte er ſich mit ſeiner Schlafmütze die Augen, legte ſich auf die Seite und entſchlief, nachdem er ſein ruhmvolles Alter auf ſiebenzig Jahre, vier Monate und vierundzwanzig Tage gebracht hatte.

„Als er ſo ſchwach war, und ſeine Diener ihn erinnerten, ob er nicht das h. Abendmahl nehmen wollte, hat er geantwortet: ſie ſollten ihn zufrieden laßen; er habe niemand etwas zu leide gethan, habe nichts zu beichten". Es ſind wieder Eckhards Worte, welche uns dieſe auffallende Antwort berichten. Aus ſeinem Berichte ſchöpfte die Herzogin von Orleans, und einen zweiten Gewährsmann für das von Eckhard Erzählte giebt es nicht.

Dr. Seip erzählt noch, daß Leibniz, als er zu ihm kam, viele Briefſchaften und Bücher auf ſeiner Bettdecke und auf Stühlen um ſich her liegen hatte. Unter dieſen letztern befand ſich die Holländiſche Duodezausgabe von Barclays Argenis, ferner ſeine methodus nova juris, in der er allerlei Verbeßerungen an den Rand geſchrieben hatte, Pontans progymnasmata, Linkers instructorium forense und mehre andre Bücher. Das zuerſt genannte Buch von Barclay, ſein Lieblingsbuch, wird noch auf der hieſigen Bibliothek aufbewahrt. Es liegt auf dem mit einer Art von Wachstuch überzogenen Lehnſeßel, auf welchem Leibniz ſo manche Stunde an ſeinem Schreibtiſche zugebracht hat.

Leibniz wurde in der Neuſtädter Kirche begraben. Doch laßen wir hierüber wieder Eckhard reden. „Er ſtarb den 14. November 1716, und habe ich alle Sorge getragen, ihn ehrlich zur Erde zu beſtatten. Seinen Sarg habe ich ihm laßen ſchön verfertigen. Zum Kopfe war ſein Wappen, zu den Füßen ſeine Titel und ſeine Sterbezeit angeheftet. Auf jeder Seite war in

der Mitte ein großes Feld und zwei kleine Nebenfelder. Zur rechten Seite ſtand in dem mittleren Hauptfelde ſein symbolum: pars vitae, quoties perditur hora, perit (jede verlorene Stunde iſt ein verlorner Theil des Lebens). In dem obern Nebenfelde ſtand eine Eins in eine Null geſetzt, mit der Ueberſchrift: omnia ad unum (alles auf Einen), welche auf Gott und ſeine Differenzialrechnung abzielte. In dem untern Nebenfelde war ein nach der Sonne ſteigender Adler zu ſehen mit der Ueberſchrift: haurit de lumine lumen (er ſchöpft Licht vom Lichte). Auf der linken Seite des Sarges ſtanden in dem mittlern Hauptfelde dieſe Worte des Horatius:

Virtus recludens immeriti mori
Coelum negata tentat iter via,
Coetusque mortales ad udam
Linquit humum fugiente penna.*)

In dem Nebenfelde beim Kopfe ſtand das von ihm ſehr geſchätzte Sinnbild des Herrn Bernouilli, nämlich eine Spirallinie mit der Ueberſchrift: inclinata resurget (niedergebeugt, erhebt ſie ſich wieder). In dem untern Nebenfelde aber ſtand ein in Zimmetrinden ſich verbrennender Phönix mit der Ueberſchrift: Servabit cinis honorem (die Aſche wird in Ehren bleiben). Das einzige iſt zu verwundern, daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen invitirt war, außer mir kein Menſch erſchien. Ich habe mir daher nicht wenig gewußt, daß ich dieſem großen Manne die letzte Ehre einzig und allein erwieſen habe."

Auf dieſe Erzählung Eckhards laße ich nun den officiellen Bericht folgen, welchen die Königlich Großbritanniſchen zur Kurfürſtlich Braunſchweig-Lüneburgſchen Regierung verordneten Geheimen Räthe an ihre zur Göhrde in der Umgebung des Königs befindlichen Collegen abſtatteten. Dieſer Bericht lautet vollſtändig alſo:**)

*) Das heißt etwa: „Die zum Himmel emporſtrebende Tüchtigkeit des Mannes, der nicht hätte ſterben ſollen, erhebt ſich auf ungangbarem Wege und läßt in ihrem Fluge die Gemeinſchaft der Sterblichen hienieden zurück." Offenbar ſind die Worte in doppelter Beziehung auf Leibnizens Leben und auf ſeinen Tod gemeint.

**) Er befindet ſich in den Acten des Miniſteriums des Königlichen Hauſes I. Volum. I, 2. Wir ändern nur die Schreibweiſe und geben das Actenſtück im übrigen wörtlich.

„Unsere freundlichen Dienste zuvor, Wohlgeborne, insonders vielgeehrte Herrn Collegen und sehr werthe Freunde.

Den Herren Collegen laßen wir hiedurch freundlich wißen, daß der Allerhöchste gestern abends gegen 11 Uhr den Geheimen Justizrath Leibniz aus dieser Zeitlichkeit abgefordert. Derselbe hat den Tag über noch gelesen und geschrieben, auch abends um 9 Uhr noch gegeßen. Man hält davor, daß er durch den Gebrauch eines gewissen Wienerschen remède die Gicht ins Leib getrieben habe.

Sobald uns diesen Morgen solcher Todesfall angezeigt worden, haben wir den Consistorialrath Stambke ins Sterbehaus geschickt und durch denselben von wegen Sr. Königl. Majestät, Unsers allergnädigsten Herrn, alle Stuben und Kammern, worin sowohl die Kgl. Bibliothek, als des Verstorbenen Bücher, Briefschaften und Sachen befindlich, versiegeln laßen, welches der Historiographus Eccard nebst dem Hauswirte Hennings privatim sofort nach dem Tode des Geh. Justizraths verrichtet hatten. Man hat auch wegen behöriger Kleidung und Legung des Verstorbenen in einen Sarg die Nothdurft verfüget, und soll die Leiche diesen Abend ins Gewölbe der Neustädter Kirche, bis zur Anherokunft der Verwandten, gebracht werden.

Weil es also nunmehr darauf ankommt, wie es mit des Verstorbenen sowohl zu der bekannten historischen Arbeit gehörigen als andern Scripturen, memoires und Briefschaften, dann auch mit der Kgl. Bibliothek zu halten, so geben wir den Herrn Collegen freundlich anheim, ob ratione des ersteren nicht nöthig sein wolle, daß ermeldeter Historiographus desfalls in speciale Eide und Pflichten zu nehmen, daß er nämlich alle solche Scripturen aufs sorgfältigste verwahren und nichts davon abhanden bringen, auch nichts ohne speciale Erlaubnis davon communiciren, viel weniger drucken laßen wolle. Was aber die Kgl. Bibliothek betrifft, wird die Frage sein, ob solche dem Historiographo, ehe und bevor ein catalogus darüber gemacht, anzuvertrauen.

Die Herren Collegen ersuchen wir demnach freundlich, Sie wollen obiges Sr. Kgl. Majestät vorzutragen und zu befördern belieben, daß wir darüber mit allergnädigstem Verhaltungs-Befehl bald versehen werden mögen.

Hannover, den 16. Nov. 1716."

Es ist dies das einzige officielle Actenstück, das uns über Leibnizens Tod aufbehalten ist. Dasselbe ist datirt vom 16. November 1716, und da es in demselben ausdrücklich heißt, „daß der Allerhöchste gestern abends gegen 11 Uhr den Geheimen Justizrath Leibniz aus dieser Zeitlichkeit abgefordert habe," so scheint sich daraus mit Sicherheit zu ergeben, daß Leibnizens Todestag nicht, wie die Welt bisher geglaubt hat, der 14., sondern der 15. November ist. Jene Annahme beruht auf der Aussage Eckhards in seinem Lebenslaufe Leibnizens, der ein volles Jahr nach dessen Tode geschrieben ist. Auf den ersten Blick scheint es nun ganz unzweifelhaft, daß das officielle Actenstück, welches bei der ersten Kunde von Leibnizens Tode aufgenommen wurde, mehr Glauben verdient, als der um ein Jahr später geschriebene Lebenslauf einer Privatperson. Dennoch müßen wir uns nach reiflicher Erwägung auf Eckhards Seite stellen, und zwar aus folgenden Gründen. Der nachmalige Helmstedter Professor Göbel schreibt am 15. November 1716 an den Hofrath Hertel in Wolfenbüttel: „Weil Herr Rath Eckhard nach der Göhrde abgereist ist, so hat seine Frau Gemahlin mich beauftragt, Sie zu benachrichtigen, daß Herr Leibniz am verfloßenen Sonnabend gegen 10 Uhr verstorben ist." Diese Aussage Göbels stimmt nicht nur mit Eckhard darin überein, daß Leibniz am 15. Nov. schon todt war, sondern sie fügt auch den wichtigen Anhaltspunkt hinzu, daß sein Todestag ein Sonnabend war. Da nun der 14. November im Jahre 1716 auf einen Sonnabend fiel, so werden wir dem übereinstimmenden Zeugnisse Eckhards und Göbels mehr Glaubwürdigkeit beilegen müßen, als dem officiellen Schreiben der Minister. Es begreift sich auch leicht, wie diese zu einer Verwechselung des Datums gekommen sind. Leibniz starb am Sonnabend Abend. Am Sonntage früh lief die Meldung ein: „gestern Abend hat es dem Allerhöchsten gefallen" u. s. w. Da aber erst am Montage das officielle Schreiben abgefaßt wurde, so blieb der dazwischen eingefallene Sonntag unbeachtet, und es hieß nun auch in dem ministeriellen Schreiben „gestern Abend" statt „ehegestern Abend."

Wenn aber auch jenes officielle Actenstück, das hier zum ersten Male veröffentlicht wird, in Beziehung auf Leibnizens

Todestag keine neue Aufschlüße bietet, so enthält es doch eine nicht unwillkommene Berichtigung in Beziehung auf sein Begräbnis.

Eckhard sagt darüber: „Das einzige ist zu verwundern, daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen invitirt war, außer mir kein Mensch erschienen: daß ich mir also sehr viel gewußt, daß ich die letzte Ehre diesem großen Manne einzig und allein erwiesen." Aehnlich äußert sich der Schottische Ritter Ker von Kersland, welcher in seinen 1726 zu Rotterdam veröffentlichten Memoiren sagt: „Ich kam im Monat November 1716 nach Hannover, an demselben Tage, an welchem der berühmte Herr von Leibniz starb, was mir eine unaussprechliche Betrübnis verursachte. Was mich aber noch mehr betrübte, war die geringe Ehre, welche die Hannoveraner ihm bei seinem Tode erwiesen; denn er wurde eher begraben als ein Straßenräuber (voleur de grand chemin), denn als ein Mann, welcher die Zierde seines Vaterlandes gewesen." Vergleicht man diese beiden Angaben, so muß man sich mindestens wundern, daß nicht der Ritter Ker von Kersland sich bei dem Begräbnisse dem „einsamen" Eckhard angeschloßen hat; dann wären es wenigstens zwei Personen gewesen, welche das Leichengefolge gebildet hätten. Und wenn der Dichter Heinrich Voß recht hätte, welcher in einem Gedichte den Mann erscheinen läßt,

„Der seines Lehrers Sarg
Einsam um Mitternacht begleitete,
Ein alter Jude wars" —

so hätten schon drei Personen Anspruch auf die Ehre, welche Eckhard sich allein zuschreibt. Jedenfalls sieht man, daß sich bald die dichtende Sage dieses Punktes bemächtigt hat. Indessen erst in unsrer kirchlich rohen Zeit ist von Seite derer, welche die Kirche am meisten verachten, die Anklage laut geworden, daß die Orthodoxie den Verstorbenen bis ins Grab verfolgt habe. Eckhard sagt kein Wort von der Geistlichkeit, und noch weniger beschwert er sich darüber, daß dieselbe dem großen Todten die „gebührende Ehre" versagt habe. Er verwundert sich nur, daß „der Hof", wiewohl zum Begräbnis eingeladen, nicht erschienen sei. Aber die neuern Geschichtsschreiber wißen ganz genau — Gott weiß, woher? — „daß kein Geistlicher

dem Sarge folgte, und daß man dem Todten die gewöhnlichen Zeichen der Theilnahme und die letzten religiösen Gebräuche versagte."

Das einzige zuverläßige, was wir über Leibnizens Begräbnis wißen, enthält das vorhin mitgetheilte officielle Schreiben. Danach wurde gleich nach Leibnizens Tode von den Miniſtern die nöthige Verfügung getroffen, daß die Leiche angekleidet und in einen Sarg gelegt wurde, was wahrſcheinlich, wenigſtens theilweiſe, ſchon am Sonntage geſchah. Dann wurde die Leiche am Montag Abend („um Mitternacht", ſagt Voß) ins Gewölbe*) der Neuſtädter Kirche übergeführt, wo ſie ſo lange ſtehen bleiben ſollte, bis die Leipziger Verwandten des Verſtorbenen mit ihren Wünſchen gehört wären. „Bis zur Anherokunft der Verwandten", ſagt das officielle Aktenſtück, indem es offenbar vorausſetzt, daß die Verwandten ſich einſtellen und dann die Leichenfeierlichkeiten ſtattfinden würden. Ob die Verwandten dieſer Erwartung entſprochen haben und ob und wie dann eine Leichenfeier gehalten iſt, darüber iſt uns nichts berichtet.

Jedenfalls hat Ker von Kersland jene abendliche Ueberführung der Leiche ins Todtengewölbe im Auge gehabt, wenn er berichtet, daß er auf ſeiner Durchreiſe durch Hannover Zeuge davon geweſen, daß Leibniz wie ein Straßenräuber begraben ſei. Dagegen iſt es unmöglich, daß ſich auch Eckhards Aeußerungen auf dieſe vorläufige Beiſetzung beziehen; denn wir haben vorhin aus einem Briefe des Profeſſors Göbel gehört, daß Eckhard gleich nach Leibnizens Tode, alſo Sonntag den 15. November, nach der Göhrde**) abreiſte. In welcher Abſicht, kann kaum zweifelhaft ſein. Eckhard hatte ſich ſchon zu Leibnizens Lebzeiten heimlich zu deſſen Nachfolger ernennen laßen. Faſt ſcheint es, als habe er das Ende ſeines Wohlthäters nicht erwarten können. Sobald dieſer ſeine Augen zugethan hatte, trieb es ihn jedenfalls zum Könige und zu den

*) Da es in der damaligen Zeit häufiger vorkam, daß Leichen in der Kirche beigeſetzt wurden, ſo ſcheint die Neuſtädter Kirche ein eignes Todtengewölbe gehabt zu haben, worin ſolche Leichen, die in der Kirche begraben werden ſollten, vorläufig aufbewahrt wurden.

**) Die Göhrde iſt ein Jagdſchloß, welches wenigſtens zwanzig Meilen weit von Hannover im Lüneburgſchen liegt.

Miniſtern, um ſich die ihm gegebene Zuſage beſtätigen zu laßen. Wenn aber Eckhard am Sonntag Morgen ſeine Reiſe nach der Göhrde antrat, ſo war es bei den damaligen Verkehrsmitteln eine reine Unmöglichkeit, daß er ſchon am Montag Abend nach Hannover zurückgekehrt ſein konnte.

Will man nun Eckhard nicht der groben Lüge zeihen, ſo wird man annehmen müßen, ſeine Ausſagen beziehen ſich auf einen ſpätern Vorgang, der in der Kirche ſtattfand. Wir haben uns dann den Hergang etwa folgendermaßen zu denken. Durch die Miniſter waren Leibnizens Verwandte zu einer Leichenfeierlichkeit eingeladen, und wir ſehen daraus zur Genüge, daß man gleich nach ſeinem Tode darauf Bedacht nahm, ihm die gebührende Ehre zn erweiſen. Allein bei dem bekannten Character ſeines Haupterben, des Paſtors Simon Löffler, iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſer die weite und beſchwerliche Reiſe von Leipzig nach Hannover ſcheute. Wenn die Verwandten aber abſagten, ſo fehlte zu der beabſichtigten Leichenfeierlichkeit der äußerliche Antrieb, und da es ſich aus der ganzen Sachlage leicht begreift, daß man in Hannover nicht geneigt war, ohne Noth eine Aufſehn erregende Feierlichkeit zu veranſtalten, ſo kam der anfängliche Entſchluß wieder ins Schwanken. Noch lebte zwar Leibnizens alter Freund, Molanus, der ihm gewiſs bis ans Ende ſeine Liebe bewahrt hatte und der für ſeine Perſon gern bereit ſein mochte, ihm die letzte Ehre zu erweiſen. Allein Molanus war der erſte Würdenträger der Hannöverſchen Landeskirche, und Leibniz war nicht nur in den Augen der Miniſter eine gefallene Größe, ſondern die von ihm in den letzten Jahren zur Kirche eingenommene Stellung mußte auch einem Manne wie Molanus nicht geringe Verlegenheiten bereiten. So kam man vielleicht ſtillſchweigend überein, der Leiche, welche ſich bereits in der Kirche befand, in aller Stille ihre letzte Ruheſtätte anzuweiſen. Es mag ſein, daß der inzwiſchen von ſeiner Reiſe zurückgekehrte Eckhard, etwa im Auftrage der Miniſter, den vorhin beſchriebenen Ehrenſarg hat anfertigen laßen. Es mag auch ſein, daß er die letzte Beiſetzung beſorgt hat und dabei allein von allen Hofleuten zugegen geweſen iſt. Indeſſen auch ſo behält man den Eindruck, daß Eckhards Bericht nicht nur ſehr unvollſtändig, ſondern auch ſehr unzuver-

läſſig iſt*) und daß der um die Gunſt der Großen buhlende Mann bei ſeiner Darſtellung vor allem die Abſicht verfolgt hat, ſich in den Augen der Herzogin von Orleans, für die er ſchrieb, als einen großen Verehrer des Mannes hinzuſtellen, den er heimlich bei den Miniſtern verdächtigt hatte. Jedenfalls entzog ſich die eigentliche Beiſetzung, da ſie innerhalb der Mauern der Kirche vor ſich gieng, der Oeffentlichkeit, und daher begreift es ſich auch, daß keine ſicheren Nachrichten darüber auf uns gekommen ſind. Immerhin iſt das gänzliche Fehlen derſelben ein Beweis, daß der große Mann, der einſt in Hannover unter den erſten geglänzt hatte, in den Hintergrund getreten war und nicht die Beachtung wie früher fand, wie wir das ja auch aus der Geſchichte ſeiner letzten Lebensjahre bereits wißen.

Die Academie von Paris brachte dem Andenken ihres großen Mitgliedes in der Sitzung vom 13. November 1717, in welcher Fontanelle ſeine berühmte Lobrede auf Leibniz las, eine ausgeſuchte Huldigung dar, während die Berliner Societät der Wißenſchaft kein Wort zum Gedächtniſſe ihres Gründers hatte.

Zum Schluß erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen über die Verfolgungsſucht der Orthodoxie, welche Leibniz ein kirchliches Begräbnis verſagt haben ſoll. Eckhard berichtet, daß dieſer „wenigſtens" in den letzten neunzehn Jahren ſich von der Kirche und dem Altare Gottes fern gehalten habe. Er ſetzt hinzu: „Gott weiß, was für Motive er dazu gehabt hat." Damit giebt Eckhard ſelbſt zu verſtehn, daß dies Verhalten Leibnizens beſondere Gründe gehabt haben müße, da es aus ſeiner Denkweiſe durchaus nicht zu erklären iſt und weder mit ſeiner früheren Praxis noch mit ſeinen durchaus chriſtlichen Anſchauungen, welche er unverändert bis an ſein Ende feſtgehalten hat, übereinſtimmt. Die Herzogin von Orleans ſucht ſich dieſe auffallende Thatſache, welche Eckhard ihr berichtet, dadurch zu erklären, daß

*) Beſonders auffallend iſt das, was Eckhard von der Einladung ſagt, die an den Hof ergangen ſein ſoll, dem Verſtorbenen zu Grabe zu folgen. Man muß fragen: von wem war dieſe Einladung ausgegangen? Wie es ſcheinen will, ſo hatte ſich Eckhard die Freiheit genommen, den Hof einzuladen, und dann war es freilich natürlich, daß dieſer in ſeiner zurückhaltenden Stellung verharrte. Allein Eckhard gehörte als Königlicher Bibliothekar und Hofrath ſelbſt mit zum Hofe und rühmt ſich ja auch, daß er unter den Invitirten der Einzige geweſen, welcher der Einladung Folge geleiſtet habe.

ſie ſagt: „die Prieſter konnten ihn nichts mehr lehren.“ Sie vergißt dabei, daß die Kirche keine Lehranſtalt zur Erwerbung wißenſchaftlicher Erkenntniſſe, ſondern eine Heilsanſtalt zur Erbauung der Seelen iſt, und daß Auguſtin das Wort Gottes mit einem Strome vergleicht, in welchem das Lamm watet und der Elephant ſchwimmt. Wir glauben für Leibnizens allerdings auffallendes Verhalten einen beßeren Erklärungsgrund zu haben. Die vielen vergeblichen Unionsverſuche hatten vielleicht Leibniz allmählich mit einem gewiſſen Ueberdruß an kirchlichen Fragen und mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit gegen die eigne Confeſſionskirche erfüllt. Es gieng Leibniz mit der Kirche und Kirchenlehre, wie es jedem von uns mit einer Roſe ergehn würde, wenn wir ſie zerpflückten und zerblätterten. So lange die Roſe ganz iſt, entzückt ſie uns durch ihren Duft und ihre Farbenpracht, aber ſie wird ihren Reiz verlieren, ſobald wir ſie in der angedeuteten Weiſe zergliedern. Es iſt pſychologiſch ſehr erklärlich, daß Leibnizens vieljährige, noch dazu vergebliche Bemühungen, durch logiſche Operationen mit der Kirchenlehre der verſchiedenen Confeſſionen eine Formel zu finden, welche das Unvereinbare vereinigen ſollte, dahin führten, ihn mit einer gewiſſen Sättigung, mit einem gewiſſen Ueberdruß zu erfüllen. Dazu kam, daß die Kirche, welche zu allen Zeiten dieſelbe Knechtsgeſtalt trägt, die ihr Herr und Meiſter vor ihr getragen hat, in Leibnizens letzter Lebenszeit immer mehr einer Nachthütte im Kürbisgarten glich. Sie trat nirgends ſo in die Erſcheinung, daß ſie einen Geiſt wie Leibniz hätte anziehen, befriedigen und feßeln können, und inſofern liegt eine gewiſſe Wahrheit in den Worten der Herzogin: „Die Prieſter konnten ihn nichts mehr lehren.“ In dieſer Erklärung liegt auch eine Art Entſchuldigung.

Aber, mag man auch Leibnizens äußerliche Stellung zur Kirche noch ſo viel erklären und entſchuldigen: die Thatſache bleibt, daß er länger als ein halbes Menſchenalter ſich äußerlich von der Kirche, als deren Mitglied er ſich früher lebhaft bethätigt hatte, zurückzog. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß das chriſtliche Volk den am Hofe vielgeltenden Mann mit mistrauiſchen Augen betrachtete, ihn des völligen Unglaubens

zieh und für ihn den charakteriſtiſchen Namen „Löwenix“ *) erfand. Und eben ſo wenig würde es zu verwundern und mit dem geringſten Scheine eines Grundes zu tadeln ſein, wenn die damalige Stadtgeiſtlichkeit dem großen Todten ein kirchliches Begräbnis verſagt hätte. Oder will man der Kirche zum Vorwurfe machen, was man bei jeder Clubgeſellſchaft ganz in der Ordnung findet, daß ſie diejenigen nicht als ihre Glieder anſieht und behandelt, welche ſich thatſächlich von ihr getrennt haben? Die Kirche urtheilt nicht über die Herzen, aber ſie kann die „kirchlichen Ehren“ beim Begräbniſſe nur denen erweiſen, die ſich im Leben als ihre Mitglieder ausgewieſen haben, und ſie macht bei dieſer ihrer Praxis keinen Unterſchied zwiſchen dem Philoſophen und dem Nachtwächter. Aber in unſern Tagen ſcheint es Mode geworden zu ſein, daß die, welche im Leben am auffallendſten ihre Verachtung gegen die Kirche an den Tag legen, für die Todten am eifrigſten die „kirchlichen Ehren“ in Anſpruch nehmen. Leibniz ſelbſt, der große Todte, würde ohne Zweifel gerechter geurtheilt haben. Da er ſich einmal äußerlich von der Kirche fern gehalten hatte, ſo würde er am wenigſten an ſie das Verlangen geſtellt haben, daß ſie ſeine Zugehörigkeit zu ihr durch Theilnahme an ſeinem Begräbniſſe anerkennen ſollte.

Hätte alſo wirklich die Hannöverſche Geiſtlichkeit unſerm Leibniz ein kirchliches Begräbnis verſagt,**) ſo wäre darum nicht der Schatten eines Grundes vorhanden, von einem Haſſe der Orthodoxie zu reden, welche ihn bis ins Grab verfolgt habe. Die Geiſtlichkeit Hannovers zeigte ſich dem großen Todten gegenüber ſo wenig intolerant, daß ſie es geſtattete, daß ſeine Leiche nicht nur vorläufig „im Gewölbe der Neuſtädter Kirche“ deponirt, ſondern auch ſpäter, es iſt ungewiſs, wann und wie, in der Kirche ſelbſt beigeſetzt wurde.

Da ruht der große chriſtliche Philoſoph nicht weit vom Altare in dem ſüdlichen Gange, der rechts vom Altare zur

---

*) Von dem niederdeutſchen Worte „löwen“ (glauben) gebildet, wie Taugenichts von taugen.

**) Von einer „Verſagung“ könnte übrigens, beiläufig bemerkt, erſt dann die Rede ſein, wenn conſtatirt wäre, daß die Geiſtlichkeit um die kirchlichen

Seitenthür führt, und sein Grab ist mit einer Steinplatte*) bedeckt, welche in metallenen Buchstaben die Inschrift trägt: Ossa Leibnitii.

Möge sein Gebein am jüngsten Tage und sein Geist bald in seinen Schriften eine fröhliche Auferstehung erleben.

Ehren für Leibniz angegangen wäre. Das ist schwerlich geschehen, da in Hannover niemand war, der in dieser Beziehung für den Todten auftrat. Auch die geringe Theilnahme, welche die Ueberführung der Leiche in die Kirche bei den Bewohnern Hannovers gefunden haben soll, und der Mangel an bürgerlichen Ehrenbezeugungen wäre unter den gegebenen Umständen begreiflich genug. Aber wir haben oben gesehen, wie zweifelhaft die besprochenen Vorgänge sind.

*) Nicht, wie sein Hauptbiograph, Guhrauer, fälschlich angiebt, mit einer kupfernen Platte.

15 GIL 187

Druck der Telgener'schen Hof-Buchdruckerei in Hannover.

005694535

Von demſelben Verfaßer ſind früher erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wolfgang Musculus, ein biographiſcher Verſuch. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 1855. 197 und XII Seiten. Preis 15 Groſchen.

J. A. Freylinghauſen's geiſtliche Lieder. Nach den Originaltexten herausgegeben und mit einer biographiſchen Skizze begleitet. Halle, Verlag von Julius Fricke. 1855. 112 und XLII Seiten. Preis 5 Groſchen.

Benjamin Schmolck's Lieder und Gebete. Eine Auswahl zur häuslichen Erbauung, nebſt einem Bildniſſe und einer Biographie des Dichters. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1855. 458 und LVIII Seiten. Preis 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 15 Groſchen.

Bartholomäus Saſtrow, ein merkwürdiger Lebenslauf des ſechszehnten Jahrhunderts. Für Jung und Alt bearbeitet. Halle, Verlag von Julius Fricke. 1860. 411 und XVI Seiten. Preis 1 Thlr. 15 Groſchen.

Was iſt die Union? Die brennende Kirchenfrage der Gegenwart. Hannover 1867. 308 und X Seiten. Preis 1 Thlr. 10 Groſchen.

Zwei angefochtene Predigten aus dem Jahre 1866, mit einem Vor- und Nachworte. Hannover. 48 Seiten. Preis 7½ Groſchen.

Druck der Telgener'ſchen Hof-Buchdruckerei in Hannover.